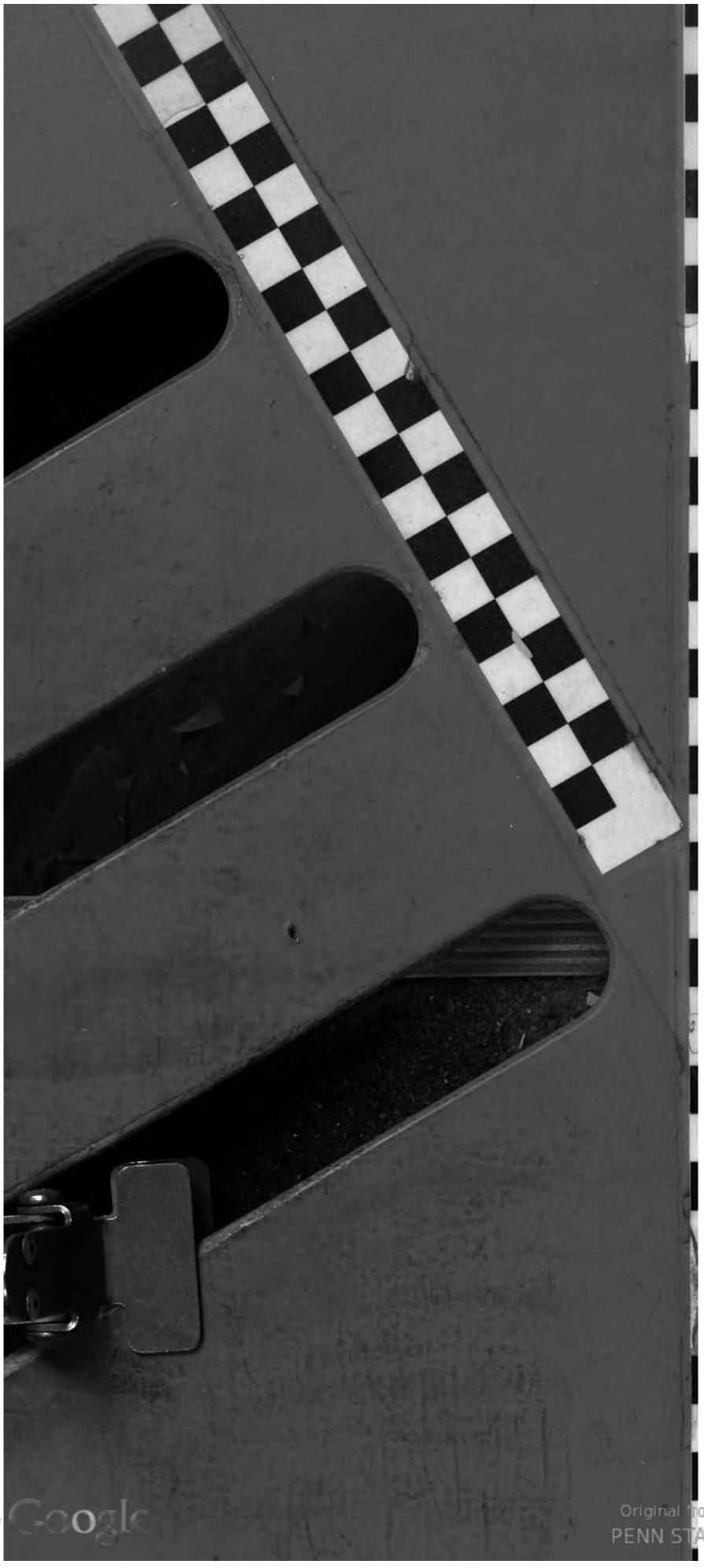
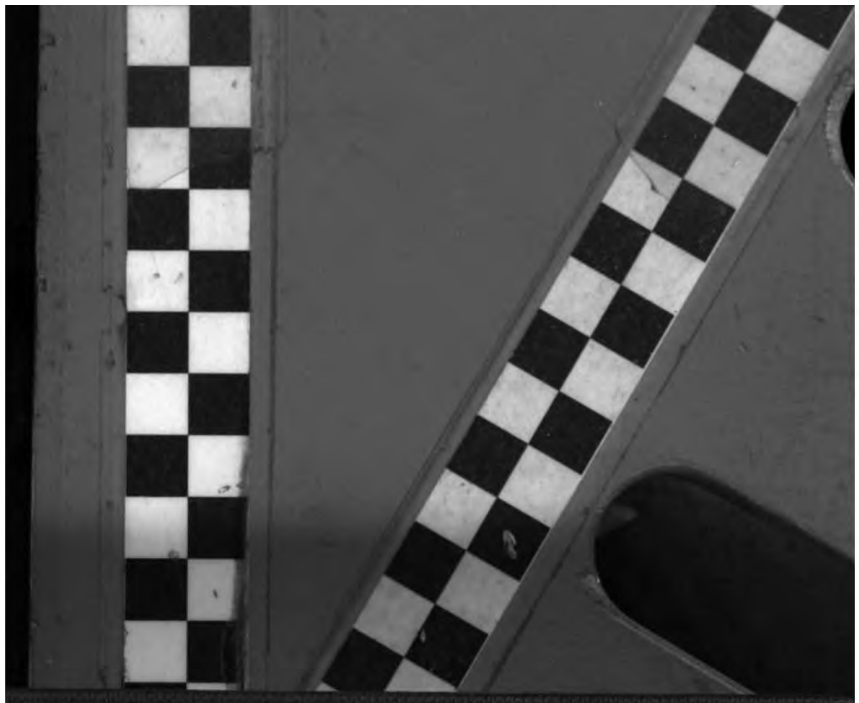
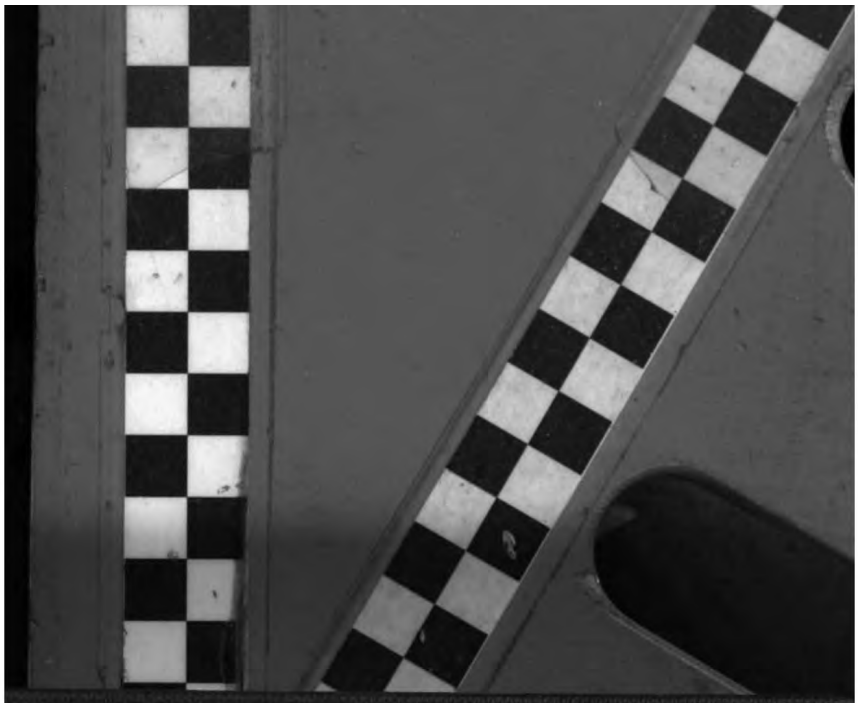


Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Herausgeber:
Ludwig Thoma und Hermann Hesse

Sechster Jahrgang 1912

Dritter Band
(Juli bis September)

MÜNCHEN 1912

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des dritten Bandes 1912

Hauptteil

Politik

Seite

J. Fischer, Heilbronn, Eine Entscheidungsfrage für den Liberalismus . 361
Conrad Haußmann, M. d. R., Englisch-deutsche Staatskunst . 203, 281
Dr. Ludwig Heyde, Die liberalen Arbeiter 325
Dekan Holdermann, Die Selbstverwaltung der Kirche 401
Dr. Müller-Meiningen-Hof, Sechs Monate Regiment Freih. von Hertling in Bayern 241, 286
E. Niwel, Die dritte Reichsduma 81
Die Berchtoldsche Initiative und die Krise in der Türkei . 441
Julius Sachs, Wien, Die Praxis der Graf Berchtoldschen Initiative 321
Die Entente im Mittelmeer 486
Dr. Erwin Steinitzer, Politik und Reklame 1
Ludwig Thoma, Die bayrische Blamage 201
Carl H. Winter, Die Ausländerfrage in der Schweiz 41
Der Kampf um die Vorherrschaft in der deutschen Sozialdemokratie. 121, 161
Die Chemnitzer Tagung 481

Volkswirtschaft

Dr. Ludwig Feuchtwanger, Die Juden und die Entstehung des Kapitalismus 92
Dr. Alfons Goldschmidt, Zur Psychologie des Großunternehmertums 167
Dr. R. Kempf, Die Berufsarbeit der Mütter 445
Dr. Hugo Kühl, Kiel, Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Moore 5
Dr. Philipp Loewenfeld, München, Unternehmer-Sozialpolitik und Wissenschaft 207
Dr. Julian Marcuse, Geburtenrückgang und Staatsraison 46

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Wissenschaft

Hans Dominik, Elektrisches Fernsehen 367
Robert Lewin, Das Bion und die Art 129
Dr. Julian Marcuse, Grenzfragen ärztlicher Ethik 412
Dr. Karl Nötzel, Widersprüche und Irrtümer bei Karl Marx . 249, 295
Paul Rohrbach, Alte und neue Bevölkerungsfragen in Kleinasien . . 171

Kunst und Kultur

Hans Brandenburg, Annette von Droste 330
Dr. Oskar Ewald, Zur Psychologie des Redners 451
Dr. Herbert Stegemann, John Henry Mackay 492
Dr. Hans Scholz, Musik und Pietät 253
Kunst und Politik 408
E. Steiger-Hellerau, Eine deutsche Tanzkunst 10, 99
Helene Voigt-Diederichs, Wandertage in England. London . . . 18
" " " Lincoln u. York 258
" " " Durham . . 300

Erzählungen

Hans Böttcher, Auf der Straße ohne Häuser 179
Hans Heinrich Ehrler, Das romantische Fräulein 105, 138
Herbst 501
Maxim Gorki, Klagen 373, 418, 458
Otto Rung, Der Weizenkönig 52
Jakob Schaffner, Die drei Träume 336
Berthold Viertel, Ein Gespräch 217

Gedichte

Hermann Hesse, Gedichte von Bruno Frank 381

Rundschau

Politik

Otto Corbach, Seemacht und Kolonien im britischen Weltreich . . . 424
Hermann Hummel, Badische Großblockpolitik 148
—l, Zum böhmischen Ausgleich 229
Julius Sachs, Wien, Der Sturz des Komitees „Einheit und Fortschritt“ 227

Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Seite

Volkswirtschaft

Otto Corbach, Gewerkschaftsbewegung und Sabotage 30
Kinderschutz 264
Dr. Alfons Goldschmidt, Aktienmonitum 349
Hochkonjunktur? 428
Bankiertag 507

Wissenschaft

Theodor Heuß, Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege . . 383

Kunst und Kultur

Dr. Max Adler, Ein Generalregister der Presse 267
Alfred Baeumler, Bayrische Gewerbeschau 28
Die Überwindung des Impressionismus? . . . 310
Hans Brandenburg, Die Hellerauer Schulfeste 65
Die Große Kunstausstellung in Dresden . . . 187
A. von Ende, Amerikanische Weltanschauungsromane 183
Hermann Hesse, Sommerlektüre 112
Klassische Dichtungen 505
Hermann Kötschke, Die olympischen Spiele 145
Alfred von Mehrn, Der eucharistische Weltkongreß 1912 in Wien . 307
Dr. Herbert Stegemann, Ein neuer Roman aus der großen Revolution 465

Glossen

	Seite		Seite
Der Quotient	33	Münchener Künstlertheater . .	77
K. B. Regierungsphilosophie .	34	Armenien und der Zug Xenophons	78
Hinter den Kulissen der Theosophie	37	Maßregelung des Straußgegners	79
		Geburtenenquete	115
Vom Vegetarianismus . . .	38	Der Schapiroprozeß	116
Gockel, Hinkel und Gackeleia .	39	Minister und Guttempler . .	117
Liliencrons Werke	40	Amerikanische Verkehrszahlen .	119
Zinsphantasten	70	Der Trieb ins Weite	150
Lourdeswasser	72	Unter falscher Flagge . . .	152
Besitz	73	Gerhart Hauptmann in Lauchstädt	154
Ferdinand Hodler	74	Sonderbundausstellung Köln .	156
Wie man Impressionist wird .	76		

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

	Seite
Hermann Cohen	157
Das Ei des Pädagogen-Kolumbus	158
Ein deutscher Satiriker	159
Noch einmal Lourdeswasser betreffend	160
Deutschlandsucher	190
Innere Kolonisation und soziale Frage	192
Hexen	195
Am Nebentisch	196
Marionetten	198
D. W. B.	199
Wellt'r mech dangen	231
Die Veteranen	233
Eine Anekdote	234
Wohlgeboren	235
Vergesellschaftete Weltanschauung	237
Schmucksachen von R. A. Zutt	239
Luftschiffe bei Jean Paul	239
Inselverlagbücher für fünfzig Pfennig	240
Der Umweg	271
Rußland und Japan	272
Der Herr Amtsvorsteher schreibt	274
Arme und Reiche?	275
Die Schächer	277
Rita Sacchetto	278
Der Dekamerone	280
Antoine Watteau	280
Salut und Salat	313
Agrarpolitik und Kolonialpolitik	315
Die dritte Romantik	317
Eine völlige Umwälzung	319
Beethovens Briefe	319
Thackeray	320
Christian Wagner	320
Der Austausch-Chinese	351
Der Ablaß	353
Ein Bund für Polygamie	353
Die Telephonzeitung	355
Die chinesische Kuliauswanderung	357
Ein neues Christusdrama	358
Ein Rodinbuch	360
Eulenbergs neue Bilder	360
Die Großen und die Kleinen	386
Fortschritte der Amerikanisierung Kanadas	388
Der Schrittmacher der Jesuiten	390
Dulce est desipere in loco	393
Liberaler Byzantismus	393
Mieter und Hausbesitzer	395
Polizeilogik	396
Unser armer Hauptmann von Köpenick	397
Discite moniti	398
Die neuesten Krebsheilmittel	399
Für Italienfreunde	400
Banzai-Patriotismus	430
Cantianer	432
Was lehrt der Fall Traub?	435
Literaturpogrom	436
Der standhafte Prinz	438
Der bedrohte Parzival	438
Leichenpredigt auf einen deutschen Künstler	440
Redner	469
Do ut des	470
Der neue Panislamismus	473
Die Arbeitervillen?	474
Gartenstadt und Säuglingssterblichkeit	476
Reklame	477
„Als Vagabund um die Erde"	480
Die Faustkämpfer	510
Vogel Straußpolitik	511
Balkanjapaner	513
Der kranke Krieg	515
Die Selbstverwaltung englischer Kolonien	516
Heiliger Christophorus hilf!	519

Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Politik und Reklame

Von Dr. Erwin Steinitzer

Der deutsche Zeitungsleser, der in den letzten Wochen auf die Berichte gestoßen ist, die von den Orgien politischer Leidenschaft und Mache im Chicagoer Kolosseum erzählten, wird diesen Vorgängen vermutlich in neunundneunzig von hundert Fällen kaum mehr als kopfschüttelnde Verständnislosigkeit entgegengebracht haben. Vielleicht noch ein bißchen verächtliches Überlegenheitsgefühl dazu: „wir Dichter und Denker sind doch seriösere Menschen." Und wenn er über Neugier und Selbstzufriedenheit hinaus noch das Bedürfnis eines erklärenden Urteils empfand, so mochte es sich — minder abstrakt und weniger höflich freilich — demjenigen nähern, das der Engländer Graham Wallas an die Spitze seiner politischen Psychologie gesetzt hat: wer die Politik auf die Funktionen der menschlichen Natur begründen wolle, müsse die Neigung überwinden, die Intellektualität der Menschen zu übertreiben.

Als vor sechs Monaten ganz Deutschland im (temperierten) Reichstagswahlfieber lag, war, wenn ich mich recht erinnere Wallas' in guter Übersetzung bei Diederichs erschienene Schrift als „Aktualität anläßlich der Wahlen" in jedem Buchhandlungsschaufenster zu sehen. Wer sie unter dem Einflusse dieser Anpreisung damals zu gewissermaßen grundsätzlicher Orientierung kaufte, hat sich durch das treffliche Buch sicherlich bitter enttäuscht gesehen. Der „kleine Hillger", der für sechzig Pfennige „alles für den Wähler Wissenswerte" bot, war selbst vom prinzipiellen Standpunkte unbedingt nützlicher. Den britischen Autor trifft darob keine Schuld; es ist unmöglich, aus einer bestimmten politischen Atmosphäre heraus für eine andere, gänzlich verschiedene zu schreiben — es sei denn, daß man sich dauernd in den Höhen der allgemeinsten Abstraktion bewegt. (Dann aber kann von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aktualität natürlich überhaupt keine Rede sein.) Wie ungleich hüben und drüben die Grundlagen und Grundbedingungen politischen Lebens und Wirkens sind, weiß jeder. Bei uns die Parteien im Ganzen der organisierte Machtausdruck der großen wirtschaftlich-sozialen Gruppen; drüben die wirtschaftlich-sozialen Gruppen die frei wählenden Anhänger der einen oder der anderen der großen Parteien. Bei uns der Grundstock der Wählerschaft durch festes ökonomisch-gesellschaftliches Interesse mit seiner Partei dauernd verbunden, bloß die „Mitläufer" flottant und fluktuierend; in England und Amerika — von den Sozialisten und Nationalisten abgesehen — streng genommen überhaupt bloß Mitläufer. Bei deutschen Wahlen für jede Partei nur die Möglichkeit von Teilgewinnen und Teilverlusten, die ihr die Herrschaft nicht geben oder nehmen, sondern bloß ihr Gewicht bei der Kompromißbildung, aus der die gesamte Politik besteht, stärken oder schwächen; bei angelsächsischen ein Spiel ums Ganze, das gewonnen oder verloren wird.

Auf diesem Spiele beruht in England und Amerika der Mechanismus demokratischer Staatsverwaltung. Sein Geist und seine Regeln sind die Determinanten der politischen Zukunft. Ist es ein faires oder ein Falschspiel? Wird der Sieg durch Kniffe und Bluffs bei verdeckten Karten oder durch Einsicht und Leistungsfähigkeit im offenen Felde errungen? Ist derjenige überlegen, der sich an primitive Instinkte oder der, der sich an geschulte Einsicht wendet? Ist ein jovialer Kandidat, der gute Ausdauer im Händeschütteln besitzt, wichtiger, als eine für die Allgemeinheit nützliche Idee? Läßt sich vorhersagen, daß die Volksentscheidung durchschnittlich in der Linie des größeren nationalen Vorteils liegen wird, oder stellt sie sich dauernd auf die Seite der stärkeren Geschicklichkeit und Skrupellosigkeit bezahlter Berufsagitatoren?

Zweifellos liegt dem Verdikte der Wahlen in allen denjenigen Fällen ein intellektueller Massenentscheid zugrunde, wo um grundlegende Meinungsdifferenzen, über Fragen der nationalen Zukunft abgestimmt wird. Die „Plattform" ist, sofern sie wirklich „zündet", jedenfalls mehr als Mann und Mache. Die jüngsten liberalen Siege in England waren Volksentscheidungen für die Einschränkung des Einflusses erblicher Gesetzgeber, für erhöhte Abgaben der Reichen, und gegen eine Finanzreform durch Besteuerung der Nahrungsmittel; und wenn demnächst wieder die Unionisten ans Ruder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommen sollten, so wäre das vermutlich das Ergebnis einer Volksentscheidung gegen allzu weitgehenden sozialpolitischen Radikalismus auf Kosten des Geldbeutels des Gemeinwesens. Das sachliche Problem wird von denjenigen, die hinter ihm zu siegen hoffen, mit dem ganzen Schwergewichte seiner Bedeutung in den Bereich der öffentlichen Aufmerksamkeit geschoben; die Gegner müssen wohl oder übel ebenso ausgiebig und energisch dazu Stellung nehmen. Die Mechanik des politischen Kampfes selbst sichert hier also das Übergewicht des Intellektuellen vor dem Instinktiven. Freilich — man darf, um das Wort Wallas' zu variieren, die Intellektualität dieses intellektuellen Vorgangs nicht überschätzen. Er ist mit allen Unvollkommenheiten gewöhnlichen und interessierten Denkens behaftet. Der ideale Bürger, dessen „einziger Wunsch es ist, in jeder Kontroverse die richtige Seite zu entdecken," und dessen „durch die Kenntnis der Verfassung seines Vaterlandes geleiteter Verstand ihn befähigt, die ihm unterbreiteten Argumente weise zu beurteilen," ist eine Konstruktion — und nicht einmal eine geistreiche. Der Normalwähler denkt einseitig, lückenhaft und zu einem guten Teile traditionell; er hat nur einzelnes aus den ihm überkommenen Gedankenbeständen durch eigene, geistige Tätigkeit nachgeprüft und revidiert. Treten ihm in der politischen Agitation verschiedene und einander widersprechende Argumentationsreihen entgegen, so wird er ganz gewiß nicht zu der Methode greifen, nach der etwa der Gelehrte (so weit er sich von der Parteilichkeit persönlicher, geistiger Neigungen befreien kann) eine wissenschaftliche Streitfrage behandelt. Er wird vielmehr schließlich diejenige annehmen, die sich seiner geistigen Gesamtdisposition am hemmungslosesten einfügt. Die geistige Disposition des Durchschnittsmenschen aber wird beherrscht durch ein konservatives Element, das in den Denkgewohnheiten seines Lebenskreises wurzelt, und durch ein kritisches, das im Konfliktsfalle bewußt oder unbewußt das eigene und das Interesse der sozial Nahestehenden (so weit es übersehen werden kann) zum Kriterium erhebt. Aus diesen beiden Komponenten ergibt sich eine — vielfach vielleicht rohe und irrtümliche — aber doch sachliche und in allen kardinalen Angelegenheiten hinreichend bestimmte Orientierung. Die englischen Tarifreformer hatten bei ihrer Propaganda das konservative Element traditioneller Freihandelsdenkweise von vornherein gegen sich; das kritische nur so weit für sich, als sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bereits offenkundige Störungen in der wirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit durch den Freihandel bemerkbar gemacht hatten. Da dies letztere für ausgedehnte Gebiete der englischen Volkswirtschaft (Textilindustrie, Schiffbau und Schiffahrt) noch nicht zutraf, verloren sie, obwohl ihre Redner und ihre Argumente durchschnittlich nicht schlechter waren als die liberalen.

Die Orientierung des Normalwählers wird aber nun allerdings weit unsicherer, wenn sich der Inhalt der politischen Gegensätze nicht mehr auf grundlegende, ihn selbst oder seinesgleichen augenfällig berührende Dinge erstreckt, sondern auf Fragen, die ihm verhältnismäßig ferne liegen, oder auf die verschiedenen Wege, die zum gleichen Ziele führen sollen — mit einem Worte, wenn die „Plattform" keine „durchschlagende" Kraft besitzt. Er gerät jetzt leicht in die geistige Verfassung eines Käufers, dem eine Anzahl von Waren angeboten werden, über deren innere Wertverschiedenheit er kein sicheres Urteil hat. Die Parteien oder deren Führer sind die Verkäufer dieser Waren. Da der Käufer an keiner sonderlich interessiert ist, hängt es tatsächlich unter Umständen sehr stark vom Verkäufergeschick ab, welche er am Ende nimmt. So wird die Wahlkampagne buchstäblich zum Reklamefeldzug; und da das Gelingen des Geschäfts recht einträglich zu sein pflegt, werden die Mittel der Reklame ins Riesenhafte potenziert. Wer die meisten und wirkungsvollsten Annoncen hat (die diesmal im redaktionellen Teil erscheinen), mag einen stattlichen Vorsprung gewinnen. Auch gute Plakatzeichner und fähige Reisende sind von außerordentlichem Werte und zu den höchsten Preisen gesucht . . .

Das ist das Bild des gegenwärtigen amerikanischen Rummels. „Wählt Roosevelt, wählt Taft, wählt Wilson!" Warum? Weil jeder das absolut Beste ist, das ihr augenblicklich haben könnt. Kein fundamentaler Gegensatz trennt die Kandidaten und ihre Anhänger. Daß gegen die Trusts etwas geschehen muß, darüber sind sich alle einig; wie — weiß vorderhand keiner recht. Die Plattform fehlt; deshalb muß die Reklame sie ersetzen. Ob der Sieg auf der Seite der größten Unkosten sein wird, ist übrigens vorderhand noch fraglich; manche Leute werden skeptisch, wenn ihnen etwas allzu aufdringlich und dabei beweislos angepriesen wird.

Man könnte ernsthaft besorgt fragen, ob eine Staatsverfassung, die solchen Exaltationen öder Marktschreierei und üblen Suggestivkünsten den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Boden bereitet, Gewähr dafür bietet, daß sie dem Fortschritt die Bahn dauernd freihält. Hätte man ein Recht, das Gegenteil zu befürchten, dann müßte die demokratische Staatstheorie in ihrer ganzen Breite neu zur Diskussion gestellt werden. Aber so schlimm ist's nicht. Der Zirkuskampf der Prätendenten füllt in der amerikanischen Entwicklung eine Pause; er ersetzt eine bessere Programmnummer, für die die Akteure noch nicht gefunden sind. In Amerika ist heute eine Preisfrage zu lösen: wie die wirtschaftliche Hegemonie des Landes in wahrhaft wirksamer Weise einer Handvoll Plutokraten entwunden werden kann, denen sie zwei Generationen schrankenlosen Individualismus in die Hände gespielt haben. Wer hier den rechten Weg weist, wer eine Lösung zeigt, einfach in ihren Mitteln, klar und durchsichtig in ihren Folgen, der hat die Plattform. Der Mann ist noch nicht da und die Idee auch nicht. Inzwischen tut's ja nichts, wenn ein paar Leute, von denen jeder, wenn er ins weiße Haus kommt, ungefähr das gleiche tun wird, sich ein bißchen heftig und ruppig um die Gunst des Zwischenaktspublikums balgen.

Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Moore

Von Dr. Hugo Kühl, Kiel

Auf eine große wirtschaftliche Aufgabe, die den Industriellen und Techniker ebenso interessieren dürfte wie den Landwirt, auf die Moorkultur und ihre große soziale Bedeutung möchte ich ein Streiflicht werfen. Deutschland besitzt rund 400 Quadratmeilen Moorland nach einer Mitteilung von Professor Frank aus dem Jahre 1908. Diese dürfen nicht brach liegen, sondern müssen erschlossen werden. Zu der Erkenntnis kam als erster Justus von Liebig, er wies darauf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hin, daß das an sich trotz eines hohen Gehaltes an Stickstoff unfruchtbare Moorland durch geeignete Behandlung der Landwirtschaft erschlossen werden kann. Seine Worte verhallten damals, die deutsche Landwirtschaft hat sich mit Ernst viel später der großen Kulturarbeit angenommen, welche heute in vollem Fluß ist.

Wie weit die Arbeit gediehen und wie sie aufzufassen ist, setzte Professor Tacke auf dem achten internationalen landwirtschaftlichen Kongreß in Wien auseinander. Der verdienstvolle Leiter der Bremer Moorversuchsstation erklärte, daß bei zweckmäßiger Behandlung, insbesondere bei angemessener Bodenbehandlung, Entwässerung, Düngung und Auswahl des Saatgutes, die Erträge des Moorbodens an den überhaupt auf denselben gedeihenden Früchten weder an Masse noch an Güte hinter denen der besten Mineralböden zurückstehen. Die Erträge der Wiesen und Weiden können sich mit denen der besten Wiesenböden durchaus messen. Selbst auf Hochmoorböden lassen sich auch ohne Stickstoffzufuhr Dauerweiden gewinnen, die selbst in der Erzeugung hochwertigen Fettviehs den Vergleich mit Weiden auf den besten Niederungsböden aushalten. — Hinsichtlich der Kolonisation der Moore, sagt Professor Tacke, bieten die bis jetzt gewonnenen technischen Grundlagen der Moorkultur die Sicherheit, daß sie als Basis einer erfolgreichen Erschließung der noch unkultivierten Moorödlandflächen dienen können.

Über den heutigen Stand der Moorkultur- und -Besiedelung in Norddeutschland berichtet eine vom Landwirtschaftsminister dem Hause der Preuß. Abgeordneten zur Kenntnisnahme zugegangene Denkschrift. Während die Erschließung der Niederungsmoore, die zumeist in kleineren Parzellen über landwirtschaftlich genutzte Flächen vorkommen, der Landwirtschaft keine großen Schwierigkeiten bereitet, wird die Nutzbarmachung der Hochmoore dadurch erschwert, daß sie, vielfach von mineralischem Ödland umgeben, große zusammenhängende Flächen darstellen.

Fortschritte machen trotzdem die Moorsiedelungen in Hannover und Ostpreußen. Bei den Kolonisationsarbeiten werden mit gutem Erfolg und in großem Umfange Strafgefangene verwendet.

Auf die Riesenarbeit, welche geleistet wurde, soll nicht näher eingegangen werden, es sei nur noch daran erinnert, daß die an Pflanzennährstoffen sehr

Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

armen Hochmoore vor wenigen Jahrzehnten noch als Ödland angesehen wurden und ihre Kultur kaum unter den größten Opfern möglich erschien, während doch die Kultur der Niederungsmoore schon von Friedrich dem Großen mit Erfolg betrieben wurde.

Hand in Hand mit der Pionierarbeit der deutschen Landwirtschaft geht die Arbeit der Technik. Die Industrie, welche zu Inbetriebsetzung ihrer Dampfmaschinen und Motore täglich viele Millionen Wärmeeinheiten nötig hat, konnte früher nichts anfangen mit einem Brennstoffe, dessen Heizwert von dem der Nußkohle um das Dreifache übertroffen wird, der sich infolge der hohen Bahnfrachten viel teurer stellt als jedes andere Brennmaterial.

Diese Übelstände, der geringe Heizwert und die hohe Bahnfracht riefen in Frank den genialen Gedanken wach, die Krafterzeugungsstationen in das Moorgebiet selbst zu verlegen und die in Form elektrischer Energie gewonnene Kraft den Fabriken als hochgespannten Strom zuzuführen.

Zur Tat wurde diese Idee, als es Dr. Karo, welcher durch Ludwig Monds erfolgreiche Versuche mit minderwertigen Steinkohlen angeregt war, gelang, die bisher für unausführbar gehaltene Vergasung von Torf mit 40—50 Prozent Wassergehalt zu bewerkstelligen.

Die Möglichkeit das Moor der Industrie völlig zu erschließen, war gegeben; bei der Verkokung, dem Erhitzen des Torfes in Schamottezylindern, wurde neben wertvollem Teer ein teerfreies, für Explosionsmotore sehr geeignetes Generatorgas erhalten. Beim Reinigen dieses Gases in den Schwefelsäureskrubbern, welche das Ammoniak binden, wurde eine vorzügliche Ausbeute an schwefelsaurem Ammoniak erzielt. Eine Tonne des vergasten Torfes, welcher 1,05 Prozent Stickstoff enthielt, lieferte bis zu 40 Kilogramm schwefelsaures Ammoniak, das in der Technik und Landwirtschaft eine große Rolle spielt.

Bei den in Deutschland vorhandenen großen Moorflächen, besonders den Grünlandsmooren mit einem Stickstoffgehalt von 1,5—2 Prozent und darüber, reduzieren sich infolge der hohen Ausbeute an Ammoniaksalz die Kosten des Aufwandes auf ein Minimum. Da für den Betrieb einer tausendpferdigen Anlage nach Mitteilung von Professor Frank pro Jahr 16000 Tonnen feuchter Torf, oder 8000 Tonnen trockener erfordert werden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ein Hektar Moor bei einer Mächtigkeit des Torflagers von drei Meter 4000—4500 Tonnen trockenen Torf liefert, so besteht keine Sorge, daß die Kraftquelle bald versiegen wird.

Die Moorkultur erfordert zunächst viel Geld, die Lösung der Finanzierungsfrage setzt die Bereitstellung öffentlicher Mittel voraus, wie sie in dem neuen Etat für die an Ödland reichste Provinz Preußens nämlich Hannover vorgesehen sind. Wenn es sich im letzten Grunde auch immer wieder um die Erschließung des Landes für den Ackerbau und die Weidewirtschaft handelt, so ist doch der Anteil der deutschen Industrie und Technik an dieser Kulturarbeit nicht gering zu werten, ja er tritt einstweilen in den Vordergrund. Wir erwähnten schon die Gewinnung von Kraftgas aus dem Torf und wiesen hin auf die gute Ausbeute an schwefelsaurem Ammoniak. Nachdem die Überführung des Ammoniak in Salpetersäure gelang, eröffnet sich der Industrie ein neuer Weg zur Darstellung von künstlichem Salpeter und es liegt somit im Bereiche der Möglichkeit, daß dem norwegischen Luftsalpeter ein gefährlicher Konkurrent auf deutschem Boden entsteht. Die einst geschmähten Moorlandschaften können durch deutsche Kraft und Intelligenz in ein reiches Land verwandelt werden.

In Anbetracht der ungeheuren Bedeutung, welche für uns die Moorkultur besitzt, dürfte ein Ausblick auf weitere Aufgaben der Technik und Industrie interessieren. Zum Teil sind sie von der Technik schon gelöst und harren nur der industriellen Verwertung.

Ein Anfang ist sowohl von der Gerberei als auch besonders von der Papierindustrie gemacht. Der Konsum an vegetabilischen Gerbmaterialien ist so riesig, daß jährlich Millionenwerte importiert werden müssen. Es ist daher für diesen Industriezweig von großem Interesse, daß dem Torf infolge seines Gerbstoffgehaltes eine gerbende Wirkung zukommt. Als Beleg für diese Aussage führe ich die Tatsache an, daß Moorleichen eine völlige Lederbildung der Haut aufweisen. Praktische Versuche haben ergeben, daß Torf an sich nur langsam wirkt, daß seine Gerbkraft aber vorzüglich zur Geltung kommt im kombinierten Verfahren mit Lohe.

Auch die Papierindustrie sucht aus den deutschen Mooren Nutzen zu ziehen. Der Bedarf an Papier ist in das Riesenhafte gestiegen, Fichtenholz und Stroh verarbeitet man schon seit langer Zeit, neuerdings findet

Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

auch der Torf Verwendung. Zur Aufschließung und Verarbeitung der Torffaser zu Papier und Pappe preßt man den frischen Torf in einen endlosen Strang, schneidet ihn in annähernd gleich dicke Scheiben und löst diese mit Hilfe von fließendem Wasser in die einzelnen Fasern auf. Zum Verständnis dieser Arbeiten sei daran erinnert, daß die Moorerde zur Hauptsache aus Pflanzenresten besteht. Die von erdigen Bestandteilen und Holzteilen befreite Masse wird nach vorausgegangener Sortierung, mit Papierabfällen, Lumpen usw. verarbeitet.

Wertvolle Schätze ruhen in dem einst gefürchteten Moor, kräftig arbeiten Technik, Industrie und Landwirtschaft an ihrer Hebung. Von größten wirtschaftlichem Interesse ist die glückliche Lösung dieses Problems, weil Deutschlands Bevölkerungsziffer von Jahr zu Jahr wächst. Durch die Moorkultur wird der Landwirtschaft wertvolles Acker und Wiesenland geschenkt, so daß sie ihre Produktion an Nahrungsmitteln wesentlich steigern kann. Der durch die Kultivierung der Flächen vermehrte Konsum an Kainit und Thomasmehl kommt der Düngermittelindustrie zugute. Auch die deutsche Maschinenindustrie ist beteiligt, weil an die Technik die Aufgabe tritt, den Heizwert des Moores zur Gewinnung elektrischer Kraft zu benutzen. In Hannover bildete sich eine Gesellschaft zur Fabrikation von Ammoniaksalz, welche die großen hannoverschen Distrikte ausnutzt.

Von größter nationaler Bedeutung ist die Moorkultur, weil die innere Macht eines Staatswesens sich in der glücklichen Lösung großer Kulturaufgaben äußert.

Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Eine deutsche Tanzkunst

Betrachtungen über die Grundgesetze des Tanzes

Von E. Steiger-Hellerau

I. Das Gesetz der Einheit

Wagner wollte durch sein Allkunstwerk die einzelnen Künste an Kraft und Schönheit überbieten. Er sah in den Einzelkünsten — in der Musik, Dichtkunst, Malerei, Tanz, Plastik — nur ‚Einzelteile' und er wähnte, eine übermächtige Kunst zu schaffen, wenn er diese Einzelteile in einem „Allkunstwerk" aufeinander türme; seine Rechnung war: eine Kunst, eine Wirkung; mehrere Künste, mehrfache Wirkung. In dieser Rechnung liegt Wagners Verhängnis! denn durch sie verstößt er gegen die physiologischen und psychologischen Grundbedingungen des Kunstgenusses. Die Kraft unserer Seele ist begrenzt. Ich möchte sie mit einem Bogen vergleichen, der nur ‚einmal' gespannt werden kann, auch wenn drei Arme an seiner Sehne zerren; die Sehne wird höchstens in dem Moment zerreißen, in dem der Höhepunkt ihrer Spannkraft überschritten wird. Wir können niemals einen Dürerschen Holzschnitt und eine Bachsche Fuge gleichzeitig mit ganzer Tiefe genießen — wir müßten denn zwei Seelen haben — noch weniger können wir eine ganze Reihe vollwertigster Künste gleichzeitig genießen, was aber Wagner, wie aus seinen Schriften hervorgeht, für möglich hielt. Er wollte uns durch eine gigantische Summierung von Künsten in Wollustekstasen versetzen. Befürchtete er doch selbst, daß bei der Erstaufführung des „Tristan" die Polizei das Theater schließen müsse, da wohl das Publikum in wahnsinnige Ekstasen verfiele. Wir genießen aber Wagners Werk ganz anders, als Wagner es berechnete: es gleicht einer überladenen Tafel, von der sich jeder holt, was ihm am meisten zusagt — der Musiker holt sich Musik, diese erfüllt und spannt seine Seele ganz an, darum schließt er die Augen und will nichts mehr von Dichtung und Bühne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wissen; der Theaterfreund aber konzentriert seine ganze Spannkraft auf Bühnenbilder und Dichtung, auf die Musik hört er aber dafür nur mit halbem Ohr, sie ist nur ein Rauschen für ihn. Davon, daß ein normaler Mensch das überfüllte Allkunstwerk ‚allseitig' genießen könne und dadurch zu übermächtigen Genüssen gelange, davon kann keine Rede sein; er konzentriert sich abwechselnd auf Musik oder Bühne, er genießt bald dies, bald jenes, aber nie alles zugleich — außer denn oberflächlich! Wagner erwartete freilich, daß die einzelnen Künste nicht nur ungeschwächt aus dem Allkunstwerk hervorgingen, sondern daß sie in ihm sogar „ihre höchste Fähigkeit" entfalteten. (Siehe „Das Kunstwerk der Zukunft".) Es gibt ja allerdings Menschen, die Wagners Allkunst wirklich allseitig genießen können und dadurch in eine Art Ekstase gelangen, aber dies sind hysterische Naturen, die nach einer Wagner'schen Aufführung die Überspannung ihrer Seele mit Erschöpfungszuständen büßen. Diese Art des Kunstgenusses gehört ins Gebiet der Pathologie. Wir stehen heute im Begriffe, diese kranke Kunst und dieses kranke Kunstgenießen zu überwinden. Um aber Wagner ganz zu überwinden, müssen wir uns ganz klar über seinen Irrtum sein! Diesen will ich hier — im Zusammenhang mit der Tanzkunst — besprechen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, muß ich die absolute Musik und deren einzelne Nebenzweige durchsprechen:

Die absolute Musik. Diese nenne ich Stamm der Musik; denn sie ist ganz und gar selbständig, sie verträgt es nicht, daß irgend eine andere Wirkung sich zu ihr geselle, ja, nicht einmal mehr den Konzertsaal und das Publikum wollen wir sehen, wenn wir absolute Musik genießen. Darum gehört absolute Musik in den verdunkelten Konzertsaal, wo die Spannkraft unserer Seele durch gar keinen weiteren Sinneneindruck abgelenkt und geschwächt wird. Zu absoluter Musik noch Tanz hinzuzufügen, hieße: in ein volles Gefäß Wasser gießen — es entstünde dadurch kein volleres Gefäß, wohl aber eine Überschwemmung.

Der im Programmbuch der Bildungsanstalt Jacques-Dalcroze von einem Gutachtenden ausgesprochene Wunsch, die neunte Sinfonie möchte mit „Kulissen", mit „Zaubermitteln des wechselnden Lichts" und mit „reich abgestuften Trachtenfarben" getanzt werden, dieser Wunsch möge unerfüllt bleiben!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Tanzen Bach'scher Fugen halte ich für ein interessantes Experiment, das sicherlich eine kleine Weile auf das Publikum seine Wirkung tun wird — aber nur eine kleine Weile, dann werden die Bachfreunde Einspruch erheben. Dies aus folgenden Gründen: wir sind heute überhaupt nicht mehr fähig, Bach'sche Fugen richtig zu ‚hören'. Wir hören die einzelnen Kontrapunkte und ihre geistvollen Veränderungen gar nicht mehr, wir müssen sie erst auf dem Papier suchen. Zu Bachs Zeiten hatte man aber noch kontrapunktisch geschulte Ohren und ‚hörte' eine Fuge wirklich mit allen ihren feinen Themen — und Kontrapunktverwertungen. Bach schrieb nämlich nicht fürs Papier, sondern für die Ohren! Zu diesem hochmusikalischen Hören müssen wir uns erst wieder erziehen. Auf alle Fälle steht fest, daß heute der beste Musiker beim Anhören einer Fuge seine ganze Spannkraft einsetzen muß, um sie in ihrer ganzen musikalischen Tiefe aufnehmen zu können. Wird aber nun eine Fuge getanzt, so wird die zu ihrer Aufnahme nötige Spannkraft gebrochen! Ich muß gestehen, daß ich bei der von den Dalcroze-Schülern getanzten C-moll-Fuge Bachs die Tanzbewegungen mit Interesse verfolgte, die Fuge selbst aber hörte ich nur als eine Art musikalisches Geräusch. Eine Bach'sche Fuge zu hören, und sie doch nicht ‚hören' zu können, ruft in mir aber einen inneren Widerspruch, eine musikalische Empörung hervor, der unvermeidlich eine Depression folgt. Ich weiß aber nicht, ob man wirklich berechtigt ist, eine Bach'sche Fuge — also ein reines Kunstwerk — dazu zu benützen, um letzten Endes damit eine Depression zu verursachen. Und wie ich auf getanzte Fugen reagiere, so wird es gewiß noch vielen Bachfreunden ergehen. Absolute Musik kann und darf man nun einmal nicht tanzen, am allerwenigsten aber Bach'sche Fugen*).

Das Lied. Es ist ein Nebenzweig der absoluten Musik. In ihm herrscht die Musik nicht mehr allein, sondern ihr zur Seite steht als zweite Herrscherin die Dichtkunst. Diese beiden Künste treten aneinander etwas von ihrer Alleinherrschaft, von ihrer Urkraft ab — jede verliert etwas, jede wird etwas geschwächt. Wir finden ja sehr schöne Melodien und sehr tiefe Stellen in

*) Anmerkung. Daß die in den Festspielen dieser Tage getanzte Fuge von Mendelssohn-Bartholdy besser wirkte, beruht darauf, daß sie eben — — keine gute Fuge ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unseren Liedern, aber nie finden wir in ihnen die ganze, ungeteilte Kraft der absoluten Musik, wie sie uns z. B. in der Sinfonie mit ihrer strengen Entwicklung und ihrem einheitlichen Aufbau so gewaltig entgegentritt. Im Liede ist die musikalische Entwicklung und der einheitliche Aufbau gelockert, weil der Liedtext seine Rechte geltend macht und der Musik dadurch Fesseln anlegt. Lassen wir bei einem Liede die Textworte weg und singen wir die Töne, nur auf la, dann ist das Lied leer geworden, die Musik ist nicht mehr gesättigt, woraus wir die Unselbständigkeit der Liedmusik erkennen. Selbständig, das heißt eine volle, gesättigte „Einheit" wird die Liedmusik erst wieder durch Hinzufügung des Textes. Daß die Dichtkunst in Vereinigung mit der Musik noch viel mehr von ihrer Selbständigkeit verliert, als die Musik, ist bekannt: werden doch die Gedichte durch das Komponieren oft so zerstückelt, daß nur noch die Wortklänge und die poetische Stimmung übrig bleibt. Ich möchte sagen: im Liede nimmt die Musik drei Viertel unserer Genußkraft für sich in Anspruch, ein Viertel bleibt der Dichtkunst. Bezeichnen wir die absolute Musik mit dem „Gewicht" 1, so käme also (im allgemeinen) der Liedmusik das „Gewicht" $^3/_4$ zu. Das Gewicht 1 entsteht wieder durch die Hinzufügung des Textes. Über diese Einheit hinaus können wir nicht, sonst kommen wir zur „Kunst für die mehrfache Seele".

Vom Tanzlied später.

Die Programmusik. Sie wird heute vielfach als Endziel, als Höhepunkt aller Musik erklärt, sie ist aber nur — gleich dem Liede — ein Nebenzweig der absoluten Musik. Auch in der Programmusik müssen sich ja Musik und Dichtkunst in die Herrschaft teilen. Die Dichtkunst tritt in ihr in Form eines Programmes auf, das heißt: die Phantasie des Hörers wird durch eine Überschrift, eine beigegebene poetische Illustration usw. in eine gewisse Richtung hineingestoßen. Der Hörer ‚muß' sich zu der Musik eine poetische Stimmung oder eine dichterische Handlung bildlich vorstellen. Diese dichterische Unterlage plus der Musik ergeben dann das in sich abgeschlossene Kunstwerk: die Einheit. Läßt man von einer Programmsinfonie das Programm weg, dann „wirkt" die Musik bekanntlich nicht mehr — sie ist ungesättigt, das Maß der Einheit ist nicht mehr voll. Wenn ich an meiner Gewichtsbezeichnung der Musik festhalten darf, möchte ich der Programmusik gleich der Liedmusik das Gewicht $^3/_4$ zuerkennen, dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Programm (der Phantasietätigkeit des Hörers) das Gewicht 1/4. Musik plus Programm ergeben dann die Einheit. Prinzipiell ist also gegen die Programmusik gar nichts einzuwenden, nur ist es von den modernen Musikern anmaßend, die Programmusik nicht nur der absoluten Musik gleichzustellen, sondern diese gewaltige unübertreffbare absolute Musik sogar als „Vorstufe" der Programmusik zu bezeichnen. Ebenso ist es verwerflich, absoluten Musikschöpfungen ein Programm aufzubürden, was man heute nicht nur bei Mozart und Beethoven, sondern sogar bei Bach tut. Selbst H. Riemann begeht in seinen Fugenanalysen diesen Fehler. Wenn man absoluter Musik ein Programm aufbürden dürfte, dann dürfte man sie mit derselben Berechtigung auch tanzen.

Die Oper. Auch in ihr erblicke ich einen Nebenzweig der absoluten Musik. Opernmusik ist bekanntlich — besonders als Ganzes betrachtet — immer unselbständiger und lockerer als die strenge absolute Musik. In der Oper müssen sich ja auch Musik, Dichtkunst, Malerei, Plastik und Tanz in die Herrschaft — in die Einheit — teilen. Ich betone: teilen! Wagner wollte nichts von ‚teilen' wissen, er wollte alle Künste ‚ungeteilt' aufeinandertürmen. Darum steht sein maßloses Allkunstwerk in so direktem Gegensatz zu Mozarts maßvoller Oper. Mozart, dieser feinfühlige Künstler, verstand sich sehr wohl auf das Teilen, das Aufeinandertürmen vermied er immer mit größter Strenge. Einige Beispiele mögen dies dartun: Eine Schlußszene der „Zauberflöte" zeigt uns Tamino und Pamina durch ein Flammenmeer schreitend. Eine die Aufmerksamkeit des Publikums fast ganz anspannende Szenerie. Bezeichnen wir diese Bühnenwirkung etwa mit dem „Gewicht" 3/4. Es bleibt also für die Musik nicht mehr als 1/4 übrig, daß das Maß der Einheit voll werde. Tatsächlich schreibt denn auch Mozart zu dieser Szenerie die denkbar primitivste Musik: nichts als ‚ein' leichtes Melodiechen, gespielt auf ‚einer' Flöte. Erst wenn diese Wanderung durch Flammen beendet ist, setzt das Orchester und der Gesang wieder ein: „Wir wandelten durch Feuersgluten ..." Hätte Wagner eine solche Szene zu komponieren gehabt, dann hätte er nicht nur das Ganze auf einen dramatischen Höhepunkt angelegt, er hätte nicht nur die handelnden Personen singen lassen, er hätte nicht nur den ganzen technischen Bühnenapparat in Bewegung gesetzt, sondern er hätte zu allem hin — wie so oft in seinem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ring" — noch eine höchst aufregende Musik geschrieben; kurz: Wagner hätte versucht, möglichst weit über das Maß der Einheit hinauszugelangen. Statt einer Kunst erzeugte er aber nur eine Kunstüberschwemmung. Es ist leichter, das Maß der Einheit zu überfüllen, als es zu füllen.

Der „Musiker" Mozart hat sich in der Oper beständig zugunsten der Einheit gemäßigt. Ja, wenn die Handlung einmal besonders selbständig wird, dann erstarrt Mozarts Musik sogar zum dürren Rezitativ, um erst wieder farbiger zu werden, wenn die Handlung (oder Szenerie) unbedeutender wird.

Während der Arie geschieht gar nichts auf der Bühne, sie ist für Dichter und Regisseur ein toter Punkt in der Oper. Gerade darum erhält hier der Komponist am meisten „Platz" im Maße der Einheit, darum sind in Mozarts Oper die Arien die musikalischen Höchstleistungen. So findet in der guten Oper ein beständiges Sichineinanderfügen der Künste statt, bald wird diese, bald jene Kunst mehr zugestutzt, so daß ihre Summe eben immer das Maß der Einheit gerade füllen. Gute Opernmusik ‚allein für sich' ist immer leer, darum verwahrt man sich mit Recht dagegen, wenn sie von Dichtkunst und Bühne getrennt im Konzertsaal aufgeführt wird. Ebenso ist die Opernbühne als selbständige bildende Kunst undenkbar. Es ist grundfalsch, die Opernbühne möglichst schön und reichhaltig auszubauen, dies führt nur zur Überladung, zur Ablenkung von der Musik — außer denn, der Komponist habe durch freiwilliges Zurücktreten dem Regisseur den Vorrang erteilt, wie z. B. in jener Flammenwanderung in der „Zauberflöte"; hier ist Vereinfachung der Szenerie wieder ganz verfehlt. Es herrscht bei den Regisseuren heute eine merkwürdige Verwirrung: dort, wo höchste Einfachheit in der Szenerie (zugunsten der Musik oder Dichtkunst) nötig wäre, dort wird eine die Einheit zerstörende prächtige Szenerie entfaltet; ist aber einmal die ganze Prachtentfaltung der Bühne notwendig, damit das Maß der Einheit voll werde, dann ziert man sich plötzlich mit einer puritanischen Einfachheit. Aufgabe des Regisseurs wie des Opernkomponisten und Textdichters ist immer: aus dem ‚Ganzen' heraus zu schaffen! Nie zu überfüllen, aber auch nie hungern zu lassen. Wagner hat uns den guten Geschmack verdorben. Aber es liegt auch ein ungeheurer Vorteil darin, daß wir durch den genialen Wagner die Sünde gegen das Einheitsgesetz einmal in ihrer ganzen Graß-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit vorgestellt bekamen. Nun können wir daraus lernen und es in Zukunft besser machen.

Die Tanzkunst ist gleich dem Liede, der Programmusik und der Oper ein Nebenzweig der absoluten Musik. Das heißt: gute Tanzmusik darf nie so vollwertig sein, wie die absolute Musik; damit die Ohren noch Genußkraft für die Augen übrig lassen. Tanzmusik darf nicht so schön sein, wie schönste absolute Musik, weil man sonst die Augen schließt; gleichzeitig muß sie aber auch so überaus einfach sein, daß man sie neben dem Anschauen des Tanzes noch mühelos hören kann — sie nicht etwa, weil sie zu kompliziert ist, nur noch als ein Rauschen so nebenbei hört. Der Tanzmusik wollen wir das Gewicht $^1/_2$ erteilen, das andere zur Einheit noch fehlende $^1/_2$ gibt uns der Tänzer. Wenn ich der Tanzmusik nur den halben Wert der absoluten Musik zuerkenne, will ich damit nicht sagen, daß uns die Tanzkunst nichts Tiefes und Edles geben könne. Musik und Tanz müssen sich eben gegenseitig ergänzen, die Summe beider ist's, was wir beurteilen müssen und diese Summe, diese Einheit — nämlich die Tanzkunst — kann uns so Tiefes geben als uns Beethoven in seiner neunten Sinfonie gab, sie kann uns so tief Leidenschaftliches und Dämonisches geben, wie uns Mozart in seinem Don Juan gab, sie kann uns so Klares, Reines und Formenschönes geben, als uns die Griechen in ihrer Kunst gaben. Doch die eine große Forderung muß erst erfüllt werden: wir müssen einfache Tanzmusik schreiben! Einfach und doch streng künstlerisch zu sein, ist aber keine kleine Forderung. Wir müssen vor allem Mozart, Händel und die alten Volkslieder fleißig studieren, um die so ungeheuer schwierige Kunst der Einfachheit wieder allmählich zu erlernen. Die „Einfachheit" ist zwar bei den Komponisten in den letzten Jahren etwas mode geworden, besonders bei den Liederkomponisten, aber vorerst sind wir über ein mehr oder weniger nichtssagendes Gestammel noch nicht hinausgekommen. Wir fallen noch zu sehr in den Fehler, statt einfach zu sein, einfach zu posieren. Der Musik voran ist heute ohne Zweifel die Baukunst. In Tessenows einfachem, schönen Tempel, dem Wahrzeichen Helleraus, erblicke ich zugleich das Wahrzeichen der Tanzmusik der Zukunft.

Das Tanzlied ist ein ganz besonderer Zweig der absoluten Musik. In ihm müssen sich drei Elemente in die Einheit teilen: Musik — Tanz — Dichtkunst. Es kommt also die Dichtkunst zum reinen Tanze als neues

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Element hinzu, weshalb der Musik und den Tanzbewegungen etwas an Wirkung weggenommen werden muß, wenn keine Überladung stattfinden soll. Das heißt: Musik und Bewegungen müssen im Tanzliede noch einfacher sein als im reinen Tanze. Wären Musik und Tanzbewegung so bedeutend wie im reinen Tanze, dann bliebe erstens dem Genießenden keine Kraft mehr übrig, um den Text aufzufassen, zweitens würde dem oder den Tanzenden die Ausführung des Tanzes zu sehr erschwert, was zu Nachlässigkeit und Widerwillen führen müßte. Wir wollen also im allgemeinen den drei Elementen des Tanzliedes nicht mehr als je das Gewicht $^1/_3$ zuerkennen, die Summe der drei Elemente ergibt dann das Grundgewicht 1, die volle Einheit. In einem kleinen Zwischenspiel, wo Text und Gesang wegbleiben, könnte der Tanz sich auch einmal zu seiner reinen Höhe erheben, wie manchmal in Liedern das Klavier in den Zwischenspielen sich zur Höhe der absoluten Musik erhebt, um beim Einsetzen der Singstimme wieder in die bescheidene Begleiterrolle überzugehen. Ebenso könnte der Tanz bei ausgehaltenen Gesangtönen oder ähnlichen, höchst leichtfaßlichen Stellen kurz zu höherer Selbständigkeit aufflackern, könnten sich die Reihen komplizierter schlingen und die Bewegungen leidenschaftlicher werden. Dies sind Fragen, die der Tanzkomponist in jedem Einzelfalle mit Feingefühl zu entscheiden hat. Grundgesetz des Tanzliedes bleibt auf jeden Fall: Allenthalben höchste Einfachheit, so daß Ohr, Auge und poetische Phantasie gleichzeitig tätig sein können, ohne daß eine Überlastung stattfindet.

Die Pantomime. Sie ist dem Tanzliede ähnlich, da auch in ihr diese drei Elemente wirken: Musik — Tanz — Dichtkunst. Die Dichtkunst tritt hier in Form einer stummen Handlung auf, die — wie im Tanzliede — die Selbständigkeit des reinen Tanzes beeinträchtigt und beeinträchtigen muß, wenn keine Überladung stattfinden soll. Doch können innerhalb der Pantomime ‚reine' Tänze eingeflochten werden, die dann etwa das wären, was in der Oper die Arie ist.

Ich erblicke in der Pantomime eine Form, die noch ungehobene Schätze enthält, weil wir eben noch nie eine deutsche Tanzkunst hatten.

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wandertage in England

Von Helene Voigt-Diederichs

London

Ungern läßt man uns von Oxford anderntags nach London weiterziehen. London — etwas von Nebel, Armut und breiter Üppigkeit liegt in diesem Klang. Die Erwartung wächst während der Fahrt. Fruchtbares Ackerland, Dörfer, die wie Vororte aussehen — auf irgendeine geheimnisvolle Weise verschwindet in der ebensten Ebene der Zug und bricht wieder in die Ebene hinaus. Ein ferner Dunstkreis in der leichten Sonne. Kiesgruben, Schuppengewirr, langsam dann einigen sich Häuser zu Straßenzügen und die Erkenntnis dämmert auf, daß dies der Anfang einer Stadt ist, die nie mehr aufhören wird.

Der Zug hält, vor der Zugtür halten Wagen, etwas abseits Automobile — mit dem ersten Schritt wird man in den großen Strom aufgenommen, staunend und langsam dann gläubig, elektrisiert vom Vertrauen auf diese kreisende Kraft, die nicht von einzelnen sich bewegenden Körpern ausgeht, sondern alle diese Dinge trägt und nach einem gewissen Plane führt, dem jedes sich zu seinem Heile ergibt.

Auch wir selber kommen schnell dahin, sind allerdings bald auf das Dach eines Autobusses hinaufgerettet und schwimmen nun die Straßen hinab — überholt und verfolgt von zehn oder zwanzig ähnlichen Gondeln, alle gefüllt mit schwarzen und bunten Menschen, die sich ruhig dahintragen lassen, die Treppen hinabklettern, einen Augenblick warten, in leiser Fahrt abspringen — dann verschluckt sie der gierige Strom.

Wie flüchtig und eindringlich zugleich ist die Mosaik dieser Tage! Die Sinne empfangen, saugen sich voll, werden immer gieriger und kräftiger — aber die Zeit ist so kurz, daß sie sich kaum mit dem Gehirn in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verbindung setzen können. So lebt denn jeder sein Leben für sich allein, trägt Farben und Steinchen zusammen, die sich dann unmerklich doch zu einem festen und wesentlichen Gesamtbild vereinigen.

Da ist zuerst und immer wieder das lebendige Blut, von dem dieser riesenhafte Leib sich nährt, und das die tausend Gondeln, in deren einer wir sitzen, trägt, so gut wie die aufgezogen dahinsausenden Luxusautomobile, die zahllosen Hansoms und Droschken, die hundert Formen von Kraftwagen für Geschäftszwecke und den letzten aussterbenden Pferdeomnibus. Man ist immer wieder erstaunt, wie geräuschlos alles vor sich geht, das australische Holzpflaster dämpft jeden Laut von Rad und Huf. Desto aufdringlicher sind die Stimmen der Motorwagen mit ihrem Fauchen, Niesen und Schnupfen, mit ihrem gefahrdrohenden Grunzen und dem jubelnden Trompetenstoß: ich komm!

So hingetragen über der Flut, mit der Flut — fremd und besonders ist alles, was das Auge faßt. Schon als Ganzes das gelassen strömende Fußvolk, das mit einem sechsten Sinn begabt die Straßen kreuzt, halb mechanisch zwischen Hufen und Rädern durchschlüpft, mitten im ärgsten Gewühle abwartend still steht und, als sei es die selbstverständlichste Sache von der Welt, gerettet drüben auftaucht. Und in diesem Ganzen fällt als neues Ganzes auf der leichte, ein wenig pendelnde Gang der Männer, irgendwie dem großen geheimnisvollen Rhythmus angepaßt, die hohen kräftigen Frauen mit dem sicheren Blick und dem Ausdruck leisen Erstaunens in den Augenbrauen — und dann die Kinder, die nicht da sind: wo nur mögen in dieser Stadt die Kinder sein? Wahrscheinlich gibt es dies menschliche Stadium überhaupt nicht mehr und die Entwickelung überspringt es, der Notwendigkeit angepaßt.

Der Tag ist leicht sonnig geworden. Um all die grauen Riesenbauten, Kirchen, Brücken, Museen, sprüht ein silberner Glanz, der ein körperlicher Bestandteil der umgebenden Luft wird und dieser wunderlichen Stadt etwas schimmernd Selbstbewußtes gibt. Dann diese Plätze, nicht zufällig übriggebliebene Verlegenheitsdreiecke, sondern wirkliche Plätze, auf die Straßen münden wie Flüsse in einen See und deren Mitte häufig ausgefüllt ist von einem einzigen vornehm umgitterten Garten voll von Bäumen und Grün.

Man wird immer entschiedener erfaßt von der Gier, nichts ordentlich zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machen, sondern sich einfach treiben zu lassen, wohin der Wirbel einen tragen mag — alles mitnehmend, Auge und Ohr doch immer schon auf das Kommende gerichtet — es scheint der einzige Weg zu späterer Ruhe und Ordnung zu sein.

Ein paar Stunden nachher fällt einem ein: da war der katholische Dom mit seinen dunklen breiten Backsteinwölbungen, wuchtig-leicht, wie nur Florenz zu bauen verstand, bescheiden und kostbar geschmückt mit den Lichtern der farbigen Säulen und dem warmen Marmorgelb des Altars. Da war Darwins stilles Täfelchen inmitten der Versammlung großer Toten in Westminster Abbey — unter diesen schmalen hohen Bogen stehen sie, merkwürdig ungewählt, prunkvoll oder schlicht, nicht nach ihrem eigenen Wesen, sondern nach dem Wesen der Zeit, die um sie trauerte. In ihrem steinernen Weiß sind sie ganz ohne Teil an ihren Taten und Gedanken, die da draußen in der großen Stadt kreisen und lebendig oder längst vergessen sind. Die Kirche ist, anders als die großen Dome, mit Neugierigen geradezu vollgestopft. Man hat das Gefühl: die Wände halten den Schwarm von draußen nicht zurück, überall dringt er herein, beunruhigt den Raum, bald sieht man nicht mehr Wölbung und Fenster, sondern nichts als den kribbelnden schwarzen Strom, vor dem nur die Toten ihren Platz behalten.

Wasserbecken, die schweigenden Löwen des Nelsondenkmals, auf ihrer stolzen Terrasse hebt sich die Nationalgalerie. Ein kurzer Aufenthalt — es gehört die ganze Unverfrorenheit planloser Augen für dieses Wagnis. Die üppige Träumerei von Veroneses St. Helena, Michel Angelos unvollendete Grablegung, eine Versammlung gemalter Plastik, mit Gewalt die stummen Grenzen überdrängend. Botticelli — man will ihn so hastig nicht nennen und muß es doch: seine schmerzliche Sinnlichkeit, die Musik seiner Umrisse — goldene Finger greifen in Haare von Stahl .... Dann, ein wenig fremd unter diesem Himmel, die stille Erhabenheit des britischen Museums, die weiß, daß sie über ewigen Dingen wacht. Dunkelgrau und silberviolett liegt es da im letzten Abendlicht, violette Tauben gurren auf den Steinplatten des Hofes und über dem griechischen Giebel — unter dem Schleier brausen die tanzenden Glieder der Nereide von Xanthos, und überall aus weißen Augen der große heidnische Blick, unbewegt von Lust und Qual. Eine Welt, nicht tot, eine Verheißung immer noch — wird sie jemals

Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

unſerer Sehnſucht auferſtehn? Dieſer Sehnſucht, die befeuernd lebt in den Rhythmen Whalt Whitmans:

„If anything is sacred, the human body is sacred,
And the glory and sweet of a man in the token of manhood untainted,
And in man or woman a strong firm-fibred body is more beautiful than the most beautiful face . . ."

Nach all dieſem Zuſammenſein mit Göttern und Halbgöttern abends dann das Judenviertel von White Chapel, unendlich weit im Oſten. Schon in der Untergrundbahn fällt es auf, wie allmählich jedes anders-raſſige Element ausſcheidet. Die Straßen ſind belebt von dunklen Frauen mit ſchrillen Stimmen und ſüdlich gelaſſenem Gang, ihr Kopf iſt von ſchweren Flechten halb verhüllt, bei jeder Bewegung blitzen Augen und Ohrringe im grellen Lampenlicht. Junge Mädchen, üppig geputzt und unbeſchäftigt, halb Kind, halb Dirne, drängen ſich kichernd auf und ab. Scharen von Verkäuferinnen kehren aus der Stadt zu ihren Familien zurück. Auf den Schwellen hocken Großmütter, ein Jahrtauſend alt, um ſie herum ſchwarzlockiges kleines Gelichter, in ſeinen ſchmierigen Lumpen oft ſchön wie Johannes oder Chriſtus. Halbwüchſige Burſchen mit verdorbenem Geſicht und vernachläſſigtem Körper treiben umher, man ſieht es ihnen an, daß ſie niemals einen bürgerlichen Beruf haben werden. Dazwiſchen das Heer der fliegenden Händler — Kartoffelbrater, Parfümverkäufer, Karren mit Bananen und Nüſſen und hinter den Ladentüren die Händeſprache all der endloſen Moſes, Aarons und Gott der Gerechte, durch eindringliche Bewegung des Kinns unterſtützt. Wie dieſe Niederlaſſung zuſammmengekommen ſein mag? Vielleicht liegt es an der großen Gaſtlichkeit Londons auch gegen die Ausgeſtoßenen und Enterbten, daß ſie mühelos ein ganzes Stadtviertel für ſich gewannen.

Es ſoll ein jüdiſches Theater da ſein, in dem gute Stücke im Dialekt gegeben werden. Wir entdecken es nicht, nur einen Neubau, in den es nächſtens überſiedeln wird. Bei unſerem Umherſuchen biegen wir von der beleuchteten Hauptſtraße ab und geraten in einen pechdunklen Sack. Plötzlich wird die Häuſerreihe von einer Mauer abgelöſt, dahinter rollt der Fluß, ragen Maſten und Tauwerk gegen einen rotgrauen Himmel.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schließlich finden wir uns noch jenseits des Judenviertels in einem Varieté, das gefüllt ist mit kleinbürgerlichem Publikum. Es geht sehr ordentlich und anständig zu, abgesehen von Streitigkeiten, die entstehen, weil mehr Plätze verkauft als vorhanden sind. Man schimpft sich mit Würde und bleibt äußerlich der vollkommene Gentleman. Die Akrobaten, Pantomimen und Verwandlungen sind international, ebenso die Kunststücke, die ein junges Mädchen auf dem Rade macht. Aber einzig schön ist ihr schlanker knabenhafter Körper und ihre Art, ihn zu beherrschen, so daß die schwierigsten, sorgfältig geübten Dinge nichts als Zufall und Spiel sind. Das Publikum ist interessiert und dankbar, viele Reihen von blassen Gesichtern leben auf. Hinter uns sitzt ein unscheinbares Mütterchen mittleren Alters. Der gramvolle Ausdruck ihres Gesichtes ändert sich während der ganzen Vorstellung nicht, nur ihre Augen sind vielleicht ein wenig blanker als sonst und vergessen für Sekunden irgendeine unheilbare Not.

Am späten Abend noch nach der Rückkehr in die innere Stadt die Westminsterbrücke, die Ufer umsäumt von Lichterketten, die als Lichtpfeiler im Wasser wiederkehren. Hin und wieder treibt auf dem schwarzen, lautlos ziehenden Fluß ein vermummtes Schiff vorbei, manchmal einen ganzen Zug gespenstisch nachschleppend. Drüben breit gelagert und mit aufwärtsstrebendem Getürm dunkel in den lichten Nachthimmel greifend die Masse des Parlamentsgebäudes, das den reichen Norden vertritt. Der Uhrturm mit dem großen leuchtenden Zifferblatt hart neben der Brücke, die hinüberführt zu dem Krankenhaus des Südens und seinem rastlosen Menschenverbrauch, auf dem unsere ganze Kultur aufgebaut ist.

Es ist Mitternacht, wir wandern den breiten Promenadenweg des Embankment hinab. Im Hintergrund schimmern die lichten Fenster fürstlicher Hotels, vor kurzem wurden die Gärten eines derselben unter Wasser gesetzt, um seinen Gästen den Zauber einer italienischen Nacht vorzutäuschen. Zur Seite, im hellen Kreis einer Laterne, hockt die Gestalt eines Mannes. Er hat die hellen Steintafeln des Pflasters mit farbigen Zeichnungen bedeckt — Landschaften, Schiffe, hin und wieder ein Herz, vollgemalt mit Sprüchen des Sinnes: wer den Armen gibt, gibt Gott. Dann eine Bank, mehr Bänke folgen, jede dicht besetzt mit Enterbten, für die keine Heimat und kein Bett bereit ist. Warum verstieß das Leben sie? Sind es die Mängel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Gesellschaftsordnung oder die der eigenen Natur, die dieses arme Nachtvolk hier zusammentreibt — wer kann es wissen? Einige waren vielleicht zu gut, andere zu schlecht, sie fügten sich nicht ein und hocken nun da in der kalten Oktobernacht, eins das bißchen Wärme vom anderen nehmend. Männer und Frauen von jedem Alter, manchmal noch mit einem Mantel bedeckt, einen Hut auf dem Kopfe, vornübergebeugt, zur Seite schwankend, die meisten schlafend, die Wachenden mit ihrem einsamen müden Blick den Vorübergehenden nachstarrend.

Aber die Bänke reichen nicht aus, mancher kam zu spät und liegt nun da in den Nischen der Flußmauer, in Zeitungen eingewickelt, ein alter Sack ist schon ein großer Schatz. Auf einer Steintreppe kauert eine weibliche Gestalt, ihr Kopf ist vornübergesunken, über ihre Knie weg, die braunen Haare verhüllen das Gesicht. Auf dem Pflaster, berührt von den Füßen der Vorübergehenden und dem zitternden Schatten der Ahornblätter, liegt ein bleiches Mädchen. Sie könnte tot sein, so still liegt sie da, niemand hebt sie auf.

Damen in seidenen Mänteln, Herren in Pelzen gehen vorbei. Sie sind keineswegs unbarmherzig, die Krankenhäuser leben von freiwilligen Beiträgen, vielleicht wie in keinem anderen Lande verpflichtet hier Reichtum zur Wohltätigkeit. Wo aber findet man noch diese überfließende Milde des Mittelalters, die heilige Frauen übten, ohne mit Gaben zu erniedrigen: alles Gute kommt von Gott, Weitergeben ist göttlich — Bruder, du bist reicher als ich, denn du hilfst mir göttlich zu sein!

An der letzten Bank im Schatten eines Baumes steht ein Mann, wahrscheinlich ein Mitglied der Heilsarmee, und sucht eine Unterhaltung mit denen, die nicht schlafen. Er hat es nicht leicht, Antworten zu bekommen. Wenn ein Nordländer seine Selbstachtung verloren hat, findet er sich schwer zurück. Und dabei kann er innerlich weit weniger tief gesunken sein als der Romane, der sich an einem bunten Halstuch aus jedem Zustand zu erheben vermag!

Die erste Nacht in einem Privathotel in der Nähe des britischen Museums. Die Dame des Hauses, eine Orientalin von hundert Pferdekräften, fließt unaufhörlich über von dem Wunsch, wir möchten unsere Befehle äußern, alles sei bereit, daß wir uns wie zu Hause fänden. Jede Speise zeichnet

Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

sich durch vollkommene Undurchdringlichkeit aus, das Getränk ist eine zusammengespülte Mischung von Tee, Kakao und Kaffee, einzig in bezug auf Preise könnte man von Qualität reden. Der Hausherr stellt Würde und Sachlichkeit dar, er scheint einen geschäftlichen Zweifel an der Art seiner Frau zu haben und bemüht sich, das Gegengewicht zu halten. Ein deutscher Kellner für Alles schwankt halb vergiftet umher, wahrscheinlich hat er unter anderem die Verpflichtung, als Versuchstier für den ranzigen Fisch zu dienen. Wir entwischen in ein anderes Haus, das, von einem roten geräumigen Frauengesicht geleitet, jedem Wunsch nach Sorgfalt und Behagen entgegenkommt.

Und draußen wartet London. Den Anfang macht die Tategalerie mit den vielgeliebten Riesenleinwanden von Watts, dessen allegorischer Puritanismus dennoch unangenehm sinnlich wirkt, weil er an die Sentimentalität rührt. Lange hält man es nicht aus — draußen wartet London — über der Themse drüben schwebt festlich ein weißes Gebäude, die Gasanstalt ... Übrigens, warum hat England keinen großen Bildhauer?

Im Vorbeigehen die große Porzellanmanufaktur von Doulton, die uns von Einheimischen gerühmt ward. Aber das Auge entsetzt sich — ein wildgewordener Jugendstil in Formen und Farben — unsäglich wohltuend wirkt dagegen der Raum mit den schlicht weißen porzellanenen Badeeinrichtungen, um ihretwegen vergißt man die Geschmacklosigkeiten von nebenan. Ein späterer Gang durch die Ladenstraßen zeigt, daß es auch genug gute Sachen gibt. Aber sie sind weniger verbreitet, als bei dem Ruf des englischen Kunstgewerbes anzunehmen ist. Teilnahme und Geschmack für die Antike und ihre Nachahmung bleiben auch unter den Architekten immer noch allgemein.

Die Schaufenster für Möbel, Kleidung und Luxus erscheinen durchweg zu vollgestopft, so daß keines der schönen Einzeldinge recht zur Geltung kommt. Anders die Buchhandlungen, sie wirken verblüffend durch die Einheitlichkeit ihrer Formate und die reinen abgestuften Farben ihrer Einbände.

Middle Temple Inn, ein juristisches College, schöne alte Gebäude, eine gotische Kirche, Orgelklang, Grabplatten von bronzenen Rittern. Auf Treppen und Höfen begegnet man exotischen Gesichtern. Die farbigen

Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Söhne der Kolonien holen hier ihre Bildung, tragen als Richter englischen Einfluß in ihre Heimat zurück und bleiben doch in der Regel insgeheim aufrührerisch und zu politischen Hetzereien geneigt.

Mittags dann das vegetarische Speisehaus von Eustace Miles, einer lokalen Berühmtheit, obgleich der englische Wortwitz nicht versäumt hat, ein „I'm used to smiles" dranzuflicken. Für geringes Geld wird man von allen Schäden des Leibes und der Seele befreit. Auf jedem Tisch steht ein Behälter mit gedruckten Anweisungen. Da gibt es okkultistische Vorträge, blutentmischende Bücher, Käse ewiger Jugend und Leben nach dem Tod — und für alles Anhänger. Es ist auffallend, wie leicht solche Ideen Boden gewinnen. Man ist in gewissen Kreisen ausgehungert nach Zusammenschluß und geistiger Anregung, die die Kirche nicht mehr gibt — so ausgehungert, daß man mit diesem oberflächlichen Zeug zufrieden ist, es vielleicht auch für wirklich nahrhaft hält.

Gegen Abend machen wir uns auf, die Docks anzusehen. Straßen, gebildet von düsteren Gebäudemassen mit verstaubten Fenstern, am Wasserrand kleine Squares mit Bäumen und einstmals guten Häusern, die nun Arbeiterwohnungen sind. Schmale Gänge, die auf den Fluß münden, schlüpfrige Stufen führen hinab, auf den Sand gezogene Boote und fröhlicher Kinderlärm. Eine Kirche inmitten eines Friedhofes, Spielplätze — irgendwie verfehlen wir den rechten Weg und finden uns eingeschlossen in ein Gewirr verlumpter Gassen. Gruppen von Frauen, die tierisch miteinander streiten, Horden heiserer schmutziger Kinder, aus den Fensterlöchern spähen verbundene Köpfe, hin und wieder erschallt, auf uns bezogen, der höhnische Ruf: Suffragette! und ein Gelächter folgt, das die blassen lasterhaften Gesichter eher verdunkelt als erhellt.

Heimarbeit, was für ein Elend deckt dieses Wort! Hier werden Nadeln in Papier gesteckt, Knöpfe aufgenäht, aber auch die Kleider gefertigt, die der vornehme Westen trägt und die dann nach mancherlei Schicksal und stetem Niedergang schließlich vielleicht wieder an einen dieser elenden Körper zurück geraten, bis sie zerrissen und beschmutzt auf dem Pflaster liegen bleiben.

Und doch gab es eine Zeit, wo sie abends im grellen Licht von Piccadilly Circus spazieren geführt wurden. Das steigt einem auf, wenn man die schlanken Frauen dort wandeln sieht mit ihrem gemalten Blick und dem wahllos verheißenden Lächeln.

Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

So kommen wir wieder in die Innenstadt und nach Westen zurück. Da wir es versäumt haben, uns Karten zu Bernhard Shaws ‚Man and Superman' zu sichern, verbringen wir den Rest des Abends im ‚Cheshire Cheese', einem kleinen vielleicht ein wenig zu berühmten Literatenrestaurant, in dem schon im siebzehnten Jahrhundert der Dichter Dr. Johnson zu sitzen liebte. Zwei Herren, wahrscheinlich Redakteure großer Zeitungen, plaudern am Tisch. Man sieht es dem Ausdruck ihrer Gesichter an, daß sie gewöhnt sind, nicht zu bemerken, wenn das Publikum sich mit den Ellbogen anstößt und flüstert: das ist er! Im Laufe des Abends kommen noch einzelne Gäste, deren Gesichter nach angestrengter geistiger Arbeit aussehen, später dann, sehr seltsam an diesem Ort, eine kleinbürgerliche Automobilgesellschaft. Zwei ausgelassene Frauen sind da mit rauhen Stimmen, die beständig vor Lachen umschnappen, und einige Männer, denen das Essen die einzig zusagende Beschäftigung ist und deren Appetit nur von ihrer Harmlosigkeit übertroffen wird.

Heim dann durch sausende Straßen, es ist die Zeit des Theaterschlusses und die Motorwagen schießen, schnell groß und schnell wieder klein werdend, mit ihren spiegelnden Lichtern daher. Wir halten, ohne nach Namen zu suchen, die Richtung fest — bekannte Umrisse, dann wieder alles fremd, einmal, hoch über dem Dunst auf seiner Säule schwebend, Nelsons schwindelnde Gestalt. Endlich am britischen Museum vorbei — drinnen liegt ein angefangener Brief, geschrieben an Bord der Victory am Tage der Schlacht von Trafalgar. Nach Nelsons Tod und Sieg ward er der Lady Hamilton, für die er bestimmt war, zugestellt. Sie schrieb darunter in einer Schrift, schwer von leidenschaftlicher Verzweiflung: Oh miserable wretched Emma oh glorious and happy Nelson!

Am nächsten Vormittag vor den Mimicry-Geschöpfen des Kensington Museums plötzlich die aufdämmernde Erkenntnis: man muß zehn Jahre hier bleiben oder sofort Schluß machen mit diesem wahnsinnigen London. Also zunächst Flucht nach Hampton Court. Eine verwirrende Fahrerei, wir wissen kaum was uns erwartet, finden uns aber über jede Hoffnung belohnt.

Ein flach gebautes rotes Backsteinschloß mit weiten Flügeln, Kaminen und gotischen Türmen. Man geht durch einen Torweg, liest historische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Namen an Türen und Treppen, und dringt schließlich bis zum letzten Hof vor, der das Viereck eines Renaissancegebäudes mit seinen Säulengängen und seinem weißgewaschenen Pflaster füllt.

Draußen die Terrasse eines französischen Parkes — Brunnen, Statuen und schimmernde Plätze, gegliedert und eingefaßt von dunklen kugeligen Ungeheuern — Tannen sind es auf uralten Stämmen, stumme verzauberte Diener, die darauf warten, die Befehle eines grausamen Herren auszuführen. Kauert er nicht drüben auf der steinernen Bank mit den finsternen Zügen des Kanzlers Wolsey?

Der Sonnenuntergang schleicht mit gewitterigen Schiefertönen in das Grau des Himmels hinein. Die flachen Wasser leuchten in unergründlichem Grün, Blumenbeete schmeicheln mit zarten vergessenen Farben von Rot und Silbergrau, von scharfem Lila und dunklem Violett, mit den Düften von weißen Rosen und Heliotrop. Der helle Giebel und die langen wagerechten Linien des Schlosses schimmern über den drohend vermummten Tannen — weit draußen dann, jenseits des Teiches, massige Alleen, einzelne riesenhafte Stümpfe, Wiesen, auf denen im weißen Abenddunst Rudel von Rehen weiden.

Mit sinkender Nacht fahren wir nach London zurück, kriechen noch einmal für wenige Stunden in den Riesenbauch hinein, mitgerissen von diesem unbeschreiblich rätselhaften Strom. Von der Bahn treppabwärts, Stehenbleiben und Stocken ist unmöglich, mit hundert Gesichtern dann in einen Eisenkäfig gedrängt, niedersausend, in ein dahersausendes Etwas aufgenommen, die Wände eines meist spiegelnden Rohres jagen an den Fenstern entlang. Durch eine trockene Luft, irgendwie ausgepumpt, halb Antisepsis, halb Parfüm, schwebt man in irgendeinem neuen Käfig davon — quer, senkrecht, man weiß kaum mehr, in welcher Richtung man bewegt wird, immer ausgeliefert dieser Gewalt von Eisen, sausender Lautlosigkeit und dem Sausen selbst. Die einzige Zuversicht, daß man nicht von Kräften, der irdischen Ordnung entschlüpft, über den Rand des Weltalls hinausgeführt und in das Nichts hinuntergekippt wird, geben die vielen gleichgültigen Gestalten, die all dies für den natürlichsten Zustand der Welt halten, lesen, rauchen, und ihre Muße nur selten mit einem flüchtigen Orientierungsblick unterbrechen. Endlich sind wir draußen, zum letztenmal auf dem geliebten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dach eines Autobusses hinschwimmend. Jede Erscheinung unter uns, vor uns, über uns ist aus Licht und Bewegung geboren — bis hoch zum dunklen Nachthimmel hinauf, an dem wie im alten Babel von feuriger Hand hingeschrieben die Namen von Tees, Vergnügungsorten, Seifen aufflammen und wieder verschwinden. Deutlich ist die ruckweise Unruhe der flüchtigen Finger sichtbar.

Abends spät dann Fortsetzung unserer Flucht südwärts nach Brighton, Doktor Brighton, wie der Londoner sagt. Warme dunkle Meeresluft hüllt uns ein, füllt die atmende Brust, lockt am nächsten Morgen eilig an den Strand hinab.

Rundschau

Bayrische Gewerbeschau

Die „Moderne" hat sich im Kunstgewerbe schon längst durchgesetzt. Ihre Prinzipien, Sachlichkeit, Materialgerechtheit, Handlichkeit, Qualität waren zu überzeugend, besaßen zu sehr die natürliche Überredungskraft der Wahrheit, als daß sie ernsthaften Widerstand hätten finden können. Und doch möchte man angesichts der unerschöpflichen Menge geschmackloser und unsinniger Produkte, welche die Verkaufsräume der Gebrauchsgegenstände noch allerorten aufweisen, an der Wirkung jener jubelnd begrüßten modernen Grundsätze ernstlich zweifeln. Es könnte den Eindruck machen, als sei der Sieg der neuen Sache ein rein ideeller gewesen. Man dürfte sich nicht wundern, wenn ein Skeptiker sagte: Eure Grundsätze von Qualität sind sehr schön, aber es läßt sich praktisch wenig damit ausrichten. Die Sachen, die Qualität besitzen, sind zu teuer. Wert haben die guten Prinzipien erst dann, wenn sie auch einer größeren Menge zugute kommen, d. h. wenn sie sich mit billigen Preisen vereinigen lassen. Ein Kunstgewerbe für die oberen Zehntausend haben wir. Wir brauchen jetzt ein Kunstgewerbe für die unteren Millionen.

Wir haben es in den letzten Jahrzehnten so weit gebracht, daß wir ein vornehmes Landhaus, ein Restaurant, eine Anzahl Repräsentationsräume durch Künstler und Werkstätten mit gediegenem Geschmack einrichten lassen können. Es ist ein großer Fortschritt, daß wir das gelernt haben. Aber die eigentliche Arbeit beginnt erst. Mit großen Mitteln etwas Gutes zu schaffen, ist nicht schwer, sobald man einmal weiß, worauf es ankommt. Man hüte sich aber, in einigen von Künstlern vollendet eingerichteten Räumen den Gipfel der Kultur zu erblicken. Kultur kann es nur auf einer breiten Basis von Geschmack und Gediegenheit geben. Hier ist der wunde Punkt: man sehe sich um, wie wohnt der weniger Be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

güterte, die große Menge, der Mittelstand? Man gehe in die Verkaufsräume der Möbelhändler und Schreiner, in die Basare der Gegenstände für den täglichen Gebrauch — und das Wort Kultur wird einem beschämt in der Kehle stecken bleiben.

Den ideellen Sieg der modernen Grundsätze in ausgedehnteste Wirklichkeit umzuwandeln, ist die nächste Aufgabe. Sie ist groß und schwer, aber sie verspricht etwas und man kann den Fortschritt der Aufklärungsarbeit mit den Augen sehen. Es mag nicht leicht sein, eine Nation zu Geschmack und Sachlichkeit in den Dingen des täglichen Lebens zu erziehen. Man muß Geduld haben mit neuen Gedanken. Sie werden langsam weiterwirken, wenn sie lebensfähig sind.

Die bayrische Gewerbeschau, die im Sommer in der Münchener Ausstellung abgehalten wird, unternimmt es zu zeigen, wie sich Produktion im großen und Qualitätsgrundsätze miteinander vertragen können. Ihr Programm entspricht also ungefähr der oben aufgestellten Forderung. Sie will die Ansätze zu guter Gestaltung sammeln und neue Anregung ins Land gehen lassen. Dieser Tendenz ins allgemeine entspringt es, daß die großen, einheitlich künstlerisch ausgestatten Wohnräume fehlen. Die Gewerbeschau hat demokratischen Charakter, sie stellt Einzelgegenstände hin, die gekauft werden sollen und gekauft werden können, auch von denen, die kein Landhaus bewohnen. Nicht der Ausnahmefall, sondern die Regel wird gezeigt. Es wäre verfehlt, wollte man nach besonders exquisiten Stücken fahnden. Was wir herstellen können, wurde früher gezeigt; diesmal handelt es sich um das, was alle Tage hergestellt wird. In der Allgemeingültigkeit ihrer Resultate liegt die Bedeutung dieser Ausstellung.

Es könnte die Frage aufgeworfen werden, ob es überhaupt möglich sei, Gebrauchsgegenstände, die in Masse gekauft werden, ästhetisch einwandfrei zu gestalten. Darauf ist zu antworten, daß das Einfache und Zweckmäßige fast immer auch das Schöne ist, und daß andererseits viel Geld und Material auf mißverstandene Dekoration verschwendet wird. Auf Gestaltungsprinzipien, Dekorationsgrundsätze kommt alles an, und die kosten nichts als guten Willen und verständige Überlegung. Man muß mit dem gedankenlosen Schlendrian brechen, den Leuten die Augen öffnen für die sinnliche Schönheit eines gut gestalteten Dinges. Der Begriff der Zweckmäßigkeit ist nur einer unter vielen. Der Gegenstand muß gefühlt, aus allen seinen Bedingungen heraus verstanden sein. Wer das Gefühl für das selbständige Leben des Objektes einmal besitzt, der wird keine Fehler mehr gegen den guten Geschmack begehen.

Es befindet sich noch manches auf der bayrischen Gewerbeschau, das dem alten, schlimmen Publikumsgeschmack sein Dasein verdankt. Im ganzen ist man aber doch überrascht, wie sehr die neuen Gedanken schon ins Breite gewirkt haben. Der Gesamteindruck ist ermutigend. Es weht heute gesündere Luft im deutschen Gewerbe. Der Unfug zweckwidriger, unempfundener Dekoration ist an vielen Stellen geschwunden. Das meiste dessen, was ausgestellt ist, ist sichtbar aus dem Bestreben nach sinnvoller Schlichtheit hervorgegangen. Unwillkürlich wünscht man dieses oder jenes zu erwerben. Herrscht auch nicht überall der beste Geschmack — seien wir froh, daß man sich überhaupt auf Gestaltungsprobleme besinnt, und daß wir uns nicht selber einen Beleuchtungskörper entwerfen müssen, wenn wir einen nötig haben.

Der reiche Stoff ist mit heiterer Laune angeordnet, so daß man ohne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ermüdung von Raum zu Raum wandert. Die Halle der Keramik ist lustig und intim, die Abteilung der Lebensmittel hübsch und sauber. Schmerzlich berührt nur F. Spiegels Riesenbavaria an der entscheidenden Stelle der großen Halle in Rot.

Der Charakter der ersten Halle ist marktmäßig. Leder und Flechtwerk, Zinn, Holz und Eisen sind die Materialien. Musterhafte Stücke von eisernen Tellern, Schalen, Beleuchtungskörpern haben die Werkstätten von Eichheim, Gebr. Meier und Riedinger (Augsburg) ausgestellt. Körbe und Drechslerwaren reizen durch einfache, materialgemäße Formen. Sehr schöne Arbeiten auch bei den Silberschmieden.

In der zweiten Halle macht die Abteilung der bemalten Tongeschirre und des Steinzeugs den erfreulichsten Eindruck. Das beste stammt aus Herrsching. Gestaltung und Dekoration sind durchweg gesund und zum Teil sogar schön. Hier mag eine alte Tradition segensvoll nachwirken. Das künstlerische Niveau sinkt schon etwas in der Abteilung für Porzellan. Ein Service gut zu dekorieren, scheint eine schwere Aufgabe zu sein. In Glas findet man bei Erlinger, Scholze, Lehmann zum Teil recht geschmackvolle Dinge.

Von den kunstgewerblichen Schulen bietet das gute am konsequentesten die Münchener Debschitzschule. Hier ist Sicherheit im Farbengeschmack und Klarheit über die Grundsätze der Gestaltung und der Dekoration. Gefäße, Kissen, Decken sind musterhaft. Auch in den staatlichen keramischen Fachschulen für Porzellan (Selb), Glas (Zwiesel) und Töpferei (Landshut) trifft man lauter saubere und klare Arbeiten. Die Kunstgewerbeschulen von München und Nürnberg sind gut, aber vor Entgleisungen noch nicht sicher.

In der kleinen Sammlung von Grabmälern herrscht leider noch der aufrechte Grabstein aus dem schrecklichen Granit. Kein Mensch scheint daran zu denken, daß das liegende Grabmal aus Sandstein für unsere großen Friedhöfe die einzig angemessene Form sein kann.

An schönen Stoffen, Stickereien, geschmückten Kissen ist eine Fülle da. Wohl das Hauptinteresse fordern die Möbel. Pössenbacher, Ballin, die deutschen Werkstätten sind mit soliden Stücken vertreten. Soll aber die Wohnung des Großstadtmenschen sachlich und schön werden, dann brauchen wir billigere Typen von Möbeln. Gute, wohlfeile Möbeltypen zu schaffen, ist die Aufgabe der Zukunft.

Damit ist die Grundforderung noch einmal ausgesprochen. Es kommt darauf an, daß der Sachlichkeitsgedanke auch in die billige Produktion eindringt. Die Kultur der Vornehmen ist nur der Anfang. Beim Gebrauchsgegenstand beginnt die Kultur des Volkes.

Alfred Baeumler

Gewerkschaftsbewegung und Sabotage

Professor Ludwig Bernhard, dessen wissenschaftliche Bedeutung sich als immer würdiger des Lobes unserer schärfsten Scharfmacher erweist, hat die Entdeckung gemacht, daß neuerdings auch in Deutschland die Praxis der Sabotage für Lohnkämpfe sich einbürgere. Er erinnert im „Tag" (Nr. 143 von 21. 6.) daran, daß bei Lohnkämpfen in einer norddeutschen Brotfabrik im Jahre 1909 die Direktion öffentlich darauf hinweisen mußte, es seien „Glasstücke, Stecknadeln, Zigarrenstummel und dergleichen in dem Brot gefunden, die absichtlich dem Brot beigefügt sein mußten, weil derartige Gegenstände die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maschinen nicht passieren können." Er spricht ferner von einem Vorgang in der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie im März 1911; streikende Maschinisten in der Dortmunder „Union" hätten auf verabredete Zeichen hin plötzlich die Sicherheitsapparate der elektrischen Anlagen unbenutzbar gemacht, in den Aufzügen der Hochöfen die Sicherheitsvorrichtungen verstellt, an mehreren der wichtigsten Krane die Bremsen beschädigt, in der Dampfzentrale mitten in der Charge das Gebläse stillgesetzt und durch solche und ähnliche Kunstgriffe den ganzen Betrieb des riesigen Werkes ins Stocken gebracht. Das sei, meint Bernhard, ein Beispiel für die von der „Neuen Zeit" empfohlene „neue Gewerkschaftsstrategie"; diese ziele darauf ab, die schwachen Befestigungsstellen der industriellen Festung auszuspüren, um den Betrieb lahmlegen zu können.

Professor Ludwig Bernhard meint nach diesen beiden Feststellungen, man werde nun erkennen, „daß Brentanos Lehre von der segenbringenden und ruhigen Entwickelung der Arbeiterorganisationen veraltet ist und durch neue Tatsachen zerstört wird." Den Herren Kirdorf und Genossen mag das einleuchten. Sie sind von seiten der Wissenschaft nicht verwöhnt und daher bescheiden in ihren Ansprüchen auf Begünstigung ihrer Interessen durch die Denkarbeit gelehrter Köpfe. Andern Laien, geschweige seinen fachwissenschaftlichen Kollegen darf es Professor Bernhard nicht übel nehmen, wenn sie sich von ihm nicht so spielend leicht ein X für ein U machen lassen.

Sombart faßt die wirtschaftliche revolutionäre Praxis der französischen Syndikalisten auf als „eine Reaktion gegen die Vernachlässigung der Gewerkschaftsbewegung in den romanischen Ländern". Ein englischer oder ein deutscher Arbeiter begreife diese antipolitische Strömung deshalb so viel schwerer, weil er — der Engländer von jeher, der Deutsche seit einem Jahrzehnt — stets auf dem Fundamentum einer starken gewerkschaftlichen Organisation gestanden habe, die den romanischen Ländern fehle. Das ist gerade das Gegenteil von dem, was Bernhard behauptet. Wer hat recht?

Man braucht nur mit den elementarsten Ergebnissen soziologischen Forschens bekannt zu sein, um zu wissen, daß Gewerkschaftsbewegung und Sozialismus die Arbeiter gelehrt haben, nicht mehr im einzelnen Arbeitgeber, geschweige in der Arbeiter freisetzenden toten Maschine ihren Feind zu sehen, sondern in dem kapitalistischen Wirtschaftssystem. Auch daß sie gelehrt wurden, sich als Erben der kapitalistischen Gesellschaft zu fühlen, mußte in ihnen allen vandalistischen Regungen entgegenwirken; denn dadurch wurde bei ihnen die Vorstellung hervorgerufen, all die wunderbaren Erzeugnisse der kapitalistischen Produktion würden, soweit sie für längere Dauer geschaffen sind, einst ihnen oder ihren Kindern ausgeliefert werden. Je besser sich das Proletariat in Gewerkschaften organisierte und je mehr es für marxistisch-sozialistische Ideen eingenommen wurde, desto weniger verspürte es mehr Neigung, seinen Groll gelegentlich an den Maschinen oder Einrichtungen auszulassen, an oder in denen sie für kapitalistische Zwecke zu arbeiten gezwungen waren. Die Sabotage, so wie sie in Frankreich betrieben wird, hat ohne Zweifel großenteils noch den ursprünglichen Haß des unsozialistisch denkenden Arbeiters gegen die Maschine zur Triebfeder, so sehr das auch die syndikalistische Ideologie zu verschleiern sucht. Insofern dies der Fall ist, wird das auch in Frankreich, wie Sombart mit Recht hervorhebt, durch den Mangel an starken gewerkschaftlichen Organisationen erklärt. Dem Mitgliede einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

starken Gewerkschaft muß die französische Sabotage unsinnig erscheinen, denn er kann es sich nicht anders vorstellen, als daß der Arbeiter durch ihre Anwendung das Fundament zerstört, auf dem sich einst das Gebäude einer besseren Wirtschaftsordnung erheben soll. Man darf nun nicht die Sabotage für einen notwendigen Bestandteil der syndikalistischen Theorien auffassen, wenigstens nicht die grundsätzlich auf Sachbeschädigung gerichtete Sabotage, die allein kulturwidrig ist. Daß syndikalistische Ideen in England viel Verbreitung gefunden haben und auch wohl noch in Deutschland finden werden, ist richtig. Von englischen Sabotagehandlungen hat man aber noch wenig gehört, und soweit sich für solche doch neuerdings in der englischen Arbeiterschaft Neigungen bemerkbar machen, erklären solche sich gerade daraus, daß das englische Gewerkschaftswesen in den letzten Jahren durch gesetzgeberische Maßnahmen (Taf-Vale-Entscheidungen usw.) sehr geschwächt worden ist, indem die Trade Unions als politische Kampfverbände gewissermaßen völlig entwaffnet wurden. Zudem hat gerade in England immer ein sehr großer Teil der Arbeiterschaft, fast alle „Ungelernten", außerhalb der Trade Unions gestanden und ist von gewerkschaftlichen wie politisch-sozialistischen Bestrebungen gänzlich abgesondert gewesen. Wenn in dieser Masse der Ungelernten neuerdings Neigungen zur Anwendung von Sabotagehandlungen sich bemerkbar machen, so kann das erst recht nicht der Gewerkschaftsbewegung in die Schuhe geschoben werden.

Alle kulturgeschichtliche Erfahrung lehrt, daß der Handarbeiter als Gesellschaftsglied umso vertrauenswürdiger ist, umso weniger beaufsichtigt zu werden braucht, je weniger er Sklave ist, desto mehr sein Eigeninteresse für die Tätigkeit, der er obliegen soll, wachgerufen worden ist. Dem Sklaven früherer Zeiten konnten nur die allerprimitivsten Werkzeuge anvertraut werden; er hatte kein Interesse daran, sorgsam damit umzugehen. Wie ganz anders verhält sich denn doch schon der moderne Lohnarbeiter zum Werkzeug. Professor Bernhard, der seine Betrachtungen über „Sabotage in Deutschland" während eines Aufenthaltes in London schrieb, hätte in England Gelegenheit gehabt, dort an den vielen Stätten, wo mit Erfolg eine Kapital- und Verwaltungsbeteiligung von Arbeitern in privaten und genossenschaftlichen Unternehmungen durchgeführt ist, die Wege kennen zu lernen, auf denen allmählich der Interessengegensatz zwischen Arbeitgebern und -nehmern völlig überwunden werden kann. In der Kleiderfabrik von Kettering z. B. würde er gewiß bestätigt gefunden haben, was man dort kürzlich auf eine Umfrage antwortete: „Wo jeder Arbeiter durch irgendwelche Zerstörung oder Unachtsamkeit seinen eigenen Gewinn und sein eigenes Gut schädigt, da wird der Mensch von selber ökonomisch aufgeweckt"; in der Wollwarenfabrik von William Thomson & Söhne in Huddersfield, hätte er kaum einen anderen Eindruck erhalten als ein englischer Besucher, der darüber schreibt: „It is a pleasure to go into the mill, for it is light, healthy and clean and the workpeople are like a happy family"; ähnliche Wahrnehmungen hätte er in den englischen Gasgesellschaften und andern Betrieben mit Arbeiterbeteiligung machen können. Aber der Herr Professor ging nach England, um Beobachtungen anderer Natur zu machen. Er erzählt, er sei dabei gewesen, wie der „Sekretär" der Dockarbeiter-Union von Großbritannien und Irland unter johlendem Jubel vor gegenüber dem Tower von London versammelten Dockarbeitern ausrief: „Wir werden eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eigene Arbeiterpolizei organisieren, um unsere Interessen zu schützen, und bewaffnen werden wir sie mit Knüppeln." Hundert Schritt entfernt habe hinter den dichten Büschen des Trimity Square ein Trupp Londoner Polizisten gehalten, bereit zum Aufsitzen. Man wird bald Näheres von ihm hören, was für Lehren man in Deutschland aus solchen wissenschaftlichen Feststellungen für den Kampf gegen den „inneren Feind" ziehen soll.

Otto Corbach

Glossen

Der Quotient

Was ist in modernen Staaten die Macht? Ein Destillationsprodukt. Von der Menge geht sie aus und wird zu ungreifbaren Formeln verflüchtigt; auf die Menge fällt sie nieder, so bald sie ihren gasförmigen Zustand verlassen hat. Sie erfüllt damit den Zweck alles Körperlichen: geistig zu werden; und den Zweck alles Geistigen: körperlich zu werden. Aber ist sie noch dieselbe geblieben?

Frankreich rüstet sich, an die Stelle der einfachen Mehrheitswahl die Proportionalwahl zu setzen; an die Stelle des Stimmenübergewichts den Quotienten. Andere werden desgleichen tun. Ein solcher Gang der Dinge scheint unaufhaltsam, weil er folgerichtig ist. Wer nur noch mittelbar herrschen kann, vertritt, zunächst, sich selbst. Dann läßt er sich vertreten. Dann läßt er andere vertreten; zuletzt weder sich noch andere, sondern einen — Quotienten. Die Macht hat ihre letzte Entpersönlichung erreicht.

Ein Dezimalbruch regiert. — Soll man anklagen? Beschwörungsformeln heraufholen? Das Empfinden derer, die vor dem Wesenlosen zurückschaudern in Ehren: aber wir müssen hindurch. Müssen Qual und Glück im Weiterschreiten suchen, auch über dieses hinaus. Eine Fortentwicklung, welche es sei, zurücktreiben, hieße die Leiden des Überganges erneuern: niemals liegt eine Hoffnung diesseits der Widerstände.

Wir sind zahlreich geworden: das ist der einfache Grund. Es gibt keine Machterweiterung ohne Machtverdünnung. Wer in Riesengebilden mittun will, muß seine Reichweite durch technische Mittel verlängern; aber auch dulden, daß er des Mittels nicht Herr bleibt. Der Arm seines Willens wird so überlang, daß sein Auge die Hand nicht mehr kennt, sein Nerv nicht mehr weiß, was am Endpunkt der Wirkungsreihe geschieht. Einheit von Wollen und Fordern ist nur bei einer Selbstvertretung; die Vertretung verhältnismäßig kleiner Standesgruppen durch einzelne der Ihren ist die letzte, die noch allenfalls die tatsächlichen Wählerwünsche zum Ausdruck bringt. Darüber hinaus herrscht die Willensfiktion. Der Einwand gegen unser Reichstagswahlrecht: es lasse die Minderheiten unvertreten, rüttelt an einer Unerheblichkeit. Sind denn die Mehrheiten „vertreten"? Die einzelnen Menschen, aus denen diese Mehrheiten bestehen? Ortsinteressen haben gewählt; nach der Wahl danken sie ab, zugunsten eines den meisten unvorstellbarem Ganzen. Was der Abgeordnete als Mitregierer versicht, interessiert die Wähler nicht;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was sie interessiert, das wird im Parlament nicht verhandelt. Auch der Mehrheitswähler entsendet den Volksboten, damit er andere vertrete.

Diesen Abstand zwischen Willen und Erfolg vollendet der Quotient. Mit der letzten Vervollkommnung des Rechtes am Mitregieren schwindet für den einzelnen die letzte Möglichkeit, tatsächlich mitzuregieren. Wie die Wahlformel errechnet ist, wird beinahe gleichgültig. Der Wählende gab seinen Willen an einen Dezimalbruch hin . . .

Und dennoch, das ist das Wunderliche, regiert das Resultat dieser Algebra; es regiert sogar immer fühlbarer. Aus einer rechnerischen Formel stieg, immer befugnisreicher, der Machtbegriff „Staat" heraus; und sein abstraktes Wesen verdichtet sich zu Soldaten und Waffen, Beamten und Produktionsmitteln, Geldwerten und Verfügungen ohne Zahl. Je abstrakter er ist, desto weiter greift er um sich; je ätherflüchtiger der Wille des einzelnen verdünnt ward, desto nachdrücklicher kehrt er aus dieser Transformation zu ihm zurück. Regieren und Regiertwerden, der Meinung nach eins und dasselbe, haben tatsächlich kaum mehr die leiseste Beziehung zueinander. Der „Staat" hat sich zwischen beide gesetzt.

Das macht, unsere Staaten sind zu groß geworden. Zu groß, nicht als Gesellschaftsgruppen, aber als Mittel, Menschen zu regieren. Die Herrschaft der Zahlreichen läßt man sich, gern oder ungern, gefallen; nicht, auf die Dauer, die Herrschaft der Zahl. Langsam beginnen sich Teile aus dem Machtbereich des absoluten Abstraktums zu lösen. Organisationen, Verbände, Arbeitsgruppen. Syndikate, in Frankreich, setzen ihren Willen gleichviel gegen welche Regierungsform durch. In England läßt ein Richterspruch meuternde Heizer straflos. In Deutschland schicken die Gewerkschaften sich an, die Volksversicherung in ihre Hände zu bringen; vielleicht werden die kommunalen Sparkassen folgen; vielleicht, einst, Teile des Staatsbudgets . . . Auch Sozialisten werden an der Allmacht des Staates verzagen lernen. Der Weg vom Mitmenschen zur Zentralgewalt und von dort zu ihm zurück ist viel zu weit, als daß noch irgend etwas Menschliches übrigbleiben könnte. Das aber wollen wir nicht entbehren. Darum desorganisiert sich der Staat. Das wesenlose Machtfluidum fängt an, sich in der Nähe der festeren Körper zu verdichten. Die Quotientenwahl ist ein Schritt auf dem Wege dahin.

Hermann Friedemann

K. B. Regierungsphilosophie

Der Traum des Plato hat sich in unseren Tagen erfüllt. Wir werden von Philosophen regiert. Freilich der in Berlin hat nur Kant zitiert, und diese Art in den Ruf eines Philosophen zu kommen, ist sehr billig. Aber in Bayern wenigstens haben wir einen echten Philosophen auf dem Ministersessel, einen akademisch abgestempelten, der dicke und gelehrte philosophische Bücher geschrieben hat. Außerdem war er ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität München, und „Philosoph" und „Philosophieprofessor" sind ja wohl beinahe Synonyma, wenigstens im zwanzigsten Jahrhundert. Ob es Plato auch so gemeint hat?

Schon strömen in Scharen die Studenten dem philosophischen Studium zu; auch Dreierjuristen hoffen auf diese Weise doch noch pensionsberechtigt zu werden. Jeder Student der Philosophie hat jetzt das Ministerportefeuille in der Mappe. — Denn es kann doch nicht bezweifelt werden, daß Herr von Hertling nur um der Philosophie willen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ministerpräsident geworden ist — und nicht etwa wegen seiner Zugehörigkeit zu einer politischen Partei; den Parteimann hat er ja ausgezogen, als er den Ministerrock anzog — hat er gesagt. Daß er den Philosophen nicht auch ausgezogen hat, das beweisen seine Reden im bayrischen Landtag. Das hat man dem Josef Filser auch nicht an der Wiege gesungen, daß er auf seine alten Tage noch philosophische Kollegien zu hören bekommen würde, und noch dazu umsonst (lateinisch: gratis), und auch die Herren Reichsräte sind derartiges nicht gewöhnt.

Von so hoher Warte wie hier werden die Probleme der Politik in Parlamenten selten angegriffen, und wir könnten Herrn v. Hertling dankbar dafür sein, daß er die Diskussion auf dieses Niveau gehoben hat, wenn er bei der Beantwortung der selbst aufgeworfenen Fragen etwas gründlicher verfahren wäre. Wenn man Probleme, wie das von Entwicklung und Schöpfung, anschneidet, wenn man ewig gültige Wahrheiten im Munde führt, dann muß man sich auch gefallen lassen, daß unbedingte Klarheit und Gründlichkeit von einem verlangt wird, und man kann sich dann nicht auf die Unmöglichkeit berufen, in einer Etatsrede die letzten philosophischen Probleme zu lösen. Wer solche Hindernisse scheut, soll sich nicht auf dies Gebiet begeben.

Herr v. Hertling hat die neugierigen Fragen seiner Kritiker geradezu provoziert. Wenn er von den „ewigen Wahrheiten des Christentums" sprach, lag die Frage nahe, ob er die Dogmen der katholischen oder die der protestantischen Kirche gemeint hat. Auch das Wort von der Zauberformel Entwicklung, die keine Probleme löst, verlangte gebieterisch eine Präzisierung und Begründung, und so noch vieles in seiner ersten Rede. Er hat deshalb das Bedürfnis empfunden, sich selbst zu kommentieren. Die bayrischen Reichsräte bekamen diesen Kommentar zu hören. Daß er nun alle Zweifler bekehrt hätte, wird er selbst nicht glauben. Aber wir wollen die Diskussion nicht ruhen lassen. Die Gelegenheit ist zu schön, und so leicht bekommt man einen der Herren Scholastiker nicht so vor aller Öffentlichkeit wieder vor die Klinge.

Mit dem Worte „Entwicklung" wird gewiß heute viel Mißbrauch getrieben. Wir möchten nicht in den Verdacht geraten, wir gehörten zu jenen, die da meinen, mit solchen Schlagwörtern könne man Rätsel lösen; ja wir möchten sogar bezweifeln, daß der Monismus der Ehre ganz würdig ist, von so hoher Stelle widerlegt zu werden; aber wenn man es tut, dann muß man es gründlich tun und sollte sich keine Blößen geben. „Woher der Anfang der Entwicklung?" fragt Herr v. Hertling. Wir antworten mit einer Gegenfrage: Muß denn die Entwicklung einen Anfang haben? Die Entwicklung ist doch nichts anderes als die Geschichte der Welt. Warum soll dies aber nicht ein Prozeß sein, der vorwärts und rückwärts in der Zeit ohne Ende und Anfang verläuft? Freilich, weder die bloßen Worte „Entwicklung", „Deszendenz", „Variation", „erbliche Übertragung der Eigenschaft" noch die zugehörigen Begriffe helfen diese Frage zu beantworten. Wer anderer Meinung ist, der ist ein Halbwisser auf philosophischem Gebiete; das räumen wir Herrn v. Hertling gerne ein. Aber der Triumph über diese Leute ist etwas billig für einen Professor der Philosophie. Es ist ein oft geübter Kunstgriff, wenn man Behauptungen begründen soll, statt dessen entgegengesetzte Behauptungen zu widerlegen. Man muß aber erst zeigen, daß ein dritter Standpunkt nicht möglich ist. Genau in dieser Lage befindet sich Herr v. Hertling. Er führt die Meinungen gewisser Mo-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nisten (und nicht gerade der klügsten) ab absurdum und glaubt damit das „alte Christentum" gerechtfertigt zu haben. Wo bleibt da die ganze Fülle geistiger Strömungen, die sich vom Christentum losgesagt haben und doch sich energisch verbitten würden, mit Wilhelm Ostwald oder Ernst Haeckel in einen Topf geworfen zu werden? Vielleicht bekommt der bayrische Landtag demnächst ein Kolleg über kritische Philosophie zu hören.

Und nun die „ewig gültigen Wahrheiten" des Christentums, mit denen hat es eine eigentümliche Bewandtnis. Es heißt ausdrücklich „ewig gültige Wahrheiten", also meinte der Redner nicht die ewigen Wahrheiten, die man ewig nennt, weil sie von ewigen Dingen handeln und nicht von endlichen. Vielleicht handeln die ewig gültigen Wahrheiten auch von ewigen Dingen, aber darauf kam es dem Redner offenbar nicht an, sondern darauf, daß sie ewig gelten. Also gibt es wohl nach seiner Ansicht auch Wahrheiten, die nur zeitlich gelten? Wir waren bisher der Meinung, daß eine Wahrheit schlechthin gilt, ohne Rücksicht auf die Zeit. Wenn sie irgendwann aufhört zu gelten, so war es eben keine Wahrheit, sondern ein Irrtum. Dann hat sie aber vorher auch nicht gegolten, sondern die Menschen haben nur gemeint, sie gelte. Also ist eine ewig gültige Wahrheit zum mindesten ein Pleonasmus. Oder war damit etwa gemeint, daß diese Wahrheiten ewig anerkannt würden? Das wäre eine kühne Prophezeiung in Anbetracht des Umstandes, daß es doch eine Zeit gegeben hat, wo sie nicht anerkannt wurden. Herr v. Hertling sprach in diesem Zusammenhange von dem philosophischen und religiösen Skeptizismus, der nichts Bleibendes und Festes anerkenne. Nun daß die philosophischen und religiösen Überzeugungen der Menschen der Entwicklung unterworfen sind, das zeigt sogar die katholische Kirche. Wer freilich daraus, daß die Menschen heute etwas glauben was sie morgen verwerfen, schließen wollte, daß dies auch wirklich heute wahr und morgen falsch ist, der beginge einen Fehlschluß; aber diesem Relativismus leistet man Vorschub durch die Rede von ewig gültigen Wahrheiten. War das die Absicht?

Übrigens Christentum! Christentum und Christentum ist bekanntlich zweierlei. Welches ist hier gemeint? Diese Frage hatte man Herrn v. Hertling schon nach seiner ersten Rede vorgelegt. Freiherr von Würtzburg hatte sie deutlich genug wiederholt. Und unser Philosoph? Hören wir ihn selbst! „Nun hat der Referent die Frage erhoben, was unter Christentum verstanden werden soll, er hat damit hingedeutet auf die Schwierigkeit, die dem, der als Staatsmann für die Erhaltung des Christentums einzutreten gewillt ist, aus der Verschiedenheit der christlichen Religionsbekenntnisse heraus erwachsen." Darauf zitierte er ein Wort des Bischofs Kettler über das politische Verhalten eines katholischen Fürsten gegenüber den anderen Konfessionen. Mit Verlaub, Euer Exzellenz! Der Sinn der Frage war doch wohl ein anderer. Wenn man von ewig gültigen Wahrheiten des Christentums spricht, muß man auch sagen, welches Christentum gemeint ist, und das war die Frage. Die Lehren der katholischen und der protestantischen Kirche (um von den Ketzern in beiden Lagern ganz zu schweigen) widersprechen einander bekanntlich in vielen Punkten. Nach dem Ihnen wahrscheinlich bekannten Satz des Widerspruchs kann aber von zwei einander widersprechenden Sätzen höchstens der eine wahr sein. Wo liegt nun die ewig gültige Wahrheit, bei den Katholiken oder bei den Protestanten? Die Beantwortung dieser Frage mag

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihnen unbequem sein, das hätten Sie aber bedenken müssen, ehe Sie sich auf ein so heikleis Gebiet begaben. U.A.w.g.

Dr. Kurt Grelling

Hinter den Kulissen der Theosophie

Die einen nannten es eine Indiskretion, die anderen einen ballon d'essai, jene Notiz, die jüngst durch die Presse ging und von einem märchenhaft-phantastischen Bau zu berichten wußte, den die „Initierten" des theosophischen Dunstkreises sich in München zusammenzuzimmern die Absicht hätten. Just auf dem Kultboden des Dionysos, dem lachenden, lebensverlangenden Schwabing, mußte es sein, wo der Johannisbau erstehen und Jüngern und Jüngerinnen ein thronendes Dach für Kult, Versenkung in Reinkarnation und Karma und ähnliche mystisch-verworrene Spielereien bieten sollte. In diesem nach Osten gewandten sechs- oder achteckigen Bauzuschnitt — die Erinnerung mangelt für die Groteske — war neben Andachtsstätte, Behausungsräumen und Sälen aufgehender Kultur auch ein Abteil für körperliches Leid und Siechtum vorgesehen: Diese dem Bereich alles bisherigen weltlichen Strebens entrückte Institution dürfte sich voraussichtlich in ihren theoretischen Grundlagen auf die Lehre von den „Okkulten Ursachen der Krankheiten", in ihrer praktischen Gestaltung vorzugsweise auf die Behandlung mit farbigen Zimmern aufbauen, wie sie heute schon von mehr der persönlichen Nutzwertung wie der Erlösung der Menschheit zugewandten Ärzten theosophischer Observanz geübt wird. Wie dem nun auch sein und mit dem erträumten Johannisbau auch werden mag, die schillernde Seifenblase, die mit der Ankündigung des Bogenbaues und seiner mystischen Symbolik aufstieg, lenkte die Aufmerksamkeit der Masse auf eine Sekte, die in ihrer Mischung von krankhaft gesteigertem Gefühlsleben und alberner Wundersucht zu Phantasmen gelangt ist, die jedem Wissen, jedem Drang nach Erkenntnis, jedem Kulturfortschritt lähmend im Wege stehen. Noch reicht die Zahl der Eingeweihten, Meister und künftigen Weltschöpfer nicht über die Schichte der Gesellschaft hinaus, die von jeher Gläubige zum Haufen der visionären Träumer und Geisterbeschwörer getrieben hat, vergrämtes Altweibervolk, hysterische Jungfrauen und ihre männlichen Partisane, allein die mystisch-phantastische Atmosphäre des theosophischen Meistertums kann zur Gefahr werden, wenn der Kreis der sich zusammenschließenden Sektirer die ihm von Vernunft und Wissen gesteckten Dämme überschreitend in das Volk zu dringen vermag. Und der Hang zum Geheimnisvollen, Übersinnlichen, der Glaube an magische Kräfte und okkulte Lehren reizt und lockt mit tausendfachem Gezirpe, die Massensuggestion hat im Leben der Völker noch nie ihre Wirkung verfehlt. „Die Kraft des Glaubens wächst", hat einmal ein Weiser dieser Erde gesagt, „mit der Albernheit dessen, was ihnen als glaubwürdig vorgelegt wird." Daher kommt just zur rechten Zeit ein Wissender und Sehender und räumt in herzerfrischender Weise mit den altindischen Fetzen auf, mit denen moderne Schwarmgeister ihre Blößen bedeckt und die Welt am Narrenseil hinter sich hergezogen haben. In zwei unmittelbar hintereinander erschienenen Schriften „Moderne Theosophen und ihre Theosophie" und „Die okkultistische Bewegung"*) hat

*) Der Verlag Wilhelm Heims, Leipzig, hat beide ediert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hans Freimark Ziele, System und Bestrebungen, Genese der Ideen wie ihrer Träger unter das Messer genommen und kunstgerecht die Sektion vollführt, kein Hautlappen ist übrig geblieben, den er nicht durchforscht hätte. Die hysterischen Extravaganzen der Madame Blavatsky, ihre Halluzinationen und das daraus entstehende Lehrgebäude, Mrs. Besant und ihre Ordensgründung, der zeitgenössische Meister Rudolf Steiner, seine Persönlichkeit und sein System, die Christian science, die Mazdaznanbewegung, und wie die Abarten aller dieser geistigen Verirrungen nur immer heißen mögen, sie ziehen in meisterhaft geschilderten Zügen vorüber, all der Mummenschanz und Geisterkram zerstiebt gegenüber der erbarmungslos einsetzenden Kritik. Was Freimark von dem Wesen der Geheimlehren und ihrer Träger aus eigenster Anschauung zu berichten weiß — denn nur wer jahrelang mitten unter ihnen gestanden hat, hat diese Erkenntnis der Dinge wie der Menschen —, ist nicht nur psychologisch von erquickendstem Interesse, sondern vor allem ein erzenes Rüstzeug im Kampfe gegen Betrug, Irrwahn und Unwissenheit. Von der modernen Theosophie — die Wahl dieses Namens ist bereits eine bewußte Begriffsverwirrung, denn die Erkenntnis Gottes und göttlicher Dinge hat mit jenem Gallimathias nichts gemein — konnten bisher die wenigsten Menschen sich eine klare Vorstellung machen, die Darstellungen Freimarks bringen dieselbe in so treffender Weise, daß kaum mehr ein Zweifel über dieses Gebilde von Unverstand und Gaukelspiel bestehen kann.

Julian Marcuse

Vom Vegetarianismus

Russischen Tagebuchaufzeichnungen entnehme ich folgendes Gespräch zwischen einem sehr jungen revolutionären Agitator (Iwan Sergejewitsch, genannt „der Student"), und einem alten Bauern, Nikiphor, der ihm bei seinen Agitationsfahrten als Fuhrmann dient.

Jeder Kommentar erscheint mir überflüssig. Ich übersetze einfach wörtlich, soweit als sich die Sprache eines russischen Bauern überhaupt übersetzen läßt.

„Ich selber," sprach Iwan Sergejewitsch, „bin Vegetarianer, einfach deshalb, weil ich mit meinen eigenen Händen keinen Hammel schlachten könnte, sogar kein Huhn. Ich kann nicht einmal dabei zusehen. Nun! Folglich darf ich kein Fleisch essen. Das ist doch eine vernünftige Begründung!"

„So — so," entgegnete langsam und mit unverhohlenem Spotte Nikiphor, „aber weshalb soll man sie eigentlich nicht schlachten? Ich zum Beispiel liebe es, zu schlachten, so viel als nur immer verlangt wird! Wenn es doch bewiesen ist, daß das erlaubt ist! Und dann ist es doch Viehzeug!"

„Hör' auf, Nikiphor," winkte ärgerlich Iwan Sergejewitsch ab — „du selber begreifst gar nichts, aber deine Erzählungen sind immer ohne Ende. Es handelt sich ja hier gar nicht um Sünde!"

„Aber du bist jünger als ich, und höre du nur mir zu," bemerkte Nikiphor eindringlich — „von einem alten Manne wirst du nichts Schlechtes lernen. Und wenn ich dir etwas sage, so ist das schon ganz sicher wahr. Und du streite nicht mit mir!"

„Nun, Bruder, so hat man zur Zeit unserer Großväter geurteilt" — antwortete der „Student" von oben herab. „Ein alter Mann schwatzt Unsinn, und das soll der Jugend Gesetz sein! Heute, Bruder, hört jeder auf seinen Verstand . . ."

„So!" — sagte Nikiphor beleidigt. „Wir haben ein Sprichwort: ‚Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hündin ist alt, man will sie aber nicht Mutterhündin nennen.' Du aber höre trotzdem auf mich, weil du noch jung und dumm bist. Ich frage dich also: Im Evangelium wird geboten: „Liebe deinen Nächsten wie dich selber!" Könnte es nun eintreten, daß jetzt gleich alle Menschen dieses Gebot erfüllten? Daß alle plötzlich einander liebten?"

„Nein, das kann nicht sein!" antwortete der „Student". „Nicht alle Menschen kennen überhaupt dies Gebot!"

„Was bist du doch für ein Querkopf!" unterbrach ihn unwillig Nikiphor, „ich frage doch, wenn alle das Gebot kennten, und wenn sie zu gleicher Zeit damit einverstanden wären, einander zu lieben, wäre dies auch auszuführen? Ein Schaden würde doch daraus für die Menschen nicht entstehen?"

„Ja! So meinst du das!" antwortete wiederum von oben herab Iwan Sergejewitsch. „Natürlich ist das möglich. Es wäre sogar sehr gut für alle!"

„Nun gut also!" Nikiphor nickte mit dem Kopfe. „Dieses also könnte man ausführen .... Wenn aber zum Beispiel alle Menschen plötzlich aufhören würden Ochsenfleisch zu essen? Dann müßten sie alle zugrunde gehen! Wir haben davon gehört, schon lange haben wir davon gehört. Es ward genug davon geschwätzt, noch zu Tolstois Zeiten. Es kommt nur gar nichts dabei heraus! Man soll also kein Fleisch essen! Aber wie wird es dann mit der Milch sein? Und mit der Butter, mit Eiern? Oder — wir tragen ja auch Wollstoffe und Schafspelze . . . auch Stiefel tragen wir. Und die werden doch wohl aus Leder gemacht! Und was sollen z. B. wir Fuhrleute tun ohne Riemen, ohne Zaumzeug? Zügel aus Hanfseil taugen doch nichts? Das, man muß es offen sagen, wird das Volk einfach nicht dulden!"

„Weshalb sollen wir denn nicht Wollstoffe tragen und Butter, Eier und Milch essen? Dazu braucht man doch nicht gleich das Schaf, die Kuh oder das Huhn zu töten? Im Gegenteil, „Um so lebendiger die Kuh, um so mehr Milch!" sprach Iwan Sergejewitsch.

„Nun hör' aber mal auf!" unterbrach ihn energisch Nikiphor. „Ich sage es ja: du bist noch jung und dumm. Du hast noch nicht genug Grütze unter deiner Mütze. Das Schaf, zum Beispiel, was glaubst du wohl? Es gibt, wenn es acht Jahre alt ist, kaum mehr ein viertel Pfund Wolle. Und später noch weniger, es wird aber fünfzehn Jahre alt! Eine Kuh bringt bis zwölf Kälber zur Welt, aber schlachtest du sie dann nicht, so lebt sie noch, wer weiß wie lange! Du würdest heulen, wenn du sie füttern müßtest! Oder selbst das Huhn! Wird dir eine alte Henne Eier legen? Aber fressen muß sie doch! Solltest du doch nur selber alle diese Ochsen, Hämmel und Hähne zur Welt bringen? Aber du warte nur, bis sie alle eines natürlichen Todes sterben! Wenn man sie nicht schlachten würde — keine menschliche Kraft würde ausreichen, dies Viehzeug zu füttern. Das Ei wird dir dann einen Rubel kosten, das Pfund Wolle 10 Rubel. Und der Bauer muß dann verrecken!"

Iwan Sergejewitsch ward verlegen und wußte nicht, was er antworten solle. Ziemlich unsicher entgegnete er: „Bald werden all eure Wolle und eure Schafpelze nicht mehr nötig sein. Das ist alles primitives Rohmaterial. Man wird schon erfinden . . ."

„Nun, wenn man erfinden wird, dann werden wir mit dir aufhören, Fleisch zu essen" — schloß triumphierend Nikiphor, „bis dahin aber ist das alles barer Blödsinn." Dr. Karl Nötzel

Gockel, Hinkel und Gackeleia

In der uns allen zugänglichen zweibändigen Ausgabe der Märchen von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Clemens Brentano ist die Geschichte von Gockel und Gackeleia ein bescheidenes Märchen von etwas über achtzig Seiten klein Oktav; in ihrer ersten Ausgabe (Frankfurt 1838) war sie ein phantastisch überquellendes Fabelding von mehr als zweihundert großen Seiten, die Braunschen Lithographien gar nicht gerechnet. Jene Erstausgabe ist überaus selten geworden und gilt im Antiquariatshandel etwa 150 Mark, auch mehr, so daß der Gedanke an einen Neudruck nahe lag. Den hat jetzt der Verlag Morawe und Scheffelt in Berlin ausgeführt in einer dem Original möglichst gleichen Ausgabe, die vor allem auch die vierzehn originellen Bilder von Braun in ausgezeichneten Wiedergaben bringt. Das Buch kostet zwölf Mark, die Luxusausgabe achtzehn Mark, und das ist nicht allzu teuer. Freunde der Romantik können nun den alten Gockel in jener Form sehen und lesen, die das hübsche Märchen zwar unendlich auseinanderzieht und in ein romantisch verschlungenes Spiel auflöst, die aber eben darum für Brentano überaus charakteristisch ist. Da geht alter Volksbesitz, Kindererinnerung, momentaner Einfall, literarische Anspielung, spielender Humor und witzige Satire in hundert wirren Fäden durcheinander, ganz im Stil des unmöglichen romantischen Idealkunstwerkes, das nicht formen und klären, sondern anregen, erinnern, Träume und Ahnung seltsamster Beziehungen schaffen will und dessen Reiz eben in der wilden Unbegrenztheit und jugendlichen Wirre liegt. Die Braunschen Lithographien passen gut dazu mit ihrer Häufung von Gebilden und ihrer Mischung von Naivetät und spielerischer Kindlichkeit mit frecher Kombinationslust. Die Dichtung wird in dieser Form nicht mehr in die wirklich gelesene Literatur übergehen, so wenig wie Klingers Faust und wie viele der Lenzschen und Goetheschen Jünglingsdichtungen; um so mehr verdient sie diese schöne Ausgabe für stille Bücherfreunde, die neben der köstlichen Wunderhornausgabe des Inselverlags uns Liebhabern ein wahres Geschenk bedeutet.

Hermann Hesse

Liliencrons Werke

An einem sommerlichen Regennachmittag las ich neulich, nach Jahren wieder einmal, ein paar Stunden im „Poggfred", den wir Jungen einst vor fünfzehn Jahren in seiner ersten Form verschlangen und der den alten Zauber ungeschwächt noch heute übt. Und als ich im Lesen gestört wurde, war es der abendliche Postbote, der ins Zimmer kam, und was er brachte, war ein Paket mit dem vierten bis sechsten Band der neuen schönen Liliencronausgabe. Es fehlen jetzt nur noch zwei Bände, die auch bald kommen werden, dann haben wir den ganzen Liliencron in der besten, vollkommensten Form, die heute möglich ist, und wir wollen dem Freund und Herausgeber des Dichters, Richard Dehmel, dafür dankbar sein. Auch der Verlag Schuster und Löffler hat sich Mühe gegeben und Opfer gebracht, daß endlich das Werk seines Dichters in würdiger Gestalt herauskomme.

Seit jenem Regennachmittag habe ich alle die sechs Bände manchmal wieder in Händen gehabt und meine gute Zuversicht überall bestätigt gefunden. Die Ausgabe ist die, die wir brauchen. Sie gibt einen leise gesiebten Liliencron, mit den Überarbeitungen und Umformungen der letzten Jahre, aber sie läßt Ordnung und lebendiges Gewirre der Urausgaben stehen und versucht nicht, dem Stürmer einen klassischen Anstrich zu geben. So soll sie uns willkommen sein.

Hermann Hesse

Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die Ausländerfrage in der Schweiz

Von Carl H. Winter

Seit einiger Zeit haben auch die Schweizer ihre internationalen Sorgen. Die Ursache sind die zahlreichen Ausländer, die rings in dem schönen Ländchen sitzen. Der Schweizer, der ohnehin sich nur zu kratzen pflegt, wenn es ihn wirklich juckt, das will sagen, die Übelstände erst zu sehen pflegt, wenn er sie mit Händen greifen kann, hat sicherlich alle Ursache, sich mit der Ausländerfrage zu befassen. Diese Sorgen haben denn auch ihren Niederschlag gefunden in statistischen Erhebungen und Erörterungen aller Art und aller Parteien des Landes. Der Kern der Frage, um die es sich handelt, ist nicht schwer zu begreifen: Bei einer Gesamtbevölkerung von 3741971 Köpfen sind in der Schweiz 565296 Ausländer gezählt worden, das ist 15 Prozent der Gesamtbevölkerung. Diese Quote ist unvergleichbar höher als wie in irgend einem anderen Staate und übersteigt zweifellos die Grenze, die den einheimischen Volkscharakter vor Veränderung, vielleicht sogar vor Vernichtung durch die Ausländermassen zu schützen hat. Es ist demnach sehr begreiflich, daß man auf Abhilfe sinnt. Unter den Vorschlägen, die die vorhandene Kalamität beseitigen sollen, verdient Beachtung derjenige, dem die führende Partei des Landes, die nationaldemokratische, vor kurzem auf ihrem Parteitage zugestimmt hat. Sieht man sich die Thesen, über die eine Einigung erzielt wurde, genauer an, so erkennt man sofort in diesen Vorschlägen alle Vorzüge und alle Mängel der schweizerischen Gesetzgebungsmethode. Die schweizerische Gesetzgebung ist im eigentlichen Wortsinne eine Zweckgesetzgebung, sie ist immer auf den bestimmten Fall zugeschnitten, der ein Eingreifen veranlaßt, und zeichnet sich immer durch ein unbekümmertes Draufzugehen und meistens (nicht immer!) durch eine bemerkenswerte Geschicklichkeit in der praktischen Gestaltung von Rechtsfragen aus. Sie ist durchaus und ausschließlich Laien-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesetzgebung und Laien sind ja auch fast ausschließlich als Richter tätig. Aus dieser Eigentümlichkeit erklärt sich der geringe Sinn für die Lösung grundsätzlicher Rechtsfragen; ein theoretischer Unterbau fehlt der schweizerischen Gesetzgebung meistens ganz. So verfügt dieser Staat, einer der ältesten Europas, erst seit ganz kurzer Zeit über ein einheitliches Zivilrecht, und ein gemeinsames Strafgesetz schwebt noch in ungewisser Ferne. Fragen, wie die der Ausländer, können aber nicht gelöst werden ohne eine gründliche Auseinandersetzung mit den Rechtsgrundsätzen, nicht nur der Schweiz, sondern auch der Länder, deren Staatsangehörige diese Ausländer sind. In der Frage der Verstaatlichung der Gotthardbahn haben die schweizerischen Staatsmänner schon einmal die Kehrseite jener „praktischen" Regelungen kennen gelernt, die hundert verschiedene Auslegungen zulassen. Bei den vorliegenden Gesetzesvorschlägen wird wiederum der Versuch gemacht, einem als unhaltbar erkanntem Zustand durch ein Provisorium abzuhelfen, durch eine Art Notgesetz, wie es auch von einer Seite offen bezeichnet wurde. Daß einer solchen Lösung keiner der beteiligten Staaten zustimmen kann, soll hier kurz gezeigt werden:

Es wurden bereits die Ziffern der in der Schweiz niedergelassenen Ausländer genannt. Das Recht zu einer radikalen Lösung dieses Zustandes wird man der Eidgenossenschaft nicht absprechen dürfen. 15 Prozent Ausländer ist mehr, als ein Volk ohne ernstliche Gefährdung seines inneren Zusammenhalts ertragen kann. Einen geradezu gefährlichen Charakter nimmt die Lage durch einige besonders verschärfende Nebenumstände an. Es ist da einmal festzustellen, daß, während die Bevölkerung von 2392740 (1850) auf noch nicht das doppelte, 3741971 (1910), gestiegen ist, die Zahl der Ausländer in dieser Zeit sich um das Achtfache vermehrt hat, von 71570 (1850) auf 565296 (1910). Und täglich wächst die Zahl der Ausländer absolut und im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung. Einer glaubwürdigen Meldung zufolge soll sogar der Geburtenüberschuß bei den Ausländern doppelt so groß (13,5 Prozent) sein, wie bei den Einheimischen (7,3 Prozent).

Treffen die letzteren Zahlen zu, so ist die Situation für die einheimische Bevölkerung fast hoffnungslos; aber auch, wenn sie falsch sind, hat man alle Ursache, auf Abhilfe zu sinnen. Man ist versucht, nach den Gründen dieser beispiellosen Anziehungskraft zu fragen, und mehr noch nach den Gründen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der augenscheinlich so geringen Assimilationskraft des Schweizer Volkes. Die niedergelassenen Ausländer in der Eidgenossenschaft gehören in der Hauptsache den drei großen Nachbarstaaten des Landes an: Frankreich, Deutschland und Italien. Dieses Land, dem alle Bedingungen für eine Industrie zu fehlen scheinen, dieses Volk der Hirten hat eine Qualitätsindustrie sondergleichen geschaffen, trotz oder wegen des gänzlichen Mangels an Kohle und Eisen, an Wasserstraßen und großen bequemen Eisenbahnlinien. Die schweizerischen Produkte haben nie durch Billigkeit ihren Weg machen können, sie waren immer teuer — aber gut. Es ist klar, daß eine Qualitätsindustrie bessere Löhne zahlen kann als die Erzeuger billiger Massenartikel, und es ist weiter klar, daß ein so günstiger Arbeitsmarkt eine starke Anziehungskraft ausübt. Die erstaunliche Entwickelung der schweizerischen Industrie und ihr beständig und unaufhörlich wachsender Bedarf an Arbeitskräften hat dazu geführt, daß ganze Berufe durch ausländische Arbeiter wahrgenommen werden müssen. Heute kann in der Schweiz keine Eisenbahn, keine Straße, kein Tunnel, kein Stauwerk, keine Kanalisation, keine Wasserleitung und kein Haus gebaut werden ohne die italienischen Arbeiter. Haufenweise tauchen sie, ein allezeit mobiles Heer, überall auf, wo ihre fleißigen Hände Beschäftigung finden. Während nun früher diese Scharen im Winter meist heim zogen, im Sommer aber in Baracken- und Zeltlagern ein frauenloses Dasein führten, bleibt heute ein großer, vielleicht der größte Teil zurück in der neuen Heimat, er zieht in steinerne Häuser, die bald den fatalen Charakter echter Italienerhäuser annehmen, er bildet ganze Viertel und nötigt die Schulverwaltung, Sonderklassen für die italienischen Kinder zu schaffen. Mit der einheimischen Bevölkerung findet aber trotz der gewonnenen Seßhaftigkeit kaum eine Berührung und nie eine Vermischung statt. Der Schweizer nimmt nur notgedrungen anläßlich eines Streikes oder einer Stecherei von den braunen Gästen Notiz. In angesehene Berufe vermögen sie ebenfalls nicht einzudringen. Da sie zudem fast ausschließlich im deutschen oder französischen Teile des Landes sich befinden, so bilden sie trotz ihrer großen Zahl wohl kaum eine Gefahr für Volk und Staat.

Wesentlich anders steht es mit den ansässigen Deutschen und Franzosen. Die Deutschen sitzen hauptsächlich in den deutschen Grenzkantonen: Basel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stadt, Zürich, Schaffhausen, St. Gallen. In Baselstadt gibt es 51025 Ausländer bei einer Gesamtbevölkerung von 135546, in Zürich sind es 102904 von 500679. Man kann sagen, daß ein Drittel der Bewohnerschaft der beiden schweizerischen Großstädte Basel und Zürich Deutsche sind. Sie sind in allen Berufen zu finden. Vom schwäbischen Dienstmädchen bis zum sächsischen Stickereifabrikanten. Sie fühlen sich im allgemeinen sehr wohl und vermischen sich ziemlich häufig mit den Einheimischen. Die schweizerische Staatsbürgerschaft erwerben sie aber in der Regel auch dann nicht, wenn sie sich vollständig aufs Bleiben eingerichtet haben. Man muß sich dabei vor Augen halten, mit welchen Schwierigkeiten die Aufnahme unter die Eidgenossen verbunden ist. Voraussetzung für die Erwerbung des Schweizerbürgerrechtes ist der Besitz des kantonalen und Gemeindebürgerrechtes. Die Schwierigkeit liegt bei den Gemeinden, die zu einem großen Teile noch über sehr beträchtliche Bürgergüter verfügen. Wer aufgenommen werden will, muß sich sozusagen bis aufs Hemd ausziehen; es wird eine genaue Darlegung seines Vermögens und Einkommens gefordert, nur wenn beides dem Stand entspricht, den die Bürger für nötig halten, wird er zur Wahl gestellt. Die Bürgergemeinde erörtert mit echt eidgenössischer Offenheit Vorzüge und Mängel der Bürgerkandidaten, und Verwerfung von Aufnahmegesuchen sind durchaus keine Seltenheiten. Schließlich muß der glücklich Angenommene eine Einkaufsgebühr zahlen, die nie weniger als einige hundert, häufig aber mehrere tausend Franken beträgt. Es ist begreiflich, daß namentlich Ausländer, die aus größeren Staaten und Verhältnissen kommen, sich nicht zu diesem peinlichen Verfahren drängen, um so mehr, als sie sich als Ausländer wesentlicher Vorteile gegenüber den Einheimischen zu erfreuen haben. Sie sind durch den Niederlassungsvertrag befreit vom Militärdienst und von den recht beträchtlichen Militär- und Armensteuern.

Die meisten haben wohl auch nicht gerade eine brennende Sehnsucht, sich um die Wahl jedes Gemeindeschreibers und Gerichtsbeisitzers persönlich zu bemühen. Aus alledem ist leicht zu erkennen, warum Einbürgerungen nur in verschwindendem Umfange stattfinden. Schließlich pflegen weder die niedergelassenen Deutschen, noch gar die Franzosen alle Verbindungen mit der Heimat abzuschneiden, sie finden wohl auch, daß man heutzutage ohne dringende Not die Zugehörigkeit zu einer Weltmacht nicht zugunsten eines

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kleinen neutralen Staates aufgibt, der beim Schutze seiner Angehörigen allein auf den guten Willen der fremden Staatsmänner angewiesen ist. Es hat sich gezeigt, daß auch bei Erleichterungen in der Erwerbung des Bürgerrechtes, wie man sie z. B. in Basel hat eintreten lassen, ein ins Gewicht fallender Zuwachs nicht erzielt wurde.

Es bleibt demnach nichts als eine zwangsweise Einbürgerung gewisser Kategorien von Ausländern. Hier setzen die ausgearbeiteten Vorschläge ein, zugleich mit unserer Kritik. An sich kann dem Staate das Recht zur Zwangseinbürgerung wohl nicht verwehrt werden. Es ist nur hervorzuheben, daß nach dem neuen deutschen Gesetz über die Staatsangehörigkeit, das hoffentlich noch in diesem Jahre verabschiedet wird, der zwangsweise eingebürgerte Deutsche durchaus nicht ohne weiteres seine deutsche Staatsangehörigkeit verliert. Er hat also nach wie vor Anspruch auf die Hilfe seines Landes in solchen Fällen, wo er glaubt, unrecht behandelt zu sein. Es ist nun vorgesehen in den vorliegenden Vorschlägen, einmal die freiwillige Einbürgerung zu erleichtern, dann aber alle seit einigen (10) Jahren ansässigen Ausländer und alle im Lande geborenen Ausländerkinder zwangsweise einzubürgern. Als Ort der Einbürgerung kommt nur die Wohngemeinde der neuen Schweizerbürger in Frage. Die Ortsbürgerschaften jener Gemeinden, die eine hohe Quote von Ausländern beherbergen, erhielten also mit einem Schlage einen außerordentlich starken Zuwachs, der den jetzt erheblichen Anteil des einzelnen Ortsbürgers am gemeinsamen Bürgergute stark vermindern würde. Es ist demnach mit dem äußersten Widerstand der Ortsbürgerschaften gegen diese radikale, wenn auch einzig mögliche Lösung zu rechnen, ein Widerstand, dessen Bedeutung man nur dann versteht, wenn man sich erinnert, daß über jedem schweizerischen Gesetz an einem haardünnen Faden das Schwert der Volksabstimmung schwebt. Man ist nun auf den seltsamen Ausweg verfallen, die neu Einzubürgernden zwar mit allen politischen Rechten des Schweizerbürgers auszustatten, sie aber von der Aufnahme in die Ortsbürgerschaften auszuschließen. Dafür erhalten sie einen Anspruch auf Armenunterstützung, zu deren Kosten der Bund beitragen soll. Auf diese Weise hofft man die Bürgergüter den jetzigen Besitzern unversehrt erhalten zu können. Es soll also eine neue Sorte Schweizerbürger geschaffen werden, für die sich bald der schöne Titel „Armenbürger" einfinden wird. Natürlich kann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wird einer ſolchen Regelung weder Deutſchland, noch Frankreich, noch Italien jemals zuſtimmen. Aber auch für die Schweiz wäre dieſer Ausweg ein Weg in die Irre. Man würde gewaltſam eine neue zweite Klaſſe von Staatsbürgern ſchaffen, die nicht im Genuſſe gerade des am meiſten geſchätzten Rechtes, ſich zur Erreichung vollſtändiger Gleichberechtigung mit Naturnotwendigkeit verbinden müßten. Es würde alſo gerade der Zuſtand verſchärft und zu einer dauernden Einrichtung gemacht, den man beſeitigen will. Der geſunde Sinn des Schweizervolkes wird hoffentlich erkennen, daß es hier nur heißen kann, ganze Arbeit zu tun oder aber zu warten, bis die Zeit eine Löſung erzwingt.

Geburtenrückgang und Staatsraiſon

Von Dr. Julian Marcuſe

Der panzerne Koloß, hinter dem ſich moderne Staatsgebilde verbergen, fängt an in ſeinem Stahlmantel Spuren der Lockerung zu zeigen; was Kartätſchen und Granaten nicht vermocht, das nagt der Zahn der Zeit an, unmerklich, aber mit der unbezwingbaren Kraft eines Naturelementes. Der Rückgang der Militärtauglichkeit der ſtädtiſchen Bevölkerung war die erſte innere Veränderung, ihr folgt unmittelbar ein Ereignis von weltgeſchichtlicher Bedeutung, der Umſchwung in den geſamten natürlichen Bevölkerungsvorgängen, der Rückgang der Geburtenziffer bei gleichzeitigem Rückgang der Sterblichkeit. Was noch 1870 Schmoller als Utopie angeſehen hatte, er ſchrieb damals „die Behauptung einer Verlängerung der mittleren Lebensdauer iſt von der Wiſſenſchaft längſt ins Reich der Märchen verwieſen", iſt eingetreten, die Sterblichkeitsziffer Deutſchlands wie der anderen Kulturländer zeigt ſeit Jahrzehnten eine rückgängige Tendenz, ſie hat ſich von 28,8‰ in den 70er Jahren auf 18,1‰ im Jahre 1909 innerhalb Deutſchlands verſchoben. Neben ihr weiſt die Wirtſchaftsgeſchichte des 19. Jahrhunderts eine ſchlechthin beiſpiellos daſtehende Vermehrung der Kopfzahl auf, die Hand in Hand

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit außergewöhnlichen wirtschaftlichen Evolutionen einherging, und als jüngste Überraschung nach dieser nahezu unbegrenzten Bevölkerungszunahme einen beschleunigten Geburtenrückgang, der den mit der Lebensnotdurft und Volkspsyche wenig orientierten Staatsgewalten als bleicher Schrecken in die Glieder gefahren ist. Preußen, so verkündet der halbamtliche Moniteur, wird nach Eingang der Berichte der Regierungspräsidien über die einzuleitenden Maßnahmen zur Verhinderung eines weiteren Rückganges der Geburtenziffer beschließen, worin dieselben sich bei den an der Oberfläche haften bleibenden Auffassungen kristallisieren werden, darauf deutet bereits das Pronunziamento hin! Schärfere Überwachung mancher Anpreisungen von Geheimmitteln, eine systematische Propaganda gegen malthusianische Tendenzen und ähnliches mehr. Und von Kanzel und Kirche — der Bischof von Speyer hat in seinem soeben an die Gläubigen des Bistums herausgegebenen Hirtenbrief den Anfang damit gemacht — wird ein Kreuzzug gegen die Sittenverderbnis entfacht, werden weltliche und jenseitige Strafen auf die Übertretungen des biblischen Fruchtbarkeitsgebotes herabbeschworen werden, Patrioten werden ihre Stimmen zu pathetischen Klagen erheben, Geburtenprämien und Strafsteuern für Ehe- und Kinderlose werden erstehen. Nach letzterem Rezept ordinierte man bereits teilweise in Frankreich, dem klassischen Lande der Geburtenregulierung, und unsere Pangermanen, die mit solch geheimer Freude des Nachbarn europäische Machtstellung binnen weniger Jahrzehnte durch die Entvölkerung herabgedrückt zu sehen wähnten, müssen nun am eigenen Leibe die sie erschütternde Wirkung numerischen Rückganges konstatieren. Frankreichs schüchterne Versuche, auf die Norm des Geburtenüberschusses zurückzukehren, sind gescheitert — die Zahl der Geburten war im Jahr 1911 so gering wie noch nie, sie beträgt 742 114, und da die Sterblichkeit 776 983 ausmacht, so beträgt der Ausfall insgesamt 34 869 —, dies liegt nicht etwa an der Schwächlichkeit der aufgewandten Mittel, als vielmehr darin, daß die Tendenz der Entnationalisierung der Kulturvölker die Form einer sozialen Funktion angenommen hat, die fördernd auf Lebensstandard des Individuum wie auf die qualitative Beschaffenheit der Nachkommenschaft und damit der Rasse zu wirken geeignet ist. Nur eine höchst oberflächliche und mit Gemeinplätzen jonglierende Auffassung kann in dieser Tendenz die Stigmata des Sittenverfalles, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

krassen Genußsucht und des schwindenden Verantwortlichkeitsgefühles erblicken, sie muß vielmehr in ihren ursächlichen Momenten aus dem Zusammenspiel sozial-ökonomischer Wirtschaftsveränderungen mit der Umgestaltung und Anpassung der Volkspsyche an dieselben erklärt werden.

Die Vernichtung des Feudalismus war die Geburtsstätte des Bürgertums, die dumpfe, am Boden sich wälzende Masse, die im Herrendienst ihr einziges Recht auf Existenz fand und in den vegetativen Funktionen des Lebens ihre ausschließliche äußere und innere Befriedigung, wurde frei, die Städtebildung, die Entwicklung des Familienlebens auf der Grundlage rechtlicher Begriffe und des Schutzes des Individuum hub an. Damit zugleich eine mehr und mehr einsetzende soziale und wirtschaftliche Wertung, das Recht auf die freie Verfügung der Arbeitsleistung und den hieraus resultierenden Ertrag. Die Grundlage zur Entfaltung des Individuum war geschaffen, ihr Boden war die Arbeit als Kulturwert und sittlicher Faktor, ihr Ausdruck die Anteilnahme am Leben und dessen Gütern. So erfolgte die Heranbildung der Gegenwart mit ihren tausendfältigen Verknüpfungen des Seins mit allen Erscheinungen der Kultur, die Bindung des Einzelnen an die kompliziertesten Gesellschaftseinrichtungen, die wiederum ihren Ursprung hatten in der Zusammenschweißung ungezählter Massen zu gemeinsamer Arbeit im Dienste des Ganzen wie zur Lebenserhaltung des Einzelnen. Die Grenzen der Betätigung des Einzelnen völlig verschoben: Eine Zusammenmischung der Geschlechter, die Anteilnahme der Frau am Erwerb und am Wirtschaftsdasein, der Eintritt derselben in das soziale Leben, die Erhöhung des Lebensstandard, der in seinen Komponenten nur zum geringsten Teil Trieben der Genußsucht seine Entstehung verdankt, zum allergrößten dagegen in der steigenden Produktion wirtschaftlicher Güter, in der Ausbreitung des Welthandels verankert ist. Jede Unterbindung dieser dem Lebensgenuß im weitesten Sinne gedacht dienenden Wirtschaftsweise würde eine Krise unberechenbarster Folgen heraufbeschwören. Mit dem Eintritt von 9½ Millionen Frauen in den Erwerb — davon sind 8243948 im Hauptberuf tätig, 1249383 dienend im Haushalt der Herrschaft laut Gewerbezählung im Deutschen Reich vom Jahre 1910 — sind drei Folgeerscheinungen zu konstatieren: Die Zunahme der ledigen Frauen im gebärfähigen Alter — dieselbe hat sich innerhalb der letzten zehn Jahre um 13 Prozent erhöht —,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Hinaufrücken des Heiratsalters bei Männern wie Frauen, beide Momente wirken mittelbar bereits auf die Geburtenzahl, und als letzte und ausschlaggebende die direkte Abnahme der ehelichen Geburtenziffer durch die Berufsstellung der Frau. Von den obengenannten 9½ Millionen ist nahezu die Hälfte verheiratet, sie wird naturgemäß dem Familienleben völlig entzogen. Für sie ist jede Schwangerschaft und Geburt eine Erschwerung der Erwerbstätigkeit, ein Verlust des Verdienstes und eine Erschwerung der Arbeit durch die häuslichen Pflichten. Für die verheiratete Arbeiterin wird die Einschränkung der Kinderzahl geradezu zur Notwendigkeit, ihr aufgezwungen zur Erhaltung der Arbeitsgelegenheit und des Verdienstes und durch die Rücksicht auf ihre Abwesenheit als Mutter vom Hauswesen. Auf der anderen Seite wird die Frau der arbeitenden Klassen eben durch die Vermehrung der Familie zur Erwerbstätigkeit gezwungen, in sie hineingetrieben. Der Nachweis der Zunahme eheweiblicher Erwerbstätigkeit mit der Kinderzahl ist erwiesen, die Arbeiten von Helene Simon und Rosa Kämpff haben ihn erbracht. Damit ist auch für die nicht erwerbstätige Frau der arbeitenden Klasse die Notwendigkeit der Beschränkung des Nachwuchses auf eine bestimmte Zahl gegeben, wenn sie sich dem Zwange der Erwerbstätigkeit entziehen und ihre Kräfte dem Hauswesen erhalten will.

Diese ökonomische Umwertung aller bisherigen wirtschaftlichen wie sittlichen Begriffe muß natürlich auch einen Einfluß auf die Konstitution der Nachkommenschaft wie auf die Lebenskraft der Mutter ausüben: An Berliner Arbeiterfamilien hat Hamburger gezeigt, daß die Ergiebigkeit der Ehe mit steigender Konzeptionsziffer sinkt, das heißt also, daß die Chancen der Erhaltung der Kinder um so größer sind, je geringer die Zahl derselben, an ländlichen Familien hat van den Velden nachgewiesen, daß eine mäßige Kinderzahl verbunden ist mit besserer Gesundheit und höherem durchschnittlichen Lebensalter der Kinder, aber auch zugleich mit höherem Lebensalter der Eltern. Er hält daher Vorkehrungen gegen die rasche Geburtenfolge und die ihr parallellaufende große Kinderzahl im Interesse der Volksgesundheit für durchaus gerechtfertigt.

Eine weitere Ausjäte der Geburtenzahl und Frequenz erfolgt durch sozialpathologische Ursachen, durch Geschlechtskrankheiten, Alkoholismus und Säuglingssterblichkeit. Den jährlichen Geburtenausfall für Deutschland

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch sterile, also unfruchtbare Ehen berechnet man auf 220000 Kinder, davon entfallen etwa 48 Prozent, das sind etwas über 100000, auf die Gonorrhoe. Nun bilden aber die ganz sterilen Ehen nur eine Folgeerscheinung der Gonorrhoe, ebenso häufig, wenn nicht noch häufiger, ist die Einkindsterilität. Man kann also annehmen, daß Deutschland alljährlich mindestens einen Ausfall von 200000 Kindern durch diese Krankheit erleidet. Und weiter: die Zahl der in den preußischen Irrenhäusern allein jährlich aufgenommenen Paralytiker betrug in den Jahren 1881—1890 1217, im Jahre 1907 2939, also das zweieinhalbfache. Da die Paralyse durchschnittlich etwa fünfzehn Jahre nach der syphilitischen Infektion auszubrechen pflegt, die Geschlechtskrankheiten in diesen letzten fünfzehn Jahren sich aber in Preußen annähernd verdoppelt haben, wird in weiteren fünfzehn Jahren die Zahl der Paralytiker das Doppelte betragen und somit ein weiteres Kontingent zeugungsunfähiger Individuen hinzutreten. Der chronische Alkoholismus führt zur Verkümmerung der Geschlechtsdrüsen, also ebenfalls zur Unfruchtbarkeit, und wo die Fortpflanzung erfolgt, zur Degeneration der Nachkommenschaft: Totgeburten, Lebensschwäche, Idiotie und andere Psychosen; da Deutschland über 300000 notorische Säufer hat, ein außerordentlich hoher Prozentsatz aller Insassen der Irrenanstalten Abkömmlinge von Trinkern sind, bei Irren bis 90 Prozent Erblichkeit angenommen werden kann, ist die Einbuße, die durch den Alkohol allein die Bevölkerungsziffer erleidet, wohl genügend gekennzeichnet. Als drittes Ausjätemoment die Säuglingssterblichkeit. Sie beträgt für Deutschland im Jahre 1908 359022 = 17,8 Prozent, hat scheinbar nachgelassen, schwillt aber regionär und zeitlich immer wieder an, so hat Bayern im Jahre 1911 eine Mehrung der Säuglingssterblichkeit gegenüber dem vorausgegangenen Jahr um 7,4 Prozent, insgesamt sind im letzten Jahr in Bayern allein 46665 Kinder unter einem Jahr gestorben. Hierzu treten die Ziffern über das Kindbettfieber, die allen hygienischen Kenntnissen über Entstehung und Wesen zum Trotz in den letzten 20 Jahren eine erschreckende Zunahme erfahren haben. Im Berliner Stadtkreis betrug die Zahl 1908: 60,06, 1910: 87,36. Wohnungselend, Mangel an Entbindungsanstalten und an Hebammenfürsorge sind ihre Ursachen.

Zu diesen wirtschaftlichen und sozial-pathologischen Momenten — in die ersteren ist noch einzureihen die Teuerung der notwendigsten Lebens- und

Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Gebrauchsmittel, „Teures Brot heißt weniger Ehen und mehr sterbende Menschen" (Adolf Wagner) — tritt als letztes ein soziologisches Motiv hinzu, dem der französische Bevölkerungsstatistiker Dumont den Namen der capillarité sociale gegeben hat. Es ist das Streben des animal social, seine Position zu behaupten oder zu verbessern. Ein sozialer Trieb, der primitiven Daseinsformen völlig fehlt, der seinen Höhepunkt erreicht in dem intensiven sozialen Getriebe einer dichtgedrängten Massenbevölkerung mit starken sozialen Unterschieden, mit freiem Aufstieg auf der sozialen Stufenleiter und größter wirtschaftlicher Beweglichkeit. Er ist das große Schwungrad des Fortschritts und der individuellen Kräfte, die planvolle Gestaltung des Daseins, die auch der Nachkommenschaft einen Ausgleich der Lebensführung schaffen will und in diesem Sinne vorsorgend einsetzt. Das Mittel zum Zweck ist die willkürliche Einschränkung der Kinderzahl innerhalb der Ehe, sie ist einzig und allein auf die warnende Erfahrung zurückzuführen, daß angesichts der wirtschaftlichen Verhältnisse der Bestand der Familie und die Erhaltung des für die Gesundheit und die Erziehung der Kinder erforderlichen Wohlstandes eben nur durch die Verhütung weiteren Nachwuchses möglich ist. Wenn wir mit diesen Erkenntnissen an die Beantwortung der Frage herantreten, welche Maßnahmen geeignet sind, den Rückgang der Geburtenhäufigkeit aufzuhalten — eine Erscheinung, die fast allen europäischen Kulturvölkern eigen, immer aber ist Deutschland mit einem Überschuß von 14,1 auf 1000 noch eins der am günstigst gestellten Länder —, so sind von vornherein alle Maßregeln, welche einen direkten Einfluß auf die Geburtenhäufigkeit durch Verbot der der Einschränkung der Kinderzahl dienenden Mittel ausüben sollen, als bankerott zu erklären. Den Bestand des Volkes zu sichern durch Erhaltung eines hinreichenden Geburtenüberschusses sind zwei Wege gegeben: Die Herabminderung der Sterblichkeit durch weiteren Ausbau der sozialen Hygiene und die großzügige Pflege einer rationellen Fortpflanzungs- und Rassenhygiene. Da der Herabminderung der Sterblichkeit natürliche Grenzen gezogen sind, so kommt der Fortpflanzungs- und Rassenhygiene, in allervorderster Reihe der planmäßigen Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Löwenanteil an der Erhaltung des Volksbestandes zu. Diese aber verlangt wiederum — und das ist das Tragikomische bei der Erwägung dieser Probleme — die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weitgehendste Duldung des Präventivverkehrs als Schutzmittel gegen die Infektion. Auf dem Umwege über Fortpflanzungs- und Rassenhygiene, über eine großzügige Sozial- und Wirtschaftspolitik (Mutter- und Kindesschutz, Verbilligung der Lebenshaltung, Wohnungsreformen und vieles andere mehr) ist allein eine Aufbesserung der Fruchtbarkeit und Geburtenhäufigkeit mit dem Resultat einer gesunden und lebenskräftigen Nachkommenschaft zu erwarten.

Der Weizenkönig / Von Otto Rung

S. B. Hotkins, einer der größten Börsenmakler Chicagos, hatte sich kürzlich ein Motorlandaulet neuesten Modells angeschafft. Er interessierte sich zwar längst nicht mehr für Automobilsport, benötigte aber dringend eine Expreßbeförderung ersten Ranges von seiner Villa nach der Jacksonstreet, wo sich seine Kontors befanden. Die Maschine war niedrig, breit und bequem, lief ihre 140 Kilometer und war nach Hotkins ausdrücklicher Anordnung so gebaut, daß er die Ellbogen des Chauffeurs nicht an seiner Person zu verspüren brauchte. Die Steuervorrichtung war nach Hansomart hinter der Kalesche angebracht worden, so daß Hotkins in der angenehmen Lage war, sich in seinem eigenen Wagen als der einzige oder doch zumindestens als der vorderste zu fühlen.

Auf der allerersten Fahrt mit diesem neuen Motorwagen ereignete sich nun folgender Vorfall:

Der Weizenmarkt hatte zu eben jenem Zeitpunkt eine stürmische Krise durchzumachen, und Hotkins war Führer eines Corner in Weizen, einer Blockade des Marktes, eines Riesenaufkaufs der gesamten Jahresernte von Millionen Bushels, der gleich einem gewaltigen Vakuum auf allen Magazinen der Welt lagerte und sog und zog. Der von Tag zu Tag heftiger hinaufgeschraubte Weizenpreis brachte als natürliche Folge große Kursstürze an der Fondsbörse und gleichzeitig in gewissen Ländern der alten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welt eine außerordentliche Brotteuerung mit sich, welche J. B. Hotkins jedoch lediglich als sehr erfreuliches Barometerzeichen einer steigenden Nachfrage berührte. Im Verlaufe einiger Wochen war der Preis nahezu bis zu der Höhe hinaufgetrieben worden, welche Hotkins dem Markte zu diktieren beabsichtigt hatte; leider blieb der Kurs jedoch infolge der heftigen Gegenzüge eines gewissen Kollegen steten Schwankungen unterworfen. Um nun endlich den entscheidenden Coup auszuführen, der den Markt endgültig in seine Hände liefern sollte, hatte J. B. Hotkins an jenem in Rede stehenden Oktobermorgen telephonische Order gegeben, das Automobil eine Stunde vor der gewohnten Zeit bereitzuhalten.

Punkt neun Uhr tutete das dreistimmige Sirenenhorn, und Hotkins eilte durch das weiße Vestibül, wo der Diener rasch den Eisbärpelz um ihn schlug, die Marmorstufen hinab und nahm in der Tiefe der schaukelnden Wagenkissen Platz. In einer reißenden Kurve nahm der Motor die Biegung um das große Bassin in der Mitte des Hofes. Hotkins sah seine schottischen Windspiele, die auf dem Rasenplatz spielten, bei dem bekannten Dreiklang des Hornsignals, mit dem er ihnen Lebewohl sagte, schweifwedelnd und kläffend emporspringen. In diesem Augenblick kam aus dem Stallgebäude ein Mann in Hemdärmeln gelaufen, der heftig die Arme schwenkte. Wahrscheinlich handelte es sich um irgend etwas, das der Herr zu Hause vergessen hatte. Well, das läßt sich in der Wallstreet kaufen, dachte Hotkins, ließ ihn winken, lehnte sich zurück und öffnete ein gewisses Ventil in seinem Gehirn. Und sogleich fing der Apparat zu funktionieren an: die vierzig Telegramme, die im Lauf der Nacht an Hotkins Privatsekretär gekommen waren, begannen sich zu verbinden und Figuren zu bilden. All right! dachte er. Heute kommt es dazu. Wilson kann nicht mehr. Ist total fertig. Seine letzten Manöver waren Krampfzuckungen. Heute schlage ich zu, und in fünf Tagen ist er tot.

Etwas Erstaunliches fiel ihm in diesem Augenblicke auf. Zur Rechten der Straße lag eine weiße Villa, die nicht hier liegen sollte. Und gleich darauf wirbelte eine Pappelreihe an ihm vorbei wie ein Spalier schwarzer Fahnenträger.

Hallo, dachte Hotkins. Was ist das? Soll dies etwa eine Wegkürzung sein? — Er war wenig orientiert in diesen Straßen, die ihm nichts

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als Kilometerlängen bedeuteten. Aber unmittelbar danach schoß ein Komplex weißer Häuserblöcke an ihm vorüber, eine Villenstadt, die, wie er bestimmt wußte, nicht zum Programm des Weges gehörte. Überrascht und erbost wandte er sich rechenschaftfordernd nach seinem Chauffeur um, dessen weiße Staubmaske er hinter dem Kaleschenschirm unbeweglich vor sich hin gerichtet sah, während alles andere in der Welt bei der immer wachsenden Fahrtgeschwindigkeit in Wirbel und Rauch zerfloß.

„Jerusalem!" schrie Hotkins. „Wohin fahren Sie, Mensch?"

Er erhielt keine Antwort. Und nun erst entsann er sich mit einem Male der Gesichtszüge des Mannes, der ihm mit flatternden Armen aus der Gitterpforte nachgelaufen war. Zum Teufel auch, das war ja Mach gewesen, Mach, sein Chauffeur, der erhitzt und aufgeregt aus seiner Wohnung im Torweg herausgestürzt gekommen war, um ihm nachzurufen.

Hotkins duckte sich und saß einen Augenblick ganz stumm. Erst nachdem er sich gesammelt und die Situation ein wenig überdacht hatte, begann er ganz sachte über die Schulter nach hinten zu schielen. Er erinnerte sich einer Tags zuvor stattgefundenen Benzinexplosion, bei der Mach sich die linke Hand verbrannt hatte. Und er konstatierte, daß die breiten und starken Hände hinter ihm, die das Steuerrad so fest umklammert hielten, weder von Brandwunden noch Narben wußten. Es waren also nicht Machs Hände. Eine weitoffene Landschaft mit kanalisierten Feldern eilte jetzt an ihnen vorbei. Sie fuhren mithin gerade nach Norden, während Chicago direkt südlich lag.

Hotkins nahm sich zusammen. „Hallo!" rief er den Chauffeur an. „Wer sind Sie?" Und als noch immer keine Antwort kam: „Wohin führen Sie mich? Wer hat Sie gedungen?"

Er war vollständig überzeugt, daß dies nur Wilsons Werk sein konnte und wartete gar keine Antwort ab.

„Wer hat Sie bezahlt?" frug er weiter. Es war ja ganz zweifellos Wilson, der die Sache inszeniert hatte, Wilson, der große Kornspekulant, der nun seit Monaten mit Hotkins um die Herrschaft über den Markt rang. Er weiß, dachte Hotkins, daß ich es noch lange aushalten kann, während er selbst in den letzten Zügen liegt. Darum will er mir heute den Garaus machen, um den Markt für sich allein zu haben, will meine Hände

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lähmen, um die seinigen zuoberst zu legen. Na ja, desperat genug ist der Schritt und dabei hinterlistig wie ein Indianerstreich. Aber mich soll er nicht kleinkriegen! Es ist nicht das erstemal, daß ich ihm die Stirn geboten und ihn mattgesetzt habe.

„Hundert Dollars, wenn Sie mich sofort in die Jacksonstreet bringen," warf er versuchsweise über die Schulter hin und fuhr, als keine Antwort erfolgte, ohne Bedenken fort: „Tausend Dollars und keine Polizei hinterher."

Ein leise knirschender Laut drang aus der Staubmaske hervor, als lache der Mann oder fletsche die Zähne.

Hotkins zog sein Scheckbuch heraus. „Zehntausend Dollars, cash down," schlug er vor. „Schlagen Sie ein, solange ich bei Laune bin." Es handelt sich hier um Millionen, dachte er. Hier ist eine Ware: eines Menschen Wille, den Wilson gekauft hat; ich muß ihn überbieten."

Auch jetzt antwortete der maskierte Chauffeur nicht, nahm aber die Krümmung des Hohlweges in einer so scharfen Kurve, daß der Wagenschirm gegen die Pflasterung des Straßenrandes dröhnte. Hotkins las die Kontrolluhr ab und sah, daß sie mit hundert Kilometer Geschwindigkeit fuhren.

„Langsamer!" brüllte er. „Sie fahren uns ja geradenwegs nach Gehenna hinein!"

Sie rasten jetzt über eine breite Chaussee, deren weiße Prellsteine an ihnen vorbeiwirbelten wie Geldmünzen, die aus einer Rolle aufgezählt und hinter ihnen zu einem neuen Stapel angehäuft wurden. Ungeheure flache Felder lagen um sie her und am Horizont schlängelte sich nebelverschleiert der wellige Gürtel der Anhöhen. Wir sind mindestens zwanzig Meilen von der Wallstreet entfernt, dachte Hotkins. Und von plötzlichem Schreck durchzuckt, schrie er: „Mein letztes Wort: 40000 Dollars und keinen Cent darüber!"

In derselben Sekunde, da er es gesagt, bemerkte er, daß die Front des Wagens nicht gegen das walzende Band der Straße, sondern gegen einen Übersteig wies, welcher vom Straßenrande aus tief hinabführte in das versenkte Niveau der Felder. Er stieß einen entsetzten Warnungsruf aus, aber schon hatte der Chauffeur die Maschine mit einem gewaltsamen Ruck herumgeworfen, um anscheinend einen am entgegengesetzten Straßenrande

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufragenden Übersteig als Ziel zu wählen. So schlingerte der Wagen auf seiner Blitzfahrt die Straße weiter; in jähen Sprüngen, in heftigem Zickzack hin und her kreuzend zwischen den tiefen Gräben, die zu beiden Seiten des Weges lauerten.

„Sind Sie toll?" heulte Hotkins. „Wollen Sie uns beiden die Hälse brechen?" Im selben Augenblick fiel seine Theorie, daß er es mit einer Kreatur Wilsons zu tun habe, in sich zusammen. So manövrierte nur ein Wahnsinniger. Rasch griff er unter den Sitz, holte die langläufige Magazinpistole, die er immer mit sich führte, hervor, wandte sich und zielte auf die gelbe Wachstuchmaske, die in gepanzerter Unbeweglichkeit über den Silberrahmen der Kalesche ragte.

„Halt!" schrie er. „Hände hinauf!"

Wiederum knirschte das kurze trockene Lachen und eine tiefe, von der Maske gedämpfte Stimme begann zu sprechen:

„Ich versuchte es vorgestern und gestern, Sie auf Ihrem Kontor zu sprechen. Aber Sie hatten keine Zeit. Heute erfahre ich nun, was Ihre Zeit Ihnen in Dollars wert ist. Aber trotz alledem habe ich nun doch Gelegenheit zu einer Gratisunterredung mit Ihnen gefunden."

„Nonsens!" sagte Hotkins. „Stoppen Sie, oder ich schieße Sie nieder, daß Sie so tot daliegen wie ein Türbolzen!"

„Überlegen Sie doch!" erwiderte der Chauffeur. „Wir laufen 100 Kilometer. Mit einem Mann am Steuer, der so tot ist wie ein Türbolzen, ist dies ein Risiko, das Sie im Interesse Ihrer eigenen Person nicht wagen sollten, nicht einmal für die fünf Sekunden, die Sie brauchen, um Ihre Hände statt der meinen um das Steuerrad zu legen." Und Hotkins sah, wie ihr Kurs in diesem Moment direkt auf einen seitwärts vom Wege stehenden Wellblechschuppen eines Telegraphentransformators zielte. Ein heftiger Pumpenschlag der Angst klemmte ihm die Kehle zusammen. Aber schon im nächsten Augenblick waren sie wieder in der Straßenlinie.

Hotkins kniete auf den Sitz nieder, das Gesicht in gleicher Höhe mit dem Helm des Chauffeurs. Umsonst! Er erhaschte keinen Blick durch die konvexen Brillengläser der grauen Totenmaske.

„Was wollen Sie von mir?" zischte er.

„Ich suchte Sie gestern und vorgestern auf," wurde ihm geantwortet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Aber Sie waren nicht zu sprechen. Ich wollte Ihnen Vorstellungen machen."

„Was wollen Sie?" wiederholte Hotkins. „Nennen Sie Ihren Preis, ich bin zu Verhandlungen bereit." Es galt ja bloß Zeit zu gewinnen. Einige Meilen von hier war auf der Chaussee, wie er sich erinnerte, ein Motortrap postiert — eine Falle von Konstablern, die mittels Kontrolluhren die Fahrtgeschwindigkeit vorbeikommender Automobilisten notierten. Es hieß diesen verrückten Desperado solange munter zu erhalten, bis sie den Polizeiposten erreicht hatten.

„Betrachten Sie diese Fahrt immerhin als eine Art Kursus," sagte der Wagenführer. „Ich habe Ihre Manöver seit langem verfolgt und mir vorgestern vorgenommen, Ihnen Ihr Vorgehen gegen uns andere auf friedlichem Wege klarzumachen. Aber diese Methode erwies sich als undurchführbar: der Weg zu Ihnen war blockiert. Ich war daher genötigt, die Rollen zu tauschen und Sie selbst zu blockieren. Ich habe Sie hier auf Ihrem eigenen Wagen festgenommen. Stellen Sie sich vor, wir beide seien die einzigen Wesen auf einem Planeten, der das Universum durchkreuzt, und Sie werden kaum den Versuch machen, abzuspringen. Ich fürchte, Sie würden keinen Grund für Ihre Füße finden. Es hieße direkt in den leeren Weltenraum hinausspringen. — Nein! Das einzige, was Ihnen zu tun erübrigt, ist aufmerksam vor sich hinzublicken. Ich will Ihnen eine praktisch anschauliche Vorstellung geben, wie Ihr Kurs sich in diesen letzten Monaten für vital interessierte Augen ausgenommen hat. Ich habe Sie sozusagen vor eine Kanonenmündung gebunden, um Sie zu gespannter Aufmerksamkeit zu zwingen. Sie sind mit Leib und Leben an den Vorgängen um Sie her beteiligt."

Hotkins zuckte die Achseln. „Sie machen mir nicht angst. Mein Leben ist ja an das Ihrige gebunden. Das scheinen Sie zu übersehen. Sie werden schon Ihren eigenen Gliedern zuliebe gut aufpassen." Als aber der Wagen in eben diesem Augenblick einen heftigen Seitenhieb gegen die Eisenstützen einer zu passierenden Hängebrücke vollführte, erschrak er doch. „Sind Sie verrückt?" schrie er. „Passen Sie doch besser auf! Oder haben Sie etwa Selbstmord im Sinn?"

Der Wagen parierte in der letzten Sekunde und der Chauffeur lachte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf. „Selbstmord ist im Dienst einer höhern Sache zuweilen ganz vernünftig. Oder haben Sie nie davon gehört, daß es Leute gibt, die ihr Leben für die Sache anderer opfern? Sie glauben offenbar noch immer, daß es nur sinngemäß sei, anderer Leben der eigenen Sache zu opfern?"

„Sie sind also Anarchist?" prustete Hotkins hervor.

„Aha! Sie sortieren mich schon wieder wie eine Probe auf der Warenbörse und bekleben mich mit einer Etikette! Ich habe Ihnen doch zu verstehen gegeben, daß Sie sich in diesem Kursus einfach als meinen Schüler zu betrachten haben. Es gibt sehr ernsthafte Dinge für Sie zu erlernen, ehe ich Sie entlasse."

„Halt!" fauchte Hotkins. „Sie gehen selbstredend von der üblichen falschen Vorstellung aus, daß ich und meine Kollegen irgendwelchen tatsächlichen Einfluß auf die Schwankungen des Marktes, auf Baisse und Hausse haben, irgendeine Verantwortung für Katastrophen und Paniken. Sie glauben vermutlich in Ihrer kindischen Art, daß wir bloß auf einen Telegraphenknopf zu drücken brauchen, um alles ganz allein zu dirigieren. Aber das ist ein totaler Irrtum. Ich bin nichts als das Werkzeug eines tieferen Systems, das Organ für verborgene und unsichtbare Prinzipien, die die ökonomische Entwicklung leiten, für gewisse geheime und unkontrollierbare Kräfte, welche produzieren und umsetzen und uns Börsenmänner mit unserem telegraphischen Nachrichtenwesen und unserer Praxis bloß als Ordner, Mittler und Mäkler benützen. Nein, Sie schießen weit über das Ziel hinaus. In mir treffen Sie nur die Hand, nicht das Hirn. Sie sind ein fanatischer Idiot! Lassen Sie mich fort!"

Aber der Wagenführer schüttelte den Kopf. „Diese Lektion höre ich nicht zum erstenmal," sagte er. „Ich bezweifle aber, daß die Herren für alle Tage ganz so bescheiden sind. Und das sage ich Ihnen: wohin ich in der Welt gereist bin, habe ich nie Prinzipien gesehen, sondern nur Menschen. Aber wenn ich einem Menschen Aug in Aug zu begegnen suchte, war der Mann nie zu sprechen. Dann verkroch er sich hinter eine Schirmwand von Theorien und sagte, er persönlich sei gar nicht zur Stelle, aber ich könne mit seinen Prinzipien verhandeln, und, wenn es mir beliebe, auch ganz ungeniert auf sie loshauen. Theorien sind aber nun mal stocktaub und ohne einen Funken von Gefühl. Nun denn: Es gibt wirklich tiefe und ewige Gesetze

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für alles menschliche Gemeinleben, aber wir Lebenden sind es, die diese Gesetze kraft unserer Zivilisation in Händen halten, und einige unter uns, vielleicht vier oder fünf, haben mehr Macht als die anderen, wenn sie auch so tun, als verteilten sie sie höchst demokratisch vermittelst Aufsichtsräten und allgemeinen Stimmrechts. Einer von diesen Männern sind Sie; Sie, der Sie Ihre Hand auf das Kostbarste und Notwendigste von allem gelegt haben: auf das Brot! Und darum wollte ich gerade Ihnen eine so recht lebendige Vorstellung dessen geben, was es heißen will, von Ihnen gelenkt zu werden. — Denken Sie sich, Sie selbst säßen auf meinem Platz am Steuer und hätten die gesamte Menschheit mit an Bord. Betrachten Sie die Straße hier vor sich als eine Schwankungstabelle, als ein Schema, auf das unser Kurs seine graphischen Kurven zeichnet. So wie ich Sie nun von Seite zu Seite schleudere, in rasender Hast, in schlingerndem Wahnwitz eine sinnlose Bahn dahinsausend, — so haben Sie uns geführt, durch Krisen und Ruin, der Teuerung und dem Mangel entgegen. Belieben Sie dasselbe zu empfinden, was wir, die unterdrückten und abhängigen Millionen, bei Ihrem Spiel mit unserem Leben und unserer Wohlfahrt, bei all Ihrem Jobber und Schwindel, dessen Einsatz unser Wohl und Wehe war, empfunden haben. Wie Sie mit unserem Schicksal, so spiele ich jetzt mit dem Ihrigen, das der Zufall einige Minuten lang in meine Hand gelegt hat. Aber ein Unterschied besteht doch: So oft ich Sie einer Krise entgegenführe — wie eben nun, passen Sie auf! — so haben Sie doch eine Chance, heiler Haut davonzukommen — wie gerade jetzt auch! Aber jedes Ihrer Manöver, ob günstig, ob ungünstig für Ihre privaten Pläne, zerschmettert mit unfehlbarer Gewißheit Tausende von Existenzen — wenn nicht im Süden, so im Norden, im Ost oder West. Nehmen Sie sich nun in acht! Sehen Sie, die Straße steigt an, führt in scharfen Serpentinen über die Höhen. Jetzt werden Sie die Erschütterung des Marktes zu spüren bekommen. Halten Sie Ihre Nerven stramm!"

„Sie irren sich vollständig!" schrie der Börsenmakler. „Sie überschätzen unablässig meinen Einfluß. Ich selbst muß mit dem Zufall, mit der blinden Willkür da draußen rechnen. Auch ich laufe mein Risiko!"

„Gut!" nickte der Chauffeur. „Ich teile hier mein Risiko mit Ihnen. Mit der blinden Willkür rechne auch ich. Denn ich bin als Wagenführer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durchaus nicht so tüchtig und sicher, wie Sie als Kaufmann. Mein persönliches Risiko ist folglich weit größer als das Ihrige bei Ihren geschäftlichen Operationen. Sehen Sie den Kreuzweg dort drüben? Dortherum müssen wir im scharfen rechten Winkel."

Aber Hotkins wußte, daß eben bei jenem Kreuzweg die Polizeipatrouille lauerte, und er erhob sich daher und begann beide Arme zu schwenken. Wie ein grauer Streifen raste das Land an ihnen vorbei. Er sah den Zeiger der Kontrolluhr an seinem Ellbogen auf 140 Kilometer vorrücken, sah in einem Blitz vier Polizisten mit ausgebreiteten Armen am Straßenrande stehen, und er brüllte durch das Rohr seines Mikrophons: „Mord! Überfall! Banditen!" und sah die Polizisten mit geballten Fäusten hinter ihnen her drohen. Der Chauffeur aber lachte belustigt.

„Jetzt kriegen Sie noch obendrein eine hohe Geldstrafe diktiert für Ihr Schnellfahren und weil Sie nicht anhielten. Da sehen Sie selbst, wie schlecht Ihr System klappt. Die staatliche Gewalt, die von Ihrer Klasse dazu bestimmt wurde, Ihre Interessen zu schützen, wirkt hier, wo Sie sich in vitaler Gefahr befinden, gerade entgegengesetzt und belegt Sie noch mit Geldstrafen. Nein! Alles beruht auf den nackten Handlungen des Menschen. Der Mensch selbst trägt die Verantwortung, nicht das System. Geben Sie nun acht auf diese Kurve! Well, wir haben sie mit Einbuße des hinteren Wagenschirms knapp passiert."

Abermals ging es bergab, der Talenge zu, wo die markierte Linie der Indianopolis-Chicago-Route lief, ein hie und da von Landstraßen durchschnittener schmaler, grauer Streif.

„Wo, zum Teufel, geht das hin?" schrie Hotkins. „Haben Sie die Absicht, mich nach Klondyke zu führen?"

„Vor drei Monaten," versetzte der andere, „begegneten Sie und Wilson einander zum ersten Male auf der Chicagoer Börse, und Ihre Interessen kreuzten sich. Diese Kreuzung an einem sehr heikeln Schneidepunkt verursachte schlimme Empfindungen in allen Weltgegenden: in Moabit, in Whitechapel, in den Hungerdistrikten Nordhindustans, in Irlands mageren Pachtdistrikten, in den russischen Gouvernements. Damals schnitt Ihr Weg bloß den Wilsons: dem Zusammenstoß entgingen Sie; nur die Welt bebte davon. Sehen Sie dies kleine Dampfwölkchen dort draußen zwischen den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hügeln? Sie wissen, es ist der mit Weizen befrachtete Zug aus Indianopolis, der heute seinen eigenen gestrigen Fahrtrekord schlägt, um Ihre Magazine zu versehen. Sie können sich sicherlich leicht vorstellen, dieser schnaubende eiserne Dampfdrache mit seinem von goldenem Weizen strotzenden Bauch sei Wilson, der Erzfeind, der Sie treffen will. Hotkins versa Wilson! Full speed now! Sehen Sie, wie unser Weg zweitausend Kilometer von hier seine Bahn schneidet? Glauben Sie, daß wir den kritischen Punkt vor ihm erreichen? Wollen sehen! Ihre elastischen Nerven gegen seine brüllende Eisenkraft! Sie werden verspüren, was wir verspürten, als wir auf Ihrer Fahrt die verkauften Passagiere waren. Aber wohlgemerkt! Wilson schleppt zweiundzwanzig mit Weizen vollgepackte, gepanzerte Waggons hinter sich her. Ihre Chancen, zu entkommen, sind demnach um das Zweiundzwanzigstel verringert!"

Hotkins klammerte sich an den Rand des Automobils, das schlingernd, wie im Seegang, der Bahnübersetzung zutaumelte, die keine Schranke hatte. Er fühlte sich abwechselnd fieberheiß und eiskalt und von Todesangst vollständig gelähmt. Jawohl, nun hieß es sterben, vernichtet, zermalmt werden unter Tausenden Tons von krachenden Eisenmassen, ausgelöscht werden zu Atomen — — sterben ....! Die Telegraphenstangen wuchsen wie durch Zauberspuk aus dem Erdboden auf. Er sah die kohlschwarze Maschine die Bahnlinie herabstürzen, den massiven Eisenkörper hinter sich herziehend, in schneeweißen Dampf gehüllt, sah sie dahersausen wie ein Projektil, mit wachsendem Donnergetöse, näher — näher. Und dort war der Schneidepunkt — die Kreuzungsstelle der Linien — — näher — näher — alles fuhr auf ihn los, dieser einherrasende Bahnzug, dieser Kreis funkelnder Metallstangen und die unter ihm fließende Straße. Näher — näher! Wie einen dunkeln viereckigen Balken führte der Blitzzug sein Widderhaupt über die singenden Schienen dahin — — Jetzt! Er sah die Front der Maschine gleich einem ungeheuren Eisenrumpf über sich ragen, ohrenbetäubendes Krachen sprang ihm entgegen, ein brühheißer Regen peitschte über sein Gesicht, und er fühlte sich begraben in einer schleimigen Wolke brüllenden Dampfes, in der er taumelnd versank.

Aber das Getöse ging hinter seinem Rücken hinweg — einen knappen Meter hinter ihm. Sie waren entkommen. Hotkins hing wie ein schlappes

Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Fetzenbündel in dem schaukelnden Wagen. Seine Knochen schienen von der fürchterlichen Erschütterung wie auseinandergesprengt und klapperten wie in einem Sacke. Aber er war wie durch ein Wunder gerettet — gerettet — außer Gefahr. Da draußen verschwand der Zug in einem Tunnel gleich einer Natter, die sich in ihre Höhle schlängelt.

„Sie sehen," sagte der Wagenführer, „daß wir Wilsons Bahn glücklich gekreuzt haben, wofür Sie allerdings nicht mir allein danken müssen. Wir gehen indessen weiter, sowie Sie selbst weitergingen, nachdem Sie Wilson passiert hatten."

„Stop!" schrie Hotkins. „Haben Sie noch nicht genug? Ich ergebe mich, aber lassen Sie mich fort. Lassen Sie mich absteigen. Ich stifte 100000 Dollars für philantropische Zwecke."

„Sie können bezahlen, was Sie wollen," erwiderte der Andere, „wenn die Lektion zu Ende ist. Es wäre unbillig, Sie früher bezahlen zu lassen. Wir schwenken nun an jenem schmalen Seitenweg scharf ab. Es wird Sie vielleicht wundern, daß ich von der Hauptroute ablenke, aber Sie werden sich erinnern, vor einem Monat den Weizenmarkt auf einen ähnlichen Seitenweg geführt zu haben. Sie verstehen mich wohl, wenn ich Ihnen nun sage, daß dieser Hohlweg eine Sackgasse ist, die bloß zum Arbeitstransport zu und von einem Steinbruch dient. Der Weg, den wir jetzt eingeschlagen haben, endet stumpf an einer lotrechten Felswand, einem cul de sac ohne irgendwelchen Ausgang. Es ist eine Ecke, wenn Sie so wollen, ein Corner, in den wir uns mit unverminderter Fahrtgeschwindigkeit tiefer und tiefer einkeilen. Vielleicht verstehen Sie, welches Ihrer Manöver ich Ihnen hiermit handgreiflich demonstrieren will!

So haben Sie uns in einen Winkel gedrängt, uns zwischen die Mauern Ihrer zermalmenden Kurse geklemmt und gequetscht. Sie haben das Brot aller Welt, die Ernte des Jahres in einen Sack gestopft, wie dieser es ist, und ihn zugebunden, die freifließenden Werte, den Strom der Ernährung in einen Winkel gestaut und alle Schleusen gesperrt. Sie haben Hunger und Not, Verbrechen und Wahnwitz als Helfer herbeigerufen, Sie haben all den Kauflustigen, all den Hungernden die Daumschrauben Ihrer Preise angelegt und so lange zugepreßt, bis sie Ihnen Ihren Gewinn bezahlten. Sehen Sie, genau so, wie ich Sie jetzt, zwischen unerbittliche Felswände

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gezwängt, einem Ziel zutreibe, das selbst eine Mauer ist, einer Lösung, die Vernichtung, Stillstand, Tod bedeutet!"

Hotkins sah den Chauffeur sich erheben und durch die geschliffenen Gläser vorwärts starren, die Hände um das Rad geklammert, grau von Staub, unbeweglich wie ein bronzener Dämon.

Er sah den keilförmigen Weg sich verengern. Und auf dem geschlossenen Hintergrund erhob sich lotrecht und turmhoch der Felsen, die fürchterliche gelbfahle Sandsteinwand, die gleichsam den Rücken krümmte, um den Stoß zu empfangen. Er fühlte unter seinen Händen und Knien, die auf dem Wagenboden lagen, den Grund weichen. Ein heftiges Zucken durchfuhr seine Brust, ließ seine Nerven stocken, und alles verfinsterte sich in Bewußtlosigkeit. —

Als aber der Motor wenige Meter von dem Felsen entfernt war, bremste der Chauffeur, die Maschine erhob sich in jähem Bäumen, zischend und geifernd, auf den Hinterrädern, fiel dann vornüber und taumelte seitwärts; aber die Räder gruben sich ein und mit einem Ruck stand sie.

Erst ein wenig später kam Hotkins soweit zu sich, daß er sich aus dem Wagen wälzen konnte. Er schielte nach der mächtigen Sandsteinmauer, die keinen Meter entfernt von dem Steven des Wagens sonnenbeschienen quer über den Weg stand. Noch schien die Fahrbahn unter seinen Füßen dahinzusausen, aber sein Gehirn gewann bald seine Klarheit zurück. Er fühlte sich ein wenig ermüdet, aber sonst ungemein behaglich zumute. Am Aufstieg zu einem kleinen Pfad, der sich rechts vom Hohlweg den Felsen hinanschlängelte, stand der Chauffeur. Er hatte Maske und Kappe abgenommen, und Hotkins sah ein starkgebautes bärtiges Gesicht, das die dunkeln durchdringenden Augen auf ihn richtete.

Augenblicklich erhob er seine Pistole und zielte. Der Mann bot eine prächtige Scheibe, wie er sich von dem hellbeleuchteten Felsen abhob. Zeugen waren nicht zugegen und das Recht der Notwehr ließ sich anwenden.

„Jetzt schieße ich Sie tot," sagte Hotkins, „sowie ich es Ihnen versprochen habe."

Der Mann lächelte. Sein Blick wurde fern und träumend.

„O nein," sagte er, „Sie schießen nicht, Sie schonen mein Leben aus demselben Grunde, aus dem ich vor kurzem das Ihrige schonte, als ein Zucken meines Zeigefingers über Ihr Dasein gebot."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Was sollte mich verhindern?“ fragte Hotkins. „Welchen Grund meinen Sie?“

Der andere hielt seine dunkeln ernsten Augen unverwandt auf ihn gerichtet. „Den Grund, daß Sie jetzt dasselbe fühlen, was ich fühlte, als ich Sie nicht tötete, das einzige, was ich Sie auf dem Wege, den ich Sie heute führte, lehren wollte: daß wir Brüder sind!“

Hotkins ließ vollständig gelähmt und in sprachloser Verwunderung die Pistole sinken. Er hatte nie in seinem Leben etwas auch nur annähernd Ähnliches gehört. Am allermeisten wunderte es ihn, daß er nicht schoß. Er sah bloß in fortgesetzter Verblüffung den Fremden den schmalen Steig hinanklettern und seinen Blicken für immer entschwinden.

Hotkins pflegte dieses Erlebnis später im Börsenklub mit wesentlichen Änderungen zu erzählen. Den Schluß liebte er folgendermaßen zu gestalten:

„Wie Sie sehen, war es lediglich meine in vielerlei Situationen geschulte Ruhe und Kaltblütigkeit, die in jenen kritischen Augenblicken ihre stille Autorität übte und den verrückten Menschen zur Disziplin zwang. Wer er übrigens war, habe ich nie erfahren, und es kümmert mich auch nicht. Ebensowenig habe ich die Polizei nach ihm in Bewegung gesetzt. Ich sehe keinen Vorteil in einem Racheakt; ich habe ja bewiesen, daß ich meine eigene Polizei sein kann. Mein Leben ist wichtig genug, um sich selbst in jedweder Situation zu behaupten. Die Geldstrafe von zwanzig Dollars wegen ungesetzlicher Fahrtgeschwindigkeit habe ich ohne Murren hingenommen. Mein Chauffeur Mach und der Portier, der damals meine Abfahrt verschlafen hat, wurden natürlich mittels eines nachdrücklichen Fußtritts aus dem Hause befördert. — Und meine Spekulation in Weizen? Nun denn! Als ich an jenem Tage mein Automobil allein zurücklenkte, wohl wissend, daß ich meine Kontors erst lange nach Börsenzeit erreichen konnte, schwitzte ich bitteren Angstschweiß, denn ich wußte, daß die Börse sich an diesem Tage uneingeschränkt in Wilsons Gewaltshänden befinden würde und erwartete, von meinen Kontoristen so feierlich empfangen zu werden, wie man einen ruinierten Prinzipal empfängt.

Nun hören Sie aber und beachten Sie die wunderbaren Wege der Vorsehung! Mein Ausbleiben von der Börse zu jenem kritischen Zeit-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

punkte erzeugte eine Panik, wie Chicago und damit die übrige Welt sie selten erlebt hat. Die wildesten Gerüchte von meinem Konkurs, Sturz und Selbstmord waren in Umlauf. Was weiter? Wilson, der mich nicht auf meinem Platze fand, ward von einem unbändigen, wahnsinnigen Übermut ergriffen. Er betrachtete sich als unumschränkten Tyrannen des Marktes und stürzte sich in einen Coup, in ganz desperate und lebensgefährliche Aufkäufe, die seine überanstrengten Kapitalskräfte bei weitem überstiegen. Und als ich folgenden Tags zur grenzenlosen Verängstigung und Verwirrung der gesamten Börse auf meinem Platze zu finden war — (Sie erinnern sich wohl, meine Herren!) —, da stand Wilson da, mit Millionen von Bushels belastet, die er niemals bezahlen konnte und über deren Preis ich gebot. Ich zerdrückte ihn, wie ich diese Zigarre zwischen zwei Fingern zerdrücke. Von da ab war der Markt mein."

Und Hotkins spaltete sein Indianergesicht in einem liebenswürdigen Lächeln, das die gierigen Hauzähne entblößte. „Sehen Sie, meine Herren! So wachen die ewigen Mächte über dem heiligen System des Großkapitalismus! Selbst einen verrückten sentimentalen Phantasten, ein himmelstürmendes umschleiertes Gehirn machen sie zu ihrem willigen Werkzeug. Ja, sogar der Idealismus hat seinen Wert — unter Brüdern!"

Rundschau

Die Hellerauer Schulfeste

Die Gartenstadt Hellerau, die über der Silhouette Dresdens an den sandigen Hängen und zwischen den Kiefernwaldungen der Heide liegt, ist überragt von dem großen Schul- und Festbau der Bildungsanstalt Jacques-Dalcroze wie von einem Symbol. Dieser merkwürdige Großstadt-Vorort ist keine von selbst gewordene Siedelung, sondern eine von bewußtem sozialem Willen geschaffene Pflanzstätte der Kultur. Eine bestimmte großzügige Normierung der Wohnungsverhältnisse, die vor allem den Grundsatz der Erbpacht vertritt, schließt jede Boden- und Bauspekulation aus, und da das ästhetische Element für die sichtbare Gestaltung der in Hellerau versuchten Lebensformen ausschlaggebend ist, so gruppiert sich die ganze Kolonie um die „Deutschen Werkstätten", diese Fabrik, die aus dem Gedanken der „Qualitätsarbeit" heraus entstand. Ihr sind die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schönen Arbeiterhäuser angegliedert, weiter aufwärts liegen Privathäuser und Villen und auf der Höhe des Geländes breitet sich der Komplex der Bildungsanstalt aus. Weil dies alles eine Anlage ist und nichts aus einer geistigen Atmosphäre heraus Erwachsenes, so fehlt in Hellerau ein allgemeines geistiges Niveau. Wo das Leben nicht um des Lebens willen gilt, sondern zum Teil als Lösung von Problemen gedacht ist, da bleibt es selber problematisch. Es kann darum Hellerau nicht danach beurteilt werden, ob etwa der in den hiesigen Bedingungen lebende Arbeiter wirklich schon einen veränderten Typus darstellt, was nämlich naturgemäß keineswegs der Fall ist. Nein, Hellerau sucht seine Legitimierung nur in der Zukunft, es gehört nicht zu den wunderbaren Kulturtatsachen, bei denen Saat und Ernte zusammenzufallen scheinen, es nimmt seinen Ausgang von der Idee, aber diese Idee ist Wille und Organisation, also doch Leben geworden. Dafür bildet Tessenows Schulbau das vollendete Wahrzeichen. Das ragende Mittelstück des Hauptgebäudes steigt streng gegliedert mit kantigen Säulenstützen hoch, richtig abgewogen zu den Seitenteilen rechts und links und langsam verklingend in den angeschlossenen Schülerhäusern, die, niedrig und durch Wandelgänge verbunden, das Geviert eines weiten Hofes bilden. Inmitten der seltsamen Dünenstimmung der Landschaft hat die Architektur trotz ihrer Kahlheit etwas Festliches, eben weil ihre sachliche Zweckmäßigkeit über sich selbst hinaus gelangte zu klingender Gliederung, zu harmonischer Disposition aller Verhältnisse. Sie ist in ihrer formalen Askese sicher kein Endziel der Kunst, aber Kunst ist sie doch, weil sie den Zweck zur Schönheit erhob, indem sie ihn unter das höhere Gesetz aller geordneten Erscheinung stellte. Im Giebel des Hauptbaus ist das Signet der Schule: ein Kreis, durch zwei gegeneinander gelagerte völlig gleiche, wellenförmig gekurvte Figuren restlos rhythmisch aufgeteilt. Und die in Worten nicht zu fassende letzte Weisheit dieses uralten mystischen Zeichens strahlt zurück auf den ganzen Gebäudekomplex, der seine strenge Heiterkeit nur hat aus Zahl und Maß, ohne irgendwelchen Überschuß willkürlich spielender Kräfte zu repräsentieren. Welchen Gedanken verkörpert dieser Bau? Den Rhythmus als den großen Organisator? Aber ist nicht alles Rhythmus, auch die schmuckreiche Fülle und das Inkommensurable der freien Phantasie? Aber den Rhythmus als das neue Prinzip einer Schule und der Schulfeste, zu denen wir geladen sind? Den Rhythmus als Erzieher?

Wir treten ein, und ein großer, langgestreckter, viereckiger Saal nimmt uns auf, mit ansteigenden Sitzreihen und einem Spielraum, der nur durch den Schacht des Orchesters von den Zuschauern getrennt ist, also nicht Bühne genannt werden darf. Die Wände und die hohe Decke bestehen aus weißem, durchsichtigem Stoff. Er leuchtet von innen heraus, so daß also mit Recht statt von einem erleuchteten, von einem leuchtenden Raum gesprochen wird. Am Flügel sitzt Jacques-Dalcroze, und er beginnt den ersten Abend wie auch die beiden folgenden mit Übungen in seiner rhythmischen Gymnastik, von den einfachsten an, die durch Helleraner Kinder ausgeführt werden, bis zu den schwierigen und kompliziertesten des ersten, zweiten und dritten Schülerjahrganges. Was wir dabei erleben, ist die ganze Geschichte einer pädagogischen Methode, von ihren ersten tastenden Anfängen bis zu der bewußten Macht, die sie heute schon geworden ist. Wir sehen den Genfer Konservatoriumslehrer, wie er an der ganzen Art des üblichen Musik- und Kompo-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sitionsunterrichtes verzweifelt, der, von genialen Einzelbegabungen abgesehen, höchstens zu einem Virtuosentum führt, ohne dabei das Grundgefühl für Rhythmus und das Gehör in fruchtbarer, einwandfreier Weise zu entwickeln. In dem Moment nun, wo Jacques das Taktieren des Körpers als pädagogische Hilfe heranzieht, macht er eine Entdeckung von schier unübersehbarer Tragweite. Er sieht, daß Gang und Schritt, daß die einfache Marschbewegung die Grundlage aller rhythmischen Betätigung des Menschen ist. Aber ein genialer Praktiker, errichtet er nicht wie vor ihm Karl Bücher auf diesem Gesetz ein Gebäude von Erkenntnissen, sondern er macht es ohne weiteres seinen realen musikpädagogischen Zwecken dienstbar. Er läßt alle Themen mit dem Zeitwert jeder einzelnen Note marschieren und die Arme gleichzeitig den Takt dazu schlagen. Und da er die außerordentliche Kraft besitzt, das Praktische rein wieder durch das Praktische zu systematisieren, so schreitet er von dieser wunderbaren Fähigkeit des menschlichen Körpers, von dieser Doppelfunktion, die eine Vielheit von Taktteilen zu Takteinheiten ordnet, zum Ausbau eines ganzen Bewegungssystems vor, das dem rhythmischen System der Musik analog ist. Und dieselbe Begabung für praktische Methodik ließ ihn ein System zur Ausbildung des tonalen Empfindens schaffen, des relativen und schließlich absoluten Gehörs. Was war damit für sein besonderes Fach gewonnen? Die Musik war nicht mehr eine bloße Gehirnfunktion, die sich an irgend einem Instrument orientiert, sondern sie wurde zu einem aktiven Erlebnis, das jeden einzelnen Schüler befähigt und zwingt, sie am eigenen Leibe zu erleben, sie gleichsam aus ihren physischen Grundelementen aufzubauen, den Rhythmus als Verkörperlichung des Geistigen und als Vergeistigung des Körperlichen handelnd zu erfahren und das zu Lernende bis hinauf zum Seelischen, wo das Lernen aufhört, handelnd zu versinnlichen und in sich zu verankern, es praktisch zu seinem sicheren Besitz zu machen. Aber die Entdeckung des Jacques-Dalcroze und das aus ihr resultierende Erziehungssystem hat eine weit über das Fachliche hinausreichende Bedeutung. Indem sie die Gefahr unseres einseitigen Intellektualismus an ihrem springenden Punkt ergriff und bekämpfte, erhielt sie höchsten allgemein-menschlichen und sittlichen Wert. Dadurch, daß der Schüler gezwungen ist, jedes Signal seines Gehirns als Bewegung auszuführen, bemerkt er die infolge einseitiger Erziehung in ihm vorhandene Inkongruenz von Willens- und Bewegungsimpuls. Er merkt, wie die neue Methode auf Beseitigung der Hemmungen und Funktionsstörungen zwischen den sensorischen und motorischen Nerven, also auf gleichmäßige Durchbildung des ganzen Nervensystems hinausführt, wie sie von ihm Geistesgegenwart, körperlich-geistige Aktionsbereitschaft und Willensstärke verlangt. Und das sehr Merkwürdige tritt ein, daß die anfangs notwendige Bewußtwerdung des Lernstoffes, die konzentriertes Denken verlangt, allmählich ins Unterbewußtsein zurücktaucht, sich durch die Körperbewegung automatisiert. Hier wird also der Intellekt durch sich selber überwunden, mit seinen eigenen Waffen geschlagen und überlistet, indem der Arbeitsrhythmus, dessen wohltuende harmonisierende Ordnung uns durch die Maschine zum größten Teil verloren ging, als bewußter Erziehungsfaktor zurückgewonnen wird. Somit steht denn die rhythmische Gymnastik auf der ersten Seite jenes „letzten Kapitels von der Geschichte der Welt", von dem Kleist redet, als er meint, daß sich das, was wir durch das Be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wußtsein, durch die Reflexion, verloren, im unendlichen Bewußtsein wiederfinden, daß uns ein zweiter Stand der Unschuld bevorsteht, eine erhöhte schöne Unmittelbarkeit trotz und mit der Erkenntnis.

Zu dem Klavierspiel des Lehrers fangen die Schüler zunächst zu marschieren an, indem sie jedem Schneller- und Langsamerwerden der Musik ohne Hemmung folgen. Dann realisieren sie die verschiedensten Themata, nehmen jeden Takt, seien es nun fünf, sechs, sieben oder weniger und mehr Viertel, mit den Armen auf und modifizieren ihn je nach den Notenwerten mit den Füßen, singen eine einmal gehörte Melodie gleich nach und verwirklichen sie dann in stummer rhythmischer Plastik. Sie bilden vier oder fünf Reihen, von denen jede den gespielten Takt in verschiedener Schnelligkeit aufteilt, sie kanonisieren und kontrapunktieren die Musik, oft indem sich die getrennten Bewegungen eines inneren und äußeren Schülerkreises polyrhythmisch ergänzen und verschlingen, sie improvisieren nach der Musik und ohne Musik, sie führen mit den Füßen einen Takt zu zwei und mit den Armen gleichzeitig einen zu drei Vierteln aus oder umgekehrt, oder gar den einen mit dem rechten und den andern mit dem linken Arm in völliger Unabhängigkeit der Glieder voneinander. Bei halben Noten machen sie auf das zweite Viertel eine Beugung, bei dreiviertel und ganzen weitere Bewegungen auf der Stelle, bei Synkopen erst die Beugung, dann den Schritt. Beim Kommando „Hopp" gehen sie rückwärts, machen einen Sprung, legen sich hin, stehen auf, verdoppeln, verdreifachen, ja verfünffachen das Tempo, fügen Duolen oder Triolen oder gar Quintolen und Sextolen ein, oft in Verbindung mit plastischem Kontrapunkt, und zeigen auf diese Weise ihre vollbeherrschter rhythmische Willensbereitschaft. Dann führen sie eine Kombination der verschiedensten rhythmischen Gruppenübungen vor und improvisieren einzeln nach einer unvorhergesehenen Melodie eine individuelle Bewegungsreihe, einen kleinen freien Tanz. Mit Staunen sehen wir, wie das, was Gymnastik ist, Kunst werden möchte, wie den Übungen der Gruppen oft schon eine kaum gewollte räumlich gestaltende Kraft innewohnt und wie der einzelne sich auf dem Wege zu unmethodischem seelischem Ausdruck befindet. Die Silben und Worte, ja die Grammatik und sogar schon einzelne Sätze zu einer Sprache der Kunst sind da. Jetzt ertönt das Orchester, und wir warten mit klopfendem Herzen, ob der erstaunliche Mann auch die Synthesis vollzieht.

Oft möchte es uns so erscheinen. Zwar sind die Fugen von einer lehrhaften Absichtlichkeit. Wir empfinden es als künstlerisch unmöglich, daß eine Kunstgattung, die auf der Stimmenkontrapunktik als formalem Selbstwert beruht, im Tanze rhythmisch versinnlicht wird. Das ergibt nur eine deskriptive graphische Darstellung, einen sinnlichen Kommentar. Aber bei der Fuge in E-moll von Mendelssohn sind doch künstlerische Momente. Da wird die Führung der Stimmen, ihr Auseinander- und Gegeneinanderschreiten oft zu einem starken räumlichen Leben, besonders wenn sich die übrigen Stimmen bereits auf den Treppenstufen des Hintergrundes zum Choral aufgestellt haben und nur die Bässe noch in eiligem Lauf ein paar Figuren vollenden, bis sie sich auch zu den anderen gesellen, dann der mächtige Chor, der nun gesungen wird, von den plötzlich hereintrippelnden Girlanden eines Kinderreigens umspielt ist und am Schluß das Ganze beim nochmaligen Erklingen des Fugenthemas in nachdenklichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gruppen auseinandergeht. Zu einem Präludium von Rachmaninoff stehen zwei Reihen schwarzer Männergestalten wie zwei Schenkel eines Dreiecks auf den Stufen, vor ihnen kauert eine Frauengestalt, beginnt einen flehenden Tanz gegen sie, wird aber von den Handbewegungen der abwärts näher rückenden Reihen ehern abgewiesen, bis die Männer eine gerade Frontlinie bilden, die den flehenden Tanz vernichtend niederschlägt. Das wirkt nicht pantomimisch. Denn es sind darin allgemeine seelische oder auch kosmische Verhältnisse zu bewegter Architektur, zu einem Leben im Raume geworden. Bis zu diesem Punkt der Programme konnte der künstlerische Glaube mitgehen.

Dann aber begann der Zweifel. Die ersten Bedenken stiegen auf, als Jacques-Dalcroze zwanzig verschiedene Gesten ausführen und sie dann „mit Ausdruck" anwenden ließ, um mit ihnen Kraft und Furcht zu bezeichnen. Das ist eine Kanonisierung des Seelischen, die sich dann in den meisten übrigen Nummern erschreckend breit machte. Hier bedarf es einer prinzipiellen Auseinandersetzung. Zunächst ist körperlich darstellbar nur eine im weitesten Sinne dramatische Musik, eine Musik, die Bewegungsimpulse enthält, nicht solche, in welcher die Bewegungsmotive zur Form als absolutem Selbstwert verflüchtigt sind. Indem man nun Musik mit dem Körper darstellt, d. h. ihren zeitlichen Rhythmus in einen räumlichen verwandelt, wird zweierlei sichtbar: der Gestus und sein Leben im Raume. Bei sehr allgemeinen seelischen Inhalten nun können der Gestus und sein räumliches Leben sich decken, d. h. es können die Gebärde als Ausdruckswert und die Gebärde als Raumwert sich gleich sein, daher das künstlerisch Wirkende in manchen rhythmischen Übungen, in den genannten Tänzen und in vielen Einzelmomenten der Schulfeste. Es entstehen dann in uns große, dunkle kultische Vorstellungen von primitivem Charakter. Nun aber gilt es, den Gestus und sein räumliches Leben mehr und mehr zu verselbständigen, zu individualisieren, jene größere Objektivierung nicht unter, sondern über dem Persönlichen zu erreichen, durch die Kraft der Phantasie Fülle des Lebens zur Erscheinung zu zwingen. Statt dessen aber begnügte man sich in Hellerau meist damit, die Musik körperlich zu taktieren und in die dadurch entstandene sehr äußerliche räumliche Ordnung „schöne Gesten" hineinzubringen, schön nach einem akademischen, sentimentalen Begriff, der das Häßliche nicht aufnimmt und verarbeitet, sondern negiert und glättet. Und in Ermangelung wirklicher Inhalte wurde ein poetisch sein sollender „Gedanke" von außen hineingetragen und pantomimisch-melodramatisch illustriert. Die konventionelle Theatergeste, die man theoretisch so leidenschaftlich bekämpft, hatte sich unvermerkt in die unproduktive Praxis wieder eingeschlichen. Einzig die Szene aus Glucks Orpheus, der Höhepunkt der Abende, bedeutete einen wahrhaft imposanten Versuch. Zwar ist auch hier unbedingt noch ein höheres Ziel zu erreichen: die große rhythmisch-dramatische Linie der Musik müßte so ganz im Aufbau der Körperbewegungen sichtbar werden, daß der Rhythmus als musikalischer Takt überkreuzt, durchschnitten, oft gar befehdet würde, aber eine höhere rhythmische Einheit des Hörbaren und Sichtbaren entstände, als sie die kleinliche Übereinstimmung in jedem einzelnen Takt bedeutet. Doch das wäre ein Werk, zu dem immerhin das jetzt Geleistete die unbedingt notwendige Vorstufe bildet. Hier sah man denn doch zum ersten Male wieder eine Opernszene, bei der tatsächlich das ganze

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dramatische Geschehen aus der Musik hervorging, wenn auch noch in etwas äußerlicher Weise. Künstlerisch gesprochen, liegt die Gefahr der Veräußerlichung, Vergröberung und Erstarrung in jedem System und jeder Methode. Und im Menschlichen ergibt sie die Gefahr des bloßen Drills. Die letztere Gefahr kann nur durch jeden einzelnen Schüler selbst vermieden werden, die erstere schwindet nur dann, wenn System und Methode aufhören, System und Methode zu sein.

Darum ist der Bildungsanstalt zu wünschen, daß sie sich zu ihren Festvorbereitungen schaffenden Künstlern öffne, Regisseuren, Musikern, produktiven Erfindern von Tänzen, dem ganzen drängenden Leben auf das gleiche Ziel gerichteter Kräfte. Dann wird sich auch erweisen, welche Möglichkeiten in dem komplizierten Beleuchtungsapparat stecken, dessen Licht bisher noch allzusehr die plastischen Erscheinungen und ihre Kontur aufsaugt und das Auge verwirrt, statt es zu konzentrieren. Auch die Kostümfrage, die jetzt noch in Ratlosigkeiten schwebt, wird neuer Lösungen harren. Was Jacques-Dalcroze begonnen, was sein ingeniöser Kopf entdeckt und ausgebaut und was seine Tatkraft schon verwirklicht hat, ist wahrhaft ehrfurchterweckend, aber es führt in seinen weiteren Konsequenzen über die Kraft des einzelnen hinaus. Der großen Sache, der sich jeder Gebildete verbunden fühlen sollte, ist kritisch nur zu dienen, indem genau der Punkt bezeichnet wird, auf dem sie jeweils steht. An ihrer Weiterentwicklung ist nicht mehr zu zweifeln, zumal der Meister zwei Helfer wie die Brüder Dohrn zur Seite hat, deren kultureller Opfersinn wahrhaft vorbildlich ist.

Hans Brandenburg

Glossen

Zinsphantasten

Mäuse sind kein Wertobjekt. Sonst wäre folgender Fall zu erwägen: Jemand hat ein Zuchtpärchen dieser Tiere durch fremdes Verschulden eingebüßt. Zehn Jahre später, nachdem ein Zufall den Tatbestand geklärt, klagt er auf Herausgabe von $2 \times 3^{40} = 85\,000$ Quadrillionen Mäusen ...

Was geschähe? Man würde die Klage abweisen. Denn Mäuse vermehren sich zwar nach der angedeuteten Progression; aber die Sterblichkeit wirkt, zum Glück, ihrer Vermehrung entgegen. Je zahlreicher sie werden, desto sicherer. — Daß auch Zinsen absterben, entgeht den Rechnern.

... Vor kurzem hat der Geheime Regierungsrat Elsner von Gronow dem Deutschen Reich und Preußen je 10000, der Stadt Berlin 2000 Mark hinterlassen — zum Zwecke der Schuldentilgung. Den Finanzverwaltungen ist aufgegeben, den Zinseszins solange zu häufen, bis der Betrag der Staats- oder Stadtschuld erreicht ist. Nach Maß der heutigen Schulden würde das 320 bis 350 Jahre dauern.

Schade, daß der Vorschlag, aller Wahrscheinlichkeit nach, aufrichtig gemeint ist. Er könnte der Kern eines modernen Märchens sein, voll heimlicher Ironien; eine Predigt über das ewig Illusorische des Geldes. Aber der Testator hat an seine Wohltat geglaubt. Glaubte, mit der Mehrzahl seiner Mitmenschen, tatsächlich werde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein Geld die Beschenkten instand setzen, binnen drei bis vier Jahrhunderten ihrer Schulden ledig zu sein. Und doch kann man einen Eid darauf ablegen, daß er sich täuscht. Nicht das Reich, noch Preußen oder Berlin werden irgend etwas von der Gronowschen Schuldentilgung sehen. Warum?

Weil dreierlei Voraussetzung falsch ist:

Erstens: Ein Kapital verzinst sich ungestört.

Zweitens: Sein Wachstum läßt sich beliebig weit fortsetzen.

Drittens: Es findet eine reale Wertschöpfung statt.

Niemals wuchs ein Vermögen nach der Zinstabelle. So wenig, wie Mäuse sich bis in die Quadrillionen vermehren: obwohl die Rechnung unanfechtbar ist. Die gewaltsamen Zufälle legen Bresche hinein. Sie erst stellen die Verbindung zwischen Mathematik und Wirklichkeit her. Zinsausfall, Verlust, ungünstige Anlage, Zersplitterung aller Art, machten, daß es noch keinem Vorsorglichen gelungen ist, den Nachkommen nach zweihundert Jahren das 2700fache seiner Ersparnisse zuzuwenden. Kein Gericht würde das Potenzierungsexempel anerkennen. Mit Recht. Darf der, dessen Anspruch ein oder zwei Jahrhunderte lang vergessen blieb, sich den mathematischen Zuwachs berechnen? Dieser Zuwachs vollzieht sich im Jenseits der reinen Zahl; sonst nirgends. Keine Anlage wäre so risikofrei, keine Stahlkammer so sicher wie die Katakombe des Anspruchs, in der das Vermögen, vor allen Fährnissen des Umlaufs behütet, läge. In Freiheit erreichte es vielleicht den hundertsten Teil des errechneten Satzes.

Aber angenommen, der vierprozentige Zuwachs bleibt ungestört. Wie lange? Hier findet das tiefe Sprichwort, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, seine Bestätigung in der Mathematik. Die täuschende Selbstherrlichkeit der Zahl stößt an die Tatsachengrenze. Alle Zuwachsberechnung endet bei der Unmöglichkeit, daß die kleinere Einheit über die größere hinauswachse. Vierprozentig verzinst, müßte jedes Vermögen bald größer sein, als der gesamte Nationalreichtum: der ja langsamer wächst. Gleichwie die Stadt über den Staat, die Nation über die Erdbevölkerung theoretisch hinauswachsen müßte. Es geschieht nicht; weil der Dotter nicht größer sein kann, als das Ei. Die mathematische Formel wird zur Lüge.

Und drittens: Zinsen sind Rechtsanspruch; nicht Wertschöpfung. Hätten die Menschen des vierzehnten Jahrhunderts Ersparnisse angelegt, die rechnerisch auf Fabelsummen gewachsen sein müßten: die Welt wäre dennoch um keinen Pfennig reicher. Zinstragendes Kapital ist Besitzverschiebung zwischen dem einzelnen und der Gesamtheit — ein Anspruch aller gegen alle ist uneinlösbar. Städtewachstum ist eine Funktion des Nationalwachstums; Vermögenszuwachs eine Funktion des Nationalreichtums: Weil man die untergeordnete Einheit als ein Selbständiges nimmt, entsteht die schwindlige Vorstellung von Wachstum ohne Nahrung, von Fortschritt ohne Grenzen . . .

Denn die Zahl ist eine Gefahr für die Urteilskraft derer, die ihr Wesen nicht kennen. Sie ist reine Form; und darum verleitet sie, ihre Grenzenlosigkeit in die Dinge zu tragen. Sie ist substanzlos; darum können ihre Bäume in den Himmel wachsen. Die Kabbala war schon begreiflich, als sie all ihre Mystik auf die Unbegrenztheit der Zahlen stellte. Aber es ist eine Unbegrenztheit des Trugschlusses. Je geringer die Einheit (sei es an Geld, sei es an Menschen oder Besitz), desto schneller wächst sie; je umfassender, desto langsamer: das Ganze wohl gar nicht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darin liegt der Widerspruch. Und darin, weil es unbegrenzt scheint als Ausdruck begrenzter Dinge — das Gespensterhaft-Unwirkliche des Geldes.

Hermann Friedemann

Lourdeswasser

Ich habe dem Reichsgesundheitsamt einen Antrag zu unterbreiten: die Ausgabe einer katholischen Pharmacopoe. Der Antrag ist dringlich, denn es hängt das Wohl und Wehe von Millionen deutscher Katholiken davon ab. Meine Begründung ist folgende: Wir haben katholische Krankenhäuser und Idiotenanstalten, katholische Trinkerheilstätten und Wunderquellen, eine katholische Psychiatrie — der Jesuit Besmer und der Dominikaner Raymond lehren dieselbe —, eine katholische Gynäkologie — Herr Capellmann und Konsorten haben sie begründet —, wir brauchen unbedingt für alle diese existenzberechtigten Lehrgebäude und Einrichtungen auch ein Arzneimittelverzeichnis kirchlich approbierter Observanz. Ich empfehle als aufzunehmende Heil- und Arzneimittel: Lorettoglöckchen, St. Ignatzbohnen, Segenssprüche des heiligen Benediktus, Wühlhuber von Pfarrer Kneipp, Blutstropfen vom heiligen Januarius und als Panacee für alle geistigen und körperlichen Gebrechen und Gebresten, Blindheit und Taubheit, Lahmheit und Dummheit Lourdeswasser! Die Voraussetzungen für die universelle Heilkraft aller dieser Beschwörungsformeln, Katwergen und Wundertränkchen sind von vornherein erfüllt: Flammender Glaubenseifer, hingebendes Vertrauen, visionäre Einbildungskraft. Das sind die Grundlagen der neuen katholisch-medizinischen Wissenschaft: Beobachtungen, Wahrnehmungen und Verstandestätigkeit sind ihnen leicht zu missende Größen, sie halten sich lieber an Sinnestäuschungen, Halluzinationen und Affekte. Die Methode ist so einfach, daß jeder sie erlernen kann, wenn er sie einmal gesehen hat, die Erfolge glänzend, ein gedrängtes Kompendium „Wie man in zehn Minuten ein glaubensstarker Arzt werden und die Menschheit von Krankheit und Siechtum befreien kann" unter der Presse. Anwendbar bei nervösen wie organischen Krankheiten, wer's nicht glauben will, dem empfehle ich die Lektüre der Annalen unserer Jungfrau von Lourdes, die Berichte des Konstatierungsbureau vom Sanktuarium der kleinen Bernadette Soubirons und an letzter und vornehmster Stelle das „wissenschaftliche" Glaubensbekenntnis des Direktors der Heil- und Pflegeanstalt Gabersee in Oberbayern, erstattet am 29. Juni 1912 in den „Münchener Neuesten Nachrichten." Herr Dr. Otto Dees hat aber seine Kollegen Boissarie, Deschamps und Genossen durch eine ganz neue Methodik weit überflügelt, er wendet das Lourdeswasser nicht allein als suggestives, den Glauben und die Einbildungskraft des Kranken beeinflussendes Mittel an, sondern er gibt es auch — wenn man den forensischen Aussagen eines von der Leber Redenden Glauben schenken darf — ohne Wissen des Patienten, nur die eigene Gläubigkeit leitet ihn bei dieser Maßnahme. Das hindert ihn allerdings nicht, was er beweisen möchte, nämlich die Wirkung des Lourdeswassers, den Gedankengängen eines Forschers zu entnehmen, der den Einfluß der Einbildungskräfte auf normale und krankhafte Zustände zu analysieren versucht; Voraussetzung hierfür ist selbstverständlich die Ideenkonzentration des Kranken auf die zu erwartende Wirkung des Mittels. Schade um diese verwechselte Beweisführung, Herr Dr. Otto Dees hatte eingangs seiner Darstellungen so bescheiden sein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Piedestal „auf die höhere Warte der reinen Wissenschaft" gestellt, hatte seinen Inspirator Hack Tuke, allerdings mit Ausmerzung bezw. Veränderung ihm unbequemer Stellen, für sich und sein ärztliches Walten in Gabersee sprechen lassen, und nun kommt solch ein rabiater Patron und verdirbt ihm das ganze Konzept! Sorgen Sie für eine katholische Pharmacopoe, verehrter Herr Kollege, die gibt Ihnen auch hierin recht! Julianus

Besitz

Ich habe mir gestern ein Grundstück gekauft. Eine Wiese, die 20 Meter breit und 25 Meter lang ist. So Gott und die Leser meiner Bücher es wollen, wird in nicht allzuferner Zeit ein kleines Landhaus darauf erstehen, und ich werde aus meinem Haus und meinem Garten in den See hinausschauen.

Denn das ist nun also mein Eigentum, mein Besitz. Nach heiliger, eiserner Rechtssatzung und ins Grundbuch verschriebener Bürgschaft des Staates bin ich der unbeschränkte Herr über ein Stück der Erde geworden, um das ich mir einen Zaun ziehen darf, das ich bepflanzen und bebauen, in das ich mich abschließen und von dem ich alle Menschen wegweisen darf.

Welch eine Fülle der Macht!

Die 500 Quadratmeter Bodens sind in meine Befugnis gekommen, indem ich dem Nachbar Bauern 800 Mark, d. h. für den Quadratmeter 1 Mark 60 Pfennige, bezahlte. Der Mann kauft sich für das Geld ein Pferd, das ihm vielleicht morgen eingeht. Ich aber habe dann seine Wiese und werde den Enttäuschten selbstbewußt bedauern, wie ihm sein Eigentum unter der Hand flüssig wurde und entfloß, während ich es nun als das meine fest gesichert halte.

Freilich, so ganz einfundamentiert scheint mir auch diese Sicherheit nicht. Ich denke nicht einmal daran, meine Gläubiger könnten den Gerichtsvollzieher schicken und die frische Illusion einstreichen. Aber ein Erdbeben kann das Haus, das ich auf der Wiese bauen möchte, plötzlich umkehren, der See kann mit einer groben Welle die Wiese überschwemmen und wegschlucken.

Ist es nicht anmaßend zu sagen, das Stück Land gehöre mir? Während es doch von ewig her und unveränderlich der Erde selber gehört. Ist es nicht eine geschwollene Täuschung, daß die Menschen überhaupt von Besitz reden, wenn sie auf der Haut einer ungeheuren Kugel Linien ziehen und untereinander die hoffärtig abgegrenzten Parzellen als ihren Erwerb teilen?

Ich bedenke: Die Oberfläche der Erde umfaßt 510 Millionen Quadratkilometer. Meine Wiese ist davon weniger als der

$$\frac{1}{1\,000\,000\,000\,000}$$

Teil. Und der Rauminhalt der gleichen Erde beträgt über eine Billion Kubikkilometer. Wie soll ich eine Handvoll ihrer Kruste daran bemessen?

Kaum der Gedanke eines Punktes, kaum der Hauch eines Stäubchens fällt mir zu, auf Schein und Gefahr, so lange die Kugel mich Winziges mit meinem Rechtstitelein auf ihrer Wölbung duldet.

Trotzdem und vielleicht gerade darum will ich diese meine Wiese, mein Grundstück, meinen Besitz halten, hegen und lieben. Gerade weil ich unter dem Blick aus dem Weiten nicht mehr bin, als ein Schmetterling etwa, der sich auf einen Grashalm dort setzt, oder als ein Vogel, der in der Hecke nistet.

Leicht und unbeschwert, gleich dem Vogel und dem Schmetterling, will ich mich ansiedeln nur mit der Wollust meiner Phantasie und der Freude meiner Sinne.

Nichts und doch ein Mittelpunkt werde ich sein. Und das rings um mein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

künftiges Haus und meinen Garten werden mein See, meine Wälder, meine Berge, meine Sonne, meine Erde und mein Himmel sein. Mir geschenkt und zugeteilt, als einem, der begriffen hat, daß sein Eigentum nichts anderes ist, als in die Wunder der Welt ein umfriedeter Auslug, mit dem ihn das Glück belehnt hat.

Es kommt mir der Gedanke: Welch eine Erleichterung und Durchlüftung alles Menschenwesens das gäbe, wenn der Sinn des Besitzes überall und auf einmal so seiner Gewichte entledigt würde! Entwertet und neu bewertet.

Wie in einem Rausch stehe ich vor den noch unbekannten schönen Dingen, die ich in meinem Winkel erfahren werde. Ich rieche schon die Blumen und schmecke schon die Früchte, die ich meinem Boden entlocken darf. Ich sehe schon die guten Freunde und die schönen Frauen, die ich an meiner Gartentür empfangen werde.

Und wenn ich draußen bei den andern bin und ihre um des Erwerbes willen gedunsene Geschäftigkeit mit anschaue, werde ich heimlich lächeln über meine trüben Brüder, und mir wie ein ungerufener Arzt vorkommen, der das rechte Messer in der Tasche hat, ihnen das Häutlein vom Auge zu lösen.

Manchmal werde ich eine weite Reise machen, vielleicht nach Paris oder nach Indien, und in der Ferne wird mir mein Gehege am See erscheinen. Ich werde das Wort „Heimat" sprechen, und reicher und mächtiger sein als die Reichsten und Mächtigsten der Welt.

Hans Heinrich Ehrler

Ferdinand Hodler

Noch vor nicht langer Zeit — vor einem Jahrfünft vielleicht — weckte der Name Hodler bei den Kunstkritikern gemischte Gefühle; bei dem Publikum dagegen meist Lachen und Spott; nur bei einigen wenigen begeisterte Zustimmung. Der Kritiker ist sich ja heute wohl im klaren über Hodlers Stellung und Bedeutung; auch bei den Laien ist das Häuflein der Verstehenden inzwischen wohl gewachsen; aber noch allzu groß ist die Schar jener, die, ohne Kenntnis der Tendenzen des Künstlers, ihn ablehnen. Einen Saulus zu einem Paulus zu wandeln, ist nicht der Zweck dieser Zeilen — das ist überhaupt nicht das Ziel der Kunstkritik oder sollte es nicht sein; sondern sie sollte mithelfen, daß sich der Interessierte auf Grund der Kenntnis der Bestrebungen eines Künstlers ein Urteil bilde und sich dann, und zwar dann mit gutem Rechte, ablehnend oder zustimmend verhalte. Freilich, alle Probleme, denen Hodler in seiner Kunst nachgeht, die er einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen sucht, zu analysieren, ist hier nicht durchführbar. Nur Wesentliches und Singuläres, das dem Auge noch zu befremdend erscheint, kann hier untersucht werden.

Befremdend, das heißt neu und ungewohnt! Aber ist Hodler denn so ganz ohne alle Vorgänger, eine einzigartige Gestalt der Modernen, die nicht aus Prämissen abzuleiten wäre? Ich glaube nein. Die verschiedenen Quellen, aus denen er direkt oder indirekt geschöpft hat, sind leicht aufzudecken. Hodlers „Empfindung", jene vier weiblichen Profilgestalten mit den etwas eckigen Gebärden, womit sie die Hände auf der Brust falten, ist bekannt. Üben sie nicht die gleiche Wirkung aus, wie jener Zug heiliger Frauen in San Appolinare nuovo, die ebenso hehr und groß, feierlich, losgelöst von den Bedingnissen von Zeit und Raum dahinwandeln. Man hat auch an die Beinstellungen der Musen auf Guido Renis Rospigliosigemälde erinnert. In der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sagrestia della cura von Loretto hat Signorelli Apostelgestalten gemalt, die in der Zeichnung direkte Vorfahren der Hodlerschen Greise in der Eurythmie sind. Ohne Puvis de Chavannes, ohne seine Arbeiten in der Sarbonne und im Pantheon, wäre Hodler vollends nicht denkbar. Es wären noch andere Namen, Carstens und Cornelius etwa, zu denken. Aus dieser Ableitung und Gegenüberstellung läßt sich auch etwas für Hodlers Kunst eminent Wichtiges beobachten. Jene Vorgänger des Schweizers schufen ihre Bilder in großen Räumen als Wandbilder; sie standen in gewissen Beziehungen zur Architektur, deren Wirkung sie zu erhöhen strebten. Dieser Zusammenklang von Rhythmus des Raumes und Bildwirkung verleiht den ravennatischen Mosaikkünstlern, den Fresken des Cortonesen ihre Bedeutung. Hodler muß sich, nicht durch seine Schuld, auf Tafelbildern aussprechen, obwohl er die fundamentalen Unterschiede in der Behandlung der Tafel- und der Architekturmalerei kennt. Das ist das Tragische in der an solchen Momenten wirklich nicht armen Kunstgeschichte, daß Hodler eine Reform der Wandmalerei, die sich allzulange mit auf die große Fläche projizierten Tafelbildern behalf, anstrebt und sich und seine Ideen auf Tafelbildern aussprechen muß. Unter diesem Gesichtspunkte, als Schmuck einer großzügigen, rhythmisch angeordneten Architektur, muß die Kunst Hodlers gewürdigt werden, um zu einem Verständnis für ihre Kraft, die ihr innewohnende dekorative Gestaltung zu gelangen.

Über die paar Bilder, in denen der Künstler zeigen konnte und durfte, was er erstrebte und vermochte, kann ich mich kurz fassen. Weder der Rückzug der Schweizer bei Marignano noch der Auszug der Jenenser Studenten zum heiligen Befreiungskriege wollen die Wirkung des Schlachtenpanoramas; nur die Pedanterie der Geschichtsphilologen, die ihnen liebgewordene genrehaften Züge, philologische Mätzchen und kinematographische Treue vermißten, hatte an ihnen zu mäkeln. Was jene Bilder geben wollen, ist, den Gehalt an Stimmung, das Wesentliche der jeweiligen Situation zum Ausdruck zu bringen.

Das Wesentliche nur zu geben, losgelöst von allem Zufälligen, Individuellen, ist Hodlers Bestreben auch in seinen übrigen Bildern, den großen Gemälden philosophischen Inhalts wie in den Einzelfiguren. Den größten Anstoß hat hier wohl die Wiederholung der gleichen Figur, deren Gestaltung oder die Zeichnung sowie die Farbe erregt. Hodlers Parallelismus, der übrigens immer fein differenziert und nuanciert in der Geste der Linie und der Farbe ist, bezweckt eine Steigerung der Wirkung auf den Beschauer; Studien aus der alten Kunst, vornehmlich aber in der Natur, mögen dem Künstler dies Mittel an die Hand gegeben haben.

Über den Hodler oft gemachten Vorwurf des zeichnerischen Unvermögens kann ich wohl kurz hinweggehen; man weiß aus den Jugendwerken des Künstlers, daß dieser recht wohl die Natur, ihre gefällige Erscheinung und Gruppierung, wiederzugeben imstande ist; auch der uns oft als Verzeichnung anmutende Gestus bezweckt, ebenso wie der Parallelismus seiner Figuren, eine Erhebung über die platte Wirklichkeit, eine Erhebung des Beschauers in eine feierliche Stimmung. Freilich kann man jetzt noch nicht beurteilen, inwieweit dieses neue Ausdrucksmittel eine wertvolle Erweiterung, eine Bereicherung für unser Stilempfinden bedeutet.

Auch die so befremdlich anmutende Farbe Hodlers erklärt sich aus der Bestimmung seiner Bilder als Raum-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schmuck. Dieser bedingt eine starke, klare Farbwirkung mit Verzicht auf alle feinere Differenzierung in Licht- und Schattengebung, die auf der Wand nicht zur Geltung käme oder zerstreuend, auflösend wirken würde, eine Forderung, mit der schon die Freskomaler des Quattrocento vorangegangen sind. Vielleicht stört uns auch die Tatsache, daß der Künstler die kalte, helle Farbe des Fresko in seinen Tafelbildern wiederzugeben bestrebt ist.

Nun erwartet der Leser vielleicht noch eine Äußerung über Hodlers symbolische Kunst; ich habe schon manche tiefen Gedanken darüber gehört; aber ich muß hier immer an Michelangelos Figuren in der Mediceerkapelle zu San Lorenzo denken; dicke, philologisch erklärende Bücher sind über sie geschrieben worden, ohne verhindern zu können, daß die Gestalten schön sind und einen unendlich tiefen Eindruck in dem Beschauer hinterlassen. Und so scheint es mir auch an Hodlers Bildern der größte Vorzug zu sein, daß sie beim Beschauer ähnlich tiefe Wirkungen auslösen.

Gerade diese Parallele zwischen Hodler und dem großen Raumbeherrscher Michelangelo zeigt deutlicher als alles andere, wohin Hodlers Kunst gehört; hoffentlich findet sich bald für den Künstler eine Gelegenheit, in einem Musiksaale, einer Grabkapelle oder einer Kirche, kurz, einem Raume, der uns herausreißen soll aus der Alltäglichkeit des Lebens, zu zeigen, inwieweit er uns die Raumkunst der Gegenwart schaffen kann. Der Auftrag für die Stadthalle in Hannover ist als weiterer Schritt auf diesem Wege freudig zu begrüßen.

Dr. Willy Burger

Wie man Impressionist wird

Eines Tages seufzte man unter der Tyrannei der Grundsätze. Wo kamen sie her? Mit welchem Rechte warfen sie sich über den Willen und befahlen: so und so?

Da waren welche, die stammten aus Hellenenblut. Schöner Mensch. Gleichgewicht. Plastisches Erleben des Weltalls. Schicksalsglaube. Selbstvergötterung mit etwas Furcht im Hintergrund. Ideale, mit Lastern gepolstert.

Da spielten ethische hinein. Transzendentaler Gott als Überleitung zum Ich-Menschen. Schinderei des Nächsten zum Lobe der Idee. Abstrakte Plastik: gotisch bis barock, Gefühlsurwald auf Blutmorast.

Kamen bürgerliche. Urwald gelichtet, Plastik gefällt, zersägt, gehobelt, gemeine Wohnstätte. Ende der Ideale, Ende der Laster.

Bleibt ein Mensch, der alles mit Händen greift. Und alles zu wollen glaubt. Kraft des Materials. Heute monumental, morgen intim. Fresko im Munde, Öl im Gehirn. Weltumfassende Gebärde, Ironie, Alleszertrümmerer, Mückenseiher, Renaissance auf Zehenspitzen.

Auf einmal Bewußtsein der Lüge. Erborgtes Kleid? Pfui! Selbst ist der Zeitgenosse! Aber wer, wie? Alles war da. Verfluchtes Wissen! Naivitätsmörder! Wie mans macht, ist man ein Affe. Jeder Schritt bleibt stecken im Dreck der Tradition. Hilft nur Ausmerzung der Erfahrung. Fort mit allen Inhalten!

Austrocknen des Gehirns bis zur Unfruchtbarkeit. Absterben der Empirie. Jungfräulicher Boden. Neues Leben aus direktem Sonnenimport. Eigenleben! Autonomie der Sinne. Nichts erleben, als was den Augenblick angeht. Nichts anderes als Ich und die tote Sache, die Umwelt heißt, die Ich erlebe. Ich, auf reinste Sinnlichkeit reduziert. Einzig unbestreitbares, unbeanspruchbares Ich.

Endlich neu! Grundsatzlos. Unda-

Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

geweſen, unkünftig. Empfindungsurwald auf keimfreiem Nervenplasma. Reinkultur aller Bewegungsvorgänge in Ichprojektion. Reduktion des Weltbildes auf kleinſten Geſchehensteil. Händeſchütteln mit wiſſenſchaftlicher Atomiſtik. Hermann Gottſchalk

Münchener Künſtlertheater

Theater bedeudet zweierlei. Es iſt einmal Darſtellung und zum andernmal Selbſtzweck. Faßt man die Begriffe möglichſt rein, ſo ergibt ſich als Aufgabe für das Theater im erſten Sinne die Überſetzung einer literariſchen Gegebenheit in ſichtbares und hörbares Leben. Die Probleme dieſer Überſetzung ſind Dinge wie: Stil der Darſtellung, Tempo, Verhältnis des Inneren (Wort) zum Äußeren (Szene) uſw. Alles das fällt weg, ſobald das Theater nichts ſein will als Spiel, Schauſpiel ohne „tiefere Bedeutung", ohne Beziehung zu einem literariſchen Stoffe. Dieſe Freude am reinen Spiel iſt bei den Romanen der eigentliche Lebensgrund der Bühne. Der Deutſche verlangt gewöhnlich etwas Tiefe und Geiſt, Probleme, Charaktere, oder was er dafür hält. Wo er aber auch noch auf dieſe Ingredienzien verzichtet, da wird er der Liebhaber der Poſſe oder des Rührſtücks: auch hier unterliegt er dem Inhalt des Spiels, nicht der Wirkung des Spieles ſelbſt. Der Genuß am Schauſpieler, wie ihn der Italiener und der Franzoſe kennt, iſt in Deutſchland trotz einiger hoher Schauſpielergagen ziemlich unbekannt. Man erweitere den Begriff des Spiels, und man wird finden, daß der Deutſche kein unmittelbares, ſinnliches Verhältnis zur Szene überhaupt beſitzt. Wie weit man ſich in Deutſchland verirren kann, wenn man einmal gut Theater ſpielen will, bewieſen die Meininger. Die Abſicht, die Szene als ein „an ſich" auszugeſtalten, iſt der beſte Gedanke des Berliner Deutſchen Theaters geweſen.

Reinhardt verlor im Verlauf der Entwicklung den Kontakt mit der Dichtung, der er doch zum Daſein verhelfen wollte. Das Theater an ſich riß ihn fort. Es iſt kein Zufall, wenn das Münchener Künſtlertheater, das auch Theater in einem eminenten Sinne ſein will, Anſchluß an Reinhardt nimmt. Das Experiment dieſes Sommers iſt inſofern intereſſant, als hier mit zwei Stücken einmal verſucht wurde, durch das bloße Spiel zu wirken. Wenigſtens hoffen wir nicht, daß eines dieſer Stücke mit literariſchen Ambitionen die Bretter betrat. Weder die von G. Fuchs nach einer Vorlage Calderons gedichtete „Circe", noch das Märchenſpiel „Kismet" kann als literariſch gelten. Es ſind lediglich Vorwürfe für eine Regie des Auges und des Ohres. Die dabei angeregten Empfindungen brauchen das Niveau eines tollen, ſpannenden Romans nicht zu überſchreiten. Der Akzent liegt ganz auf der Szene als ſolcher, nicht auf der Szene als Darſtellung eines literariſchen Gehalts.

Es gibt der eingangs geäußerten Skeptik gegenüber der Theaterbegabung der Deutſchen recht, daß dieſes Experiment als mißglückt angeſehen werden muß. „Circe" war, von ein oder zwei Szenen abgeſehen (Clarin), geradezu unmöglich. Dekorativ und ſzeniſch ungenießbar. „Kismet" war weit beſſer, aber noch lange nicht rein. Es fehlte der letzte Geſchmack, der Takt. Dazu kommen die Mängel eines bunt zuſammengewürfelten Enſembles. Wenn das Spiel die Hauptſache ſein ſoll, dann muß das Spiel gut ſein. Gut war es aber nur bei wenigen Rollen. Das Künſtlertheater duldet zuviel Halbheiten; hat man ſchon einmal auf die Dichter verzichtet, und iſt man bloß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Theater, so gebe man sich Mühe, ganz Theater zu sein. Den stärksten Eindruck machten die reinen Theaterszenen, die z. B. das Grauen, das spukhafte Entsetzen schilderten: die Kerkerszene in „Kismet", neuerdings eine Szene des „Orpheus".

Der Mangel an künstlerisch-sinnlichem Takt ist der erste Grund des Mißlingens. Der zweite darf wohl in dem Fehlen eines Publikums gesucht werden. Die Deutschen haben die Absicht nicht verstanden, weil ihnen der Begriff eines reinen Theaters unverständlich ist. Ein Teil der Grundintention ist aber doch noch gerettet worden: auf das Gebiet der Operette. Man spielt jetzt „Orpheus in der Unterwelt". Vorläufig begreifen die Deutschen nur in der Operette, was Lust am bloßen Spiel heißen will. Alfred Baeumler

Armenien u. der Zug Xenophons

Der Generalleutnant von Hoffmeister dem wir das interessante Buch*) verdanken, hat eine gediegene klassische Bildung, ist ein Taktiker, dringt tief in die Schlünde der Vergangenheit, in die Tage der Geschichte ein und bewegt sich zugleich froh und frei im Lichte der Gegenwart, beurteilt den Nationalitätenhader in der Türkei und zitiert Marc Twain. Von dem osmanischen Reiche meint er, es sei ein „bis ins Mark hinein fauler und morscher Staat", alle Kraft verdanke es allein seiner Armee. Seine besondere Anerkennung erregt der rasche Transport einer anatolischen Division im Mai 1911 von Angora nach Albanien. Von den Schwierigkeiten des Kopthag redet er freilich auch ein Erschreckliches, aber sein Stil ist eben überhaupt immer unter neun Atmosphären Spannung; das macht einen äußerst lebendigen Eindruck, freilich mitunter wird der Stil zu blumig. Ganz ausgezeichnet sind die Bilder. Bergwerksinteressenten mache ich auf die Silberminen aufmerksam die bei Gympschchaneh liegen und die früher einmal schon im Betrieb waren.

Als Soldat darf der Verfasser besondere Aufmerksamkeit für seine militärischen Beobachtungen beanspruchen. Er lobt die Russen. Auf dem Schlachtfelde von Kars hätten die Russen während des Gefechtes den Plan gefaßt und ausgeführt die Feinde zu umgehen — ein Vorgang, der in der ganzen Kriegsgeschichte äußerst selten sei — wesentlich mitgeholfen habe dabei der russische Feldtelegraph, den die mangelhafte türkische Reiterei nicht durchbrechen konnte. Ich möchte hier einschalten, daß, falls die freilich sehr fadenscheinigen Berichte der Alten zuverlässig sind, auch während der Schlacht von Thermopylä eine Umgehung persischerseits am Tage der Schlacht selbst erst ausgedacht wurde. Hoffmeister vergleicht die Umgehung Kuropatkins durch die Japaner bei Lyauoyan.

Den Hauptwert legt der General auf die Erkundung der Route Xenophons. Darüber haben sich ja allerdings viele Leute den Kopf zerbrochen und ist viel Tinte verspritzt worden. Trotzdem bringt unser deutscher Offizier noch vieles Neue. Nur kann ich ihm in seiner ungemessenen Hochschätzung Xenophons nicht folgeu. Was war denn das schließlich für ein kümmerliches Ende der Zehntausend, die mit so hoch gespannten Erwartungen in das Herz des Perserreiches hineinzogen? Sie halfen einem elenden Thrakischen Häuptling bei seinen kümmerlichen Katzbalgereien gegen einen ebenso elenden Nachbar. Was hätte man doch mit

*) Durch Armenien, eine Wanderung und der Zug Xenophons bis zum Schwarzen Meere, eine militär-geographische Studie von E. v. Hoffmeister, Leipzig und Berlin, Verlag B. G. Teubner.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer so stattlichen Griechenschar, bei der sich auch Frauen befanden, für eine schöne Kolonie im Osten gründen und so den Taten Alexanders vorauseilen können! Statt dessen haben die ganzen Zehntausend einfach umsonst ihre Anstrengungen durchduldet, sie haben sich zuletzt verkrümelt, das ganze Heer ist zerflattert, ohne daß irgend etwas Dauerndes geleistet worden wäre. Und auch Xenophon selbst hat doch offenbar nicht die große Rolle gespielt, wie er selbst gern glauben machen möchte. Selbst dem Altertum blieb seine Eitelkeit keineswegs verborgen. Im Lysias verspottet zwischen den Zeilen Platon die Selbstgefälligkeit seines kleineren Nebenbuhlers und zwar gerade in einem Punkte, in dem Xenophon besonders empfindlich sein mußte, nämlich in seinem Glauben ein guter Jäger zu sein und alle Welt über die rechte Handhabung des Waidwerks belehren zu können. War es zudem für einen Athener so sehr rühmlich, andauernd Sparta zu loben und zuletzt sogar von den Spartanern ein Landgut und eine Pension anzunehmen?

Für einen antiken Schriftsteller sind die erdkundlichen Beobachtungen Xenophons überraschend gut. Trotzdem hat er, wie der General mit Recht hervorhebt, vieles Wichtige unerwähnt gelassen. Man muß sich eben vorstellen, daß die fortwährende Aufregung der Schlachten und die Abstumpfung durch die Strapazen selbst den schärfsten Sinn zuletzt unempfindlich für das Neue, das von allen Seiten auf die Griechen hereinstürmte, gemacht haben müssen.

Deshalb sind denn auch gerade die letzten Tagereisen bis zum schwarzen Meere hin die, so heute am schwersten zu rekonstruieren sind. Hoffmeister setzt die Route bedeutend weiter östlich an als bisher geschah. Da die Drilen noch heut' auf der Straße zwischen Beiburt und Trapezunt wohnen, so ist immerhin eine gewisse Gewähr für die Route der Zehntausend gegeben. Freilich könnten ja auch die Drilen ihre Wohnsitze verändert haben. Wenn der General glaubt, daß die Griechen von dem Ziganapasse her das Meer erschauten, so kann ich nur mit dem Verfasser sagen, daß ich selbst (es war im Mai) den Ozean von dort nicht erschaute, so wenig wie der Verfasser, der im Februar des Weges zog. Ein in blauen Duft verschwimmender Strich, den nur ein Landeskundiger, nicht aber ein völlig Fremder als das Schwarze Meer erkennen kann, dürfte doch wohl kaum eine solche Begeisterung ausgelöst haben, wie sie in dem berühmten Ausrufe „Thalatta" sich zeigte. Ganz ist mithin das Rätsel noch nicht gelöst.

Dr. A. Wirth

Maßregelung des Strauß-gegners

Zu dem Rundschau-Artikel in Heft 25 erhalten wir nachstehende Zuschrift:

1. Nicht weil Herr Dr. Grunsky ein absprechendes Urteil über Richard Strauß veröffentlicht hatte, wurde sein Beitrag zum Programmbuch für das Bachfest Stuttgart 1912 abgelehnt, sondern weil der Verfasser inzwischen den Festdirigenten persönlich in der Presse angegriffen hatte.

2. Ein Grund Herrn Dr. Grunsky Freikarten zuzustellen, lag nicht vor, da er „nach vier schweigsamen Jahren" als Berichterstatter nicht in Betracht kam. Von einer „Entziehung der Eintrittskarten" kann also nicht die Rede sein.

Auf weitere Einzelheiten der Ausführungen der Herrn Dr. Grunsky einzugehen, haben wir keine Veranlassung.

Stuttgart, den 2. Juli 1912.

Der Vorstand
des Württembergischen Bachvereins.

Einige Gegenbemerkungen:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abgelehnt wurde mein Beitrag nicht, sondern angenommen und dann abgewiesen. Der Grund war, weil sich ein (nicht „der") Festdirigent verletzt fühlte durch einen Artikel, in welchem das Verhältnis von Berlioz, Liszt und R. Strauß besprochen, der Name jenes Festdirigenten nicht genannt war. Wer ist so töricht, einen Festdirigenten „inzwischen" mir nichts dir nichts „persönlich" anzugreifen?

Betrachten wir doch die Sache, wie sie war. Ich habe den Inhalt eines öffentlichen Vortrags zum Druck gegeben. Der letzte Teil befaßt sich mit R. Strauß. Da neuerdings Erwerbs- und Organisierungssinn des Komponisten gerühmt wird, so mußte ich auch meine Meinung über diesen Punkt äußern. „Die älteren Meister," sagte ich, „haben mit ärmlichen Verhältnissen gekämpft, und vielleicht gerade aus diesen Kämpfen einen Schatz von Glauben und Hoffnung geschöpft und in ihren Schöpfungen ausgeteilt. Es müßte jede Kenntnis von der menschlichen Seele trügen, wenn wir annehmen sollten, daß ausgeprägter Erwerbssinn mit Hervorbringung musikalischer Meisterwerke verträglich wäre."

Inbetreff der Genossenschaft deutscher Tonsetzer wies ich auf die psychologischen Gefahren hin: „Wenn jedem Komponisten für jede Aufführung Gewinn winkt, so ist das eine Ermutigung für die breiteste Mittelmäßigkeit. Aufgeführt wird, was gefällt, bezahlt wird, was man aufführt, komponiert wird, was sich bezahlt macht. Das ist eine verhängnisvolle Schlußkette."

Der Allg. Deutsche Musikverein, führte ich weiterhin aus, sei jetzt ein Kampfmittel zu Händen von R. Strauß.

In welch naher Beziehung Prof. Dr. Schillings und der Württembergische Bachverein sowohl zu R. Strauß, als insbesondere zum Allgemeinen Deutschen Musikverein steht, — das weiß ich jetzt besser als vorher. Ich habe nur zu bedauern, daß mir bei der Wendung „kapitalkräftige Musikpäpste" Haupt- und Eigenschaftswort statt des passenden Zeitworts entschlüpft sind.

Zum zweiten Punkt bemerke ich: Entziehung der Freikarte liegt klar vor Augen: ich habe bis jetzt zu jeder Veranstaltung des Württ. Bachvereins anstandslos zwei Freikarten bekommen. Kam ich als Berichterstatter über das Bachfest wirklich nicht in Betracht? Darf ich den Vorstand des Württ. Bachvereins daran erinnern, daß ich in seiner Anwesenheit zufällig einem Kollegen von der Presse den Auftrag einer Berliner Zeitung übergab, den ich verhindert war, auszuführen? Darf ich daran erinnern, daß ich über das Bachfest berichtet habe an die Zeitschrift: Der Musiksalon (Berlin), sowie an folgende Tageszeitungen: Rheinisch-Westfälische Zeitung, Hamburger Nachrichten, Vossische Zeitung, Grazer Tagespost?

Das sich der im März-Artikel gebrauchte Ausdruck: „nach vier schweigsamen Jahren" auf etwas anderes bezog, nämlich auf das Hervortreten in der Stuttgarter Tagespresse, wird mir der Vorstand nicht in Abrede stellen.

Zum Schluß: Hat der Vorstand des Württ. Bachvereins bei der ganzen Sache ein gutes Gewissen? Was er nach der einen Seite an Höflichkeit zuviel austeilte, das hat er mir zu wenig gegeben. Sein Verhalten ließe sich allenfalls verteidigen, wenn ich überhaupt nichts anderes im Leben getan hätte als über Musikpäpste geschimpft. Einem Mann, der im öffentl. Leben ohne Rücksicht auf persönlichen Nachteil seine Stimme erhebt, wie oft bezeugte mir dies der Vorstand in anerkennenden Worten — setzt man nicht einfach den Stuhl vor die Tür.

Karl Grunsky

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die dritte Reichsduma / Von C. Nitwel

Moskau, im Juni 1912

Die Tätigkeit der dritten Reichsduma ist nun abgeschlossen; sie hat sich jetzt vertagt und im September*) werden die Wahlen zur nächsten Duma stattfinden. Es ist daher an der Zeit, zusammenzufassen, was sie während der fünf Jahre ihrer Existenz geleistet hat. Ein solches Fazit hat umsomehr Interesse, als die dritte Reichsduma eigentlich als das erste russische Parlament anzusehen ist, da ihre beiden Vorgängerinnen gar keine Zeit gehabt haben, etwas zu vollbringen. Die erste Duma, die sich am 27. April (10. Mai) 1906 versammelt hat, wurde schon nach kaum 72tägiger Existenz gewaltsam aufgelöst und eine fast ebenso kurze Lebensdauer war der zweiten Reichsduma beschieden, welche am 20. Februar (5. März) 1907 eröffnet und am 3./16. Juni wieder aufgelöst wurde. Dagegen konnte die dritte Reichsduma ungehindert die ihr gesetzlich zugemessene fünfjährige Frist absolvieren und daher wird sich jetzt während der bevorstehenden Wahlbewegung die Parteipolemik hauptsächlich um die Frage drehen, inwiefern die dritte Reichsduma den Erwartungen der Wählerschaft entsprochen hat, mit anderen Worten, welche Aufgaben, die von der Revolution der Jahre 1905 bis 1906 gestellt wurden, von ihr befriedigend gelöst worden sind.

Diese Aufgaben waren bekanntlich mannigfaltiger Natur. Sollte Rußland, wie die Befreiungsbewegung bezweckte, zu einem modernen Staat gemacht werden, so hätte eine Reihe von Reformen durchgeführt werden müssen, die in zwei Gruppen geteilt werden könnte. Die eine ist die Gruppe der rein politischen Reformen, also z. B. Preß-, Versammlungs-, Vereinsfreiheit, Sicherung der Unantastbarkeit der Person usw.; die zweite besteht

*) Anmerkung. Nach einem soeben aufgetauchten Gerücht sollen die Wahlen später stattfinden, so daß die vierte Duma sich erst im Januar versammeln würde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus einer Reihe sozialer Fragen, unter denen namentlich die Agrarfrage den ersten Platz einnahm. Denn ist es ja klar, daß in einem vorwiegend Landwirtschaft treibenden Staat, wie es Rußland noch immer ist, die ökonomische Hebung des Landes undenkbar ist, so lange der Bauernstand, welcher die große Grundmasse der Bevölkerung Rußlands bildet, auf seinem gegenwärtig materiell und geistig so niedrigem Niveau bleibt. Neben diesen beiden Gruppen der politischen und sozialen Reformen ist noch eine dritte Gruppe vorhanden, die man als die Gruppe der nationalen Fragen bezeichnen könnte, die ihrem Inhalt nach meistens ja entweder politischer oder sozialer Natur sind. Vor diesem großen Komplex von politischen, sozialen und nationalen Fragen stand Rußland, als der unglückliche japanische Krieg die Allmacht der russischen Bureaukratie endgültig zerstört zu haben schien. Und tatsächlich hat die erste Reichsduma in der Adresse, mit der sie die Thronrede beantwortet hat, ein sehr detailliertes Programm aufgestellt, in dem auf sehr weitgehender demokratischer Grundlage die Lösung aller dieser Fragen in Aussicht gestellt wurde. Die Agrarfrage sollte durch Enteignung des Privatbesitzes zugunsten der an Landmangel leidenden Bauern gelöst werden, Preß-, Versammlungsfreiheit usw. sollten in weitestem Maß gewährt werden, die nicht russischen Nationalitäten sollten dem herrschenden Stamm an Rechten durchaus gleich gemacht werden usw. Bekanntlich aber war es diesem Programm beschieden, vorläufig bloß ein historisches Dokument zu bleiben.

Die erste Duma wurde am 9.—22. Juli aufgelöst und als das Land diese Auflösung mit verhältnismäßiger Ruhe hinnahm, kam die Bureaukratie zur Überzeugung, daß sie in ihrer ersten Angst die Macht der revolutionären Bewegung überschätzt hat und daß sie noch wohl ihre Position verteidigen kann. Stolypin, der gleichzeitig mit der Auflösung der ersten Duma vom Minister des Innern zum Premierminister avancierte, wurde nun zum Werkzeug dieses Kampfes gegen die Revolution gemacht und entledigte sich dieser Aufgabe mit einer ungewöhnlichen Energie. Zwar gab er selbst zu, daß eine Reihe von politischen und sozialen Reformen notwendig sei und setzte auch sein Reformprogramm in der Deklaration auseinander, die er in der zweiten Reichsduma am 6.—19. März 1907 verlesen hat. Dabei aber begann er vor allem das Land zu „beruhigen". Immer stärker betont er in seinen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Äußerungen und Handlungen, daß die Reformen undenkbar sind, bevor das Land sich beruhigt hat. Diese „Beruhigung" sollte aber nicht, wie es die oppositionellen Gruppen verlangten, durch Verwirklichung politischer Reformen erreicht werden, welche die gemäßigten Elemente der Bevölkerung befriedigen würden und somit den revolutionären Parteien die Stütze und Sympathie genommen hätten, welche nach einem Ausspruch von Bismarck ihre Hauptmacht bildet, sondern durch Mittel der brutalen Gewalt der Administration, die schon von den Vorgängern Stolypins auf seinem Ministerposten à la Plehwe in ausgedehntestem Maße angewandt wurden. Ja, man kann sogar sagen, daß Stolypin seine Vorgänger weit übertraf, denn noch niemals gab es in Rußland soviel Hinrichtungen, Deportationen und administrative Verbannung nach Sibirien als während der Amtstätigkeit des im September 1911 ermordeten Premierministers Stolypin. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß im Zeitraum 1906—1911 nicht weniger als 3149 Todesstrafen vollzogen wurden. Es war nur konsequent von dem Standpunkt eines die Allmacht der Bureaukratie verteidigenden Ministers, daß er die zweite Reichsduma, welche noch oppositioneller als die erste war, nach etwa dreimonatlicher Tätigkeit auseinanderjagte, nachdem sie sich geweigert hat, die gesamte sozialdemokratische Fraktion der Duma (za. 65 Deputierte) auf Grund eines von Spitzeln herbeigeschafften Materials dem Gericht als der Anstiftung einer Militärverschwörung verdächtig auszuliefern. Gleichzeitig wurde unter Verletzung der Grundgesetze am 3.—16. Juni 1907 das Wahlrecht so geändert, daß die Regierung die Möglichkeit erhielt, ein ihr gefügiges oder, wie sie sich ausdrückt, ein „arbeitsfähiges" Parlament zu erlangen. Tatsächlich bot auch die dritte Reichsduma ein ihren Vorgängerinnen ganz entgegengesetztes Bild: Während in der ersten Reichsduma die konstitutionell-demokratische Partei („Kadetten") die ausschlaggebende Gruppe bildete und die Rechte in ihr kaum vertreten war und in der zweiten die äußersten linken Parteien noch stärker an Zahl waren, denn die sozialdemokratische, sozial-revolutionäre und die Arbeiterpartei bildeten zusammen etwa 200 Mann, waren in der dritten Reichsduma, deren Mitgliederzahl von 524 auf 442 reduziert wurde, zur herrschenden Gruppe die Oktobristenpartei (so genannt, weil sie als Basis ihres Programms das Verfassungsmanifest am 17.—30. Oktober 1905 nahm) geworden, welche mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Regierung in allem Hand in Hand ging. Dagegen bildeten sämtliche oppositionellen Fraktionen in ihr kaum den dritten Teil der Deputiertenzahl. Stolypin hatte also nun eine Duma erhalten, die bereit war, ihn in seinem „Beruhigungswerk" vollauf zu unterstützen und von der er nicht zu befürchten brauchte, daß sie sich zu irgendwelchen ernsten Konflikten mit der Regierung entschließen wird. In der Tat hat auch die Duma alles ausgeführt, worauf Stolypin Wert legte. Denn in seiner Bekämpfung der Revolution beschränkte sich Stolypin nicht auf solche Maßregeln, wie Hinrichtungen, administrative Verbannung usw., sondern er strebte gleichzeitig auch danach, durch eine Reihe von Gesetzgebungsakten die Macht der Revolution zu brechen. Nun war Stolypin der Ansicht, daß die Revolution in Rußland hauptsächlich auf zwei Grundursachen zurückzuführen war: auf die Sehnsucht der Bauern, das Land der Gutsbesitzer sich anzueignen, und auf das Bestreben der „Fremdvölker" („inorodzy"), wie in Rußland die nichtrussischen Nationalitäten Rußlands genannt werden, die gleiche rechtliche Stellung, wie die Russen, zu erlangen, oder, wie sich die Regierungsorgane dabei auszudrücken pflegen, die Herrschaft über den Russen zu erlangen. Daraus ergaben sich für ihn zwei Aufgaben: die Agrarfrage so zu lösen, daß die Interessen des Grundbesitzers nicht leiden und gleichzeitig unter der Proklamierung der Devise „Rußland den Russen" die fremden Nationalitäten in Rußland auf das Niveau vom Beherrschten zu bringen.

Die zuerst erwähnte Aufgabe sollte durch die Zerstörung des Bauerngemeinbesitzes („Mir" oder „Obschtschina") und Verwandlung der Bauern in Eigentümer des von ihnen bearbeiteten Landes verwirklicht werden. Diese Reform mußte zweierlei Resultate liefern. Erstens war Stolypin der Meinung, daß die auf dem Gemeindebesitz basierende Landwirtschaft ein Hemmnis für den agrikulturtechnischen Fortschritt bildet und daß das Emporblühen des Bauernstandes nur möglich ist, wenn der Bauer Eigentümer des Landes ist, das er bearbeitet. Zweitens aber sollte dadurch erreicht werden, daß der soziale Antagonismus, der bisher die Bauern zu Feinden des grundbesitzenden Adels machte, nun in die Reihen der Bauernschaft selbst getragen wurde, denn nachdem die Bauern zu selbständigen Besitzern ihres Landes gemacht wurden, mußte der arme an Landmangel leidende Bauer dazu gelangen, seinen sozialen Gegner nicht nur im Gutsbesitzer, sondern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch im reichen Bauern, der mehr Land als er sein Eigen nennt, zu erblicken. Durch diese „divide et impera" Politik sollte der Haß der Bauern von der Grundbesitzerklasse abgelenkt werden. Neben der Zerstörung des Gemeindebesitzes wurde auch die Übersiedlung der Bauern nach den asiatischen Besitzungen Rußlands: Sibirien, die zentralasiatischen Provinzen und das Gebiet des fernen Ostens, von Stolypin sehr begünstigt, um auf diese Weise den Überschuß an Bauern, die nicht genug Land besitzen, aus dem europäischen Rußland fortzuschaffen. Diese beiden Mittel, — Zerstörung des Gemeindebesitzes und Übersiedlung der Bauern nach Russisch-Asien, — waren die Grundlinien des Agrarprogramms Stolypins, bei dessen Durchführung er den vollen Beistand der dritten Reichsduma fand.

Ebenso eifrig wurde von ihr Stolypin in seiner Bekämpfung der sogenannten „Fremdvölker" unterstützt. Um die Bedeutung des Nationalitätenproblems in Rußland zu erfassen, muß man sich folgender Ziffern erinnern. Die letzte allgemeine Volkszählung wurde in Rußland im Jahre 1897 ausgeführt. Damals gab es bei einer Gesamtbevölkerung von 129 297 000 Seelen: Großrussen — 55 673 408, Kleinrussen — 22 380 551 und Weißrussen — 5 885 547. Seitdem hat sich die Bevölkerung sehr vermehrt und wurde am 1. Januar 1910 auf 160 748 000 geschätzt, aber der Prozentsatz der verschiedenen Nationalitäten in Rußland dürfte sich seither natürlich kaum merklich geändert haben. Es beträgt also das russische Element, wenn man die drei russischen Stämme zusammenrechnet — was aber nicht richtig ist, weil es zwischen Groß- und Kleinrussen (Ukrainern) einen sehr starken nationalen Antagonismus gibt —, 66% der Gesamtbevölkerung, während der großrussische Stamm an sich kaum 45% erreicht. Den übrigen Teil der Bevölkerung bilden eine ganze Reihe von nichtrussischen Völkerschaften, von denen wir nur diejenigen anführen wollen, welche nach der Zählung im Jahre 1897 mehr als eine Million bildeten. Das sind: Polen — 7 934 307, Littauer — 1 658 522, Letten — 1 435 937, Deutsche — 1 790 489, Rumänen — 1 134 124, Armenier — 1 173 096, Juden — 5 063 156, Esten — 1 002 738, Finnen — 2 496 058, Tataren — 3 737 627, Baschkiren — 1 492 983, Kirgisen — 4 084 139, Mordwinen — 1 023 841, verschiedene Gruisierstämme 1 352 455, Tscherkessen und verwandte Stämme — 1 091 782. Daneben gab es noch eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganze Reihe von kleinen Stämmen, unter denen viele Hunderttausende erreichten. Diese vielen Nationen, die sich auf sehr verschiedenen kulturellen und wirtschaftlichen Stufen befinden, wurden in der Zeit vor der Revolution sehr ungleichmäßig behandelt. Einige Stämme lebten unter erträglichen Verhältnissen, mit anderen dagegen, welche ihre nationale Individualität verteidigten, führte der russische Staat einen heftigen Kampf, so namentlich mit den Polen, Juden, Finnländern und Armeniern. Diese schlechte Behandlung war es auch, welche diese Nationalitäten en masse in das Lager der Feinde des russischen Absolutismus drängte. Und da es jedem Einsichtigen klar war, daß bei einem so großen Prozentsatz an nichtrussischen Nationalitäten eine Politik der gewaltsamen Russifizierung auf keinen Fall erfolgreich sein kann, so war es auch einer der Grundgedanken der Revolution, daß durch Gewährung weitgehender Gleichberechtigung an sämtliche Völkerschaften Rußlands alle diese Fremdvölker zu loyalen Bürgern des russischen Reiches gemacht werden müssen. Dabei mußte es sich von selbst ergeben, daß ein prinzipieller Unterschied zu machen ist zwischen Polen und Finnland einerseits und den übrigen nichtrussischen Nationalitäten andererseits. Polen und Finnland nämlich sind sowohl ihrer geographischen Lage nach, als auch infolge der von ihnen erlangten Kulturstufe, die vielfach höher als diejenige der großrussischen Nationalität ist, unter keinen Umständen dem Einfluß der russischen Kultur unterzuordnen und jeder noch so sanfter Russifizierungsversuch mußte diesen beiden Ländern gegenüber ganz zwecklos sein und bloß große Erbitterung hervorrufen. Infolgedessen waren sämtliche oppositionellen Parteien darin einig, daß Finnlands Selbständigkeit erhalten und dem ehemaligen Königreich Polen Autonomie gewährt werden muß. Was die übrigen nichtrussischen Nationalitäten anbetrifft, so sind sie entweder kulturell noch sehr rückständig, wie z. B. die Tataren oder Tscherkessen, oder derartig im russischen Reich zerstreut, wie z. B. die Deutschen, daß sie in keinem Teil desselben eine kompakte überwiegende Majorität bilden. Diese Nationalitäten sind daher wenigstens vorläufig gezwungen, die Oberherrschaft der russischen Kultur anzuerkennen. Um sie zu loyalen Bürgern des russischen Staates zu machen, wäre eine vollständige Autonomie dieser sämtlichen Völkerschaften gar nicht notwendig, sondern es würde genügen, ihnen volle bürgerliche Gleichberechtigung zu gewähren. Gleichzeitig wurde an eine sehr weitgehende Dezentralisation

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Verwaltung gedacht, welche die besonderen Verhältnisse in jedem Teile des Reiches berücksichtigen sollte und so den verschiedenen Nationalitäten die Möglichkeit geben würde, ihre nationalen Eigentümlichkeiten zu pflegen, ohne den Interessen des Gesamtstaates zu schaden. Mit anderen Worten, während das absolutistische Regime auf dem Standpunkt verharrte, daß die nichtrussischen Völkerschaften Rußlands nach dem Prinzip „vae victis" zu behandeln seien und auf gewaltsame Art russifiziert werden sollen, war es eine der Grundideen der russischen revolutionären Bewegung, die bisher so mißhandelten Fremdvölker durch Gewährung gleicher Rechte mit dem herrschenden Stamm zu versöhnen und auf diese Weise ihnen das Gefühl der Zugehörigkeit zur „allrussischen" Nation beizubringen, die bis jetzt ja noch gar nicht existiert und in welche auf Grund der gewährten Gleichberechtigung sämtliche Stämme Rußlands aufgehen sollten. Eine ganz entgegengesetzte Richtung schlug Stolypin ein, nachdem die Macht der Revolution gebrochen war. Die fremden Nationalitäten sollten für ihre Teilnehmer an der revolutionären Bewegung „bestraft" werden. Statt ihnen durch Gewährung der Gleichberechtigung den Grund zur Unzufriedenheit zu nehmen und sie auf diese Weise zu Freunden der Regierung zu machen, sollte ihnen durch noch weitere Entziehung von Rechten jede Lust genommen werden, von der Regierung etwas durch Kampf erzwingen zu wollen. Auch hier fand Stolypin bei der dritten Duma das größte Entgegenkommen und so konnte Stolypin seinen Feldzug gegen die Selbständigkeit Finnlands ausführen, der jedoch nur einen Teil seiner nationalistischen Politik bildete. Die Lostrennung des neu zu bildenden Gouvernements Chelm vom Gebiete des ehemaligen Königreichs Polen, die Verringerung der Zahl der Vertreter Polens in der Reichsduma und die mit unbarmherziger Strenge durchgeführte Anwendung der zahllosen Ausnahmegesetze gegen die Juden bildeten den weiteren Teil dieses Programms. Statt der Gleichberechtigung wurde nun die alte Politik der brutalen Russifizierung mit neuer Energie fortgesetzt. Rußland sollte zu einem zentralistischen Staat werden, in welchem den nicht russischen Nationalitäten keine andere Stellung als jene von eroberten Stämmen zugestanden werden konnte. Es war das eine Politik, die schon nach dem Tode Stolypins ein Mitglied des russischen Reichsrats in sehr prägnanter Form ausdrückte, als es sagte, „die Fremdvölker seien von uns, den Russen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erobert worden, nicht weil es ihnen Vergnügen machte, sondern weil wir sie haben mußten". Sucht man nach Analogien zu diesem Zustand in der westeuropäischen Geschichte, so könnte man an das Bach'sche „System" in Österreich erinnern, welches mit dem Regime Stolypins eine große Ähnlichkeit hat. Bach bestrebte sich bekanntlich ebenfalls nach der Niederwerfung der Revolution in Österreich und Ungarn im Jahre 1848|49 und nach der Aufhebung der österreichischen Verfassung im Jahre 1851 das Reich der Habsburger zu einem einheitlichen deutschen Staat zu machen. Erst der für Österreich unglückliche italienische Feldzug 1859 machte der Politik Bachs ein Ende.

Das waren die Grundlinien der Politik Stolypins, die gleichzeitig als die Grundlinien der Tätigkeit der dritten Reichsduma bezeichnet werden können, da die Duma während der ersten vier Jahre ihrer Legislaturperiode Stolypin fast in allem zustimmte und auch während des letzten Jahres ihre Existenz, als an die Stelle Stolypins Kokowzew trat, eigentlich nichts anderes tat, als den Rest der von Stolypin hinterlassenen Arbeiten zu erledigen. Wenn auch der jetzige Premierminister Kokowzew kaum zu den Anhängern der extrem-nationalistischen Richtung seines Vorgängers gehört, so hat er doch nicht den Wunsch oder die Macht, der inneren Politik Rußlands eine liberalere Wendung zu geben. Das einzige, was seine Amtstätigkeit von derjenigen Stolypins bisher unterscheidet, ist der Umstand, daß die nationalistische Politik von ihm nicht in demselben Tempo und mit derselben Energie wie von seinem Vorgänger betrieben wird. Es ist das aber bloß ein quantitativer, aber kein qualitativer Unterschied gegenüber dem Regime Stolypins. Die Tätigkeit der dritten Reichsduma ist daher gleichbedeutend mit der Tätigkeit Stolypins, obwohl sie ihn fast um ein Jahr überlebt hat.

Zieht man also das Fazit der Tätigkeit der dritten Reichsduma, so stellt es sich nicht nur als sehr dürftig, sondern auch zu einem sehr großen Teil als rein negativ heraus. Von den elementarsten politischen Freiheiten wie Preßfreiheit usw. ist Rußland ebenso weit entfernt als früher. Der Stand der politischen Freiheiten in Rußland wird am besten durch folgende Daten illustriert. Nach Angaben, die noch lange nicht vollständig sind, sind im Jahre 1910 243 Zeitungen von der Administration ohne Gerichtsurteil

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Geldstrafen im Gesamtbetrag von 60 150 Rubel belegt worden; im Jahre 1911 268 Zeitungen mit 73 450 Rubel; außerdem wurden in unzähligen Prozessen zahlreiche Schriftsteller wegen Pressevergehen zu sehr harten Gefängnisstrafen, meistens von ein- bis eineinhalbjähriger Dauer verurteilt. Nicht weniger als 150 gewerbliche und Bildungsvereine wurden im Jahre 1911 von der Behörde in den verschiedensten Teilen des Reiches geschlossen und ganz unübersehbar ist die Zahl der verbotenen öffentlichen Versammlungen. Schon die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei genügt, um auf Grund der §§ 102 und 126 des neuen Strafgesetzbuches zur Deportation nach Sibirien resp. Zwangsarbeiten verurteilt zu werden. Man sieht also, daß von den Versprechungen des Verfassungsmanifestes vom 17.—30. Oktober 1905 bis jetzt außerordentlich wenig erfüllt worden ist. Es sind im ganzen von der dritten Duma drei Gesetzentwürfe vom liberalen Standpunkt aus in befriedigender Weise angenommen worden: das Gesetz über die sogenannte Gewissensfreiheit, welches besonders für die russischen Sektierer und Altgläubigen („Staroobrjadzy") von sehr großer Bedeutung ist, der Gesetzentwurf über den Elementarunterricht, welcher nach zehn Jahren den allgemeinen Volksschulbesuch in Rußland ermöglichen sollte und das Gesetz über die Lokalgerichtsreform. Sämtliche drei Gesetze sind aber vom russischen Oberhaus, dem Reichsrat, — dessen Mitglieder zur Hälfte von der Regierung ernannt werden und die ihn daher vollkommen in der Hand hat —, so verschlechtert worden, daß die ersten beiden überhaupt noch keine Gesetzeskraft erlangten und der dritte es bloß in sehr verstümmelter Form erhalten konnte.

Man braucht nicht sehr weit nach den Ursachen zu suchen, weshalb die dritte Duma so wenig geleistet hat. Infolge des neuen Wahlgesetzes vom 3./16. Juni 1907 nämlich ist der grundbesitzende Adel zum ausschlaggebenden Faktor der Gesetzgebung geworden. Diese Klasse ist aber sozial und auch persönlich auf das intimste mit der herrschenden Bureaukratie verwandt. Daher mußte zwischen dem Ministerium Stolypin, welches sich vollständig zum Kämpfer für die Interessen der Grundbesitzerklasse machte und der Dumamehrheit die vollste Harmonie herrschen. Klassen- oder Interessengegensätze, welche gewöhnlich Konflikte zwischen Regierung und Volksvertretung hervorrufen, gab es daher zwischen der Dumamehrheit und der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jetzigen russischen Regierung nicht. Denn im gegenwärtigen Moment sind Duma und Regierung in Rußland bloß verschiedene Formen einer und derselben Erscheinung, — der Herrschaft des grundbesitzenden Adels. Daher ist auch das Fazit der Tätigkeit der Duma ein so geringes. Das Ergebnis ihrer Arbeiten kann so formuliert werden, daß die versprochenen politischen Freiheiten nicht gewährt worden sind, die Willkür der Administration uneingeschränkt wie früher geblieben ist, daß der nationale Kampf mit einer Heftigkeit entbrannt ist, wie ihn das revolutionäre Rußland gar nicht kannte und daß die Agrarfrage so „gelöst" wurde, daß von einer Hebung des materiellen Wohlstands der Bauernklasse vorläufig nichts zu merken ist. (Am besten wird das wohl dadurch bewiesen, daß gerade im letzten Jahre 1911 Rußland wieder von einer fürchterlichen Hungersnot betroffen wurde, deren Opfer nicht weniger als zwanzig Millionen Bauern in zwölf Gouvernements wurden.) Diese Harmonie zwischen Regierung und Dumamehrheit hat das russische Parlament wirklich zu einer bloßen „Redeanstalt" gemacht, in der zwar viel gesprochen wird, deren Verhandlungen aber eigentlich einen mehr agitatorischen, als einen für den Gang der Gesetzgebung wesentlichen Wert hat. Wenn formell auch das russische Parlament eine gesetzgebende Versammlung genannt wird, so ist es doch tatsächlich durch den Sieg der Reaktion zu einer gesetzberatenden Versammlung gemacht worden, in der zwar die Opposition die Möglichkeit hat, Kritik an den Handlungen der Regierung zu üben, das Parlament aber nicht die Macht besitzt, die Regierung zu verhindern, etwas zu tun, was sie für notwendig hält. Es ist jetzt daher in einem bestimmten Sinn in Rußland das Ideal der slawophilen Denker erfüllt worden, welche behaupteten, den Eigenheiten des russischen Staates entspreche am besten eine Staatsordnung, welche sich durch die Formen ausdrücken läßt: „Dem Zaren die Macht der Gewalt, dem Volke die Macht der Meinung." Jetzt haben die Anhänger dieser Doktrin die Möglichkeit, zu beobachten, wie sich in der Wirklichkeit eine solche theoretisch vielleicht ganz schöne Formel ausnimmt. . . .

Ist es dennoch richtig, wenn behauptet wird, wie es jetzt in Rußland oft geschieht, daß die Duma in ihrer jetzigen Form ganz wertlos, ja schädlich sei? Uns will es doch scheinen, daß eine solche Ansicht nicht berechtigt ist. Natürlich kann das jetzige Stadium des „Verfassungslebens" Rußlands nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anders als mit dem Ausdruck „Scheinkonstitutionalismus" bezeichnet werden. Jedoch hat auch diese Art von Konstitutionalismus den an sich gar nicht geringen Wert, daß er Rußland, sowohl Volk als Regierung, an die Formen des parlamentarischen Lebens gewöhnt. Wenn auch die Reden des oppositionellen Abgeordneten oder die an die Regierung gerichteten Interpellationen ihr eigentliches unmittelbares Ziel selten erreichen, so ist es doch ein sehr großer Fortschritt, wenn sich russische Minister überhaupt daran gewöhnen müssen, für die Handlungen der Regierung Rede zu stehen. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß bei dem russisch-japanischen Krieg die russische Regierung nicht einmal die Kritik der Presse zu fürchten hatte, um einzusehen, daß sich in dieser Hinsicht seither doch viel geändert hat. Die Immunität der Abgeordneten, die es ermöglicht, daß sich sogar sozialdemokratische Ansichten öffentlich vortragen und verteidigen lassen, hat zur Folge, daß in Rußland jetzt eine Stelle vorhanden ist, vor der wenigstens während der Legislaturperiode die Willkür des Polizeistaates haltmacht. Und der Nutzen dieser, wenn man sich so ausdrücken darf, „politischen Vorbereitungsklasse", in welcher sich Rußland augenblicklich befindet, wird sich zeigen, wenn das jetzige Regime zu Ende ist. Daß es ein verhältnismäßig baldiges Ende haben muß, unterliegt wohl kaum einem Zweifel. Denn die Vorherrschaft des Adels, welche zum Grundpfeiler der gesamten Regierungstätigkeit unter Stolypin wurde, läßt sich in Rußland auf die Dauer doch nicht mehr aufrechterhalten. Zu einer solchen herrschenden Rolle ist der russische Adel jetzt weder ökonomisch noch kulturell berechtigt. Der Adel wird aus seiner ökonomischen Stellung immer mehr verdrängt, ebenso hat er kulturell längst aufgehört, ein im geistigen Leben Rußlands herrschender Faktor zu sein. Und an dem Tage, an welchem die Herrschaft des Adels in Rußland gebrochen sein wird, wird sich zeigen, daß Rußland nicht ohne Nutzen die fünf Jahre der dritten Reichsduma durchgemacht hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Juden und die Entstehung des Kapitalismus / Von Dr. Ludwig Feuchtwanger-München

Wer seit 1902 etwas über den Kapitalismus zu sagen hatte, was nicht nur dem politischen Tagesbedarf zu dienen bestimmt war, mußte sich mit Werner Sombarts Werk über „Die Entstehung des Kapitalismus" auseinandersetzen. Darin war nämlich zum erstenmal zu lesen, daß die kapitalistische Wirtschaftsorganisation durch die Grund- und Hausbesitzer der italienischen Städte des späten Mittelalters ihren Eingang in die Weltgeschichte gefunden hätte. „Wir sind am Ziel", verkündete Sombart damals im ersten Band des genannten Werkes (S. 291), „das Geheimnis ist enthüllt. Die Anfänge des bürgerlichen Reichtums sind aufgedeckt. Jene Summen . . . ., aus denen sich der Kapitalismus zu entwickeln vermochte, sind die akkumulierte Grundrente." Im Jahre 1911 hat Sombart ein neues Buch geschrieben: Die Juden und das Wirtschaftsleben.*) Darin ist die Rolle, die 1902 jenen Italienern zugedacht war, auf die Juden übertragen. Sie haben nicht nur die neuen verkehrs- und handelsrechtlichen Formen, die den Kapitalismus charakterisieren, geschaffen, auch die eigentliche kapitalistische Wirtschaftsgesinnung, der Geist der Rechenhaftigkeit, die nüchterne und stets zweckbedachte Lebensführung stammt von ihnen; schon ihre Religion ist davon durch-

*) Eine eingehende wissenschaftliche Kritik habe ich im „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft", herausg. von Schmoller (Jahrg. 1911; S. 1433—1466), gegeben.

Beide Bücher Werner Sombarts, „Der moderne Kapitalismus" und „Die Juden und das Wirtschaftsleben", erschienen im Verlage von Duncker & Humblot in München und Leipzig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tränkt. Jüdisches Nomadentum, dem inneren Sinn des abstrakten, jeder Seßhaftigkeit abholden Kapitalismus auf innigste verwandt, hat dann auch äußerlich, räumlich dafür gesorgt, daß jüdischer, d. h. kapitalistischer Geist, sich über die ganze Welt verbreitet hat.

Das neue Buch von Sombart gehört unstreitig zu den beachtenswertesten Neuerscheinungen der nationalökonomischen, speziell der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur der letzten Jahre; es ist allerdings nur dank der Fülle von Anregungen und kritischen Widersprüchen, die es auslöst, eine wissenschaftliche Leistung in dem hohen und strengen Sinn des deutschen Gelehrten.

Über Sombarts Persönlichkeit, seine Herkunft, seine politische Weltanschauung, sowie über die Art seines Wissenschaftsbetriebes hat Schmoller in seinem Jahrbuch (Jahrg. 1903) beim Erscheinen von Sombarts Geschichte des Kapitalismus ein paar Sätze so gerechten und weltklugen Verständnisses geschrieben, daß ich hier darauf verweisen kann. War schon dieses vor 10 Jahren erschienene Werk über den Kapitalismus ein „Thesenbuch" in dem Sinn, daß es „zu sehr in den Dienst einer allgemeinen These gestellt war, für die das Material nicht ausreicht" (Schmoller), so gilt dies von der vorliegenden Arbeit genau ebenso. Dort die Behauptung, daß die großen Vermögen zu Beginn der kapitalistischen Epoche nicht aus dem Handel, sondern aus der akkumulierten Grundrente herrühren, hier die These, daß jeglicher verkehrswirtschaftliche Fortschritt seit den Kreuzzügen von den Juden stammt. Sombart selbst betont in der Vorrede, daß sein Buch einseitig sei, weil es die anderen Faktoren, die außer den Juden am Aufbau des modernen Kapitalismus beteiligt gewesen sind, nicht erwähnt. Allein der Untersuchung der Genesis unserer modernen Wirtschaftsverfassung liegt zweifellos dann ein Elementarfehler zugrunde, wenn bloß um der Einheitlichkeit des Ergebnisses willen ein Faktor isoliert betrachtet wird, die anders gearteten Faktoren und Motive aber, die in voller Stärke an dem Resultat mitgewirkt haben, unter den Tisch fallen.

Ich meine, ein Kritiker Sombarts soll vorerst das Verhältnis des neuen Werkes zu dem früheren über den Kapitalismus unerörtert lassen, weil das Buch über die Juden nur eine Vorarbeit zu einer in Aussicht gestellten, wesentlich umgestalteten Auflage des „Kapitalismus" sein soll. Eine Erörterung dieses Verhältnisses gäbe allerdings zu eigenartigen Beobachtungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anlaß: Die neue kapitalistische Wirtschaftsorganisation, an der — so las man's früher — ausschließlich die akkumulierte Grundrente schuld gewesen sei, ist nach der revidierten Auffassung Sombarts hauptsächlich durch die Juden heraufgeführt worden. Das dafür aufgefundene Beweismaterial, das zweifellos zu dem Schluß führt, daß der Anteil der Juden am Aufbau der modernen Volkswirtschaft ein viel größerer ist als bisher angenommen wurde, wird vom Verfasser teils überschätzt, teils künstlich für das Beweisthema zugerichtet.

Sombart hat sich von seinen früheren ausgezeichneten Kritikern nicht belehren lassen: Von der ungekünstelten Annahme Delbrücks und Belows, welche die Herkunft des Kapitals der Geldhändler eben doch aus den kleinen, aber unzähligen Rinnsalen des mittelalterlichen Kleinhandels erklären, will er wiederum nichts wissen. Was er mit seiner früheren Behauptung anfangen wird, daß das Urvermögen, das Substrat des Kapitalismus, von der Auswucherung des Landbesitzes und der Konzentration ländlichen Großgrundbesitzes in den Städten herrührt, wissen wir heute noch nicht. In Wahrheit haben nämlich die großen Geldhändler Oberdeutschlands, an der Spitze die Fugger, ursprünglich Warenhandel getrieben und für die italienischen großen Bankhäuser des Mittelalters müßte durch Stammbäume usw. erst der Nachweis geführt werden, von welcher wirtschaftlichen Beschäftigung sie ausgegangen sind. Heute erklärt Sombart die Entstehung des Kapitalismus „zum Teil" aus dem von den Juden erfundenen Inhaberpapier. „Die Inhaberpapiere gewährten die Möglichkeit, Vermögen verschwinden zu lassen, bis eine Verfolgungswelle über die Judenschaft eines Ortes hinweggegangen war. Die Inhaberpapiere gestatteten den Juden ihr Geld beliebig wo anzulegen und im Augenblick, da es gefährdet war, durch einen Strohmann beheben zu lassen oder ihre Forderungen zu übertragen, ohne die geringste Spur ihres früheren Besitzes zu hinterlassen." Auch der Übergang vom einfachen Rektawechsel zum indossablen Wechsel sei jüdische Erfindung. Als Sombart in jenem früheren Werk behauptet hatte, die Mobilisierung des Grundbesitzes habe die Geldwirtschaft erzeugt und zum Beweis dessen u. a. angeführt hatte, daß die vor den anrückenden Barbaren flüchtenden reichen Familien Oberitaliens ihren Grundbesitz versilbert haben, hat Hans Delbrück in den Preuß. Jahrbüchern s. Z. die richtige Bemerkung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gemacht: „Weniger klug scheinen freilich die Leute gewesen zu sein, die in dem Augenblick, als die Hunnen von den Alpenpässen herunterstiegen, den Flüchtenden noch ihren Besitz für bares Geld abkauften." Dasselbe ist zu der neuen Hypothese zu sagen: Weniger klug scheinen die Nehmer der neuen Inhaberpapiere und die Indossatare gewesen zu sein, die den Juden, von denen sie erwarten mußten, daß sie morgen wer weiß wohin wandern mußten, ihre Forderung abkauften oder sich von ihnen die Einbringlichkeit ihrer Forderung mit dem Wechselgiro garantieren ließen, statt den sicheren Weg des Nektapapiers weiter zu begehen.

Der jüdischen Religion schreibt Sombart, wie gesagt, eine überragende Bedeutung für die Heraufführung des modernen Kapitalismus zu. Er findet in der jüdischen Religion geradezu die leitenden Ideen des Kapitalismus charakterisiert. Ich bin in der obengenannten Kritik zu dem Ergebnis gekommen, daß S. in der Rationalisierung des Lebens durch die jüdische Religion irrtümlich eine singuläre spezifisch-jüdische Erscheinung sieht, während diese Erstarrung doch einzig und allein ein allgemeines Stadium jeder Religion bedeutet, nämlich das Stadium, das der Säkularisation, der Profanation der religiösen Motive in allen Kulten, im Christentum und Judentum, vorangeht. Auch die rechenhafte, privatrechtliche Auffassung der Sünde und Buße gehört hierher; S. sieht darin echt jüdischen, kapitalistischen Geist. Von einer solchen Annahme hätten den Verfasser schon sprachgeschichtliche Erwägungen abhalten müssen. „Das Begriffspaar Schuld und Buße war überhaupt ursprünglich rechtlicher Natur: Schuld, die eingegangene Verpflichtung, von Sollen. Der Geldcharakter dieses Wortes hat sich in der Buchführung unserer Kaufleute erhalten" (s. Fritz Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, 1910, S. 144ff.). Ebenso hieß Buße ursprünglich nichts anderes als Vergütung durch Geld: Buße = Besserung = Schadensersatz. „Die Zahlungsmittel sind natürlich von der gleichen Güterordnung wie die Schuld;" darauf deutet das Wort „Glaube" (fides, πίστις), „eigentlich doch wieder das Gutsagen, Gutschreiben." „Wer über solche Dinge lachen will, mag sich erinnern, daß in den Hauptbüchern unserer Kaufleute dem uralten Worte für die Schuld, dem Soll, als Zahlungsmittel das klassische Wort für den Glauben gegenübersteht: Kredit" (Mauthner, S. 145).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was von der Auffassung, daß auch die Erotik und Geschlechtsmoral der Juden rationalistischen, kapitalistischen Geist atmet, zu halten ist, habe ich eingehend in jener wissenschaftlichen Zeitschrift auseinandergesetzt; dort ist auch der nähere Nachweis geführt, daß die Keuschheit innerhalb der Ehe und die Auffassung der Sexualität als Sünde, als deren einzige Legitimation die Fortpflanzung gilt, nicht etwas so Singuläres, spezifisch Jüdisches und der allgemeinen menschlichen Geistesentwicklung Fremdes ist, wie es Sombart hinstellt.

In dem Abschnitt über die Quellen der jüdischen Religion findet sich ein Radikalirrtum, der seine Schatten über das ganze Buch breitet: Während Sombart für die gesamte historische Darstellung die durch die Bibelkritik gewonnenen Erkenntnisse in wissenschaftlich einwandsfreier Weise verwertet, schließt er sich der vorkritischen, auch der talmudisch-rabbinischen Tradition entsprechenden Annahme an, daß Esra ein Sofer, ein Gesetzesgelehrter, ein γραμματεύς im Sinne des Rabbinismus war. Diese Annahme führt ihn zu dem folgenschweren Satz: „Seit der Einführung des Gesetzes durch Esra und Nehemia i. J. 445 v. Chr. ist das Judentum fast unverändert bis auf den heutigen Tag geblieben." In Wahrheit besteht diese Lückenlosigkeit und Unwandelbarkeit der Herrschaft des „Gesetzes" von Esra bis Samson Raphael Hirsch nicht. Aus der alexandrinischen Literatur und aus den Werken des Josephus geht nämlich hervor, daß in der Diaspora ein Judentum bestand, für dessen Bewußtsein das jüdische Zeremonialgesetz von untergeordneter Bedeutung war (s. Harnack, Dogmengeschichte, dritte Aufl., I, S. 103). Und selbst die Pharisäer des ersten vorchristlichen Jahrhunderts sind nicht die legitimen Nachfolger der Schriftgelehrten, der Soferim des fünften und vierten Jahrhunderts. Denn auch das viel erörterte Pharisäertum des Neuen Testaments ist völlig durchsetzt von fremden Lehrelementen und war nicht nur in seiner messianischen Dogmatik durchaus wahllos, sondern auch seine kleinmeisterliche Rabulistik hatte weder im babylonischen Exil, noch bei Esra oder seinen Nachfolgern ein Vorbild. Die Depotenzierung und Verflachung des jüdischen Glaubensinhalts durch den Schulchan-Aruch und die vorangehenden Kodifikationsversuche ist nicht aus dem kontinuierlichen unverwischbaren Geist des Kapitalismus der Juden zu erklären, sondern eine allgemeine religionsgeschichtliche Erscheinung. Diese

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Veräußerlichung kehrt in den Traktaten, Summen und Gesetzbüchern der mittelalterlichen christlichen Theologen und Rechtslehrer, die eine frappante Ähnlichkeit mit dem jüdischen Schrifttum aufweisen, wieder. Vollends in der Neuzeit ist jüdischer Traditionalismus und jüdische Glaubensstärke zum Teil in grotesker Weise ausgeartet und zu jener aus Frankfurt a. M. stammenden Neuorthodoxie geworden, die mit Esra gar nichts mehr zu tun hat und die ein warmherziger, hochstehender Jude jüngst meinte, als er ebenso treffend wie unvorsichtig sagte: „Die Orthodoxie gleicht einer Konservenbüchse, deren Inhalt nur solange gut bleibt, als sie luftdicht verschlossen ist."

Unter die objektiven Ursachen, aus welchen die Eignung der Juden zum Kapitalismus zu erklären ist, zählt Sombart mit Recht ihre räumliche Verbreitung, wodurch ihnen immer Stützpunkte für alle internationalen Handels- und Kreditoperationen zur Verfügung standen. Die andere Form des räumlichen Beisammenseins der Juden, das Ghetto, ist dagegen in diesem Zusammenhang nicht beachtet. Gerade die Wechselwirkung ihrer dichten Zusammengedrängtheit im Ghetto und ihrer Zerstreuung über alle Länder disponierte sie zu ihrer beispiellosen, oft bestaunten Unverwüstlichkeit: Kraft ihrer Verteilung über die ganze Kulturwelt war ein Vernichtungsschlag gegen die gesamte Judenheit unmöglich und andrerseits entbehrten sie durch ihre dichte Siedelung in eigenen Stadtvierteln nicht der Vorteile einer inneren und äußeren Geschlossenheit. Georg Simmel führt die allgemeinen soziologischen Wirkungen eines solchen Verteilungsmodus einer Bevölkerungsklasse in seiner Soziologie des Raumes vortrefflich aus.

Der letzte Teil des Sombartschen Buches ist dem Rassenproblem und der Deutung des jüdischen Wesens aus dem Lebensschicksal der jüdischen Gemeinschaft gewidmet. Hier verläßt der Verfasser vielfach die wissenschaftlichen Schranken und begibt sich auf das Feld der Dichtung. Mit glänzender Stilkunst führt er die inhaltlich nicht neue Antithese aus: „Wüste und Wald sind die großen Kontraste, um die alle Wesenheit der Länder wie der Menschen, die sie bewohnen, herumgelagert ist. Der Wald gibt dem Norden sein Gepräge; genauer: der nordische Wald, in dem die Bäche murmeln, in dem der Nebel um die Stämme quirlt, in dem die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kröte im feuchten Moos und feuchten Gestein haust, in dem im Winter die matten Sonnenstrahlen im Rauhreif glitzern und in dem im Sommer die Vögel singen." Die abstrakte, rationale Geistigkeit der Juden führt dagegen in die Wüste, zu den „scharfen Konturen heißer, trockener Länder", zu den „hellen Sternennächten, zur erstarrten Natur". Aus dem Wald und dem Sumpf ist die bäuerlich- oder feudal-handwerksmäßige Wirtschaftsverfassung hervorgegangen, aus der Wüste der Kapitalismus. — Die Tendenz der geographisch-materialistischen Geschichtsauffassung kennen wir von Ratzel. Hippolyte Taine hat schon früher in seiner „Philosophie der Kunst" mit fein geschliffenem Griffel die niederländische Künstlerpersönlichkeit aus der holländischen Landschaft gedeutet, aber sein Vergleich hat eine ganz andere Berechtigung als der Sombarts. Einmal setzt Taine nur ein kleines Kulturgebiet, die Malerei, in Beziehungen zur Klimatologie, zum Wasserreichtum und zur Landschaft; zweitens aber halten die Vorträge Taines bewußt immer die Form des Gleichnisses fest, in erfreulichem Gegensatz zu Sombart, der mit jener Gegenüberstellung die Lösung eines schwierigen Problems geben will.

* * *

Dieser Aufsatz ist im August 1911 der Redaktion dieser Zeitschrift zugegangen. Seitdem hat sich eine Reihe von Schriftstellern mit Sombarts Judenbuch kritisch auseinandergesetzt. Von diesen Kritiken kommt lediglich einer im Anfang des Jahres 1912 in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichten Arbeit des Kieler Historikers Felix Rachfahl, der zu einer scharfen Ablehnung der wissenschaftlichen Ergebnisse Sombarts kommt, eine besondere sachliche Bedeutung zu.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine deutsche Tanzkunst

Betrachtungen über die Grundgesetze des Tanzes

Von E. Steiger-Hellerau

(Schluß)

II. Das Kulissen- und Lichtproblem

Im Mittelpunkt dieser Interessen steht in Hellerau — wie aus den Jahrbüchern der Bildungsanstalt hervorgeht — Adolphe Appia. Appias Kunstideale gehen aus einem durchaus schätzenswerten Streben nach Vereinfachung hervor, enden aber leider einesteils in farblosem Puritanismus, andernteils in Wagnerscher Überladung.

Appias Puritanismus besteht — wie bei vielen Bühnenreformern — in der unbarmherzigen Verwerfung des heutigen Theaters, weil die Perspektive der ‚flachen' Kulissen nicht in Einklang mit dem ‚plastischen' Körper zu bringen ist. Gewiß! diese perspektivische Dissonanz ist ein Mangel der modernen Bühne, aber: dürfen wir die Bühne wegen dieses einen Mangels verwerfen, da sie doch in anderer Hinsicht so unendlich viele Vorteile bietet? Wäre das nicht Anarchie? Mit der Verwerfung der Kulissen müßten wir auch Mozarts Oper verwerfen. Oder sollte Mozarts Oper wirklich ein künstlerischer Irrtum sein, den wir überwinden müßten? Müssen wir Goethe tadeln, weil er sich noch in seinen letzten Jahren nach einer an Kulissen und plastischer Ausstattung reichen Aufführung seines „Faust" sehnte? Ist es wirklich ein Mangel an künstlerischem Feingefühl, wenn uns etwa die Kirchhoffzene aus dem „Don Juan" trotz der „unmöglichen" Kulissen auf's tiefste erschüttert? Sollten wir zu reinerem Genusse kommen, wenn sich diese Szene zwischen kahlen Wänden abspielte? Nein, gewiß nicht! lieber wollen wir den einen Nachteil unseres Theaters ertragen, als seine unendlich größeren Vorteile entbehren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht zu übersehen ist die optische Tatsache, daß wir selten die Bühne als Ganzes betrachten, sondern unsern Blick meist auf die Darsteller konzentrieren, wodurch wir die Kulissen nur mit halbem Auge — mehr oder weniger verschwommen — sehen, so daß die perspektivische Dissonanz zwischen Kulissen und Körper auf ein Minimum zurückgedrängt wird. So gelangen wir gerade bei den dramatischen Höhepunkten, wo unser Blick ganz vom Darsteller gefesselt wird, sehr oft zu reinem Kunstgenusse.

Daß unsere Bühne teilweise der Vereinfachung bedarf, davon war oben schon die Rede. Wenn aber Appia selbst den Nutzen einer Stilisierung der Inszenierung bezweifelt, die Kulissen als „Aufputz" und das ganze Theater als „ununterbrochenes Gewalt antun" bezeichnet, wenn er eine „Besiegung des Theaters" für notwendig hält, dann geht er zu weit. Wenn jedoch gerade in Hellerau jede Art der Inszenierung vermieden wird, ist dies nur erfreulich, denn der ‚reine' Tanz — der doch an einer Schule vor allem zu pflegen ist — erträgt weder Szenerie noch irgendeine andere Ablenkung. Der reine Tanz gehört in einen vollkommen neutralen Raum, in dem nichts sichtbar ist als der Körper, der von ‚verborgener' Lichtquelle aus beleuchtet wird. Doch ist prinzipiell nichts dagegen einzuwenden, wenn man an und für sich unselbständige Tänze durch die Wirkung der Szenerie zur Einheit ergänzt. Selbstverständlich müßten solche Tänze schon vom Komponisten für die Aufführung mit Szenerie berechnet sein, ebenso selbstverständlich ist die Forderung, daß die Szenerie sehr zurückhaltender Art sein müßte, damit die Hauptsache der Tanz selbst bliebe. Ein Überwiegen der Szenerie wäre stillos.

Im Gegensatz zu Appias Unterschätzung der Inszenierung steht seine Überschätzung des Lichts. Das Licht soll der Musik „gehorchen". Das heißt: je nach dem musikalischen crescendo oder diminuendo, je nach der mehr oder weniger intensiv wirkenden Modulation soll der Saal von hellem oder gedämpftem, weißem oder farbigem Lichte durchflutet werden. Das helle Licht soll die Höhepunkte der Musik noch höher machen und Dunkelheit soll die schmerzerfüllten Klänge noch schmerzvoller gestalten. Jaques-Dalcroze sagt: „Wir werden in freudigen Aufschwüngen mit dem Lichte jauchzen und in der Ahnung menschlicher Schmerzen mit dem Dunkel erschauern". A. von Salzmann redet in seinem Aufsatze des zweiten Jahr-

Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

buches Band I sogar von „tönendem Licht". Von der Beleuchtung sagt er: „Sie richtet sich nach der Musik. Nur nach der Musik. Und das Licht muß sein wie ein Instrument des Orchesters, das sein Crescendo und Decrescendo ganz nach der Partitur regelt. Man könnte sogar an eine Tonleiter des Lichtes denken — etwa so, daß die Tonleiter vom c bis zum hohen A eine Stufenfolge von immer hellerem weißen Licht ist, während von c abwärts farbige Töne sich dem weißen Licht beimengen. Komplette Lichtlosigkeit entspräche dem Schweigen."

Daß man absoluter Musik solche Lichtorgien nicht hinzufügen darf, geht aus meiner Ausführung über das Gesetz der Einheit hervor. Wollte man aber dem Tanze als neues Kunstelement noch diese eindringlichen Lichtwirkungen hinzufügen, so müßte man — um eine Überladung zu vermeiden — Musik und Tanzbewegungen derart vereinfachen, daß der Tanz kein Tanz mehr wäre. Diese Lichtwirkungen werden überall, wo man sie hinzufügt, nur zur Zersplitterung oder zur Überladung führen.

Gegen sehr mäßigen Wechsel in der Beleuchtung, daß etwa bei einer Schluß-Steigerung eines Tanzes der Körper etwas heller beleuchtet werde oder bei einer leise verklingenden Kadenz sich die Beleuchtung mildere, dagegen ist nichts einzuwenden. Auch wird man den einen Tanz in hellem, den anderen in gedämpftem Lichte tanzen. Doch ist diese mäßige Lichtanwendung einesteils so selbstverständlich, andernteils so untergeordneter Natur, daß sie nicht weiter der Diskussion bedarf. Zu tadeln ist nur der fortwährende, aufdringliche Wechsel in der Beleuchtung, wie er in den Aufsätzen von Appia und A. von Salzmann als ganz neue Errungenschaft bezeichnet wird. Hoffen wir, daß dieser Irrtum in Hellerau bald überwunden werde. Halb scheint er mir schon überwunden zu sein, denn die praktische Anwendung des Beleuchtungsapparates ist bei weitem nicht diejenige, die man sich theoretisch ausgedacht hatte.

Der zweite Irrtum der Hellerauer Beleuchtungsanlage ist: der ‚während' der Aufführung zeitweise völlig erhellte Zuschauerraum. Ich habe mehrfach betont, daß jede Ablenkung vom Kunstwerk eine Versündigung gegen das Gesetz der Einheit sei. Jede Ablenkung raubt einen Teil der Genußkraft und schwächt dadurch das Kunstwerk selbst! Wenn man aber — um das Kunstwerk zu sehen — erst über Hunderte von Köpfen, über

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hundert wirre Farben und Linien hinwegschauen muß, so ist dies eine ganz bedeutende Ablenkung. Für mich bedeutet sie sogar eine Zerstörung des Kunstwerks. Appia aber erblickt in der Verdunkelung des Zuschauerraums ein Zurückscheuchen des Publikums in's Halbdunkel, eine „Entfernung" vom Kunstwerk. Dieses Urteil scheint mir äußerlicher Natur zu sein. Ich erblicke — gleich den nach Millionen zählenden Anhängern des verdunkelten Konzertsaales — in der Verdunkelung des Zuschauerraumes nur eine „Annäherung" an das Kunstwerk.

A. von Salzmann sagt im Programmbuch 1912: „Wer eine sonnige Landschaft genießen will, steckt sich nicht in einen dunkeln Keller, um den Sonnenglanz durch ein Kellerfenster von 50 qcm Umfang zu genießen. Außer dem Zirkuseffekt äußerst grellen Lichtes würde er nichts haben. Er stellt sich vielmehr mitten ins Licht. Unsere Theaterbeleuchtung operiert mit diesem dunkeln Keller und erzielt durch den Kontrast von dunkelm Zuschauerraum und erhellter Bühne die Illusion von Sonnenschein. Sie opfert aber dieser Illusion alle Nuancen im Farbenbild; denn der starke Kontrast zerstört die Details in Form und Farbe."

Dieser Theorie möchte ich zwei praktische Erfahrungen gegenüber stellen. Erstens: die schönste Landschaft sah ich einst von einem dunkeln Klostergange aus, dessen Ende durch ein Portal hindurch den Ausblick in eine sonnige Landschaft gestattete. Ich verweilte damals sehr lange, um vom Dunkeln aus den feinen Zauber der Landschaft zu genießen. Ohne von „Zirkuseffekt" etwas zu gewahren, schienen mir sogar die Formen und Farben an Schönheit gewonnen zu haben. Dies offenbar, weil der Blick durch keinen Vordergrund abgelenkt wurde und somit die ungeteilte Genußkraft der Landschaft allein zukam. Ich verweise hier auch darauf, daß die Maler aller Zeiten es liebten, Landschaften oder Gruppen in einen dunkeln Vordergrund hinein zu komponieren, um dadurch ihre Wirkung zu heben. Schon in der italienischen Frührenaissance, die gewiß keine Zirkuseffekte kennt, finden wir viele durch Fenster oder Torbogen hindurch gesehene Landschaften. Zweitens: ich erlebte einmal eine Theateraufführung, bei der zur Ehrung hoher Gäste der Zuschauerraum erhellt blieb. Dadurch, daß der Blick, bis er zur Bühne gelangte, erst das ganze Publikum und den erleuchteten Saal aufnehmen mußte, verlor die Bühne nicht nur an Form und Farbe, sondern

Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

die Darsteller wurden auch merkwürdig klein und unansehlich. Dieselbe Beobachtung machte ich in Hellerau: durch die Erhellung des ganzen Zuschauerraumes scheinen die Tanzenden klein, die Gesichter ausdruckslos, die Tanzbewegungen aber verlieren an Bedeutung, weil all das, was man außer ihnen sehen muß, ablenkend und abschwächend wirkt.

Nun ist aber in Hellerau nicht nur der ganze Zuschauerraum erhellt, sondern der ganze Saal leuchtet, da seine Wände aus Stoff sind, hinter dem Tausende von Glühbirnen angebracht sind. Und dieser ganze Saal leuchtet bald stärker, bald schwächer! Das ganze Publikum wird mit ihm heller und dunkler! Bei den gewaltigsten Stellen der Musik größte Helligkeit. Das heißt: je gewaltiger die gebotene Kunst, desto zerstörender die Ablenkung durch den Saal.

Ein weiterer Übelstand ist, daß das Licht dieses Saales — weil von allen Seiten kommend — schattenlos ist. Diese Schattenlosigkeit macht die Körper unplastisch. Zu gewissen Tänzen — besonders wenn das Gewand eine Rolle spielt — ist aber die Wirkung des Schattens unerläßlich. Diesen Schatten kann man zwar in Hellerau bis zu einem gewissen Grade dadurch erzielen, daß man nur eine Seitenwand des Saales aufleuchten läßt — was aber noch ablenkender wirkt, als das Aufleuchten des ganzen Saales; denn man hört und sieht dann nicht mehr auf die gebotene Tanzkunst, sondern starrt nur noch die gespensterhaft aufleuchtende Saalwand an. — Auch muß erwähnt werden, daß das schattenlose Licht, in das man getaucht ist, eine seltsam nervöse Wirkung ausübt. Man wird bedrückt, unruhig und schließlich erschöpft. Vielleicht kommt dies von der Unnatürlichkeit des schattenlosen Lichtes — das Menschengeschlecht ist nun einmal seit Jahrmillionen daran gewöhnt, daß das Licht Schatten wirft.

Man gestatte mir zum Schlusse Vorschläge zur Verbesserung.

Ausgehend vom Gesetze der Einheit gelangten wir zu dieser Grundforderung: nicht zuviel Wirkung und keine außerhalb der Sache stehende Wirkung. Also erstens keine unnützen Lichteffekte, zweitens Verdunkelung des Zuschauerraumes. Diese Änderungen lassen sich in Hellerau — da mit Szenerie nicht oder nur maßvoll gearbeitet werden wird — sehr einfach durchführen, indem man den Zuschauerraum vom Tanzplan durch zwei Seitenvorhänge und einen senkrechten Deckenvorhang trennt — so daß also

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach der in den europäischen Theatern üblichen Weise Zuschauerraum und Bühne entstünden*). Die Lichtquellen könnten dann hinter den Vorhängen unsichtbar angebracht werden, so daß nichts sichtbar wäre, als die im Lichte Tanzenden. Musik — Tanz — Licht! Sonst nichts!

Die Hauptlichtquellen müßten die an den Seiten angebrachten sein. Je nachdem die eine oder andere Seite stärkeres Licht spendete, ließe sich milder bis tiefer Schatten erzeugen. Die vor der Bühne vertieft angebrachten Leuchtkörper müßten zur Vermeidung des störenden, verzerrenden Unterlichtes sehr milde sein. Unter- und Oberlicht bleiben fast ganz entbehrlich, wenn die seitlichen Lichtquellen so angebracht werden, daß ihr Licht noch etwas von vorne auf die Tanzenden fällt. „Blendendes" Licht ist überhaupt nie nötig — man soll ja doch keine Licht-Sinfonien, sondern Tanz-Sinfonien aufführen. Das Licht hat nur die Aufgabe, den Tanz sichtbar zu machen.

Die drei Vorhänge, die Tanzplan vom Zuschauerraum trennen, müßten beweglich sein, damit der Bühnenraum — je nach der Zahl der Tanzenden — beliebig vergrößert oder verkleinert werden könnte. Auf kleinster Bühne müßten die Solotänze getanzt werden, weil, worauf ich bereits hinwies, ein großer Raum den Körper klein und bedeutungslos erscheinen läßt. — Der Bühnenraum wird am besten in dunkler Farbe gehalten, damit er das Licht nicht reflektiert, so daß er „ein Stück Nichts" ist, in dem nur die Tanzenden sichtbar bleiben, denen dadurch die ungeteilte Spannkraft des Zuschauers zukommt und somit der Tanz zu seiner höchsten Bedeutung gelangt.

Selbst die im Hellerauer Saal aufgestellten Stufen und Treppen wünsche ich mir weg. Sie wirken auf das Auge beunruhigend, weil sie die Linien der Körper zerschneiden, und den Tanzbewegungen die Harmonie nehmen. Auch wirken diese Treppen an und für sich häßlich, weil gerüstartig. Zu gewissen Übungen und theatralischen Massenwirkungen können sie sehr nützlich sein, aber schöne „Tänze", besonders Solotänze vor diesem störenden Hintergrund sind künstlerisch unmöglich. Durch einen Vorhang sollten die Treppen

*) Durch diese rein technische Anlehnung an das Theater würde man keineswegs dem „Theater" näher rücken — wohl aber der Kunst.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

je nach den Nummern des Programmes sichtbar oder unsichtbar gemacht werden können.

* * *

Wenn in Hellerau Fehler gemacht wurden, so liegt dies in der Natur der Sache — zu den großen Zielen führen keine bequemen Hauptstraßen, sondern mühsame Irrwege. Alles, was uns in Hellerau geboten wird, entspringt einem ehrlichen, tapferen Streben, dem wir das Wohlwollen und die Opferwilligkeit aller wünschen. Handelt es sich doch um nichts Geringeres, als um das Werden einer deutschen Tanzkunst! Der „Trieb zur Sache", den wir im ganzen Volke bemerken, deutet auf Talent! Das Interesse und das Wohlwollen des ganzen Volkes aber ist ein Nährboden, auf dem die junge deutsche Tanzkunst gedeihen kann und wird.

Das romantische Fräulein

Novelle von Hans Heinrich Ehrler, Friedrichshafen

Über den Garten eines Landhauses, der von halber Höhe eines sanften Hügelrückens zum See hinunterzieht, ist eine schöne Sommernacht gekommen; der schmale Nachen des zunehmenden Mondes schwimmt am Horizont herauf, und der Himmel hat sich während der dunkelnden Dämmerung langsam ausgestirnt. Der See liegt ruhig und auch schon dunkel geschmolzen drunten, nur die Laternen des kleinen Dampfboothafens werfen bewegte Lichter hinein, und vom Mond herüber rieselt eine leis schimmernde schmale Silberbahn auf dem Wasser einher.

In einer Laube, die sich gleich einer Muschel nur halb emporwölbt, sitzen bei einer seitlich gestellten blauumschirmten Lampe in weißen Korbstühlen eine junge Dame und ein Herr und sprechen miteinander. Die junge Dame, in einen blauen Abendmantel gehüllt, hat sich tief in den Stuhl versenkt und Arme und Hände lässig auf die Lehnen vorgelegt. Ihr zurückgelegter Kopf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liegt in einem geflochtenen Kranz stumpf blonden Haares wie eingebettet, und aus dem reingebildeten, frischen Gesicht schauen blaue, still offenstehende Augen dem Aufstieg des Mondes nach. Der Herr hat die Hände vor dem übergeschlagenen Knie gekreuzt und spricht gerade vor sich hinaus, als sehe er nur seinen Worten nach, er trägt blauen Sackanzug, einen weichen, grauen Hut auf dem geschorenen Kopf und geschnittenen Schnurrbart.

„Ich habe mich entschlossen, die Fabrik zu erweitern."

„Baulich?"

„Ja, die Pläne sind bestellt."

„Vermehrt sich der Umsatz?"

„Wir können den Bestellungen nicht mehr nachkommen, und auf Jahre hinaus sind gute Aussichten."

Die junge Dame schweigt, in jenem Schweigen, durch das der Gesprächsstoff gleichgültig hinuntergefallen ist.

Der Herr aber bleibt an seinen Eröffnungen hängen und greift sie nach kurzer Pause mit bescheidenem Nachdruck wieder auf.

„Wirklich, ich bin sehr zufrieden."

„Gewiß, Robert, du kannst stolz sein und bist ein außerordentlich begabter Geschäftsmann."

„Stolz? Ich möchte es sein um deinetwillen, Helene, und was immer ich erreiche, kann ja doch nur eine mangelhafte Gegengabe sein."

Die junge Dame lächelt und reicht ihm die Hand hinüber, die er verbindlich küßt.

Wieder wird es still. Die junge Dame zieht genießend einen hergewehten frischen Lufthauch ein uud schaut wieder dem Aufstieg des Mondes nach. Auch der Herr legt sich in seinen Stuhl zurück und läßt, leicht verstimmt, die schlanken Finger ineinanderkreisen.

Da fängt vom See her eine Geige zu spielen an.

Die junge Dame horcht auf.

„Ah, wo ist das?"

„Dort drunten in dem schwarzen Kahn."

„Gerade in der Lichtbahn des Mondes?"

„Ja, dort muß es sein."

„Der Kahn liegt still, und nur ein Mann sitzt darin?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ein Schwärmer."

„Wollen wir ihm nicht lieber zuhören?"

Die Geige spielt Lieder, alte bekannte Liebeslieder. Eins nach dem andern, mit inniger, etwas süß gezogener Führung der Melodie, die aber in der Stille sich schön und weich austrägt.

Da die Geige aufhört und verklungen ist, frägt nach einer Weile die junge Dame nachträumend, als ob sie sich selber frage:

„Wie lange habe ich kein solches Lied mehr gesungen und wie lange keins mehr gehört?"

„Unsere Fabrikmädchen singen sie alle."

„Sind die Lieder darum so schön geworden, weil sie uns fremd geworden sind?"

Die Geige spielt wieder ein Lied.

„Wem galt das wohl?"

„Gewiß einem Mädchen, vielleicht auch einer Frau."

„Können nicht alle Mädchen und alle Frauen, die jetzt in den Gärten und Häusern des ganzen Seeufers sitzen, denken, es gälte ihnen?"

„Bei der Geräumigkeit der weiblichen Phantasie ist das immerhin möglich."

„Beherrsche dich, Freund! Ihr könnt es allerdings nicht verstehen, daß diese Phantasie am Ende unser einziges Eigentum ist, das uns hinter dem, was ihr uns nicht zu geben habt, noch an unbekannte Spenden der Schönheit glauben läßt."

„Verzeih, ich wollte dich nicht kränken."

Die Geige spielt noch ein Lied.

„Wie das aufsteigt und die Nacht füllt! Ist es nicht, als hätte sich das Dach des Himmels gerade für diese Stunde und diese Geige über den See und das Land gewölbt?"

Der Herr antwortet nicht mehr.

Auch die Geige schweigt, und es ist, als stünde die Welt draußen noch weit offen und als hätte sich der letzte Ton darin verweilend aufgelöst.

Vom Landhaus droben wird gerufen.

„Die Mutter!"

„Bitte empfehle mich ihr."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Du kommst nicht mehr mit hinauf?"

„Ich habe mich noch im Hotel verabredet."

Die junge Dame reicht dem Herrn wieder die Hand zum Kuß und geht nach oben. Der Herr zündet sich eine Zigarre an und geht zum Gartentor hinüber.

* * *

Am andern Morgen schon liest der Herr im Hotel folgenden Brief:

Lieber Robert!

Ich muß Dir mitteilen, daß wir uns nicht heiraten können. Gestern nacht im Garten ist es mir klar geworden, und es ist für beide gut.

Ich weiß, Du hast mich lieb und bist ein Mann, dem sich ein Mädchen wohl anvertraut. Du würdest mich mit Sorgfalt und Rücksicht hegen und mich im Kreis einer sicheren Wohlhabenheit halten.

Gleich einer Prinzessin, wie man so sagt. Schöne Kleider, großes Haus, Wagen, Auto, Gesellschaft, Musik, Sommerfrische, Bergwinter. Alles und mehr.

Aber sag, was gibst Du mir damit Neues? Kannst Du mich auch zur Prinzessin machen? Und mir jenen Hauch und jenes Wunderbare geben, mit dem umschleiert wir die Königstöchter nicht von den Thronen der Dynasten, sondern aus dem Land der Märchen herkommen sehen?

Warum soll ich mir nicht einbilden, solch eine Prinzessin zu sein?

Mach Du eine andere zur reichen Frau. Ich habe Wünsche nach dem Fliegenden, Wehenden, vielleicht nach dem Ungreifbaren und Zwecklosen des Lebens, und ich will den unvernünftigen Glanz nicht aus meiner Seele verwischen.

Ihr macht uns öffentlich zu Euren Herrinnen und meint, uns die Freiheit unseres geheimen Eigentums nehmen zu können.

Ihr gebt Euren Frauen tausend schöne Dinge in die Hand und laßt sie damit spielen, und denkt nicht daran, daß das Spiel mit dem Schönen schon der Ausblick nach dem Schöneren ist.

Ihr denkt nicht daran, daß die Seelen Eurer Frauen Euch allen untreu werden müssen, daß keines reichen Mannes Frau in ihren Stimmungen treu sein kann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tut an ihnen was Ihr wollt, sie sehen am Ende in Euch doch nur den aus dem Kontor kommenden Geldbürger.

Umrankt ihre Launen mit Geschmeide und Rosen, den Vogel der Sehnsucht werdet Ihr nicht darin gebunden halten.

Laßt Euch von ihnen geben, was Ihr begehrt, laßt Euch ihren Leib bewahren und Euch Kinder daraus schenken; sie werden in ihrem Schoß immer noch eine andere Hoffnung tragen, als die, sich mit Eurer Liebe zu füllen.

Sieh, Robert, auch ich müßte Dir untreu werden, schon in der Stunde, in der ich Dir das Jawort geben würde.

Gestern nacht die Geige auf dem See hat mir das zum Bewußtsein gebracht.

Ich fühle es noch deutlich, wie Du neben mir abrücktest und fremd und zur Sache wurdest.

Etwas anderes, Unaussprechliches wurde dafür in mir, und Raum zu etwas Neuem, Großem und Schönem. Vielleicht wieder, vielleicht jetzt erst zu einer Liebe, die noch keinen Namen und keinen Geliebten hat.

Du warst es nicht mehr. Wen ich lieben werde, das wird irgendeiner sein, der keine Fabriken zu erweitern hat, aber in seiner Seele weite, hohe Hallen bauen kann, der mir Licht und Luft bringt vom Berg, der mit mir wandert und die Sonne liebt und den Mond, der mir Geschichten erzählt und mich auch seine Prinzessin heißt.

Aber anders als Ihr, weil er mir den blauen Mantel und die goldenen Schuhe des Märchens dazu bringt.

Nicht wahr, Robert, solch einer bist Du nicht? Darum müssen wir auseinandergehen, sonst täten wir uns unrecht. Ich erschrecke beinahe daran, daß ich solange glaubte, Du seist es.

Wenn es Dir genug tut, halte auch mich für eine Schwärmerin, wie gestern nacht den Geiger, der mich Dir entführte.

Leb wohl! Helene.

* * *

Ein paar Tage später steigt Fräulein Helene in weißem Waschkleid und unter breitem gelben Strohhut hinter dem Landhaus auf schmalem besonnten Ackerweg den Hügel hinauf. Mit lustig ausgabelnden Schritten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie der Storch im Salat, sagt ihre Mutter, wenn sie so etwas sieht. Aber das trifft nicht ganz zu, denn der Gang ist dennoch wiegend und trägt in geschmeidigen Gelenken mühelos einen schlanken, kräftigen Mädchenkörper empor.

Das blonde Haar kraust sich in dem Lauf, und das Gesicht wittert in einem feinen Durst gegen den Wind, der über die Höhe herunterflattert.

Droben auf dem Hügelrand läuft zwischen Obstbäumen eine Hecke hin, in der Vögel nisten und blaue Schlehen und rote Hagebutten wachsen.

Aber ihr Platz ist belegt, und breitbreit von einem Mann, der in grauer Baumwollhose und weißem Hemd bäuchlings mit gestreckten Beinen daliegt und vor sich auf der hingebreiteten Jacke ein Buch aufgeschlagen hat. Der Leib wärmt sich in der Sonne, und nur der Kopf und das Buch sind von der Hecke beschattet. Über das Buch hinaus würde der erhobene Kopf hinunter auf das Landhaus, den Garten und den See sehen, wenn ihm nicht gerade die weiße Erscheinung des links der Hecke heraufgekommenen Mädchens in den Weg getreten wäre.

Aber der Gestörte erschrickt nicht vor dem Hindernis, wenn er sich auch ritterlich entschuldigt:

„Ich habe Sie nicht kommen sehen, Fräulein!"

Er rückt an sich herum, um aufzustehen.

„Bleiben Sie, wir sind hier nicht auf dem Parkett."

Fräulein Helene traut sich die unabgewogene Antwort selber nicht zu, doch das kam so heraus, weil sie sich voll frischer Luft gelaufen hat. Und es treibt sie, den Mann sich anzusehen. Er ist um sechsundzwanzigjährig, braunhaarig, aber blauäugig wie sie, nicht übersorgsam gepflegt und sein offenes Gesicht ist verbräunt.

„Sind Sie ein Dichter?"

Die Frage ist ihr auch von selber aus der Betrachtung des unerwarteten Schaustücks entsprungen.

„Vielleicht. Und wenn, dann ein zurzeit verhinderter; ich stehe vor einer Staatsprüfung."

„Welcher Fakultät?"

„Ich bin altklassischer Philologe."

„Wenn man so aussieht und so daliegt?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Allerdings, das Gehäuse mag etwas leicht sein für meine zur Würde verpflichtete Seele."

„Was lesen Sie da?"

„Ich stelle mir eben den perikleischen Staat wieder her."

„Hier oben über dem schwäbischen Bodensee?"

„Sie sehen, es gelang mir so gut, daß ich nicht einmal verspürte, wie ein schönes, deutsches Edelfräulein sich mir nahte."

„Dieser perikleische Staat muß also auch etwas bedeutend Schönes gewesen sein?"

„Gewiß, er hat mit den schönen Dingen wenigstens das eine gemein, daß die Beschäftigung damit keinen sichtbaren Zweck hat."

„Aber Sie müssen doch darauf Ihre Staatsprüfung machen!"

„Freilich, ja, und das ist am Ende noch ein fatalerer Zweck, als wenn einer Trikots webt, um die Kongoneger mit europäischer Gesittung zu bekleiden."

Fräulein Helene ist von dem Vergleich betroffen; hat sich der Mensch um ihren verabschiedeten Bewerber gekümmert? Sie geht aber nicht darauf ein und frägt anderes:

„Finden Sie auch, daß hier eins der angenehmsten Plätzchen des ganzen Reviers ist?"

„O, und wie ich das finde! Der Ausblick auf die Berge, auf das Wasser, auf die Uferdörfer und gerade da hinunter auf das Landhaus mit dem Garten, in dem ich manchmal eine sehr schöne, vornehme junge Dame leider mit einem nicht Xaver Kollmus heißenden Herrn lustwandeln sehe."

Das war nun mitten ins Blumenbeet getreten, aber Fräulein Helene kann sich da oben in dem luftigen Sommermittag nicht verwirren lassen von einer Verwegenheit, die ihr selber ins Blut lacht. Und da springt lieber auch sie gleich zu dem siegreichen Angreifer hinüber:

„Vorläufig wird die junge Dame Gott sei Dank wieder allein lustwandeln."

„Und das Gartentor bleibt geschlossen?"

„Bei Tag nur mit einer Klinke."

Da steht Xaver Kollmus glatt aufgeschnellt vor dem Mädchen, vier Hände greifen sich und vier blaue Augen leuchten sich groß an, wie Sonnen, die zum erstenmal die Geburt der blühenden Erde sehen. (Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Sommerlektüre

Mancher packt jetzt seinen Koffer für die Sommerferien, und vergißt weder Wäsche noch Seife, weder Angelzeug noch Schachbrett, überläßt es aber dem Zufall, was er an Regentagen im Hotel zu lesen bekommen wird. Dann muß ein defekter Jahrgang der „Woche" und dergleichen den Dienst tun, und man entschuldigt sich damit, daß in den Ferien „leichte Lektüre" die beste sei. Das ist töricht und kulturlos, es gibt nicht leichte und schwere, sondern nur gute oder schlechte Bücher, und jedes Gute fordert allerdings einige Hingabe und Aufmerksamkeit. Wer nicht meint, immer das Neueste lesen zu müssen, nehme für diese ruhigen Zeiten ein paar gute alte Sachen mit, zu denen man sonst nicht leicht kommt; an guten und verlockenden Ausgaben fehlt es ja nicht. Einiges Neue sei hier empfohlen. Vor allem wieder die Romansammlung des Inselverlags, jeder Band schön und gut gebunden für drei Mark. Besonders wertvolle neue Bände der Sammlung sind Flauberts Salambo, Costers Uilenspiegel, Tiecks Vittoria Accorombona, empfohlen sei auch Weigands Roman „Die Frankenthaler", obwohl mir die Aufnahme so junger Werke in die klassische Sammlung nicht ohne Bedenken scheint.

Eine liebenswürdige Lektüre sind „Die schönsten Heiligenlegenden", die Dr. Expeditus Schmidt bei Hans von Weber in München herausgibt. Es sollen mehrere Bände kommen, der erste liegt fertig da, ein schönes Buch und gar nicht teuer. Es gehört ein klein wenig Lesekunst dazu, diese Dinge recht zu genießen, aber diese Kunst besteht lediglich in etwas Teilnahme und Wille zur Konzentration. Wer das mitbringt und frei genug ist, eine gewisse magenschwache Aversion gegen alles Christliche nicht zu teilen, wird in den Heiligengeschichten nicht nur manche vorzüglich erzählte Anekdoten, sondern auch einen Spiegel inneren Lebens finden, der durch seine einseitige Perspektive nichts an Kraft verliert.

„Arabische Nächte" heißt eine kleine Anthologie arabischer Lyrik, die Hans Bethge in eigenen Übersetzungen als elegantes Buch beim Inselverlag herausgegeben hat. Mich stört beim Genuß, wie auch bei Bethges früheren Übersetzungen, die als Prinzip durchgeführte Reimlosigkeit ein wenig, man empfindet sie gelegentlich als Armut und Abschwächung. Davon abgesehen, ist das Büchlein hübsch und interessant genug. Der Lebenskreis, den diese alte arabische Lyrik umfaßt, ist nicht eben weit, über Liebe, Freude am Wein, Freundschaft, Geselligkeit reicht er nicht hinaus, die seltenen religiösen Klänge sind ohne große Tiefe. Desto reicher sind die Abstufungen, die Bilder und Namen auf dem Gebiet der Liebe, eine Reihe von Liebesliedern ist wunderschön, andere grotesk und fremdartig. Alles in allem bringt auch dies Buch keine neuen Züge in unsere Vorstellung von arabischer Geisteskultur; eine kraftvoll stolze Beschränktheit bleibt der Haupteindruck. Es ist ein hübsches Schmuckstück, mit dem man gern eine Stunde im Walde hinbringt und das man am Abend den Mädchen zu lesen gibt.

Vielleicht etwas zu schwer zum Mitnehmen auf Reisen, sonst aber für

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sommerzeiten ein wunderbarer Zeitvertreiber ist Brehms Tierleben, von dessen neuer Ausgabe wieder zwei Bände fertig sind. Die wissenschaftlich solide Arbeit der einzelnen Herausgeber und Bearbeiter hat nicht überall mehr den Fluß und das warme Leben der ursprünglichen Brehmschen Darstellung, manche Teile aber sind nach wie vor genußreich und schön zu lesen, und an Vollständigkeit in Text und Bildern hat das ganze Werk von neuem sehr gewonnen. Es ist ein Hausbuch von musterhafter Art, nach wie vor, und das Lesen darin gibt ein prächtiges Gegengewicht gegen einseitig literarisch-ästhetische Bildung.

Die Werke der Selma Lagerlöf kann man jetzt bei Albert Langens Verlag in einer uniformen, schönen, gar nicht teuren Gesamtausgabe in zehn Bänden haben. Die Ausgabe enthält alles mit Ausnahme des Kinderbuches von Nils Holgersson, und es ist eine Herzensfreude, diese herrlichen Erzählungen nun alle unter einem Dach zu haben und in gleichmäßigen, schönen Bänden in die Bibliothek stellen zu können. Obenan steht, wie billig, der Gösta Berling in zwei Bänden, dann folgt der Antichrist und Jerusalem; die kleineren Erzählungen sind auf die späteren Bände verteilt. So oft ich mit Freunden über die Frauen in der Literatur sprach, so oft wir hin und wider über die Bedeutung der dichtenden Frauen stritten, am Ende nannte immer einer den Namen der Lagerlöf, und immer gaben alle unbedingt und freudig zu, ja, diese wunderbare Frau sei freilich eine Ausnahme und ein Stern erster Größe. Liest man in manchen Kapiteln des Gösta oder in „Jerusalem", so treten einem oft gewisse fast tantenhafte Altmödeleien leise störend entgegen, man versucht sich hart zu machen und kritisch zu sein, man findet manches formlos und schwach, und alsbald nimmt eine von den glänzenden, klassischen Seiten wieder alle Kritik hinweg, und wenn man gar ein Meisterwerk wie die wunderbare Erzählung von Herrn Arnes Schatz wieder durchliest, so muß man sagen, wir haben in der neuern Epik weder von Frauen noch von Männern etwas, das vollkommener und köstlicher wäre.

Der alte Johann Peter Hebel wird ja neuerdings so langsam anerkannt; daß er einer der klassischen deutschen Erzähler ist und daß ihm ein Platz in der Nähe von Boccaccio gebührt, wissen viele noch nicht. Kürzlich gab der Tempelverlag eine sehr gute Auswahl aus seinen Werken heraus, die nochmals empfohlen sei. Ein einwandfreier kompletter Hebel fehlt noch immer. Sein herrliches „Schatzkästlein" aber hat soeben eine schöne Ehrung erfahren; es wurde vom Münchener „Delphinverlag" in einem großen Bande neu herausgegeben und von Karl Voll mit einem wertvollen Nachwort versehen. Eine famose Überraschung sind die Holzschnitte, die nach dem einstigen „Rheinländischen Hausfreund" reproduziert sind und zu den Geschichten vortrefflich passen. Ob sie so viel wert sind, wie Voll mit vorsichtiger Überredungskunst erklärt, scheint mir zweifelhaft; es sind anständige Durchschnittsleistungen eines guten Handwerkers, dazu technisch ohne Interesse und Reiz; aber sie atmen den Duft der Kaiserzeit und geben dem Buch wirklich einen neuen Reiz und Klang, wie ein glücklich gefundener Rahmen ein altes wohlbekanntes Bild noch heben und steigern kann. Von Interesse sind auch die Erzählungen eines Hebelnachahmers späterer Jahre, die Voll der Ausgabe beigegeben hat. An sich schöne Stücke, stehen sie neben Hebel selbst doch befangen und unfest, eine freundliche doch nicht ebenbürtige Nachbarschaft.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rousseaus „Bekenntnisse“, besorgt von Otto Fischer, hat der Verlag Martin Mörike in München in einem hübschen Band für zwei Mark herausgegeben. Diese Mörikebücher seien für die Reise speziell empfohlen, gute alte Autoren in guten Ausgaben, hübscher Druck, sehr billige Preise. Daneben seien die klassischen Zweimarkbücher des Inselverlags und als hübsche Taschenbändchen in Leder mit vorzüglichen Texten die Bücher der Pantheonausgabe (S. Fischer) genannt.

Nun noch etwas Besonderes! Bei Rütten & Löning in Frankfurt ist in deutscher Sprache „Das Buch des Lappen Turi“ erschienen, das erste Buch, das unseres Wissens von einem Lappen geschrieben worden ist. Turi erzählt vom Leben seines Volkes in den Bergen, von Jagd und Weide, von der Wanderung mit den Renntieren, von Geburten und Krankheiten, vom Melken und Weiden, alte Geschichten und neue, Gehörtes und Erlebtes, und in diesem reichen schönen Durcheinander sehen wir dies arme, unbekannte Volk sein bescheidenes, rauhes Leben führen, leiden und sich freuen, und das alles blickt uns an wie aus der Kindheitsgeschichte der Menschheit her, uralt und zeitlos, obwohl es von heute ist. Der Lappe Turi gab seinem merkwürdigen Buche auch eine Anzahl von Zeichnungen mit, primitive Linearkünste von naiver Kindlichkeit und großer Anschaulichkeit, Bilder des Sternhimmels, Jagdbilder, Renntierzüge, Bilder lappischer Häuslichkeit. Zusammen mit diesen Bildern, die genau dieselbe urtümliche Sprache reden wie der Text, stellt das ganze Buch weit mehr als eine Rarität dar, es ist ein kleiner Schatz und ein Ruf aus Tiefen des Menschentums her, die wir sonst nur dem Namen nach kennen. Der Lappe Turi hat viel zu klagen, und wir müssen ihm recht geben, aber er klagt bescheiden und männlich und sein Buch schließt mit den Worten: „Schließlich sind wir in Gottes Schoß, wie das Kind auf seiner Mutter Knie, wo es seine beste Zuflucht hat.“

Das alte chinesische Weisheitsbuch des Laotse, die tiefste Dichtung der chinesischen Weisheit, habe ich hier schon zweimal angezeigt. Es existiert für Liebhaber auch noch eine dritte deutsche Übertragung, eine freie, poetische, von Alexander Ular (Inselverlag). Diese ist kürzlich in neuer, zweiter Auflage und in einem praktischeren Format als früher erschienen.

Neulich ist Hermann Bang gestorben, und dieser Tage las ich den nach seinem Tode erschienenen letzten Roman von ihm: „Die Vaterlandslosen“. Als ich mit dem todestraurigen, wunderbaren Buch fertig war, dachte ich an den toten Dichter und blätterte aus Neugierde die Inserate seines Verlegers durch, die am Schluß des Bandes standen und Bangs frühere Werke anzeigten. Da sah ich mit einem wunderlichen Schrecken und Ärger etwas Unerwartetes. Ich wußte ja längst, daß Qualität und Auflagenzahl eines Autors nichts miteinander zu tun hat, aber ich hatte doch Hermann Bang für gekannter gehalten. „Das weiße Haus“ und „Tine“ haben es in zehn Jahren nicht weiter als zur zweiten Auflage gebracht, ebenso die „Exzentrischen Novellen“, und das Meisterwerk „Ludwigshöhe“ steht bei der vierten Auflage! Es weiß also, trotz aller Zeitungsartikel bei Bangs plötzlichem Tode, in Deutschland noch fast niemand, daß er ein ganz großer Mensch und Dichter war, daß seine Bücher Meisterwerke sind und daß es Zeitverlust ist, unsere deutschen Modebücher zu lesen, wenn man Bang noch nicht kennt!

Hermann Hesse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Geburtenenquete

Der Staat wird tragikomisch, so er sich mit der Bevölkerungsbewegung befaßt.

Es muß freilich zugegeben werden: die Beschäftigung liegt ihm nahe. Die Maschine, die er ist, trägt, als eines ihrer wichtigsten Stücke, einen Zählapparat. Da das Einzelleben dem Staate unzugänglich bleibt, muß er sich an die Gruppierungen halten; da die Substanz ihm entgleitet, stützt er sich auf die Lehre von den Proportionen. All sein Wesen läßt sich zuletzt auf Zahlenverhältnisse bringen. Er lebt von dem Irrtum der Statistik: daß ein „Gesetz", aus der Zusammenrechnung von Einzelvorgängen gewonnen, auf diese Vorgänge auch Einfluß hat. Wie sollte er, selbst nur ein Symptom des Allgemeinzustandes, etwas anderes kurieren wollen, als Symptome? Vierzehntausend Selbstmorde jährlich sind ihm eine Wirkung der Zahlenkonstanz 14000; werden es mehr, so ist das „wachsende Neigung der Nation zum Selbstmord" (obwohl die Nation gar keine Neigungen hat). Beziehungen allgemeiner und abstrakter Natur, aus denen allein er besteht, haben für seinen Gesichtskreis auch „Ursachen" allgemeiner und abstrakter Natur. Nicht an den Selbstmord, sondern an die „Ursachen der Selbstmordhäufigkeit" legt er die bessernde Hand (obschon eine „Häufigkeit" niemals Ursachen hat). Für die Dinge gilt ihm der Ausdruck der Dinge; für den Einzelfall die Wiederholung des Einzelfalles. Es ist, mit einem Wort, nur seinem Wesen gemäß, wenn ihn, mehr als alles Menschliche, statistische Zustände interessieren ... Dennoch —

Das Stichwort der letzten Wochen war der „Geburtenrückgang". In Preußen, in Baden und in anderen deutschen Staaten hat man die Erscheinung registriert. Nicht freilich als etwas Neues: die Verminderung der Geburtenquote dauert schon seit Jahrzehnten an; nur das Tempo hat sich soweit beschleunigt, daß auch die absolute Geburtenzahl zu sinken beginnt. Doch es genügte, um Regierungen und Volksärzte auf den Plan zu rufen. Enqueten wurden angekündigt; Material gesammelt — „Ursachen" erforscht. Was herauskam, war wunderlich ...

Das leidlichste der Mißverständnisse vorauszunehmen: Ist Geburtenrückgang ein Schade? Und wenn: ist es ein dauernder Schade? Massenumsatz an Menschen ist unnütz und qualvoll; zumal gerade er die Bevölkerung nur langsam wachsen läßt. Von hier aus gesehen ist der Geburtenrückgang gewiß ein Segen. Gesetzt aber (wie jetzt einzutreten scheint), er bremst auch das Bevölkernngswachstum: glaubt man denn, anderthalb Prozent jährliche Vermehrung seien als Dauerzustand denkbar? Mit dieser Quote hätte Deutschland im Jahre 2000: 240 Millionen, im Jahre 3000 ziemlich 700 Billionen Einwohner (viel mehr als der ganze Erdball, versteht sich)... Die schnelle Bevölkerungszunahme ist ein Zwischenspiel des Jahrhunderts von 1850 zu 1950: einmal muß sie aufhören. Bald.

Aber der Staat sucht Heilmittel. Welche? Alle entscheidenden stehen außerhalb seiner Macht. Der nationale Gesamtwille, auf den die Staatsleitung nur wirken will und kann,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist zusammengesetzt aus schmalsten Ausschnitten des Einzelwillens. Was besagt das Quentchen staatsbürgerlichen Anteils gegen die Überwucht der Gesamtpersönlichkeit mit ihren rein privaten Antrieben? Mag der einzelne eine wachsende Volkszahl noch so patriotisch herbeisehnen: der kinderscheue, persönliche Mensch in ihm ist stärker; und siegt.

Bleiben die „Ursachen". Unpersönlich, sieht der Staat auch die Ursachen seiner „Bewegungen" unpersönlich: statistisch. Ihm scheint ein Vorgang, was eine Feststellung ist; für die Feststellung sucht er nach Gründen. Die finden sich leicht; zumal wenn die Parteien beim Suchen helfen. Wohnungselend, Lebensmittelteuerung, Landflucht, indirekte Steuern . . . Selbst die Sozialdemokratie hält unter den „Ursachen" her. Bitterer kann man die Ohnmacht des Staates, auf Lebenswerte zu wirken, nicht parodieren. Also Armut, Stickluft, Unterernährung sind jetzt erst Übel geworden? Waren früher nicht in dem Maße bekämpfenswert? Als Ursachen des Geburtenrückgangs, nicht um ihrer selbst willen, sind Not und Elend bedauerliche Erscheinungen? Wahr und wahrhaftig: Mit dieser Begründung hat man sie, hundertfach, der Aufmerksamkeit empfohlen. Und doch ist jedes einzelne dieser Leiden, gleichviel, wie die Parteidoktrin seine Gründe bewertet, unsäglich wichtiger als aller „Geburtenrückgang".

Es ist wahr, der Staat kann den Seinen kein Brot geben, noch ihr Lebensgefühl vertiefen; dafür müssen sie selber sorgen. Es ist auch seines Wesens, nur abstrakte Summierungen zu kennen und sie entsprechend zu überschätzen. Was er aber vermag ist: Sicherheit schaffen, Hemmungen wegräumen, das Leben durch Zweckmäßigkeit erleichtern. Nicht seines Amtes ist es, nach dem Geburtenrückgang zu fragen.

Hermann Friedemann

Der Schapiroprozeß

Der Redakteur und Zeitungsverleger Hirsch hat in Darmstadt mildere Richter gefunden als damals an seiner Wirkungsstätte Mainz. Die sechsmonatige Gefängnisstrafe im ersten, durch das Reichsgericht aufgehobenen Urteil, ist durch eine viermonatige ersetzt worden, obgleich zu der ursprünglichen Anklage noch eine nachträgliche gekommen war. Trotzdem muß auch das neue Urteil als hart empfunden werden. Der verurteilte Redakteur hat Mißstände aufdecken wollen und auch aufgedeckt. Er ist jedoch großenteils falsch unterrichtet gewesen und hat seinen Angriffen meist falsche Richtungen und oft unnötige persönliche Spitzen gegeben. Wenn indes in dem Urteil gesagt wird, Hirsch habe sich bei seinen Verbindungen „ganz gut unterrichten können, was von den Dingen, die ihm zugetragen wurden, zutraf", so verkennt dabei das Gericht völlig die schwierige Stellung eines Journalisten als öffentlichen Anklägers; es hätte bedenken sollen, wie häufig im Gerichtssaal das Anklagegebäude eines Staatsanwalts kläglich zusammenbricht. Dem Staatsanwalt wird durch die öffentlichen Gewalten die Erforschung der Wahrheit mit allen Mitteln erleichtert, dem Journalisten mit allen Mitteln erschwert. Dennoch geht der Staatsanwalt straffrei aus, wenn er jemanden durch eine leichtfertig erhobene Anklage aufs schwerste an Gut und Ehre schädigt, leidet auch bei uns keinerlei Einbuße an Ansehen, Macht und Einkommen. Der Journalist hingegen hat oft genug nach einer mit Unrecht, ja nicht selten nach einer mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Recht erhobenen Anklage völligen wirtschaftlichen Ruin, Verlust allen Ansehens zu erwarten. Um so milder sollten Richter über ihn urteilen; sie sollten sich vor allem davor in acht nehmen, von Strafanträgen solcher Staatsanwälte beeinflußt zu werden, die einen Journalisten als Ankläger schon deswegen nicht ausstehen können, weil sie wähnen, ein solcher pfusche ihnen ins Handwerk.

Als nach dem ersten Schapiroprozeß in der Öffentlichkeit vielfach gegen die ganze Einrichtung des neuen weiblichen Berufes der Polizeiassistentinnen Sturm gelaufen wurde, hörte ich in einer von Frauenrechtlerinnen einberufenen öffentlichen Versammlung eine Rednerin, nachdem sich eine andere fanatisch für Frau Dr. Schapiro ins Zeug gelegt hatte, folgende vernünftige Worte äußern: „Die Polizeiassistentin sollte nur Fürsorgerin sein. Ihre Tätigkeit als solche stellt einen inneren geraden Gegensatz dar zur Tätigkeit der Polizei, deren Wesen Zwang ist. Jene fängt da an, wo die Tätigkeit der Polizei aufhört. Sie hat nichts mit dieser zu tun. Beide Tätigkeiten schließen sich aus, und darum können die Fürsorgeaufgaben der Polizeiassistentin nicht den ihr wesensfremden Polizeiaufgaben angegliedert werden. Sie soll als Fürsorgerin in dem Mutterboden der Fürsorge, in der freiwilligen Hilfstätigkeit verbleiben. Als detachiertes Organ eines Fürsorgevereins soll sie Hand in Hand mit der Polizei, aber für ganz andere Zwecke, nach ganz anderer Richtung wirken. Ideale Gründe verbieten es, daß die Frau zu polizeilichen Überwachungs- und Zwangsfunktionen des Strafvollzugs, zum Beispiel auf dem Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit, angestellt werde." Es ist erfreulich, daß die Darmstadter Strafkammer einen gleichen Standpunkt eingenommen hat. Die Verbindung der Assistentin als Organ der öffentlichen Fürsorge mit der Polizei, heißt es in deren Urteil, erscheine dem Gericht ungeeignet, weil die Assistentin sehr leicht in Gewissenskonflikte kommen könne. Auch für das Publikum sei eine Trennung vorteilhafter. Ein Handinhandarbeiten mit der Polizei sei bei der Trennung sehr wohl denkbar. Nun hat freilich seinerzeit schon der Fall der Henriette Arendt gelehrt, daß sich eine Polizeiassistentin, die nur Fürsorge treiben will und sich daher sträubt, bei der von der Polizei noch ausgeübten mittelalterlichen Verfolgung der „Gefallenen" mitzuwirken, in ihrer Stellung nicht leicht zu behaupten vermag. Bei voller Würdigung der guten Wirkungen der Amtstätigkeit Frau Schapiros wird man doch den Eindruck nicht los, daß sie sich allzu willfährig von ihren Vorgesetzten auch für reine polizeiliche Zwecke gebrauchen ließ, wider die sich zuweilen ihre weibliche Natur schon hätte auflehnen sollen. Sie bewährte sich als eine ungemein diensteifrige Beamtin, und darum wurde sie in beiden Prozessen von ihren Vorgesetzten in ausgiebigster Weise in Schutz genommen. Außenstehende würde es angenehmer berührt haben, wenn ihr Verhalten im Amte für ihre Vorgesetzten weniger einwandfrei gewesen, dafür aber um so besser den wirklichen Forderungen des modernen Lebens entsprochen hätte, das sich wohl mit einer amtlichen Bekämpfung der Ausbeutung, nicht aber der bloßen Ausübung freier Liebe verträgt.

Otto Corbach

Minister und Guttempler

Es scheint der Ehrgeiz des Ministeriums Hertling zu sein, den nicht klerikalen Teil des bayrischen Volkes möglichst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

häufig vor den Kopf zu stoßen und ihm ad oculos zu demonstrieren, daß Zentrum Trumpf ist in Bayern. Dem Kultusminister v. Knilling ist es gelungen, in seiner kurzen Amtszeit den Ruhm seines Vorgängers durch die Schwärze seiner Gesinnung zu verdunkeln; jetzt macht er durch seinen Erlaß gegen den Guttemplerorden von sich reden. Hier der Tatbestand: Im April dieses Jahres kündigt die deutsche Großloge des internationalen Guttemplerordens dem Kultusministerium ihre Absicht an, die bayrische Schuljugend in Enthaltsamkeitsvereinen zu organisieren und bittet um Angabe der Gesetze und Vorschriften, an die sie sich dabei zu halten habe. Daß der Orden damit auch den strengsten Anforderungen an Loyalität genügt hat, wird kein billig Denkender bestreiten. Im Verkehr von Privatleuten erfordert es die Pflicht der Höflichkeit, ein solches Schreiben zu beantworten, sei es auch in abschlägigem Sinne. Man sollte meinen, daß auch eine hohe Behörde von dieser Pflicht nicht entbunden sei. Nach der unbestrittenen Behauptung des Briefschreibers ist aber eine solche Antwort nicht erfolgt. Statt dessen erging ein Erlaß an sämtliche Schulbehörden, worin diese vor den Bestrebungen des Ordens gewarnt wurden und ihnen aufgegeben wurde, der Propaganda der Guttempler an den Schulen entgegenzutreten. Wegen dieses Erlasses ist der Minister scharf angegriffen worden, in der Presse und jüngst auch in der Abgeordnetenkammer. Dieser letztere Angriff zwang ihn zur Abwehr. Herr v. Knilling ist anscheinend durch die Angriffe nervös geworden. Diese Nervosität entlud sich in heftigen Ausfällen gegen die böse Presse. Was er sachlich zu seiner Verteidigung anführte, war um so schwächer. Der Erlaß führte als ersten Grund der Stellungnahme gegen den Orden dessen internationalen Charakter und die Gehorsamspflicht gegen eine geheime internationale Leitung an. Diese Behauptungen hat der Orden in mehrfachen Preßäußerungen widerlegt, ohne daß gegen diese Darlegungen irgend etwas eingewandt worden wäre. Darauf ist der Minister im Landtag mit keinem Wort eingegangen. „Der Orden war in Bayern noch ziemlich unbekannt, darum erschien Aufklärung nötig." Auch Herr v. Knilling scheint zu denen gehört zu haben, denen der Orden noch ziemlich unbekannt war. Man sieht, was dabei herauskommt, wenn das bayrische Kultusministerium Aufklärung betreibt. Seltsamer noch waren aber die anderen Gründe, die der Erlaß anführte. Der eine davon war, daß der Orden neben der Enthaltsamkeit vom Alkohol auch die Förderung von Pflichtgefühl und Nächstenliebe bei seinen Mitgliedern sich zur Aufgabe macht. Wie verteidigt nun Herr v. Knilling diese seltsame Begründung? Nach seiner Ansicht „greift die Propaganda des Ordens über die Erziehungsaufgaben der Schule weit hinaus" und „die Erziehung zur Nächstenliebe gehört zum Aufgabenkreis der Schule, dazu bedarf es einer fremden Organisation nicht." Abgesehen davon, daß diese beiden Begründungen einander aufheben, sind sie beide gleich wenig stichhaltig. Das Sprichwort: Doppelt genäht hält besser, gilt doch wohl auch für die Erziehung; es ist nicht einzusehen, was es den bayrischen Kindern schaden könnte, wenn sie auch außerhalb der Schule zu Pflichtgefühl und Nächstenliebe angehalten würden. Tut nicht die Kirche dasselbe? Wenn aber die Propaganda der Guttempler über die Erziehungsaufgaben der Schule weit hinausgreift, die Propaganda eines Ordens, dessen ersprießliches Wirken außerhalb der Schule auch Herr v. Knilling nicht in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abrede stellt, wie er uns glauben machen will, so müssen diese Erziehungsaufgaben wohl Lücken aufweisen, die auszufüllen ein Verdienst ist. Sollte da nicht doch eine Vermutung das richtige treffen, die uns bei der Lektüre des Erlasses gekommen ist? Es heißt dort, daß die von dem Orden propagierte Moral eine interkonfessionelle ist. Das scheint der Punkt zu sein, an dem Herr v. Knilling Anstoß genommen hat. Das ist auch eine gefährliche Sache, denn die bayrische Jugend darf unter keinen Umständen von Moral etwas hören außer in Zusammenhang mit dem Christentum, zu dessen Schutz sich das Ministerium ja berufen fühlt, und in der kirchlich abgestempelten Form. Daß die interkonfessionelle Moral mit der christlichen im wesentlichen übereinstimmt, macht die Sache nur um so schlimmer; die Schuljugend könnte ja auf diese Weise dahinter kommen, daß Juden und Freidenker ebenso moralische Menschen sein können, wie Christen. Das darf unter keinen Umständen zugelassen werden.

Aber noch einen anderen Grund führt der Minister gegen die Propaganda der Guttempler ins Feld, auf ihn ist, wie es scheint, weder in der Presse noch im Landtag die Aufmerksamkeit genügend gelenkt worden. Er weist nämlich auf die Bedenken hin, welche auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gegen die vollständige Ausschaltung der Erzeugung und des Umsatzes alkoholischer Getränke bestehen. Eigentümlich, sehr eigentümlich! Wir wollen gar nicht untersuchen, ob die Gefahr, die der Minister hier an die Wand malt, wirklich so groß ist, oder ob nicht die Abnahme des Alkoholkonsums eine so allmähliche ist, daß sich die Produktion bei einigermaßen vernünftiger Kalkulation bequem darauf einrichten kann. Wir wollen nur konstatieren, daß hier von der bayrischen Regierung im Interesse einer einzelnen Industrie einer Bewegung Hindernisse in den Weg gelegt werden, die anerkanntermaßen darauf ausgeht einen der schwersten Schäden an unserem Volkskörper und die Quelle unendlichen Elends zu bekämpfen. Also wenn es nach Herrn v. Knilling ginge, soll der Alkohol fortfahren die Irrenhäuser, Spitäler, Gefängnisse und Armenhäuser zu füllen, wenn nur die Aktionäre der Brauereien nicht im Bezuge ihrer Dividenden gestört werden. Wir haben fürwahr ein soziales Ministerium!

Eines hat übrigens der Minister zu seiner Verteidigung anzuführen vergessen; er hätte darauf hinweisen können, daß die bayrische Schulverwaltung ihrerseits im Kampfe gegen den Alkoholismus nicht müßig ist; in einem bayrischen Schulbuche sind nämlich aus der deutschen Nationalhymne die Worte „deutsche Frauen, deutscher Wein" gestrichen.

Dr. Kurt Grelling

Amerikanische Verkehrszahlen

Als in der Kulturwelt überall das Zeitalter des Eisenbahnbaus eröffnet worden war, war der größte Teil der Vereinigten Staaten noch unbesiedelt und unerforscht, Eisenbahnen konnten dort also nicht wie in Europa der Kultur aufgelegt werden, sie mußten solcher erst Bahn brechen. Um 1830 war erst das nordöstliche Viertel der Vereinigten Staaten besiedelt; der Handel überschritt nur an der Küste und auf den großen Wasserstraßen geringe Ausdehnungen. Als man aber den Nutzen der ersten Bahnen erfahren hatte, wetteiferten bald alle Staaten in der Schaffung von Schienenwegen. Immerhin hatte die Union

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Jahre 1850 noch kaum 14500 Kilometer Bahnen. Wenige Linien hatten den Mississippi erreicht, aber jenseits dieses Stromes dehnte sich noch endlos die Wildnis aus. 1860 waren es schon 48000 Kilometer geworden, 9600 mehr als in England. Am 1. Januar 1910 hatte die Union 379000 Kilometer Eisenbahnen, etwa 65000 Kilometer mehr als alle europäischen Länder zusammengenommen. Fast alles, was die 90 Millionen Bewohner der Vereinigten Staaten essen und tragen, für den Bau und die Ausstattung ihrer Häuser verwenden und was sie sonst brauchen, muß auf den Schienenwegen befördert werden. Da die amerikanischen Bahnen über etwa 2 Millionen Güterwagen verfügen, so folgt daraus, daß ungefähr ein Güterwagen erfordert wird, um die Bedürfnisse von je 45 Personen zu befriedigen. Da die Gesamtlänge der amerikanischen Schienenwege rund 380000 Kilometer beträgt, so ergibt sich, daß jeder Kilometer durchschnittlich 236 Personen bedient. Man vergleiche damit die deutschen Verhältnisse, wo erst auf 1125 Personen 1 Kilometer Eisenbahn kommt. In dem am 30. Juni 1910 endenden Finanzjahre wurden auf amerikanischen Bahnen 968464009 Tonnen Güter befördert; die Zahl der Tonnen multipliziert mit der Zahl der von diesen durchlaufenen Meilen, d. h. die Zahl der „Tonnenmeilen" betrug 255016910451. Auf den Linien einer der größten Eisenbahngesellschaften des Ostens der Vereinigten Staaten läuft über jede Meile an jedem Tage durchschnittlich genug Zement, Ziegel und Kalk, um 1976 Personen für ein Jahr damit zu versorgen; genug Kohle und Koks, um 1594 für ein Jahr zu versorgen; genug Baumwolle für den Jahresbedarf von 794 Personen; genug Fleisch, um 318 Personen ein Jahr lang damit zu versehen; genug Früchte und Gemüse für 1176, Eisen für 11146, Erze für 329, Geflügel und Fische für 650, Steine und Sand für 1308, Zucker für 825, Wein, Likör und Bier für 381, Wolle für 1270 Personen auf ein Jahr. Die amerikanischen Bahnen brauchen für ihren Betrieb viel weniger Menschenkräfte als die anderer Länder. Auf 100 Meilen (etwa 160 Kilometer) kommen 1910 in den Vereinigten Staaten 706, 1907 in England 2689, 1909 in Deutschland 1920 Angestellte. Dafür sind die Löhne der amerikanischen Eisenbahner viel höher als die europäischer, und zwar um das zwei- bis dreifache.

Auch in ihren Telegraphen- und Telephonverbindungen ist die Union allen andern Ländern weit voraus. Am 1. Januar 1912 waren in der ganzen Welt schätzungsweise 9 Millionen Kilometer Telegraphendrähte in Gebrauch, davon 3120000 Kilometer allein in den Vereinigten Staaten. Die Länge der Telephonverbindungen auf der ganzen Erde beträgt schätzungsweise 47200000 Kilometer, davon kommen nicht weniger als 20092184 Kilometer auf die Verbindungen der American Telephone and Telegraph Company und der dieser angeschlossenen Gesellschaften, also 43 v. H.; von ungefähr 12453000 Telephonapparaten, die in der ganzen Welt Anfang dieses Jahres in Gebrauch waren, gehörten 6632625 der amerikanischen Gesellschaft. Witkop

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Riefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kampf um die Vorherrschaft in der deutschen Sozialdemokratie

Von Carl H. Winter

I.

Der Kampf um die Idee

Der stärkste Beweis gegen die Theorie der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung ist die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Schüfen nur die Verhältnisse die Geschichte, so müßte England die führende und älteste sozialistische Partei besitzen, denn der englische Industrialismus ist mindestens ein halbes Jahrhundert älter als der deutsche. In Wirklichkeit fängt eine sozialistische Partei in England erst an sich zu bilden, und die deutsche Sozialdemokratie ist im eigentlichen Sinne die Mutter aller Arbeiterparteien der Welt, soweit sie einen Anspruch erheben können, sich sozialistisch zu nennen. Die Gründe für diese Überlegenheit der deutschen Mutterpartei liegen auf der Hand. Sie liegen beschlossen in der geistigen Leistung *eines* Mannes, der der neuen Bewegung eine lange Zeit für unerschütterlich gehaltene theoretische Grundlage gab. Die Marxschen Ideen, ausgekocht und auf eine allgemein verständliche Formel gebracht, bildeten den sicheren Grund, der fest genug war, das breite Gebäude einer nie vorher gesehenen Massenpartei zu tragen. Wer weiß, wie wenige von den zielbewußten Sozialdemokraten das „Kapital" von Karl Marx auch nur oberflächlich kennen, wird geneigt sein, diese Behauptung zu bestreiten. In der Tat ist die Zahl der wirklichen Kenner der Marxschen Theorien verblüffend gering; von den Radikalen weiß im Grunde nur Kautsky Bescheid, und auch der nicht immer. Der eigentliche, jetzt freilich depossedierte Kenner ist Bernstein, und gerade die scheue

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verehrung, die er als Schlüsselbewahrer des heiligen Schreines genoß, hat seinen Ketzereien erst zu dem Aufsehen verholfen, das sie gefunden haben. Die Tatsache, daß die genaue Kenntnis der Marxschen Gedankengänge immer als eine Art Geheimwissenschaft einem kleinen Kreise Auserlesener vorbehalten blieb, hat diese Theorie aber keineswegs gehindert, die geistige Grundlage der Partei zu werden. Es gelang ihre wichtigsten Lehren in einigen schlagenden Sätzen zusammenzufassen, die schlechthin jedermann verständlich sind: Im Erfurter Programm, das technisch betrachtet wohl das beste Parteiprogramm ist, das je existierte. Entstanden in einer Übergangszeit, in einer Epoche der Erschütterung aller geltenden sozialen Bedingungen und geistigen Überlieferungen, stellt es sich scheinbar auf den reinen Boden von Wissenschaft und Vernunft und zieht mit nüchterner Folgerichtigkeit seine unfehlbaren Schlüsse. In einer Zeit, in der das Klassenbewußtsein erst langsam erwachte, und der moderne Industrialismus in Deutschland sich erst anschickte zu einem eigentlichen Siegeslaufe, setzte dieses Parteiprogramm bewußt den ganzen Einsatz auf die eine Karte dieser kommenden Mächte. Was Wunder, wenn die Entwickelung wirklich jahrzehntelang den Weg nahm, den der geniale Ahner ihr vorgezeichnet hatte. War es erstaunlich, daß man auch an das Endziel glaubte, da seine Voraussetzungen sich vorläufig als richtig erwiesen? Wer wird sich darüber wundern, daß es fast unmöglich scheint, die gewohnten Gedankenreihen zu erschüttern, die einer undifferenzierten heimat- und glaubenslosen Masse einen Glauben gab, der unerschütterlich schien, weil er als das Ergebnis der Wissenschaft selbst ausgegeben wurde? Ein Glaube, der im übrigen so leicht und gleichsam automatisch alle, aber auch alle Rätsel von Welt und Dasein löste. Es ist nicht möglich, die Beharrlichkeit zu verstehen, mit der die proletarischen Massen diesem Ideale die Treue halten, wenn man nicht alle Vorzüge würdigt, die dieses einzig klare, einleuchtende Programm hat. Neben den Vorzügen, die für den einfachen Sinn dieses Programm hat, wirken heute noch jene Imponderabilien, die sich aus der ruhmreichen Geschichte der Partei ergeben. Auf dem Boden dieses Programmes wurden die großen Schlachten der Partei geschlagen, die unerhörten Siege erkämpft, es ist in Wahrheit das Sturmbanner, das die Partei zu ihrer jetzigen Höhe geführt hat.

Trotzdem aus der Wahrheit längst eine Lüge geworden ist, wenn man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es nach wie vor auffaßt als den Ausdruck wissenschaftlich begründeter Überzeugung. Gerade denjenigen, die sich innerhalb der Partei mit dem Studium der Marxschen Lehren ernstlich befaßt haben, sind ihre Schwächen wohl nie verborgen geblieben, ist ihre völlige Haltlosigkeit längst klar geworden. Es ist ja so überaus bezeichnend, daß gerade Bernstein, der in aller Form bestellte Ausleger der Parteilehre, als erster diese Lehre erschüttert und nachgewiesen hat, daß ihre Voraussetzungen falsch sind, und ihre Schlüsse infolgedessen notwendig falsch sein müssen, daß sie eine soziale Theorie ist, die, zeitlich bedingt wie alle ihre Vorgänger, dem Prozeß geschichtlichen Werdens und Vergehens ebenso unterworfen ist, wie jene. Und Bernstein gab nur das Signal. Schlag auf Schlag folgten die vernichtenden Streiche. Bei der Untersuchung der Agrarfrage kam David, bei der Prüfung der parteioffiziösen Lehre vom Schutzzoll Schippel, bei seinen Arbeiten über die Bedingungen des Weltmarktes Calwer, in jüngster Zeit Hildebrandt sogar über die Kolonialpolitik zu den gleichen Ergebnissen wie Bernstein. Kein einziger Programmsatz der Partei ist unerschüttert geblieben. In den „Sozialistischen Monatsheften" schufen die „Revisionisten" des Parteiprogrammes sich ein Organ, das rasch eine solche Bedeutung gewann, daß man sich nur durch den großen Parteibann zu helfen wußte, und jeden Gutgesinnten vor den gefährlichen roten Heften warnte. Eine Widerlegung der revisionistischen Kritiken ist ernstlich nie versucht worden, konnte gar nicht versucht werden im altgläubigen Lager, weil die Kräfte fehlten, die über diese Fragen überhaupt ein Urteil hatten. Der geistige Bankerott der offiziellen Parteilehre war nun nicht mehr aufzuhalten, er fand in der völligen Verödung des wissenschaftlichen Zentralorganes einen Ausdruck, der auch dem anspruchslosesten seiner Leser nicht verborgen blieb. Man hat alles versucht, um die „Neue Zeit" wieder auf den Damm zu bringen; bald mit Zuckerbrot, bald mit der Peitsche wollte man die bösen Revisionisten zur Mitarbeit veranlassen; aber weder das Verbot der Mitarbeit an „bürgerlichen" Blättern, eine Maßregel, deren Schmach man sich heute noch nicht zu schämen scheint, noch der Boykott der Sozialistischen Monatshefte brachten die Scheugewordenen zurück in den radikalen Stall. Das einzige sozialistische Organ, in dem wirkliche wissenschaftliche Leistungen zu finden sind, steht seit Jahren auf dem Index der Partei der Wissenschaft. Der Mensch gewöhnt sich bekanntlich an alles.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heute hat man sich im radikalen Lager der geistigen Nahrung bereits so entwöhnt, daß man sie gar nicht mehr vermißt. Man kümmert sich weder um die Neue Zeit, noch um die Sozialistischen Monatshefte. Unbestritten hat jenes Urteil eines wackeren Parteisoldaten heute und wohl für alle Ewigkeit Geltung, der die Vorzüge des offiziösen Parteiorganes dahin klassisch zusammenfaßte: Die Hefte seien so bequem auf die Eisenbahn mitzunehmen. In der Tat: sie haben in keinem Sinne ein nennenswertes Gewicht.

So unbestreitbar nun freilich die Tatsache ist, daß alle produktiven Kräfte der Partei sich heute ausschließlich im revisionistischen Lager befinden, so berechtigt und wohlverdient der blutige Hohn erscheint, mit dem man in den roten Heften allmonatlich die „Edelmarxisten" überschüttet, so unbestreitbar ist andererseits, daß die Masse der Parteiangehörigen in ihrer ungeheuren Mehrheit noch auf den alten Glauben schwört, soweit sie überhaupt eine politische Überzeugung hat. Nirgends hat auch nur einer der Revisionisten eine wirklich sichere Stellung, wenn wir absehen etwa von Frank, dem seine „junge Garde" den Ruhm eines Lassalle (in Kleinoktav) verschafft hat. Im übrigen sind die Revisionisten überall nur geduldet. Die Entwickelung der süddeutschen Landesparteien ist durchaus kein Gegenbeweis. Wer sie kennt, wird den Radikalen recht geben müssen, die behaupten, daß die Revisionisten den Rückhalt, den sie in Süddeutschland finden, keineswegs der fortschrittlichen Gesinnung der süddeutschen Parteigenossen verdanken, sondern lediglich ihrer Abneigung gegen grundsätzliche Auseinandersetzungen. Kommt es einmal zum Klappen, so werden die Revisionisten in Württemberg, wie in Baden und in Bayern mit derselben Sicherheit kaltgestellt wie im Norden. Ein kleiner Stänkerer, der frisch aus Berlin kommt, bläst über Nacht die revisionistische Herrlichkeit zusammen wie ein Kartenhaus. Vollmar ist der einzige, der sich sicher fühlen darf, weil man sich an ihn nicht herantraut, in dem sicheren Gefühle, daß die Wurzeln seiner Kraft tiefer reichen als der Flugsand der radikalen Parteidoktrin liegt. Und weil auch die roten Nürnberger keinen hängen, sie hätten ihn denn. Kann aber Vollmar — wir sehen ganz ab von dem Zustande seiner Gesundheit — die Revisionisten wirklich stützen? Er hat in einem wachen Augenblick auf dem Dresdener Parteitage das Glaubensbekenntnis der Vernunft abgelegt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegenüber einer toll gewordenen Massenhypnose. Seitdem läßt man ihn in Ruhe, und er ist damit zufrieden. Auch er kann einer Bewegung nicht helfen, der Mut und Kraft fehlt, sich selber durchzusetzen. Seit dem Dresdener Parteitage befinden sich die Revisionisten in der Verteidigungsstellung. Im Grunde haben sie auf ihren Titel gar keinen Anspruch mehr. Sie haben längst alle praktischen Versuche zur Revision des Parteiprogramms aufgegeben. Jeder Parteitag bringt ihnen zwar nicht die Vernichtung, wohl aber neue Demütigungen. Wenn ein Revisionist in den Sozialistischen Monatsheften sagt: „Aller Radikalismus fühlt sich auf dem Papier am allerwohlsten", so kann man dieser bissigen Feststellung wohl zustimmen, — und hinzufügen, daß sie für den Revisionismus ebenso gilt. Auf dem Papier, das heißt nur auf dem der Sozialistischen Monatshefte, ist man furchtbar mutig, dort findet sogar der Kolonialschwärmer Hildebrandt Verteidiger und Bernstein tadelt unverhüllt die Scheidemannschen Plattheiten. Soweit die Revisionisten aber im Dienste der Parteipresse stehen — in der praktischen Agitation sind sie fast nirgends tätig — bieten sie ein Schauspiel, das nicht der Komik, wohl aber der Würde entbehrt. Wenn es hoch kommt, wagt einer hie und da einen ketzerischen Leitartikel, der natürlich sofort von den Leipziger Zionswächtern gebührend angenagelt wird — im übrigen sind sie darauf angewiesen, Grundsätze zu zeigen, die sie nicht haben, Meinungen zu äußern, die sie nicht teilen. Der ganze Organismus der Parteipresse, die Korrespondenzen und die Praxis der täglichen Polemik sind nach Grundsätzen orientiert, die sie nicht anerkennen. Sie sitzen immer auf dem Pulverfasse und haben alle Hände voll zu tun, ihre Zuverlässigkeit zu beweisen, und die Zündfäden der radikalen Parteibrüder auszulöschen. Man wird ihnen freilich die beispiellose Schäbigkeit zu gute halten müssen, mit der die radikalen Genossen vorgehen. Die Inquisitoren machen sehr feine Unterschiede. Genossen wie Herrn Südekum, dem ein beträchtliches Vermögen, oder Heine, dem eine gute Anwaltspraxis die materielle Unabhängigkeit sichert, läßt man in Ruhe; der Mut der Unentwegten entzündet sich erst an der Wehrlosigkeit ihrer Opfer; Genossen wie Bernstein und Lindemann, die ein Leben voll erfolgreicher Arbeit der Partei gewidmet, oder Göhre, Maurenbrecher, Hildebrandt, die die Brücken einer bürgerlichen Existenz hinter sich abgebrochen haben: ihnen sucht man den Brotkorb höher zu hängen. Man hat die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hungerfolter in ein wohl abgestuftes System gebracht. Welches sind nun die Gründe für das auffallende Mißverhältnis zwischen der geistigen Bedeutung der Revisionisten und ihrer Geltung innerhalb der Partei? Sie sind leicht zu finden: Die Masse lernt nicht von heute auf morgen um. Was ihr jahrzehntelang in die Köpfe gehämmert wurde, braucht auch im günstigsten Falle lange Zeit, bis es sich wieder entfernen läßt. An einen Sieg des revisionistischen Gedankens ist aber vor allem so lange nicht zu denken, so lange dieser Gedanke dem alten Parteiglauben nichts als den Zweifel und die Kritik entgegenzusetzen vermag. Die Unerschütterlichkeit des Parteidogmas beruht darin, daß dieses Dogma das unbewußte metaphysische Bedürfnis der Massen befriedigt. Der alte kann nur durch einen neuen Glauben ersetzt werden. Und auch der neue muß ein Ziel, wenn auch nicht das „Endziel" enthalten, wenn er den Massen begehrenswert erscheinen soll. Es fehlt mit einem Worte an der Formulierung eines klaren, zugkräftigen revisionistischen Programmes. Dem Aufmerksamen können freilich die Ansätze eines solchen Programmes nicht entgehen, die hier und da in den Beiträgen der Sozialistischen Monatshefte auftauchen. Vorläufig erschrickt man wohl noch vor der eigenen Kühnheit. Man beginnt zu erkennen, daß der Kapitalismus im Begriffe ist, die internationale Entwickelungsstufe zu überschreiten, daß die Weltwirtschaft sich in national abgegrenzten Interessengebieten zu organisieren beginnt, und daß dieser Prozeß (der manchem Liberalen noch nicht ins Bewußtsein trat) schon ziemlich weit vorgeschritten ist. Andere Beiträge zeigen ein tiefgehendes Verständnis für das Problem des Imperialismus und riskieren sogar ab und zu eine Verulkung der herrschenden Parteimeinung, für die dieser Gedanke eine ausschließliche Angelegenheit der Panzerplattenfabrikanten ist. Im Lichte dieser neugewonnenen Erkenntnisse, die in jedem neuen der roten Hefte beständige und unaufhaltsame Fortschritte machen, erscheint nicht nur die Theorie, sondern auch die tägliche Praxis der Partei in gänzlich veränderter Beleuchtung. Man kann sehr wohl die Besonnenheit würdigen, mit der hier die Schlüsse aus den frisch erworbenen Erkenntnissen gezogen werden, und wird trotzdem den Radikalen nicht verdenken können, wenn sie mit täglich wachsender Besorgnis diesem Treiben zusehen. Es liegt auf der Hand und ist für jeden Zeitungsleser zu begreifen, daß mit diesen neuen Gedanken der Agitation geradezu alle Waffen aus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Hand geschlagen werden, mit denen sie bisher gekämpft und gesiegt hat.

Wollte man aus diesen Darlegungen schließen, daß die gefährlichen Störenfriede über kurz oder lang an die Luft gesetzt werden, so wäre diese Meinung irrig. Das ist ganz unmöglich, weil man sie braucht. Eine Partei von dieser Größe kann ihre Intelligenzen auch dann nicht entbehren, wenn sie sie verachtet. Sie ginge sonst an geistiger Auszehrung zugrunde. Danebenher läuft das Bedürfnis nach Repräsentanten der Partei, die eine geistige Potenz darstellen, und dieses Bedürfnis macht sich immer stärker geltend. Es wird immer schwieriger, mit Krankenkassenbeamten und Lagerhaltern die deutschen Großstädte, die zugleich Kulturmittelpunkte sind, und die doch das eigentliche Agitationsfeld der Partei bilden, zu erobern, und noch schwieriger, die eroberten zu behaupten. Es dämmert im Bewußtsein, daß eine Zeit kommen kann, die Zubeil, Hoffmann, Ledebour und Fischer, zu denen, wenn alles nach Wunsch geht, noch Herr Dürwell kommt, eben doch nicht als die berufenen Vertreter des Stadtkreises Berlin anerkennt, selbst wenn aus der fünfundsiebzigprozentigen eine neunzigprozentige Mehrheit wird. Und man hat sich überzeugen müssen, daß Herr Levy aus Nordhausen der Stadt Leipzig und Herr Willi der Stadt München einfach nicht genügen. Dieser Umstand hat den Revisionisten zu einer auffallend starken Vertretung innerhalb der Reichstagsfraktion verholfen, die weit hinausgeht über den Anhang, den sie innerhalb der Partei haben. Und im Reichstag selbst kann man die Revisionisten einfach nicht entbehren. Sie gehören zwar alle in die zweite Rednergarnitur und Herr Ledebour scheucht sie mit einem Augenblitz in das Nichts zurück, wenn sie sich mausig machen, aber es ist doch angenehm, einen Südekum zur Hand zu haben, wenn es gilt, die unglaublichen Torheiten eines Scheidemann (welch ein Repräsentant!) mit dem Mantel politischer Vernunft zuzudecken. Es hat eine recht praktische Arbeitsteilung stattgefunden. Die Radikalen führen das große Wort, und die Revisionisten dürfen sie heraushauen, wenn die Situation kritisch wird. Eigentlich begreift man nicht recht, warum die Radikalen unzufrieden sind; Bebel ist sich der Vorteile sicher klar bewußt, die diese Teilung mit sich bringt.

Als eine zweite starke Stütze der revisionistischen Position wird im allgemeinen der Umstand betrachtet, daß die Entwickelung der Dinge innerhalb

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und außerhalb der Partei tatsächlich in revisionistischem Sinne verläuft. Das ist unbestreitbar richtig; man wird aber die Bedeutung nicht überschätzen dürfen, die diese Tatsache für die Position der Revisionisten hat. Die Entwickelung verläuft zwar durchaus in revisionistischem Sinne. Längst ist das klassenbewußte Proletariat nicht mehr die kommunistische Gemeinde der Besitzlosen, wie sie in der Parteitheorie geschildert wird, längst ist ein proletarischer Kleinbesitz entstanden, der täglich wächst und sich befestigt, ein Besitz, der seine Angehörigen mit tausend Banden an den Gegenwartsstaat fesselt. Ganz zu schweigen von dem Kapitalismus, der sich in den großen Arbeiterverbänden gebildet hat. Die Unternehmungen der Arbeiterschaft sind finanziell besser fundiert als die der privaten Unternehmer. Man gründet alle Tage und erlegt das Gründungs- und Betriebskapital in der Regel bar bei Heller und Pfennig. Die Organisationen verhandeln mit den Arbeitgebern als Macht mit Macht und das Netz der Tarifverträge wird immer dichter gewoben. Aber der Einfluß der Revisionisten auf diese revisionistische Entwickelung ist gleich Null!

Es wäre nicht das erstemal, daß eine Entwickelung sich ohne die praktische Mitwirkung derjenigen durchsetzt, die ihr die geistige Grundlage gegeben haben. Die deutsche Geschichte ist besonders reich an solchen Beispielen. Die Einigung des Reiches erfolgte auf der Grundlage, die das Frankfurter Parlament geliefert hat. Dahlmann und die Seinen lieferten wohl die Pläne, aber die Bauausführung war ihnen nicht beschieden. Wird es den Revisionisten ähnlich ergehen?

In einer besonderen Betrachtung soll gezeigt werden, welche Zeichen auf eine bevorstehende Entscheidung hindeuten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Bion*) und die Art / Von Robert Lewin

[...] Les animaux, dont quelques-uns sont élevés au degré des plus grands animaux par le moyen de la conception, peuvent être appelés spermatiques; mais ceux d'entre eux, qui demeurent dans leur espèce, c'est à dire la plupart, naissent, se multiplient et sont détruits comme les grands animaux, et il n'y a qu'un petit nombre d'élus, qui passe á un plus grand théatre.

Leibniz; Monadologie.

Noch steht alle Wissenschaft von der organischen Welt im Banne der Entwicklungslehre. Bei der großen Mehrzahl der Naturforscher gilt sie als einzig mögliche Erklärung für die Entstehung der Arten. Auch die Soziologie und die Rassetheorien gründen sich auf Evolutionsprinzipien. Ja, es gibt kaum eine Disziplin der experimentellen Forschung sowie der Geisteswissenschaften, die sich nicht heute von dem Entwicklungsgedanken leiten ließe. Selbst die Phänomene der Kunst will man von diesem einen Gedanken aus erschließen. Eine ganz merkwürdige Erscheinung aber ist es, daß gerade in der Heimat Kants und Schopenhauers der Entwicklungsgedanke zu einer axiomatischen Bedeutung gelangte und das Fundament zu einem großen Dogmentempel wurde. Dieser paradoxe Verlauf der Dinge in der neueren Geschichte der Philosophie soll uns noch beschäftigen.

Seit Darwin wurde mit unermüdlichem Fleiß danach gestrebt, den Entwicklungsgedanken durch Beobachtungsmaterial immer fester zu stützen. Es wurde geschürft und gesammelt, um die noch fehlenden Glieder der Entwicklungskette zu ergänzen. Wer aber die neueren Bewegungen in der Naturforschung verfolgt, wird finden, daß man keineswegs einmütig an eine lückenlose Aufstellung einer Ahnenreihe sämtlicher Organismen glaubt. Mehr

*) Das Wort „Bion" ist zwar eine gewaltsame Ableitung aus dem Griechischen; doch hat es sich in der Biologie so eingebürgert, daß wir es auch hier anwenden wollen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als je erscheint das moderne Dogma vom direkten evolutionistischen Zusammenhange aller Lebewesen als eine Petitio principii. Dieses Prinzip ist das Haeckelsche „Phylogenetische Grundgesetz", dem zu Liebe alle Organismen vom einzelligen Wesen an bis zum Menschen in steter Vervollkommnung sich hinaufentwickelt haben sollen.

Auch die experimentelle Forschung vermochte dieser Lehre keine sichere Stütze zu bieten, und weit mehr als auf das biologische Experiment, verläßt man sich auf die Pseudowissenschaft der Statistik. Eine Unsumme von Arbeit wird darauf verschwendet, den Erscheinungen der Vererbung, der Variation usw. durch rein statistische Studien auf den Grund zu gehen. So hat man die „Biometrie" geschaffen, mit der man nichts Geringeres will, als den Reichtum organischer Gestaltung in numerische Gleichungen zwingen. Mit rührender Geduld häuft man Zahlen auf Zahlen, Tabellen auf Tabellen, um das ungeheure Feld der Spielarten in der Natur durch Zufallswürfe, durch ein Lotteriespiel zu deuten. Und ebenso zwingt man die Menschheit, alle somatischen und psychischen Eigenheiten, die ganze Welt der Individuen in das Joch der algebraischen Gleichung. Die mechanistischen Grundprinzipien des Darwinismus und ein statistisches Kalkul sollen genügen, um den Ursprung und den Zusammenhang in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aufzudecken.

Nun ähnelt aber die Evolutionslehre in ihrer Geschichte einem Hausbau, der mit dem Dache begonnen wurde. Aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen an den höheren Pflanzen und Tieren leitete Darwin die Grundprinzipien seiner Lehre ab. Kampf ums Dasein, natürliche Zuchtwahl und Anpassung des Organismus an gegebene Verhältnisse der Außenwelt sollten die ausschließlichen formgestaltenden Faktoren sein. Das organische Wesen wäre demnach nur ein willenloses Glied in einer Kette von Organismen, die, vermöge morphologischer Übereinstimmung, zu einer Art zusammengefaßt werden; die Arten wiederum sollen Glieder einer Entwicklungsreihe sein, die von einfachsten Formen zu immer vollkommeneren führt.

Als man aber vom Dache dieses Gebäudes zu den Fundamenten hinunterstieg, da stieß man auf unsicheren Boden. Anstatt, von den „höhern" zu den „niedern" absteigend, zu weniger vollkommenen Organismen zu gelangen, stellen sich der neueren Biologie immer kompliziertere Vollkommen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heiten gegenüber. Und gehen wir hinunter bis zu den einzelligen Wesen, so finden wir noch hochorganisierte Individuen, die nicht lediglich passive Gebilde eines Milieus sind, sondern selbsttätig sich eine eigene Umwelt schaffen, die sie nach ihren Bedürfnissen ummodeln. „Das formende Prinzip," sagt der Biologe Uexküll, „das den Organismus mit der Umwelt zusammenführt, sitzt im Tier und nicht, wie man lächerlicherweise behauptet, in der Außenwelt." Staunend stehen wir vor der unergründlich reichen Struktur eines „niederen" Protisten und zögern wahrhaftig, den Bau unseres Gehirns als überlegen zu betrachten. Die gleiche Kompliziertheit finden wir in der Lebenstätigkeit der Einzelligen. Der Leib einer Zelle mit seinem Aufbau und Abbau höchst zusammengesetzter chemischer Stoffe ist keineswegs etwas Primitives, nein, die kühnste Phantasie reicht nicht aus, um diesen Zellleib etwa mit einem — — chemischen Laboratorium zu vergleichen. Wer also erkennt, daß selbst in den Wesen, die der Grenze der Sichtbarkeit weit entrückt sind, das Protoplasma eine unfaßbare Vollkommenheit erkennen läßt, dem wird der Glaube an eine Aufwärtsentwicklung zum Spott.

Wir sehen, daß bis in das scheinbar einfachste Lebewesen hinunter eine individuelle Selbständigkeit bewahrt ist; eine Selbständigkeit, die den Biologen v. Prowazek zwingt, im Mikroorganismus die unteilbare autonome Entelechie anzunehmen. Dieser Forscher fand, daß bei den Protozoen die einzelnen Individuen noch eine verschiedene Resistenz gegen Gifte aufweisen. Dieses Phänomen soll auf eine tiefbegründete und sehr früh ausgebildete individuelle Verschiedenheit der inneren Zellstruktur und des inneren Stoffwechsels zurückzuführen sein. Wie stellen wir uns also dann zu den höheren Tieren, gar zum Menschenproblem? Ist der Artbegriff ein Etwas, das alle Glieder zu einem Ganzen verkettet und das Individuelle in diesem Meer untergehen läßt? Ist Rasse ein Kollektivbegriff für eine Gruppe von Einzelwesen, die durch gewisse Einflüsse der Vererbung, der Umgebung, des Klimas zu Artgliedern gestempelt werden, gleichsam zu einem Individuum zusammengeschweißt sind, das wiederum ein willenloses Spielzeug evolutionistischer Vervollkommnungsprinzipien ist?

Wenn auch die individualistische Überzeugung sich gegen das Entwicklungsprinzip sträubt, so ist doch nicht zu leugnen, daß in der Tat eine Summe von äußeren Einflüssen imstande ist, auf eine Gruppe von Organismen nivel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lierend zu wirken. Ja, wir können in der Natur die Tendenz wahrnehmen, die Arten zu stabilisieren und individuelle Unterschiede immer mehr zu verwischen. Die Natur duldet keine Individuen. Aber gerade hier stoßen wir auf den Fundamentalirrtum der Evolutionslehre. Man glaubte, daß die Natur darauf angelegt sei, Individuen mit neuen Artcharakteren zu schaffen, um zu einer Art höherer Ordnung zu gelangen. Das Umgekehrte aber ist der Fall. Die Natur wehrt sich gegen die Schaffung neuer Arten. Ein gewaltiges Beharrungsvermögen ist in der Allmutter wirksam; und so inert ist sie, daß selbst in der Menschheitserinnerung von Jahrtausenden nicht ein einziges Beispiel von Neuerwerbung eines Organes bekannt geworden ist. Wenn man uns entgegenhält, daß es zur Schaffung einer neuen Spezies der Zeiträume von Hunderttausenden von Jahren bedürfe, so weisen wir nur auf die Bakterien, die sich ja vor unseren Augen durch Hunderte von Generationen fortpflanzen. So spiegelt sich in dieser Welt der niedersten Organismen der weite Spielraum evolutionistischer Epochen. Und doch erkennen wir immer nur ein zähes Festhalten an tiefgehender Differenzierung. Selbst die vielen Versuche zur Erzielung einer neuen Bakterienart durch Veränderung der Lebensbedingungen konnten uns nicht davon überzeugen, daß äußere Faktoren zu neuen Arten führen. Günstigenfalls erzielte man experimentell unerhebliche Variationen. Da handelte es sich aber nur um labile Abweichungen, ein Oszillieren um einen festgelegten Artcharakter. Die Natur will die Art. Diese aber ist nicht ein Geschöpf der Natur; beide sind vielmehr ein und dasselbe, eine Identität. Die Natur, also die Art, ist das Beharren, das Sein vor aller Gestaltung, die Substanz. Wenn wir mit Kant die ganze Welt der Erscheinungen in unser Gehirn zurückprojizieren, dann bleibt als einzig reales Substrat des Seins die Schattenwelt der Dinge an sich oder der platonischen „Ideen" und ihnen identisch die Schemata der Art, — Natur. Sie ist Feindin alles sich Ändernden, ein ewiger monotoner Rhythmus in der kosmischen Sphärenmusik. Sie kennt nicht Melos, nicht Dissonanz, nicht Synkope, ist nur ein gleichförmiger Wechsel von Hebung und Senkung. Das Bion aber ist ihr Feind. Schopenhauer hat im principium individuationis die Macht erkannt, die am Werke ist, das Gleichmaß zu durchbrechen. Als intelligible und musische Einheit steht das Bion der Natur seit Urbeginn gegenüber, zahllos wie das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heer der Gestirne in Neugestalt sich erhebend, neue Formen denkend, gegen das Gleichmaß des gäischen Rhythmus mit melischer Wucht anstürmend. Das Bion — das ewig Neuerstehende! In jedem Einzelfalle von Myriaden-Fällen ist dieses Wunder, dieses Bion ein unerhört Neues im Kosmos, ein eruptives Geschehen, das sich gegen die kosmische Ordnung richtet, ja zerstörend in die Kette der Individuen einzugreifen sucht, — artzerstörend. Bion — die Tat des Prometheus! Man hat noch nie getrachtet, das Neuerstehen als tragischen Vorgang zu denken. — —

Wenigstens lag der Biologie bisher dieser Gedanke fern. Der Evolutionist mußte das organische Wesen als willenloses Geschöpf, als Opfer der Vererbung und Umgebung auffassen. Aber die Kunst und die tiefste Erkenntnis aller Zeiten lehrt, daß die Einzelgestaltung, jedes Bion ein unauflösliches, unteilbares Ganzes ist. Jedes organische Wesen ist eine Einheit, die schöpferisch, gestaltend, organisierend wirkt. Freilich ist diese Einheit ein Opfer, aber auch Herrscher ist sie, leidender Gott. Denn jedes organische Wesen tritt in eine ihm fremde und feindliche Umgebung. Der Wille des Bion ist frei, es wagt den Sprung in die Welt der Gestaltung; frei! Wohl, wie weit aber frei —?

Mephisto: ....,
Die Sache sieht jetzt anders aus,
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.
Faust: Doch warum gehst du nicht durchs Fenster?
Mephisto: 's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.
Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte.
Faust: Die Hölle selbst hat ihre Rechte? .....

So begibt sich jedes organische Wesen in die Gefängnismauern der Erblast, des Milieu-Zwanges. Und da mögen Kräfte im Dienst der Natur, modelnd, umschmelzend auf den Organismus einwirken. Aber schließlich ringt ein jedes Individuum sich zu der ursprünglich gewollten Objektivation durch. Ererbte Baupläne mögen die autonome Bildungskraft fesseln und in bestimmte Richtungslinien zwingen. Stetig aber erneuert sich das Wunder, daß das Individuum die Schranken der Arteigenheit zu durchbrechen sucht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In einem Tulpenbeet mit Hunderten von Tulpen in unbefleckter Weiße taucht urplötzlich ein gelbes oder rotes Fleckchen auf einem Blumenblatt auf. Man hilft sich heute mit dem Worte Mutation, um dieses Neue zu erklären. Vielleicht ist es auch nach Mendel das Wiederauftauchen eines latent gewesenen vererbten Merkmals. Uns sei es hier nur Gleichnis. Wir sehen einen großen Schöpfungswillen am Werke, die Fessel der Vererbung zu sprengen, den Art-Zwang zu überwinden. So ist jede Artbildung im Anfang eine Ent-Artung. Das Erwerben eines neuen Merkmals ist die geniale Leistung eines Bion. Das Neuerworbene aber verfällt meistens bald dem unerbittlichen Gesetze der Beharrung, und was individueller Erwerb war, wird rasch wieder zum Massenmerkmal. Das Einzelwesen hat durch einen gewaltsamen Vorgang neue Formen, neue Werkzeuge angestrebt, um eine feindliche Umwelt zu erobern. Ist dieses neue Bion aber erstanden, so regen sich alle Kräfte der Natur, um das Neue wieder der Art anzugleichen. Und knetend arbeitet die Natur an dem Organismus, um das widerstrebende Plasma zu nivellieren. So kann es kommen, und geschieht fast stets, daß das unerhört Neue sich nur in minimaler Abweichung von der Masse abhebt, und daß eine „neue Art" in unserem Blickfelde liegt, ehe wir der Neuschöpfung gewahr werden. Aus diesen unscheinbaren Abweichungen konstruieren sich dann die Darwinisten allmähliche Übergänge und Entwicklungsglieder zu Vollkommenerem.

Wenn aber ein Wille tätig ist, der sich auflehnt gegen das Niveau, so können wir nicht mehr glauben, daß ein Individuum nur das Kopulationsprodukt aus Samenfaden und Eikern sei. Wäre dem so, dann hätte es nie den großen Reichtum der organischen Welt gegeben. Und auch mit Darwins Gleichung können wir das Individuum nicht restlos erklären. Die Addition von männlichen und weiblichen Erbmassen plus Milieu enthüllt uns auch nicht das Rätsel des Bion. An der Massenverkettung von Individuen zu Arten erkennen wir gewiß, wie gewaltig die nivellierende Macht der Natur ist. Denn alles, was auf Erden existiert, ist Sklave der Gäa, alles steht unter planetarischen Einflüssen. Wie ein furchterregendes, vernunftbegabtes Wesen fesselt diese Erde alle Kreaturen an sich, verteilt sie auf ihrer Oberfläche, moduliert sie nach ihren Bedürfnissen, auf daß sie ihr dienen. Und so sehen wir diesen riesenhaften Erdenleib bewachsen mit Kolo-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nien von Pilzen, Pflanzen, Ameisen und Menschen. Wir sehen, wie die kolossale Verdauungsarbeit der Erde die Kreaturen bald hierhin, bald dahin wirft, wie unter den planetarischen Ausdünstungen die organischen Wesen umgeprägt werden. Dieser Planet ist so gewaltig, so grausam, so gefräßig! An manchen Teilen seines Riesenleibes zwar will ihm wenig glücken. Da überwuchert ihn der unaufhaltsame Segen einer Fauna und Flora mit reichster Gestaltungskraft. An anderen Teilen aber ist ihm das Bion nicht gewachsen. Es gibt Landstriche, in denen das Nivellierungsvermögen der Erde unheimlich wirkt. Das tellurische Sonnengeflecht scheint da zu sitzen. Vielleicht hat das gefräßige Ungetüm — Erde — am amerikanischen Kontinent sein Gehirn. Wer sich je über die erstaunliche Nivellierarbeit, die hier an der Menschheit sich vollzieht, gewundert hat, der wird mich vielleicht verstehen. Doch klar sei es für jeden, daß der Planet gierig das Bion verschlingen will.

Aber noch ist das Individuum nicht restlos erklärt, so wenig, wie es besiegt ist. Es ist weit mehr als eine plastische Masse, auf die tellurische Einflüsse ihren Stempel drücken. Wir lebten in einem tiefen Irrtum, weil wir nur beobachteten, wie das Gros der Wesen zum Stereotyp wird; wie in der Tat die großen Herden, Mensch wie Tier, unter der Wucht von Wind und Wetter zu einem Niveau herabgedrückt werden, zu einem Sandmeer von Gleichförmigkeit. Wir vergaßen aber, daß das Stereotype immer Karikatur ist. Es ist nicht das Werk des Individuums, sondern wirklich nur Zeugnis vom unheimlichen Wirken einer nivellierenden planetarischen Gewalt. Unverkennbar aber ist es an Tausenden von Beispielen, daß das Individuum nicht nur keine bloße Addition von Sperma und Eikern, nicht nur keine bloße Tabula ist, auf die Runen der Vererbung eingeritzt sind, sondern daß ein Wesen in ihm wirksam ist, das all jenen nivellierenden Kräften einen Widerstand entgegensetzt. Dem Stereotypen steht ein Prototyp gegenüber; etwa eine Blume, die in wer weiß welcher Laune den Sprung aus der Art wagt und ein neues Farbenfleckchen ansetzt; etwa ein Michelangelo, der nicht nur, sich selbst gestaltend, ein Wesen hervorgebracht hat, das weit, weit über den Plan einer Art hinausragt, sondern auch mit Schöpferhand in den Leibesvorrat der Gäa griff und Gestalten zeugte, die ihresgleichen in der Natur kein Vorbild haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

«Entre autres différences qu'il y a entre les âmes ordinaires et les esprits dont j'en ai déjà marqué une partie, il y a encore celle-ci que les âmes en général sont des miroirs vivants ou images de l'univers des créatures, mais que les esprits sont encore images de la Divinité même, ou de l'Auteur même de la nature, capable de connaître le système de l'univers et d'en imiter quelque chose par des échantillons architectoniques, chaque esprit étant comme une petite divinité dans son département».

Leibnitz: Monadologie.

Hier ein Prototyp! — Und mit der Geſtalt eines Michelangelo wird der unſägliche Irrtum widerlegt, als könne durch die ſchemenhaften Begriffe darwiniſtiſcher Artbildung das Individuum erſchöpft werden. Gerade in der Kunſt und im Reiche der Erkenntnis wird es klar, wie der Begriff „Entwicklung" zum leeren Wortſchall wird. Denn vor jedem induktiven Ergebnis ſteht die große Idee, und alle experimentelle Forſchung liefert nur Afterweisheit im Vergleich zu den ſpontanen Tiefblicken. Hier ſehen wir deutlich welchen paradoxen Gang die Wiſſenſchaften ſeit Kant einſchlugen. Man hätte erwarten ſollen, daß nach der Grundlegung des Relativismus und des tranſzendentalen Idealismus durch Kant der Empirismus endgültig abgewirtſchaftet hätte. Man hätte glauben ſollen, daß Schopenhauer der Spukgeſtalt der Kauſalität endlich den Garaus gemacht habe. Doch mit wahrhaft naiver Geringſchätzung geben ſich die „Exakten" wieder dem roheſten Empirismus hin. Das Wort Entwicklung iſt ihr einziges ſcheinbar metaphyſiſches Prinzip. Ich ſage ſcheinbar, denn in Wahrheit iſt es das Kind primitivſter Analogie. Mit dieſem Worte Entwicklung befriedigen ſie ihr nun einmal notwendiges Kauſalitätsbedürfnis.

Aber im Reiche des Geiſtes gibt es keine Entwicklung, ſondern nur ein Mehr oder Weniger von Hell und Dunkel. Und auch in der Kunſt hat ſich nichts in lächerlicher Weiſe vom Primitiven zum Vollkommenen „entwickelt". Vielmehr iſt Kunſt ſtets Reife, ſtets die gleichwertige Objektivation des Bion. Auch will die Natur keine Entwicklung. Und wo ſich die winzigſte Regung zur Neuſchöpfung zeigt, da arbeitet ſie mit ihrer Tendenz, alle feſtgelegten Artcharaktere immer mehr zu feſtigen. Wenn das Bion Neues will, dann ſchlägt es aus der Art, es entartet. Zwei Wege aber kennt die Natur, um ſich für die Verletzung der Herdengleichheit zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rächen. Entweder wird das Neue verartet, der Art angeglichen; oder es geht als Dekadentes zugrunde. Es ist nicht stark genug, um sich gegen die tellurische Macht zu behaupten. Bei Pflanzen und Tieren haben wir Beispiele für die Angleichung spontan entstandener neuer Formen. Der Widerstand gegen die Nivellierung ist hier sehr gering und das morphologisch Neue wird sofort zum Herdencharakter umgeschmolzen. Dabei wird dem Entwicklungstheoretiker ein Schnippchen geschlagen, denn er bildet sich ein, das missing link gefunden zu haben.

Bei den Menschen aber wird es deutlicher, wie das neue Individuum sich autonom gegen die Art durchsetzt. Im Künstler besonders wird es sinnfällig, wie inmitten einer gewaltigen Herde urplötzlich der große Entartete auftaucht. Da wächst entweder als Prototyp ein Michelangelo, von dem die Herde nie sich rühmen wird, sie habe ihn sich angeglichen. Oder es entsteht ein Individuum, das von der Masse der Stereotypen zu Tode gequält wird, der große Dekadent. In einem Baudelaire, Verlaine, in Robert Schumann haben wir solche feinsten, nervösesten, überreifen Gewächse der Anthropophyteia; Gestalten, in denen die stierköpfige Menge nur klägliche Verfallsprodukte erblickt. Aber das Heer der Stereotypen ahnt nicht, daß sie selbst nur ein übles Mistbeet darstellen, auf dem jene Blassen wuchsen. Sie wissen nicht warum Orchideen in faulem Boden wuchern.

Das Bion und die Art! — Keine größeren Gegensätze sind denkbar. So groß sind diese Gegensätze, daß sich uns wie von selbst der Gedanke des Tragischen aufdrängt. Das Bion als leidender Dionysos inmitten jenes machtvollen durch den Ordnungshüter Apoll geschützten Kosmos. — Nur in seltenen Exemplaren strahlt das innere Licht des Bion auf, rauscht mit dionysischem Evoe über die stumpfe Menge dahin und schwindet, um immer wieder aufzutauchen.

Nur selten! Denn eine große Ausgleicherin ist am Werke, die selbst die differenziertesten Geschöpfe, den Homo sapiens, so sehr aneinander artet, daß ein Gulliver glauben würde, Erbsen aufzulesen, wenn er in den Menschenhaufen von London oder New York hineingreifen wollte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das romantische Fräulein

Novelle von Hans Heinrich Ehrler, Friedrichshafen

(Schluß)

Zur einbrechenden Nacht, da wieder der Mond und die Sterne über den See gekommen sind, sitzt Fräulein Helene allein in der Laube und bedenkt das Geschehene.

Das war nun also ein Abenteuer. Ein Geschehnis, das vom blauen Himmel fällt, und das sich gleich so ganz und unverwandt uns schenkt, als hätten wir schon lang und immer darauf gewartet, oder als gehöre es uns von Anbeginn und wir hätten es nur noch nicht gekannt.

Warum soll es keine solchen Abenteuer mehr geben? Expreß in dieser Menschenwelt, in der wir allem, was mit uns vorgehen soll, schon im voraus einen Maßstab entgegenhalten?

Und, wirklich, warum soll uns Mädchen kein Taugenichts mehr plötzlich vor den Füßen liegen, weil sonst lauter Lackschuhe um uns herlaufen?

Ein heller Jungferntrotz frohlockt in ihr auf, und wenn dabei der Lehramtskandidat Xaver Kollmus nicht aus dem Bereich ihrer Vorstellungen kommt, so scheint ihr auch das keineswegs mehr verwunderlich.

Hier liegt eben einmal wieder der alle hundert Jahre fällige Fall von der Liebe auf den ersten Blick vor.

Lustvoll sprüht in ihren Sinnen das Gefühl dieser Liebe zu dem fremden Mann. Sie sitzt von unbegreiflichen Quellen durchronnen in süßgenießendem Tausch mit der duftenden Sommernacht.

Es muß auch so sein, daß drunten auf dem See wieder die Geige kommt und der schwarze Nachen in dem silbernen Rinnsal des Mondschimmers. Sie kommen wie in der Reihenfolge eines sonderbar vor sich gehenden traumhaften Weltspiels, wie der Mond selber kam und die Sterne.

Der Musikant spielt wieder seine Lieder hinauf in das Himmelsgewölbe. Sie empfindet fromm:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da sitzt jetzt auch irgendwo der liebe Herrgott still.

Und innig denkt sie:

Wo bist jetzt du, geliebter Mann? Hörst du es auch, wie ich und Gott es hören?

Es ist nicht mehr der Schein der blauumschirmten Lampe; aus dem Mädchengesicht, das wieder in den Flechtenkranz der blonden Haare zurückgebettet liegt, strahlt der Schimmer einer vom Wunder bewegten Seele.

* * *

Fräulein Helene sagt zu Xaver Kollmus ein bißchen dummpfiffig:

„Warum muß auch ein Dichter eine Staatsprüfung machen?"

Sie sitzen hoch auf einem Bergfelsen zusammen und lassen ihre Beine über den Abgrund baumeln.

„Weil der Dichter eine aus der Höhe zu Tal geratene menschliche Abart darstellt und in der Weltordnung dort unten ohne unkenntlich machende Einkleidung ein gefährdetes Dasein führt."

„Aber die Dichter sind doch die Freunde aller schönen Seelen und die Lieblinge der edlen Frauen."

„Gewiß, wenn sich ihre Körperlichkeit nach dem Tod in den Duft einer poetischen Blütenlese verflüchtigt hat und ihrer hundert zusammen sich um einen Taler in die Erträgnisse dieser Freundschaft und Liebe teilen."

„Pfui, das ist eine garstige Rede. Ich denke mir beneidenswert glücklich, wer den Menschen etwas so Auserlesenes geben kann, daß die Beschenkten vergessen, ihm Geringeres dafür zurückzugeben."

„Ach ja, und darum eben wird am Ende auch die hoffentlich dereinstige Frau des Herrn Xaver Kollmus nicht Frau Dichterin, sondern Frau Professorin heißen."

„Wenn sie aber Frau Dichterin heißen will?"

„Dann wäre er freilich gern auch nur ihr Dichter."

* * *

Der Kandidat der altklassischen Philologie Xaver Kollmus hat seine Staatsprüfung mitsamt den Ruinen des perikleischen Staatsgebäudes in Kisten verpackt; nur den Theokrit und ein paar andere der antik, aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nimmer alt gewordenen, helleniſchen und römiſchen Singvögel hat ein Sonnenſtrahl, der bei der Einkerkerung auf ſie fiel, vor der Finſternis gerettet.

Nun ſitzt der Dichter Xaver Kollmus in heller Frühe im Garten des Landhauſes über dem See und ſchreibt auf ein weißes Blatt. Er iſt ſchon eine Weile fertig; aber eine helle Duftwolke in Geſtalt Fräulein Helenes ſteht immer noch zu bald vor ihm, als daß der Morgengruß und die Überreichung des poetiſchen Schriftwerks eine von verlegenem Ungeſchick freie Zeremonie geworden wäre.

Auf dem Blatt ſind die Verſe zu leſen:

Hörſt du mich, Freundin, durch die Nacht?
Und iſt dir auch das Herz erwacht
Wie mir und wie der ſtillen Welt,
Die ihren Saal mir lauſchend offen hält?

Hörſt du mich, Freundin, durch die Nacht,
Die ihre ferne Sternenpracht
Entzündet hat im Himmelsraum
Um meiner Lieder erdenſeligen Traum?

Hörſt du mich, Freundin, durch die Nacht?
Ich kenne meiner Geige Macht.
Füllt ihre Stimme einmal ſo dein Ohr,
Dann bin auch ich zu dir getreten durch das Tor.

Fräulein Helene lieſt lang an den Verſen und kommt aus der Leſung hervor, wie aus einem Schwarm entzückter Fragen.

Der Dichter macht ſich beiſeit an ſeinem Ärmel zu ſchaffen.

„Es geht auf den Geiger, den du wohl nachts von deinem Garten ſchon manchmal gehört haſt und der mir mit ſeinem Spiel in meiner Stube beim Hafenbäcker auch ein willkommener Freund geworden iſt.“

Fräulein Helene ſtößt ſich einen Augenblick an der Antwort, dann aber frägt ſie mit bewunderndem Augenaufſchlag:

„Iſt das der wahren Dichter Kunſt, eines anderen Sehnſucht ſo ſchön auszuſprechen?“

„O, irgendwie miſcht ſich alle Menſchenſehnſucht mit der Sehnſucht der Dichter.“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Geschieht darum auch das?: Ich sitze nun schon manchen Abend allein in dem Garten, wenn die Geige spielt, und habe doch immer das seltsame Gefühl, du, eben du seist bei mir. Ich muß nach dem leeren Stuhl neben mir greifen, wenn ich erfahren soll, du seist nicht da."

„Die Liebe, o Geliebte, ist allgegenwärtig."

„Immerhin sag, warum kommst du nicht auch leibhaftig an solchen Abenden?"

„Vielleicht bliebe dann die Geige aus."

„Ja, es muß wohl so sein."

„Und wenn ich bei dir säße, würde mich ihr Spiel vielleicht von dir wegführen, wie den Herrn, der vordem bei dir saß."

„Ich verstehe nicht, was du da meinst."

„Wie, wenn du hinter mir nur den Wassermusikanten liebtest?"

„Scherze nicht, Xaver Kollmus! Vielleicht ... ist's auch so."

„Vielleicht ist's auch so ... Soll ich darüber traurig werden?"

„Nein, dankbar. Wer hat dich mir gebracht?"

„Ein Nachmittagsspaziergang, denke ich."

„Ei, du glaubst, mein Dichter zu sein und weißt nicht, daß ich den Nachmittagsspaziergang damals nur unternahm, um mir auf der Höhe im hellen Tag droben von den Liedern jener Abende zu singen, die der Geiger mir wieder in die Erinnerung gebracht hatte. Nicht, um eine halbwilde, fremde Mannsperson auf meinem Lieblingsplatz ausgebreitet zu finden."

* * *

„Jetzt hast du mich den ganzen Anstieg heraufgetragen!"

„Es war, als ob ich einen großen Strauß Rosen getragen hätte."

„Oder eine Prinzessin?"

„Meine Prinzessin."

„Xaver Kollmus, du bist nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Mann."

„Und welchen von beiden liebst du?"

„Dich."

Er hält die betörende Last noch einmal in die Sonne, dann läßt er sie an der Hecke in die Wiese gleiten und legt sich daneben.

Brauchen wir noch Fabeln von Nymphen und Göttern? denkt er.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und brauchen wir noch Märchen von Königskindern? denkt sie.

Nach einer Weile sagt er wieder:

„Glaubst du, daß wir es nur zu wünschen brauchten, und wir säßen auf jener weißen Wolke dort und führen über die Erde hin!"

Und sie sagt hingegen:

„Was sollen wir wünschen? Es ist ja alles so schön!"

* * *

Bald wird Hochzeit sein. Fräulein Helene ist hurtig geworden wie Quellwasser, und ihre feinen Hände schimmern, als hätten sie mit tausend glücklichen Heimlichkeiten zu tun; Xaver Kollmus läuft einen Finger breit über dem Boden.

Zwischen ihr und ihm lassen sich jetzt solche Gespräche behorchen:

„Auch die Mutter ist ganz anders geworden."

„Das Glück steckt an."

„Vielleicht ist es auch der Zauber, der uns alle betraf. Sie war so vorsichtig und besorgt, jetzt ist sie selber bunt geschäftig wie eine Braut und verschwenderisch wie ein Bräutigam."

„Ei ja, du brauchst nur eine Laune loszulassen, und sie ist schon erfüllt."

„Denk' dir, zur Hochzeitsreise kriegen wir, genau wie wir's neulich droben bei der Hecke ausmachten, einen eigenen großen, gelben Reisewagen, nach dem Muster von dazumal, als der Großvater die Großmutter nahm, und einen richtigen Schwager dazu. Und unsere Hochzeitsgäste werden nur die Dorfkinder sein, die sollen bewirtet werden und uns den Reigen tanzen."

„Das trifft sich, ich habe für die Gratulantin darunter schon das Carmen in der Tasche."

* * *

Xaver Kollmus hat Nachwehen bürgerlicher Natur, die indes nicht wichtig genug sind, um hier in dieser höher hingebahnten Geschichte erwähnt zu werden. Es beschwert ihn, um den Zustand in gebührender poetischer Umschreibung anzudeuten, dann und wann schamhaft, daß er nun eigentlich ein Fink in fremdem Hanfsamen sei.

Fräulein Helene aber wischt ihm die Unlust weg:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Gib mir einen schönen Reim, und all mein Reichtum wird darum ein armer Kupferpfennig."

„Hör, Mädchen, bist du wirklich ein Kind von dieser Menschenwelt?"

„Ein Kind von dieser Menschenwelt? Ich weiß es wohl selber nicht ... Doch komm und versuch!"

Er darf sie küssen, bis sein Zweifel gewichen ist.

* * *

Xaver Kollmus schwelgt:

„Ja, ich will dich in den goldenen Rahmen meiner Reime fassen, und du sollst darin so schön sein, daß alle Frauen verlangen werden, gleich dir zu sein, und daß alle Jünglinge ihre Mädchen nach deinem Bild zu erwählen begehren. Und wer dein Antlitz in dem Rahmen gesehen, fragt nicht mehr, wie wohl das Glück aussehe."

Doch sie weiß noch Süßeres:

„Aber mich selber soll keiner von ihnen finden; und wenn ich ihnen begegne, keiner soll mich erkennen."

„Ja, wir wollen uns grau anziehen wie die Nachtigall, wenn wir unter ihnen sind, und den Schmelz verbergen, den wir in uns tragen."

„Daß er um uns strahle, wenn wir wieder auf unsern Berg der holden Einsamkeit zurückkommen."

* * *

Sie sitzen bei eingebrochener Nacht in der Laube des Gartens.

„Nun bist du zum Abend gekommen, aber die Geige kommt nicht. Ich freute mich so lange darauf, mit dir zusammen sie zu hören."

„Vielleicht kann der Geiger nur spielen, wenn du allein bist, und er ist erschrocken, daß ich da bin."

„Es saß schon ein anderer Mann hier, der ihn nicht verscheuchte."

„Das war eben ein anderer Mann."

„Neben dem ich freilich allein saß."

„Und glaubst du nicht, daß der Geiger das wußte?"

„Konnte er wissen, was ich damals selber erst entdeckte?"

„Sag, hast du Heimweh nach dem Spiel?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Nicht doch, ich meine, es müßte in jedem Augenblick wieder anheben."
„Vielleicht, wenn wir ganz still in uns hineinhorchen."
„O, seine Musik ist mir seither nimmer aus der Welt geschwunden."
„Soll ich ihn zur Hochzeit laden?"
„Wirst du ihn finden?"
„Ich liebe dich, und kann darum nicht fehlen, wenn ich suchen gehe."

* * *

Die Hochzeit war zu Ende. Das Landhaus und der Garten über dem See waren voll Freudenschall und Herzensjubel, als hätten auch Himmel und Erde an diesem einen Tag Hochzeit gehalten. Ein Dorfmädchen hatte bei der Tafel unter den reifenden Obstbäumen das Hochzeitscarmen aufgesagt, das folgenden Inhalts war:

Zieht die Hecke um den Garten!
Laßt die guten Geister warten
An den Türen, und herein
Darf nur Sonn- und Mondenschein,
Vogellied und Geigenspiel,
Und was sonst vom Himmel fiel.

Kommt ein Fremdling von der Erden,
Soll ihm erst der Willkomm werden,
Wenn er kennt das Losungswort
Für den stillen Zauberort:
Unter unsrer Herrin Fuß
Alles Wunder werden muß.

Das Spiel von der Prinzessin Helene lag noch glänzend in den Augen der Kinder, als sie abends reich beschenkt unter den schwankenden, bunten Papierlaternen ins Dorf hinunterzogen. Aus dem Schuppen neben dem Haus leuchtete der gelbe Reisewagen, der morgen die Landstraße hinrollen soll über Berg und Tal. Der Schwager probierte sein Posthorn und blies hellen Klang in die Dämmerung hinein.

Und dann war die Nacht und der Mond und die Sterne über den See, den Garten und das Haus der Liebe gekommen, im Hinzug stiller, tiefer Stunden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau Helene liegt träumend im Brautgemach und angefüllt von hold verströmter Wonne.

Auf einmal, von ungefähr und doch wie an das Bedeutungsvollste, denkt sie im Traum an die Geige auf dem See.

Warum hat sie gefehlt?

Oder war sie da?

Ja ... da ... da eben steigt draußen vor den offenen Fenstern aus dem Garten ein Lied auf und wieder ein anderes und noch eines.

Oh, sie ist da ... im Garten ... nicht auf dem See?

Frau Helene erwacht, aber sie schlägt die Augen nicht auf und liegt in dem süßen Segen der wunderbaren Begebnisse. Nur ihre Hand schiebt sich leis suchend hinüber. Der Platz des Xaver Kollmus ist leer.

Draußen im Garten vor den Fenstern spielt die Geige.

Da weint Frau Helene aus dem Überfluß ihres gnadenvoll frohen Herzens.

Rundschau

Die olympischen Spiele

Von Stockholm nach Berlin

Der schwedische König der beste Tennisspieler seines Volkes — das entspricht zwar nicht mehr ganz den uralten germanischen Ansprüchen, daß der König der stärkste Krieger seines Volkes sein müsse. Aber es ist doch in gewissem Sinne eine angemessene moderne Form für denselben Gedanken. Und wie nacheifernd das Beispiel des Königs wirkt, erkennt man besonders, wenn man bedenkt, daß der König auf irgend einem beliebigen Tennisplatz gute Spieler aus dem Volke herausgreift und sich zu Partnern wählt. Solche Züge geben den Hintergrund ab für die olympischen Siege, die das schwedische Volk jetzt in Stockholm erfochten hat. Dazu hat ja in Schweden seit seinem Turnvater Ling, der mit Jahn gleichzeitig lebte, die Gymnastik eine alte Pflege. Weil Schweden ein kleines nicht so im Weltverkehr stehendes Ländchen ist, ist das erst verhältnismäßig spät bekannt geworden. Aber heute hat das Stockholmer Zentral Gymnastikinstitut vielleicht eher noch einen größern Weltruf als die gleiche Anstalt in Berlin. Das deutsche Turnen wird zwar immer seinen Platz in der Welt behalten. Das hat auch die jetzige Olympiade wieder bewiesen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber die schwedische Gymnastik, die in strenger Anlehnung an die medizinische Wissenschaft jeden einzelnen Muskel in richtiger Weise zu üben und die Atembewegungen der Brust zu entwickeln sucht, hat doch nicht minder befruchtend gewirkt. Ja als Grundlage für den Sport wird sie infolge der schwedischen Triumphe in Stockholm wahrscheinlich einen weitern kräftigen Aufschwung erleben. Die Stockholmer haben schon lange den Plan, eine Hochschule für Gymnastik und Sport zu errichten. Jetzt wird seine Verwirklichung wahrscheinlich nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die Sache wäre insofern ganz gut, als der Sport tatsächlich seine Gefahren hat, ebenso wie freilich auch das Turnen, wenn auch nicht in demselben Maße. Die öffentlichen Schaustellungen und die furchtbare Konkurrenz verführen dazu, daß die Sportsleute, um die Rekorde zu drücken, sich zu Spezialisten in bestimmten Fertigkeiten trainieren und schließlich gar Berufsakrobaten werden. Damit entfernt man sich aber vom eigentlichen Wesen des Sports so weit als möglich. Deshalb wäre es sehr erwünscht, wenn auf einer Hochschule die Anlehnung jeglichen Sports an medizinische Grundsätze eifrig gepflegt würde.

Die Amerikaner haben insofern eine günstige Bestimmung die einseitige Pflege des Sports zu verhindern, als wenigstens von den Studenten nur derjenige sich für die Beteiligung an den olympischen Spielen trainieren durfte, der in den studentischen Zwischenexamen eine gute Zensur erhalten hatte. Wer diese Bedingungen erfüllt hatte, durfte oder mußte allerdings sich monatelang mit der allergrößten Energie für die Olympiade drillen.

In Amerika und namentlich in England widmen sich vorwiegend die mittleren und oberen Schichten dem Sport. In Schweden ist das ganze Land davon erfaßt. Schweden ist nicht ganz ohne gesellschaftliche Gegensätze, es ist nicht eigentlich demokratisch, der Sport aber überbrückt die Kluft. Denn hier zieht der König mit dem Arbeiter an demselben Strange. Und wenn jetzt der König oder der Kronprinz dem Arbeiter die Hand gedrückt und ihm die Olympiamedaille vor den Sportsleuten der ganzen Welt überreicht hat, so hat den schwedischen Arbeiter das nicht nur sozial gehoben, sondern er hatte auch das Gefühl, die Überreichenden stehen nicht nur infolge der Geburt an dieser hohen Stelle, sondern auch die körperliche Tüchtigkeit macht sie zu würdigen Vertretern der olympischen Ehrenhandlung.

In Schweden überbrückt der Sport auch die Kluft zwischen Militär und Zivil. Auch in Schweden gibt es einen starken Gegensatz gegen den Militarismus. Mir sagte ein Offizier, daß er es sonst vermieden hätte in Stockholm in Uniform auszugehen, weil in der jetzigen liberalen Kammer zuweilen geklagt worden wäre, in Stockholm sähe man viel zu viel Offiziere auf den Straßen herumlaufen. Jetzt aber durch die Spiele seien die Offiziere beliebt geworden, weil sie viel Siege errungen hätten. Wo sich die militärischen Sieger auf der Straße zeigten, würden sie gefeiert. Und wie volkstümlich haben es die schwedischen Offiziere angefangen Sport zu treiben. Sie haben innerhalb der einzelnen Regimenter Sportriegen gebildet. Hier haben sich Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine zusammen im Sport geübt. Der Offizier hat nichts darin gefunden, wenn dieser und jener Gemeine in irgendeinem Sport etwas besser ist als er. In Deutschland würde man denken, erklärte mir ein schwedischer Major, Graf Schwerin, daß das die Disziplin schädigt, aber das Gegenteil sei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Fall. Wenn der Soldat sehe, daß nicht nur Geld und Geburt den Offizier auf seinen Platz gestellt hätten, sondern daß er auch unter gleichen Bedingungen mehr leiste, so folge er den Befehlen aus wirklicher innerer Achtung.

Der Sport überbrückt in Schweden auch die Trennung der Geschlechter. Schon in der Schule turnen die Knaben meist zusammen mit den Mädchen, und zwar fast in derselben Kleidung, so daß man die Mädchen eigentlich nur an den Zöpfen erkennen kann, d. h. wenn sie sie nicht abgeschnitten haben. Sodann zeigen sich die Damen in einzelnen Sportarten fast so leistungsfähig wie die Männer. Der Wassersprung von zehn Meter Höhe wurde z. B. von den schwedischen Damen mit derselben Eleganz und Schneidigkeit ausgeführt wie von den Männern — etwas was bis vor kurzem noch für recht unweiblich — namentlich vor einem großen Zuschauerpublikum — gegolten hätte. Außer im Schwimmen und im Tennis haben sich die Damen an der Olympiade nicht beteiligt. Wir glauben aber sicher, daß sie künftig noch in manchem andern Sport, wenn auch nicht gerade beim Ringen, in die öffentliche Konkurrenz treten werden. Freilich wohl kaum bei der Berliner Olympiade. Denn dazu ist Deutschland viel zu sehr das Land des patentierten Schutzes des ewig Weiblichen.

Als Deutschland bei den Londoner Spielen 1908 Stockholm als den Ort der nächsten Olympiade vorschlug, da wußten die Schweden nicht recht, ob sie die Ehre annehmen sollten. Und wie haben sie sich jetzt herausgepaukt! In Anbetracht der Kleinheit ihres Landes bedeuten ihre Siege zweifellos mehr als die der Amerikaner. Es ist klar, daß auch wir in vier Jahren, wenn wir uns dahinter knien, unsere Punkte vervielfachen und unsere Wagschale weit in die Höhe schnellen lassen können. Diese Überzeugung war bei allen deutschen Kämpfern in Stockholm vorhanden.

Unsere Sportverbände sind ja noch verhältnismäßig schwach. Aber sobald die deutsche Turnerschaft mit ihren über eine Million Mitgliedern den festen Entschluß faßt, für die Berliner Olympiade ihre Leute zu schulen, so ist das Spiel schon halb gewonnen. Es war ein verhängnisvoller Beschluß, der dem verdienten, aber etwas petrefakt gewordenen Vorsitzenden, Prof. Götz, zu verdanken ist, daß sie diesmal den Spielen fern geblieben ist. Wir wissen die Grundsätze der deutschen Turnerschaft, die mehr auf gute Durchschnittsleistungen der Massen als auf Glanzleistungen führender Sterne sieht, zu schätzen. Wir haben viel Verständnis für ihre ruhige und stete Gangart, bei der man den Ehrgeiz nicht so kitzelt und die Leidenschaften nicht aufpeitscht. Aber Biedermeier ist eben tot, und man kann nur noch sein Andenken ehren.

Auch haben ja unsere Turner dem Sport schon Zugeständnisse gemacht. Es kommt nur darauf an, sie etwas bewußter und schneller zu tun. Der Sport braucht keine Turnhallen, das ist ein gewaltiger Vorzug. Er braucht nur Platz, und wenn er viel Platz braucht, so kann man beinahe sagen, um so besser. So schwierig es in unseren Großstädten sein mag, Plätze zu schaffen, so wichtig ist es, daß wir nicht ganz eingemauert, sondern daß große Freiflächen erhalten werden. Was gilts? Ich getraue mir zu sagen, wenn der Sport nicht schon wäre, so müßte man ihn in unseren Großstädten erfinden, um einen kräftigen Grund zu haben, für Freiflächen zu sorgen.

Sport kann auch auf jedem Dorfe getrieben werden. Man braucht nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen Sportplatz, und oft auch den nicht einmal, es genügt das freie Feld. Und so treibt auch in Schweden die Dorfjugend ihren Sport. Man läuft, springt, wirft, spielt Fußball, schießt, schwimmt usw. Es kommt hinzu, daß in Schweden eine amtliche Reichssportorganisation besteht, vor der man sich jährlich durch Erfüllung bestimmter Leistungen in fünf verschiedenen Sports eine Medaille erwerben kann. Eine Einrichtung, die entschieden Nachahmung verdient.

Gute Durchschnittsleistungen der breiten Masse sind die Hauptsache, dieser Grundsatz der deutschen Turner ist ganz richtig. Aber selbst wenn sich einzelne Koryphäen leicht durch zu große Anspannung zugrunde richten, so gleichen sie doch Leuchtfeuern, die große Massen in ihren Bann ziehen.

Sodann ergeht ein Appell an unsere Offiziere. Sie haben sich in Stockholm eigentlich nur an dem aristokratischen Reitsport beteiligt. Das war durchaus unbefriedigend. Wer hat wohl mehr Veranlassung hinsichtlich körperlicher Tüchtigkeit und Zähigkeit an der Spitze zu marschieren als die Offiziere? Und nicht nur dies. Die Offiziere haben anregend und fördernd auch auf die körperliche Entwickelung der Unteroffiziere und der Gemeinen zu wirken. In dieser Beziehung leistet der deutsche Militärdienst recht wenig. Der Mann wird zwar während seiner Dienstzeit körperlich etwas aufgerüttelt. Aber eine Anregung, die Ausbildung seines Körpers fortzusetzen, bekommt er nicht. Infolgedessen hat der Militärdienst nur vorübergehenden Wert. Das müßte durchaus anders werden. Die schwedische Dienstzeit beträgt nur acht Monate, aber sie regt anscheinend zu körperlichen Übungen mehr an als die deutsche.

Die alten olympischen Spiele umfaßten freilich nicht nur körperliche Übungen. Auch Dichter und Sänger erschienen und machten das Volk mit ihren Künsten bekannt. Etwas Ähnliches ist auch im Programm der modernen Spiele vorgesehen. Es soll ein Bund zwischen Kunst, Literatur und Sport geflochten werden. In jede Olympiade sollen fünf Konkurrenzen, und zwar in Architektur, Malerei, Musik, Bildhauerei und Literatur, aufgenommen werden. Aber diese Konkurrenzen fallen nicht unmittelbar mit den Spielen zusammen. Für die kommende Olympiade ist 1913 in Lausanne ein Kongreß vorgesehen, der Fragen aus dem Gebiet der Physiologie und der sportlichen Psychologie behandeln wird.

Die olympischen Spiele sollen eine neue Kultur des Körpers einleiten. Je mehr die Maschine den modernen Menschen von schwerer körperlicher Arbeit freimachen wird, oder aber je mehr sie den Körper des Arbeiters infolge Ausübung einzelner Handgriffe in die Gefahr einseitiger Entwickelung drängt, um so mehr müssen wir dafür sorgen, daß unser Körper in freiem Spiel und Sport harmonisch nach allen Seiten seine Kräfte üben lernt. In Griechenland konnte nur die obere Schicht ihren Körper in Schönheit und Kraft pflegen. Unser Ideal ist demokratischer, und die Maschine soll uns dazu die nötige Freiheit geben. Die Internationalität der Spiele aber ist geeignet, das Ideal eines schönen und gewandten Körpers nach den verschiedensten Seiten hin anzuregen und zu befruchten. Solche olympischen Wettkämpfe sind ein außerordentlich viel edlerer Wettstreit als der gegenseitige Kampf mit den Waffen in der Hand.

Hermann Kötschke

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Badische Großblockpolitik

Der vorläufige Schluß des Landtags 1911/12 gestaltete sich zu dramatischer Entwicklung. Die größte Partei der Arbeitsmehrheit sah sich veranlaßt das Budget abzulehnen unter Umständen, die in einer Erklärung der Fraktion der Volkspartei als notwendige Voraussetzungen zu einem solchen Schritt anerkannt wurden. Da die Haltung der Großherzoglichen Regierung mit dem Entschluß der sozialdemokratischen Fraktion ursächlich verknüpft ist, entsteht das Bild des Gegenteils einer konstitutionellen Entwicklung, das eine aufmerksame Beobachtung verdient. Denn, wie die Dinge sich nun gestalten mögen, wird der Schlüssel zu ihrem Verständnis und ihre Ursachen in der gegenwärtigen Situation anormaler Beziehungen zwischen der parlamentarischen Mehrheit und der Regierung zu finden sein.

Wenn die Großherzogliche Regierung und das Ministerium des Freiherrn von Dusch als einheitliche und homogene Macht betrachtet werden wollen, und dieser Anspruch wird von ihnen erhoben, war ihnen das Verhalten gegenüber der Mehrheit der Liberalen, Demokraten und Sozialdemokraten vorgeschrieben durch die Stellung dieser Mehrheit zu den administrativen und legislatorischen Bedürfnissen der Regierung. Hier war die Situation trotz der konzilianten Haltung des Ministeriums gegenüber der Rechten völlig geklärt als latenter Konflikt, der in der dilatorischen Methode der Mitarbeit des Zentrums an den größeren Gesetzgebungsfragen sich von Schwierigkeit zu Schwierigkeit entwickelte.

Die Sozialdemokratie hat in allen diesen Lagen ihr am Beginn des Landtags gegebenes Wort eingelöst, eine Reformpartei auf dem Boden der bestehenden Verhältnisse sein zu wollen. Sie hat sich, und mit ihr die übrige Linke, bei den großen und kleinen Gesetzgebungsfragen, vor allem bei der Behandlung des Wassergesetzes und des Landwirtschaftskammergesetzes, für die Regierung in die Bresche gestellt. Und das Ministerium wäre nicht imstande gewesen, das Programm der Thronrede zu realisieren, wenn nicht die Sozialdemokratie sich bis zu einem gewissen Grad solidarisch erklärt hätte mit diesen von Seiner königlichen Hoheit, dem Großherzog im November 1911 verlesenen Aufgaben staatserhaltender Tätigkeit.

Mit dieser Arbeit der Sozialdemokratie und des Großblocks stimmen die Zwecke überein, die zu seiner Begründung geführt hatten. Damit stimmen auch überein die Anschauungen des größeren Teils der badischen Bevölkerung. Hier wäre Gelegenheit gewesen, die wichtigste Aufgabe eines deutschen Staatsmanns mit Aussicht auf Erfolg in Angriff zu nehmen, die Eingliederung der sozialistischen Bewegung in die Arbeit des Staatsganzen. Und diese Aussicht auf Erfolg war um so größer, als ihrer Inangriffnahme nur noch Zitate aus radikalen Publikationen und Fragen der Etikette im Wege standen, die den arabischen Kultusminister Mohammed bloß zu einer Bergtour veranlaßten. Kraft und Wille zeigten sich aber nicht, statt dessen das deutliche Bestreben, die Demarkationslinie gegen die Sozialdemokratie zu ziehen. Wenn man zu den Erklärungen des Herrn Ministers von Dusch am Anfang die des Herrn Ministers Dr. Böhm vom Ende des Landtags in Gruppe setzt, ergibt sich eine Tendenz, die im Widerspruch zu der uneigennützigen Arbeit der Mehrheit, zu der angebotenen Loyalität der Sozialdemokratie, und zu den konstitutionellen Gebräuchen steht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hätte die Haltung der Regierung entschieden werden müssen nach den Plänen der Thronrede und der dazu eingenommenen Stellung des Großblocks, so hätte eine Summierung der Kräfte eines homogenen Ministeriums stattfinden und eine andere Stellung erzeugt werden müssen. Nun ist aber die vom Ministerium eingenommene Haltung nur als Resultante nach dem Parallelogramm der Kräfte erklärbar, die also Richtungsunterschiede aufweisen, welche aber nicht in „Thronrede", noch in „Großblock", sondern bloß in „Homogenität" verborgen liegen können. Ob im System von Regime und Gouvernement drei oder nur zwei Richtungsunterschiede bestehen, ändert die Wirkung nicht, aber kann die Lösung des Rätsels beschleunigen.

Um so höher sind bei solchen Schwierigkeiten die parlamentarischen Leistungen des Großblocks zu bewerten, der durch Regierung und Gegner nun in eine Situation gebracht worden ist, in der Motive zu noch größeren Überraschungen zu finden sind, als sie bisher bereitet wurden.

Hermann Hummel,
Mitglied der II. bad. Kammer

Glossen

Der Trieb ins Weite

Gibt es eine Übervölkerung? Nicht die Zahl der Quadratkilometer antwortet dieser Frage. Denn Enge ist nichts Räumliches. Sie ist etwas Seelisches.

. . . Zeitungsmeldungen ließen den Geschichtsprofessor Hans Delbrück einem Vertreter des „Matin" etwa folgendes sagen: „Für unsere Arbeiter (also die große Masse unserer Bevölkerungsvermehrung) brauchen wir keine neuen Gebiete, da wir im Gegenteil nicht genug Arbeiter im eigenen Lande haben. Dagegen brauchen wir ein Kolonialreich wie England für unsere jungen Leute, die zu Hause keine Stellung finden. Wir brauchen neue Kolonien nicht aus wirtschaftlichen Gründen, sondern um unserer nationalen Ehre und Eigenliebe gerecht zu werden." —

Worte, die ein fremdes Gehör vergröbert hat. Aber sie rühren an Wesentliches. Es ist immer gut, wenn Gelegenheit wird, unsere Expansionspolitiker zu stellen; ihnen den Kern ihrer Wünsche abzufragen. Es ergibt sich dann, daß Deutschland ohne Kolonialgebiet erstickt: wegen Übervölkerung. Und daß der „Geburtenrückgang" ein Schrecknis ist: wegen Bevölkerungsmangel. Das Verebben des Auswandererstromes ist ebenso erfreulich, wie die Notwendigkeit, unserem Menschenüberschuß Raum zu schaffen, unausweichbar . . .

Im vorigen Jahre verließen ihrer 22000 das Deutsche Reich. Eine belanglose Zahl; die außerdem fast von Jahr zu Jahr sinkt. Eine Krise erhöht sie, eine Hochkonjunktur senkt sie vorübergehend. Vergleicht man sie mit den 200000, die vor dreißig Jahren den Weg übers Meer antraten, so muß man zugeben, daß es eine deutsche Auswandererfrage heute nicht gibt. — Doch der Überschuß? Bevölkerungsdichte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist ein wirtschaftlicher, kein Raumbegriff. Ein Land, dessen Arbeitsmöglichkeiten nicht enger werden, bleibt, auch wenn es um achtmalhunderttausend Köpfe jährlich zunimmt, immer gleichstark bevölkert. Das ist Deutschlands Fall. Dies Volk gleicht einem Körper in Bewegung; der in dieser Bewegung seinen Gleichgewichtszustand gefunden hat. Wirtschaft, Handel, Verkehr, Finanzen, Beamtentum: alles ist, ausnahmslos, auf einen gleichmäßigen Zuwachs eingerichtet. Ein plötzliches Sinken des Überschusses würde nicht als Erleichterung, sondern als Störung empfunden werden; nach dem Trägheitsgesetz. In dem Augenblick, da die Verschiebung unserer Arbeitsweise (Industrialisierung) das stockende Volkswachstum überholt, ist Deutschland zu schwach bevölkert: wir würden die rechnerisch immer noch steigende Zahl als rückläufig empfinden. Gradmesser: der Menschenmangel auf dem Lande. Was fingen wir, wäre der Zuwachs wirklich ein Überschuß, mit unseren heutigen oder künftigen Kolonien wohl an? Wenige wandern aus; von den wenigen neun Zehntel nach Nordamerika. Denn sie suchen nicht Land, sondern Arbeitslohn. Wer spürt in Newyork die schwache Besiedelungsdichte der Vereinigten Staaten? Weit ist es, wo viele Menschen beisammen sind. Hätten wir Südmarokko genommen: nicht zehntausend in zehn Jahren gingen hinüber. Langsam aber fühlbar drängt die Entwicklung der Welt dahin, Massenwanderungen überflüssig zu machen: trotz der Verkehrsziffern. Telephongespräch und telegraphischer Auftrag, Post und Geldsurrogate ersetzen Menschen und Waren die körperliche Anwesenheit. Man kann vom Schreibtisch aus an den Erwerbsmöglichkeiten Amerikas wirksamer teilnehmen, als einst an Ort und Stelle. Das gilt für die Massen nicht? Auch für die. Nicht im Raum spielt die Ausdehnung sich ab.

Bei alledem: Sollen wir uns der versiegenden Abwanderung freuen? Sie könnte ein Zeichen des Wohlstandes und wirtschaftlicher Ausgeglichenheit sein. Sie kann aber auch etwas ganz anderes sein. Um 1880 stand die Zahl der Wandernden am höchsten. Das war die Zeit der jungen Reichskraft. Des Aufstiegs nach der Erschütterung. Die Zeit, als die nationale Lebensfülle in einer bis dahin ungekannten Geburtenziffer zum Ausdruck kam. Waren es Verzweifelnde, die, gerade damals, über das Meer gingen? Hoffende waren es. Starke und Mutige. Heute? Sie bleiben und beschränken lieber die Kinderzahl. Das Land reicht aus: man kann auch zu Hause leben. Wer heute wandert, hat in der Seele die Enge gespürt. Daß so wenig sie spüren, ist eins unserer Müdigkeitszeichen. Professor Delbrück hat recht: Nicht die anschwellenden Millionen, sondern die Hunderttausende freudlos Gebildeter sind unser Übervölkerungsproblem. Fraglich allerdings, ob deutscher Kolonialbesitz ihnen helfen würde; sie gehen ja auch nicht in fremde Kolonien. Um sie aber handelt sich's. Vom Staat der Rentner und Festbesoldeten sind wir noch weit; doch die Spur der Verfettung ist da. Was im Matin-Gespräch (ein wenig umgefärbt) „nationale Ehre und Eigenliebe" hieß, ist in der Tat das Wichtigste: die innere Raumweite. Das Luxusbedürfnis der Seele nach Aufgaben. Besser für uns, wir verlören immer noch zweimalhunderttausend Auswanderer jährlich nach Amerika, als daß wir zweimalhunderttausend Pensionsanwärter gewinnen. Ob in eigenes oder fremdes Neuland: wenn sie's nur wagen und gehen. Und wenn der Trieb ins Weite nicht stirbt . . .

Hermann Friedemann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unter falscher Flagge

„Das Fähnlein ist leicht an die Stange gebunden, aber es kostet viel, es mit Ehren herunterzuholen." Der hansische Wahlspruch ist kürzlich in einer Regattarede des Kaisers verwendet worden, um die Zurückhaltung der deutschen auswärtigen Politik zu erläutern. Der neubegründete altnationalliberale Reichsverband wird sich den Schwierigkeiten des Herunterholens der an die Stange gebundenen Fahne, die er gehißt hat, unterziehen müssen, wenn er die Partei nicht geflissentlich ruinieren will. Und das darf man zunächst nicht annehmen, obschon die Vorgänge bei der Gründung soviel Unwahrhaftiges an sich trugen, daß von vornherein neben staunendem Kopfschütteln tiefstes Mißtrauen am Platze war.

Am 12. Mai feierte die nationalliberale Partei auf ihrem Berliner Delegiertentage ein Fest der Einigung und Einmütigkeit. Bassermann, der umjubelte Redner des Tages, schien so vollkommen Herr der Situation, daß man eigentlich jede Diskussion für überflüssig hielt. Der neuste Zwist schien wieder einmal glänzend schiedlich-friedlich beigelegt. Die „Rechtser", die in der Zentralvorstandssitzung vom 24. März gegen den Reichsverband der nationalliberalen Jugend Sturm gelaufen, setzten ihren Wünschen entsprechende neue organisatorische Bestimmungen durch. Alles schien in schönster Ordnung.

„Wir wollen auseinandergehen mit dem stolzen Bewußtsein, daß wir die Sorge, die mancher mitgebracht hat, es könnten die Streitigkeiten womöglich zu Zwistigkeiten führen, daheim lassen können, daß wir einmütig und geschlossen an die weitere Arbeit gehen." Das waren etwa die letzten Worte, die der Vorsitzende an den Delegiertentag richtete. Und am Abend des gleichen Tages wurde der altnationalliberale Reichsverband gegründet unter der Ägide des Parteigeneralsekretärs Fuhrmann!

Daß von dieser Absicht dem Delegiertentage keine Mitteilung gemacht wurde, mußte zum mindesten als eine grobe Nichtachtung dieser höchsten Parteiinstanz empfunden werden.

Was man zur Motivierung der neuen Gründung vorbrachte, wurde nach jeder Richtung sofort als hinfällig erkannt. Vor allem die kühnste Behauptung, daß der altnationalliberale Reichsverband die Einigkeit in der Partei wieder herstellen und die Parteileitung gegen die bösen Jungliberalen schützen solle. Denn diese Jungliberalen, der Reichsverband der nationalliberalen Jugend, hatten sich seit Jahren fest auf die Seite der Parteileitung gestellt; die Schwierigkeiten aber, die dieser bereitet wurden, gingen stets von den „Alten", von den „Rechtsern" aus.

Der einzig wirkliche und verständliche, wenn auch keineswegs verständige, Zweck der Neugründung ist, die Parteileitung im Sinne der Rechtsentwicklung zu beeinflussen, die Parteileitung in die Hände zu bekommen. Da dies durch den Vorstoß in der Zentralvorstandssitzung am 24. März nicht gelungen war, so ist vorläufig eine Nebenregierung eingesetzt, eine organisierte Sonderbündelei in die Wege geleitet. Natürlich im Interesse der Einheit und Macht der Partei! Um die Parteigenossen nach rechts hinüberzudrängen, wird der schärfste Kampf gegen die Sozialdemokratie als höchste, alles andere in den Schatten stellende Bürgerpflicht gepriesen — und „bekanntlich" sind Zentrum und Konservative die einzig wahren Bekämpfer des inneren Feindes, während die Linksliberalen auch in diesem Punkte höchst verdächtig sind. Also!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieses Rechtsdrängen sucht man gewissermaßen physikalisch zu legitimieren, indem man das bereits totgehetzte Phantom des Linksabmarsches der nationalliberalen Parteileitung wieder auf die Szene schiebt. Die Manen Bennigsens werden beschworen, obwohl der heut der erste wäre, gegen die Vorherrschaft der rückschrittlichen Parteien Front zu machen; hat er doch stets und immer dringender auf die Notwendigkeit hingewiesen, dem deutschen Liberalismus, dem deutschen Bürgertum die Stellung in unserem öffentlichen Leben zu verschaffen, die ihnen nach ihrer Bedeutung gebührt. Bennigsen würde heut noch mehr als in den Tagen des preußischen Schulkampfes für ein entschiedenes Zusammengehen mit dem Linksliberalismus eintreten, denn dessen Vertretern kann nach den Proben der letzten Jahre nur böseſter Wille die Neigung und die Fähigkeit absprechen, praktische Politik, auch im Sinne der Staatsmacht und Staatsautorität, zu treiben. Einen ganz besonders bösen Reinfall aber haben die Helfershelfer unserer „Alteh" erlebt, als sie „die andern" antimonarchischer Strebungen verdächtigten und als Beweis den Antrag auf Ministerverantwortlichkeit anführten; denn er „schmälere die Rechte der Krone". Gerade dieser Antrag enthält aber eine alte Bennigsensche Forderung.

Bennigsen, auf den man sich beruft, würde die Sonderbündelei in der Partei mit den schärfsten Worten geißeln. Aber auch ohne ihn zieht erfreulicherweise das fadenscheinige Gerede, mit dem der neue Reichsverband seine Existenzberechtigung zu erweisen sucht, fast nirgends mehr in der eigenen Partei. Draußen, rechts und in der Mitte, hat er ja allerdings verdächtig viel Lob eingeheimst; war doch auch die „Kreuzzeitung" die erste, die von der seltsamen Gründung berichten konnte. Die nationalliberalen Organisationen haben fast durchweg in nachdrücklichen Erklärungen vor dem Reichsverband gewarnt. Und wo Teile der Parteiorganisation, wie in Hessen, die Tendenzen des Reichsverbandes aufnehmen, bildet sich sofort eine Gegenorganisation (die freie Vereinigung hessischer Nationalliberaler). Diesen einzelnen Ablehnungen folgte dann Ende Juni ein allgemeiner Protestaufruf, der von angesehensten Parteiführern ausging und in der ganzen Partei lebhafteste Zustimmung fand.

Was soll und was wird nun werden? Was werden müßte, ist ohne weiteres klar. Die Gründer müssen einsehen, was sie anrichten, daß sie das Parteigefüge lockern und die Kraft wie das Ansehen der Partei schwächen; und die ihnen gutgläubig gefolgt sind, müssen erkennen, daß die Farben unecht sind, die in der Flagge des Reichsverbandes leuchten. Freilich wird es schwer halten, „das Fähnlein herunterzuholen", da auch wohl hier, wie in allem Menschlichen und so leider auch im Politischen, das Sachliche vom Persönlichen geschoben wurde; insbesondere auch, da der Verband über den nervus rerum verfügt und sich in seiner Leitung etliche Hartköpfe befinden (die Westfälinger bilden den Kern). Trotz alledem muß der Reichsverband wieder aus der Partei verschwinden — so oder so. Man könnte ihn ja noch ein Weilchen wirtschaften lassen, er würde allgemach abwirtschaften. Aber die preußischen Wahlen stehen vor der Tür, und da würde ein so verwirrendes Zwitterelement wie der in konservativen Gedankengängen plätschernde Reichsverband nur den gegnerischen Mühlen Wasser zuführen. Trübes Wasser, aber im Wahlgetriebe tut auch das seine Dienste. Darum sind „Kreuzzeitung", „Deutsche Tageszeitung",

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Reichsbote“ und Genossen so beflissen, das neue Gebilde zu konservieren; es würde ihnen prächtige Schlepperdienste leisten. Verschwindet deshalb der Verband nicht aus Eigenem, so werden die obersten Parteiinstanzen ihm in aller Form seinen Platz außerhalb der Partei anweisen müssen. Es wäre sogar besonderer Anlaß, den Delegiertentag darüber zu hören, denn für dieses höchste Parteiorgan war die Gründung (unmittelbar nachdem in Berlin die Einigkeit der Partei proklamiert und gefeiert war) ein hohnvoller Schlag ins Gesicht. Die Reichsverbandsgründung ist die unglücklichste Episode in der nationalliberalen Parteigeschichte; aber sie darf auch nur eine Episode bleiben. Dr. R. J.

Auch ein alter Nationalliberaler.

Gerhart Hauptmann in Lauchstädt

(„Gabriel Schillings Flucht“ als Festspiel)

Es ist eine notwendige Wirkung echter Charaktere, daß die Probleme an ihnen deutlich werden. So wurde unlängst am dichterischen Charakter Gerhart Hauptmanns das Problem des modernen Theaters deutlich.

Das Experiment von Lauchstädt war ja — und es hat auch diesmal an den hämischen Bemerkungen der Durchschauer nicht gefehlt — nicht das, was es sein wollte. Denn es war nicht ein Festspiel auf einer Insel der Idealität, sondern eine indirekte Berliner Premiere. Freilich haben die vier Stunden Vergnügungszug die Berliner Kritik nicht abgehalten. Alles war dort, was da sein muß; im Vestibül stand zwar der Regiestuhl Goethes, aber im Parkett saßen die Zeitgenossen. Immerhin: die vier Stunden Vergnügungszug hatten ihre charakteristische Nebenwirkung, und obwohl man im Zwischenakt schnoddrige Bemerkungen hören konnte, fühlte man sich doch näher bei Weimar als bei Berlin. Und vielleicht ist manchem Zeitgenossen einen Augenblick lang wenigstens ahnungsweise bewußt geworden, daß die Urteiler über die Werke unserer Tage erst geboren werden, wenn wir nicht mehr sind. Wir haben das Distanzgefühl über uns hinaus eingebüßt, seitdem wir die Vergangenheit verlernt haben. Es tut not, die Individuen aus ihren Zusammenhängen zu reißen. Vielleicht ist doch manch einem in der fremden Umgebung, die zugleich so merkwürdig anheimelte, der solide Boden unter seinem selbstbewußten Ich wankend geworden, und er hat, während auf der Bühne sich der Dialekt unserer Tage in eine Diktion verwandelte, das Überunshinaus begriffen, welches Kunst ist.

Freilich, es war ein mondänes Ereignis. Aber doch ward auf dem entrückteren Ort irgendwie der Respekt beschworen, nach dem die Besten heute hungern.

Das moderne Theater ist das distanzlose Theater. Die Leute, die zu Shakespeares Zeiten auf der Bühne saßen, waren weiter weg. Ein sophokleisches Publikum, das mit dem Mysterium der Tragödie verschmolz, blieb dennoch vor den Toren des Heiligtums zurück, wenn dieses sich wiederum schloß. Heute kann es vielleicht nur noch die Nähmamsell bei „Kabale und Liebe“ oder der Student bei „Tristan“, die Unzeitgemäßen auf der höchsten Galerie. Aber wir die gewitzten Realisten, die wir mit Sensationen und Raffinements aufgepäppelt werden!

Gerhart Hauptmann hat die Distanzlosigkeit, die ich hier meine, bitterlich erlitten. Er hat die Kühnheit gehabt, eine Form, die eine anerkannte Marke geworden war, zu durchbrechen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er ging hinaus über den Realismus, den er selbst kreiert hatte, Erhöhung suchend. Aber das moderne Theater, das ihm so gefügig gewesen war, wollte sich nicht erhöhen lassen. Das moderne Publikum wollte nicht wieder in die Distanz zurück. So strandete der „Michael Kramer" am Parkett. So ging die wundervolle „Pippa" unter, mit Maus und Mann. Auch bei den „Ratten" hielt man sich krampfhaft an die brutale Deutlichkeit der Dinge und verweigerte das zweite Gesicht. Manche rauhe Lehre ging dem Experiment von Lauchstädt voraus.

Man wird umlernen müssen, was die Erkenntnis der Wege betrifft, die dieser merkwürdige Zeitgenosse genommen hat.

Ich halte das neue Drama des oft totgesagten Hauptmann für eine Äußerung lebendigsten Lebens, die so manchen Lebendiggesagten von heute tot macht. Das Werk ist ein glückliches Zusammentreffen des früheren mit dem jetzigen Hauptmann. Es ist unwillkürlichst erhöhter Realismus. Es gibt Metaphysik ganz und gar im Sichtbaren. Unterströme und Überströme werden mit jener rein menschlichen, überaus irdischen Deutlichkeit gestaltet, in der Hauptmann Meister ist. Der Tonfall unserer Tage wird eine Diktion von unaufhaltsamer Idealität. Natur wird Mysterium — und diesmal sind diese beiden durch allgemeinen Mißbrauch machtlos gewordenen Worte in ihrer ganzen ursprünglichen Kraft zu brauchen.

Die überstrahlende Metaphysik dieses Werkes ist die Ausstrahlung von Körpern, von körperhaften Worten. Die fieberisch intensive innere Spannung ist das bis zum Reißen Angespanntsein von Menschen. Ganz wenig nur, rudimentär, zeigen sich Spuren der berüchtigten Ibsenschen Symbolik, die mit Begriffen, mit abstrakten Schlagworten Potemkinsche Hintergründe aufstellt. Hier gibt es nur lebendige Distanzen zwischen Menschen, zwischen Dingen. Von unten gesehen ist es genau aufgezeichnetes Krankheitsbild, eine pathologische Kurve, ist es zum Erbarmen realer Realismus. Zerrüttete Sexualität, ein Neurastheniker, den Weibern davonrennend, und Gattin und Geliebte, Haustier und Raubtier, hinter der Beute her, sie erjagend, sich um sie balgend, einander anfallend. Schließlich ist Schilling ein Schwächling, der aus Ekel sich selber vernichtet. Aber sein Lufthunger, sein Meeresdurst, sein verzweifelter Sonnenappetit, machen aus der Natur ringsum ein verlorenes Paradies, das wir mit allen Sinnen wahrzunehmen glauben. Die Hindernisse stehen schrecklich konkret, unerbittlich irdisch da. Aber ebenso unabweisbar stark das Gerichtetsein der Worte und Gebärden, die hinaus-, hinübergreifen, die mitnehmende Bewegung der Seelensucht. Das Gehetztsein eines armen Teufels läßt die zarteste Essenz seiner Seele aus seinen Poren treten, sein Hinstürzen, sich mit schwindendem Bewußtsein an den Boden Klammern, hat elementare Größe, und ebenso überzeugend wie seine Not, sein Gebundensein ist der letzte, übermenschliche Ruck, mit der er sich vom Leben abreißt und in die Freiheit verschwindet.

Eine Krise, die sich in Konvulsionen und Erruptionen, in Epilepsien und Ekstasen zu Ende entwickelt. Dramatisch geformt, weil in ihrer Bewegung erfaßt, in ihren wesentlichsten Momenten konzentriert gegeben, weil sich wie unwillkürlich selbst spannend und entspannend. (Keine advokatorisch in Spruch und Widerspruch geordnete Handlung.) Mit unheimlicher Wahrheit aus der psychophysischen Situation von 1906 geholt. Und wie das Transzendentale um den ganz genauen Um-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

riß des Menschlichen herum fühlbar wird, so die Urkraft der Natur, beglückend und zerstörend als identische und vielfach gespiegelte und bezogene Vitalität dargestellt.

Dieses Drama ist gewiß ganz und gar aus den Bedingungen der modernen Bühne heraus getan. Aber sie wird sich erst an dieser neuen Tat neu bewähren müssen. Wird versuchen müssen, ob sie heute, nach all ihrem feinschmeckerischen Raffinement, solche Nähe und zugleich solche Distanz zu erzwingen vermag. Hier wird das Subtile wieder elementar. Der aufgebrauchte moderne Mensch vermählt sich mit dem Meer. Der Realismus steigert sich bis zur Darstellung des Wunders. Und die Kulturkonsumenten müssen erst kleinlaut werden, bevor der Dichter sie einweihen kann.

Berthold Viertel

Sonderbundausstellung Köln

Köln hat die diesjährige höchst bemerkenswerte Ausstellung des Sonderbundes der künstlerischen Engherzigkeit zu danken, die im Kunstleben der Nachbarstadt Düsseldorf vorwaltet.

Der Sonderbund wurde von rheinischen Künstlern (besonders vom Kunstmaler August Deußer) vor drei Jahren in Düsseldorf — mit der Spitze gegen die Akademie — ins Leben gerufen. Dann aber mußte der Sonderbund dem Übergewicht gesinnungstüchtiger Akademiker den Kampfplatz räumen, zog nach Köln, wo man schnell eine von der Brüsseler Weltausstellung erworbene Maschinenhalle am Aachener Tor auf dem Gelände des ehemaligen Exerzierplatzes aufpflanzte, und dem Sonderbund eine neue Heimat schuf. Unter Direktor Hagelstanges Leitung wurde bereits in den letzten Jahren das Wallraf-Richartz-Museum zu Köln durch Neuerwerbungen bedeutsam ausgestaltet (besonders erwähnenswert durch die für $1^1/_2$ Millionen erworbene Leiblsammlung) es sind noch andere Symptome vorhanden die versprechen, daß Köln an seine große Vergangenheit anknüpfen möchte und gesonnen ist bei der „modernen Bewegung" mitzutun.

Die Ausgestaltung der 4. Sonderbundausstellung zu Köln verrät achtunggebietenden Ernst der Veranstalter. Man wird zukünftig dieser Kölner Ausstellung als der ersten gedenken, die sich der neuen Bewegung des „Expressionismus" in ausführlicher Weise annahm und die großen stilbildenden „Umwälzler" im Vereine vorgeführt hat.

Gelangen die sogenannten Expressionisten aus der Leidenschaft zur Farbe, aus intuitiver Vorstellungsgabe und nicht wie die Impressionisten nur angeregt durch das Naturbild und seinen Oberflächenreiz — zum malerischen Stil, so ist diese in die Zukunft reichende Richtung ebensowohl in den Werken van Gogh-Cézanne und Gauguin, wie auch in Munck und Hodler beschlossen.

Wenn der Sonderbund nichts anderes vorführt und nur die 125 Arbeiten van Goghs, so genügte diese numerisch seither in Deutschland nicht erreichte „Goghausstellung" die Fahrt nach Köln zu unternehmen. Cézannes Bedeutung wird durch die wenigen Beispiele der Tschudigedächtnisausstellung in der alten Pinakothek besser geklärt wie durch die 25 Bilder in Köln, die 21 Bilder Gauguins (dem man in Deutschland zu selten begegnet) veranschaulichen immerhin die vom Künstler erstrebte Vereinfachung der Form, den exotischen Farbenpoet und schließlich muß die nähere Bekanntschaft mit Picasso diejenigen versöhnen, die seither nur von seinen Rätselaufgaben „Der Frau mit Violine" und dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Mandolinenspieler" sprechen hörten und jetzt in seinen „Harlequinaden" einen Zeichner entdecken, der ähnlich wie der Wiener Klimt mit Linie und Farbe tiefinnerlichst beschreibt. Daß die neue Bewegung auch der Richtung Muncks, die 25 Jahre alt ist, ein besseres Verstehen schafft und auch Hodler besser begreifen lehrt — haben uns die Ausstellungen in München bei Thannhauser gezeigt. Andere Kollektivausstellungen in Köln, wie die der Neoimpressionisten Paul Signac und Henry Croß oder die des von den Impressionisten herkommenden Kölner Malers August Deußer fallen vom Zweck ab, wenn man sich an das Vorwort des Katalogs hält, nach dem die Ausstellung der Bewegung des „Expressionismus" bestimmt war. Wichtiger ist es indessen, daß diese Neoimpressionisten den guten Eindruck nicht herabdrücken und schließlich etwas Abwechslung in das Bild bringen.

Was in der Kölner Sonderbundausstellung retrospektiv betrachtet werden kann, verschafft zuverlässigere Genüsse als das, was in den Abteilungen der Jüngsten noch stark gährend, teilweise anempfunden (und das gilt für die deutschen Gruppen [Brücke, blaue Reiter usw.] wie für Österreich-Ungarn und Norwegen) verspürt wird. Es sind aber bestimmt nicht die schlechtesten Bilder vor denen die Bäuche der Banausen am meisten ins Hüpfen geraten.

Die Abteilung der Plastik erhält Gewicht durch Werke von Georges Muine, Maillol, Ernst Barlach und Wilhelm Lehmbruck.

Die Abteilung kunstgewerblicher Arbeiten dagegen bewährt sich nicht auf der Höhe der Zeit und der Erwartung, nur die Glasmalerei der Kapelle von Jan Thorn-Prikker, Hagen i. W. sind von einer Farbenglut, die kein gegenwärtig Schaffender (auch nicht Melchior Lechter), erreicht hat.

Hoffentlich werden die Herren des Sonderbundes an dem Werke weiterarbeiten, das sich diesmal in Köln so verheißungsvoll darstellt.

Alfred Mayer

Herrmann Cohen

Herrmann Cohen, der Nachfolger Friedrich Albert Langes auf dem Marburger Lehrstuhl für Philosophie, hat, wie man aus den Zeitungen ersah, in diesen Tagen seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Zugleich beschließt er seine achtunddreißigjährige Dozententätigkeit.

Als ich ihn zum ersten Male in Marburg sah (in meinem dritten Semester), spazierte er, mit einem Schwanze von philosophischen Lehrlingen hinter sich, auf der Gisselberger Chaussee entlang. Es war ein Mai-Nachmittag. Unter den mächtigen Akazien zwischen dem Schützenpfuhl und Dreyers Quelle — Gott segne sie! — ward hin und her von der Einheit der Erkenntnis geredet. Wen, der gerade aus dem Hinterland kommt (verstört von dem Frühling, der nirgend schöner ist als um Marburg), hätte das nicht geärgert? Und so ärgerte ich mich. Ich war damals zwei wirre Jahre über die achtzehn alt. Man liest in diesen Jahren, aber man versteht es nicht, was Sokrates zu Phädrus sagt: „Felder und Bäume wollen mich nichts lehren, wohl aber die Menschen in der Stadt."

Ein kleiner Mann mit einem großen Hute und weiten rundröhrigen Hosen, langsam schreitend, den Spazierstock (mit Knauf) bedächtig setzend, altmodisch und doch von einer merkwürdigen Verwegenheit — so war der erste Eindruck. Vielleicht waren es doch nur die Lehrlinge, die mich abstießen?

Erst lange darnach kam ich zum

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ersten Male in sein Auditorium. Es war stark besetzt. Auf dem Katheder sah man nichts als einen mächtigen breiten Schädel eben über das Holz ragen. Ich verstand nicht, was er wollte — trotz großer Anstrengung. Ich verstand noch weniger, warum die vielen Leute da jeden Nachmittag saßen, — Leute, deren meisten ich nicht zutraute, daß sie sehr viel mehr kapierten als ich. Immerhin, es war kein Kolleg wie andere, kein Lehrvortrag, keine demonstrierte Debatte. Es war eine fast unpersönliche Ausströmung von einem, der mir innerlich ganz fertig, ganz Selbst-, ganz Stoff-Beherrschung schien. Dem das richtige Denken bei sich und anderen eine peinliche Angelegenheit des sittlichen Gewissens war. Der vielleicht — nach manchen seiner prophetischen Wort-Kaskaden — das Zeug zu einem Lassalle hatte. „Die Empörung des Menschengeschlechts, geronnen zu Philosophie" — flog es mir einmal durch den Kopf. Ein andermal: „Die Logik des Aristoteles, aufgelöst in Bewegung und Musik."

Ich saß trotzdem sehr selten bei Herrmann Cohen. Ich kann mir auch heute noch schwerlich vorstellen, wie junge Leute (die keine Russen sind) sich mit dreiundzwanzig Jahren hier festbeißen mögen. Dagegen verstehe ich, wenn damals Dreißigjährige mit Würden und Graden aus Rußland, Amerika, Spanien und Jerusalem nach Marburg (a. d. Lahn, Reg.-Bez. Kassel) kamen, um Ordnung in ihr wissenschaftliches Weltbild zu bringen.

Man wird dann selber 24, 26 und 29 Jahre. Heute sind die beiden dicken grünen Bücher Cohens die abgegriffensten meiner Bibliothek: „Logik der reinen Erkenntnis" und „Ethik des reinen Willens." Die eben erschienene „Ästhetik" liegt noch unberührt. (Sie wandert mit in die Ferien.) Man lernt das Schwerste zwischen dreiundzwanzig und dreißig Jahren. Alles allein — und doch von vielerlei Seiten. Ich lernte von Herrmann Cohen: daß das Denken etwas Selbständiges ist. Daß eine gute und klare Erkenntnis bleibt — auch wenn Gefühl und Enthusiasmus verfliegen. Daß die Theorie nicht grau ist. Ich lernte hier das Pathos der Vernunft und der Vernünftigkeit hochschätzen, alle Romantik durchschauen und Kant neben Beethoven rücken. Viel politischen Aberglauben haben diese beiden grünen Bücher mir ausgetrieben. Aber mehr dafür wiedergegeben als Treitschke und Bebel zusammengenommen. Die Überzeugung, daß alles Ich nur Stoff, nie Ziel, daß es im Grunde unsittlich ist. Die Verachtung alles Ästheten- und Literatentums, das innerlich Überwältigende aller Menschengemeinschaft, das Menschenwimmelnd-Lebendige in dem Begriffe Staat, das Lockende und Jauchzende in dem Schmutzwort Politik — das und noch manches mehr.

Ist das wenig? Die Worte sind freilich spindeldürr. Aber es bleibt fraglich, ob jemand Schwereres tun kann als einen hartgesotteten Einspänner in Reih und Glied bringen.

Man vergißt einen kleinen Mann mit einem großen Hut. Man vergißt ein paar gütige Augen. Aber eine gute und richtige Erkenntnis bleibt.

Adolf Köster

Das Ei des Pädagogen-Kolumbus.

Was ist an dem Elend unserer Schulen schuld? Was schreit nach Reform? Was ist die Ursache, daß jeder nur mit Grauen an seine Schülerjahre zurückdenkt? Die „Pädagogischen Studien" verraten es uns. Wie ein Veilchen im Grase steht dort als eins der „Ergebnisse, zu denen die gegen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wärtige Kritik an der deutschen Schule gelangt ist," der lapidare Satz:

„Das Handeln der Schüler geht meistens aus einem niedrig eudämonistischen Antriebe hervor."

Eine tiefe psychologische Einsicht, die jeden Schulmann sich beruhigt zu Tische setzen läßt. Nun wissen wir es: Der kategorische Imperativ fehlt den Schülern, heteronom ist ihr Handeln, am moralischen Gesetz mangelt es, und statt ideal und pflichtgemäß auf sich zu nehmen, was hohe Ministerialerlässe und strebsame Ordinarien ihnen bescheren, geben sie tadelnswerter Weise in Fleiß, Betragen und Aufmerksamkeit niedrig-eudämonistischen Antrieben nach.

Das Ei des Pädagogen-Kolumbus steht; und dem Menschenfreunde bleibt nur ein kleines Problem noch auf dem Herzen. Sagen Sie, Herr Pädagog: wenn sich unsere armen Jungen aus Schulverzweiflung — totschießen, folgen sie dann auch . . . niedrig-eudämonistischen Antrieben?!

Dr. Ernst Franck

Ein deutscher Satiriker

Im Verlag von Albert Langen ist ein neues Buch erschienen, das die Beachtung aller derer verdient, denen Kultur am Herzen liegt. Es heißt „Pro domo et mundo", ist eine Sammlung von Aphorismen und hat Karl Kraus zum Verfasser, einen Menschen, dessen Lebensarbeit darin besteht, den großen Wortführern einer hohlen Weltanschauung und den Feinden wahrer Kultur den Boden zu untergraben.

Diese scheinbar negative Arbeit erweist sich als Position im eigentlichen Sinne dadurch, daß sie nichts anderes ist als der Haß einer Persönlichkeit einer Welt gegenüber, der Persönlichkeiten unbequem sind, nichts als die Verneinung der Dunkelheit durch ein Licht. Doppelte Umwertung der Werte: die Verneinung wird zur Bejahung und der Selbsterhaltungstrieb zur Selbstlosigkeit.

In diesem Sinne darf man auch Karl Kraus nicht Kritiker nennen, sondern muß ihn den Künstlern im engsten Sinne zuzählen, wenn das Wirken des Künstlers darin beruht, den Stempel seiner Persönlichkeit der Umwelt aufzudrücken und Leben, Welt und Mitmenschen nach seinem Bilde zu gestalten.

Bleibt sich der Künstler dabei bewußt, daß im Grunde die Welt anders ist als er, daß erst sein Siegel sie zu dem geformt hat, als was sie nun vor ihm steht, so ist er ein Satiriker. Und dieses Bewußtsein teilt sich auch dem Leser mit, liegt also auch im Werke selber aufbewahrt.

Das deutet uns gleichzeitig die innere Beschränkung einer satirischen Natur an, die innere Beschränkung auch der Persönlichkeit von Karl Kraus. Denn der pathetische (geniale) Künstler bleibt sich gerade deshalb des Zwiespaltes zwischen ihm und der Umwelt nicht bewußt, weil er sie im schöpferischen Momente liebend umfaßt und an sich reißt, mit ihr eins wird. Der Satiriker dagegen stößt sie gerade im Momente des Schaffens am heftigsten von sich weg, oder besser ausgedrückt: sein Haß allein verbindet ihn mit ihr. So trennt er sich von allem ab, während der Pathetiker sich mit allem vereinigt. Dort der stolze Ritter, der heftig zürnt, daß der Anblick der Armut ihm den Genuß seines Reichtums vergällt — hier der reiche Wohltäter, der die Armen an seine Tafel lädt. Aus dieser Isolierung lassen sich die meisten Ungerechtigkeiten des tapferen Schriftstellers Kraus er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klären. Der Geist ist die Seele des Isolierten. Sie kann ein glanzvolles Feuer sein, aber Wärme hat sie nicht.

Wenn wir Kraus einmal in diese Perspektive gestellt haben, so wird es uns nicht schwer, der vollen Bedeutung eines solchen Mannes uns klar zu werden. Über zehn Jahre kämpft er mit ungebrochenem Mut und lange Zeit ohne Helfer gegen Feinde, in deren Hand die äußeren Machtmittel sind: die Presse, die Justiz, die Meinung. Er steht noch in den besten Jahren, und schon beginnt nicht nur sein Ruhm aufzublühen, sondern sogar wirklicher Erfolg wird an vielen Orten fühlbar. Schule machen darf eine solche Natur nicht: seine Schüler zeichnen sich durch nichts aus als durch Sorgfältigkeit der äußeren Form und noch größeren Unverstand gegenüber dem Volk, dem Gemeinsamen*). Und nur ein Riese hat das Recht, die Gemeinsamkeit gering zu achten.

Ihn dagegen zu achten ist Pflicht. Denn die Echtheit seiner Natur zeigt sich nicht nur in seiner Unerschütterlichkeit im großen, sondern bis ins kleinste Detail seiner Arbeiten hinein. Selten hat ein Deutscher seine Prosa so gewissenhaft durcharbeitet, und selten ist der Genuß eines gedanklichen Werkes auch formal so rein und ungetrübt, wie bei der Lektüre Krausscher Aufsätze und Aphorismen. Denn, obschon getrennt von der andern Welt, ist dieser Künstler in sich selber doch eins, und so auch sein Stil eins mit ihm.

Dr. Hans Limbach

*) z. B. in der Berliner Zeitschrift „Der Sturm".

Noch einmal Lourdeswasser betreffend

Ohne Kommentar eine schöne Annonce aus dem „Maria Lourdes-Kalender" des Jahres 1912:

* * *

2 Rosenkränze

der eine aus dem heiligen Land auf dem heiligen Grab und auf dem Calvarienberg in Jerusalem aufgelegt der andere am Felsen der Grotte in in Lourdes berührt, liefert franko nach ganz und außer Deutschland für **2 Mark** der Pilgerführer

C. Liebel sen., Waldsee (Württ.)

Wasser

aus der Gnadenquelle von Lourdes in versiegelten Ein-Liter-Glas-Flaschen zu Mark 1.20 versendet in Kistchen **C. Liebel sen.,** Pilgerführer, **Waldsee** (Württemberg). **Korbflaschen** mit 4 Liter Inhalt in stets frischer Füllung liefert Obiger franko zum Preis von Mk. 4.50. Bei größeren Bestellungen wolle stets die nächstgelegene Eisenbahnstation angegeben werden.

Obiger.

* * *

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 9ᵗ
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Ellenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kampf um die Vorherrschaft in der deutschen Sozialdemokratie

Von Carl H. Winter

II.

Der Kampf um die Macht

Wir haben gezeigt, in welch merkwürdiger Lage sich die deutsche Sozialdemokratie befindet. Auf der einen Seite das ausgehöhlte Parteiprogramm, an dessen Unerschütterlichkeit niemand mehr glaubt, und das doch noch als die alte Fahne den Massen vorangetragen wird, auf der anderen die intellektuellen Kräfte der Partei, geduldet und ohne Anhang, die nicht wagen, die Schlußfolgerungen ihrer neuerrungenen Erkenntnisse zu ziehen und auf eine Revision des alten Programmes zu drängen. Zum Glück deuten alle Anzeichen darauf hin, daß sie sich nunmehr entscheiden müssen, wenn sie auch nur geduldet bleiben wollen. Die alte Generation der Partei, das Geschlecht der Parteiveteranen geht zur Rüste, und alles wird davon abhängen, wer nun die Zügel in die Hände bekommt. Diese alte Generation hat ihren Repräsentanten in Bebel. In der Person dieses Mannes, des einzigen Abgeordneten, der seit der Gründung des norddeutschen Bundes im Reichstage sitzt, ist heute eine Machtfülle, eine solche Häufung von Ansehen und ausschlaggebendem Einfluß vereinigt, daß man wohl Zweifel darüber hegen darf, ob diese Machtfülle vereinbar ist mit den Grundsätzen einer demokratischen Partei. Er hat das Geheimnis seiner Macht einmal offenherzig enthüllt, in einer Äußerung, die wohl das freimütigste Bekenntnis zum Prinzip der reinen Demagogie darstellt, das jemals von einem Parteipolitiker abgegeben wurde. Er ist *immer* mit der Masse gegangen. Und die Masse, die weder Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dächtnis noch Grundsätze kennt, hat ihrem Lieblinge die Treue gehalten. Sie hat die gröbsten Widersprüche, die zahllosen Prophezeiungen, die nie in Erfüllung gingen, immer wieder von neuem bejubelt. Daß Bebel für die wichtigste Betätigung einer Großmacht, für die auswärtige Politik, nie sich um ein Verständnis auch nur bemüht hat, ist vollends unbemerkt geblieben; seine Partei ist bis auf den heutigen Tag in der bequemen Situation der unentwegten Opposition verharrt. Es wäre außerordentlich interessant, einmal zu untersuchen, mit welchen Mitteln Bebel sich im Laufe einer fünfzigjährigen Parteigeschichte seine Stellung errungen und behauptet hat. Er war immer der Mann der Unentwegten, sofort bereit, den Ketzern den Scheiterhaufen anzuzünden, wenn die erregten und in ihren religiösen Parteigefühlen bedrohten Massen darnach verlangten, und doch wieder klug genug, um sich mit papiernen Resolutionen zu begnügen, wenn er ihre Unausführbarkeit einsah. Er hat von allen Politikern das feinste und sicherste Gefühl für den Masseninstinkt, für das was die Masse will, und was man ihr zumuten darf. Er schwor den Revisionisten die Vernichtung und begnügte sich doch mit dem rednerischen Erfolg, er schäumte vor Entrüstung auf dem Dresdener Parteitage und ging doch einer prinzipiellen Auseinandersetzung über die gleichen Fragen auf dem Münchener wohlweislich aus dem Wege, weil er wußte, daß er in München niemals über Vollmar siegen konnte. Er ist heute bereit, wenn die Massen nach einem revolutionären Aufschrei verlangen, als erster auf die Barrikaden zu eilen, und morgen, wenn die Situation eine andere ist, mit der Flinte gegen jeden Feind auszuziehen, der das Vaterland bedroht. Man kann seinen Einfluß auf die Geschichte des neuen Reiches für unheilvoll halten, und muß doch erkennen, daß er innerhalb seiner Partei in hervorragendem Maße die wichtigste Eigenschaft des echten Politikers gezeigt hat: den Sinn für das Mögliche und Notwendige. Die deutsche Sozialdemokratie hat immer ein Leben für sich geführt, ohne Rücksicht auf das Leben des Staates, nur damit beschäftigt, die eigene Partei zu mehren und zu kräftigen. Innerhalb dieser beschränkten Aufgabe hat sich Bebel als ein Führer gezeigt, dem Bedeutung, man kann sagen Größe, nicht abgesprochen werden darf.

Wer wird sein Erbe sein? Diese Frage beherrscht insgeheim seit langer Zeit Gedanken und Wünsche der führenden Parteigenossen. Und wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht alle Zeichen trügen, so wird diese Frage auf dem diesjährigen Parteitage zur Entscheidung kommen. Der vorjährige Parteitag hat eine Kommission eingesetzt, mit dem Auftrage, Vorschläge zu einer Reorganisation des Parteivorstandes zu machen. Diese Vorschläge liegen seit einiger Zeit vor. Bisher bestand der Parteivorstand aus den ständigen leitenden Angestellten als Beisitzern und den beiden nicht angestellten Vorsitzenden Bebel und Singer (jetzt Haase). Es ist klar, daß die Ansichten der geschäftsführenden Beamten auf die Entschließungen des solchermaßen zusammengesetzten Parteivorstandes von beträchtlichem Einfluß sein mußten. Vielleicht ist es dieser Zusammensetzung zu verdanken, daß es bisher wenigstens nicht zum Bruch zwischen Radikalen und Revisionisten gekommen ist. Denn diejenigen, die die täglichen Geschäfte zu erledigen haben, machen naturgemäß ihren Einfluß zugunsten eines Ausgleiches geltend, der allein eine sachgemäße Geschäftsführung ermöglicht. Nun treten an den Parteivorstand aber auch Pflichten repräsentativer Natur heran. Er hat nicht nur die Leitung der Geschäfte zu besorgen, sondern auch namens der Partei Erklärungen abzugeben und Stellung zu nehmen zu den wichtigen Fragen der täglichen Politik. Auf diesem Gebiete hat sich die Schwäche der bisherigen Organisation offen gezeigt. Die geschäftsführenden Mitglieder empfinden naturgemäß weder Neigung noch Beruf, sich eingehend mit solchen Fragen zu befassen, und die beiden Vorstände fühlten sich ohne Rückhalt. So hat sich der groteske Zustand herangebildet, daß man solche prinzipiellen Erklärungen (wie anläßlich der Marokkokrise) erst nach Anhörung und mit Übereinstimmung der Redaktion des Vorwärts und des heiligen Kautsky abgab. Daß dieses Orakelprinzip auf die Dauer nicht haltbar ist, ist allen klar. Hier setzen nun die Reformvorschläge ein. Der bestellte Ausschuß schlägt einen Beirat von 36 Mitgliedern vor, die von den Organisationen im Lande gewählt werden sollen, also eine Art von Parteisenat, der nach Bedarf einzurufen wäre. Von den Kritiken, die sich in der Parteipresse mit diesem Vorschlage befassen, hat nur eine einzige Stimme Anspruch auf Beachtung. Es sind die Vorschläge des Genossen Ledebour. Dieser Genosse hat mindestens den Willen zur Macht. Er hat an einem Sonntag eine Reihe „sicherer" Parteigenossen in führender Stellung zu einem Sonderkonvent nach Eisenach berufen, und berichtet nun mit der schönen Unbe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fangenheit, die ihn auszeichnet, über das Ergebnis dieser Tagung. Und keine Stimme innerhalb der Partei wagt sich zu erheben gegen das Beispiellose und Undemokratische dieses Vorganges, gegen diesen Versuch einer nach bestimmten Grundsätzen ausgewählten Gruppe von Parteigenossen die Führung der Partei in die Hände zu spielen. Ledebour hat genau ausgerechnet, daß der Parteivorstand durch sieben zugewählte Genossen ergänzt werden muß. Diese sieben nicht angestellten Beisitzer werden zusammen mit den beiden Vorsitzenden immer die Mehrheit über die „Bürokraten" des Vorstandes haben, mit welch ehrenvollem Titel der ehrgeizige Genosse diejenigen bedenkt, die die Geschäfte der Partei erledigen. Natürlich müssen diese sieben Beisitzer zusammenhalten. Ledebour hat auch daran gedacht und seine Getreuen mit der bestimmten Weisung entlassen, daß nur gutgesinnte Radikale als Beisitzer gewählt werden dürfen. Die Rechnung stimmt auffallend, vielleicht wird sie den Parteigenossen ein bißchen zu genau vorkommen, der einzige Umstand, der ihren Erfolg gefährden könnte. Denn daß nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit besteht, die neu zu schaffenden Parteiämter nur mit radikalen Genossen zu besetzen, darüber kann kein Zweifel bestehen: die Revisionisten sind überall in der Minderheit. Man könnte nun der Meinung sein, daß der Revisionismus auch unter dem neuen in Permanenz erklärten Inquisitionstribunale nicht umgebracht wird, und daß die Partei mit oder ohne Herrn Ledebour den Weg nimmt den sie nehmen muß. Das mag zutreffen oder nicht; sicher ist aber, daß den Revisionisten noch schwerere Zeiten bevorstehen und noch ganz andere Demütigungen, als sie bisher schweigend und zähneknirschend erduldet haben. Denn es ist zweifellos, daß dieser vermehrte Parteivorstand weit öfter eingreifen und Stellung nehmen wird als der alte. Er wird die Zügel schärfer anziehen und eine straffe Zentralisation der Parteimeinungen auch in allen Einzelfragen herbeiführen.

Daß die neue radikale Parteileitung aber an ihrer eigenen Unfähigkeit scheitern wird, darauf ist kaum zu rechnen. Denn auch die radikalen Massen haben heute ihre „intellektuellen" Führer, die klug genug sein werden, um gefährliche Ecksteine herumzulenken. Da ist der junge Liebknecht, der sich in der Begierde nach dem Erbe seines Vaters verzehrt, da ist der Dr. Lensch, der die ruhmreichen Traditionen der Leipziger Volkszeitung bewahrt und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vermehrt, und als Haupt Ledebour, der sich sicher auch zu den Intellektuellen zählt. Diese radikalen Intellektuellen sind in der glücklichen Lage einer kleinen Gruppe, die das unerschöpfliche Kapital eines unbegrenzten Vertrauens behaglich unter sich verteilen kann. Daß auch sie die Entwicklung der Partei nicht zurückschrauben können, wissen sie natürlich ganz genau. Sie wissen aber auch, daß ihre Macht so lange unangefochten bleibt, solange es ihnen gelingt, der Partei den Charakter einer Sekte zu wahren. Und das ist bei einigermaßen geschicktem Vorgehen noch auf ziemlich lange Zeit hin möglich.

Im übrigen hat der Genosse Ledebour auch zur Frage der Vertretung der Fraktion auf dem Parteitage Stellung genommen. Der Revisionsausschuß hat hier vorgeschlagen, daß nur ein Drittel der Reichstagsfraktion auf dem Parteitag Sitz und Stimme haben soll. Ein sinnloser Vorschlag der die ganze Unfähigkeit kennzeichnet, mit der man in parteioffiziösen Kreisen an die Lösung von prinzipiellen Repräsentationsfragen herantritt. Ledebour hat das sofort erkannt und hält ein ebenso einfaches wie schlagendes Mittel bereit. Die Fraktionsmitglieder sollen wohl Sitz aber nicht Stimme auf dem Parteitag haben. Sie müssen anwesend sein, denn ohne Angeklagten ist kein Verfahren möglich, aber sie sollen keinen Einfluß auf die Gestaltung der Politik haben, die sie dann im Reichstag vertreten müssen. Sie haben, wenn die radikalen Drahtzieher es wollen, einzuschwenken wie die Unteroffiziere.

Wie die Dinge sich entscheiden werden, ist unmöglich vorauszusagen. Sicher ist nur das eine, daß die Entscheidung, die sich hier vorbereitet, nicht nur für die Sozialdemokratie, nicht nur für Radikalismus oder Revisionismus bedeutungsvoll wird, sondern auch für unsere gesamte Politik. Welche Stellung man auch immer zu den großen Parteien des Reiches einnehmen mag, jeder Unbefangene muß zugeben, daß die heutige Gruppierung dieser Parteien zum ersten Male seit der Gründung des Reiches eine natürliche ist, die allein die Grundlage bietet für eine gesunde und natürliche Entwickelung nicht nur unseres Parlamentarismus, sondern unserer gesamten Politik überhaupt. Nur die Zusammenfassung der Parteien in die zwei großen Gruppen der Rechten und Linken ermöglicht eine Politik nach Grundsätzen; und ohne eine solche Politik kann vielleicht ein kleiner Staat, nie-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mals aber eine Großmacht bestehen. Das zeigt die Geschichte aller konstitutionellen Staaten auf jedem Blatt. Gibt es für den aufmerksamen Beobachter ein deutlicheres Zeichen für den beginnenden Niedergang der englischen Politik, als es der Zerfall des Zweiparteiensystemes ist? Es gibt auf der Rechten wie auf der Linken konfuse Köpfe, die zuweilen von einer Krise des Parlamentarismus reden, wobei sich jeder etwas anderes denkt. Aber glaubt denn ein konservativer Politiker, wenn anders er politisch zu denken vermag, daß die Krisis sich einstellt, bevor wir ein parlamentarisches System gehabt haben. Die Tatsache, daß unser staatliches Leben mit so beispiellosen inneren Widerständen zu kämpfen hat, hat in manchem Hirn die dunkle Idee erzeugt als sei Deutschland berufen, diese Entwickelungsstufe zu überspringen. Ein Gedanke, den ein konservativer Politiker wie Treitschke verächtlich abgetan hätte. Auf der anderen Seite ist das größte Hindernis für eine naturgemäße Entwickelung die Sozialdemokratie. Hier hat sich mit kaum ausrottbarer Zähigkeit der Glaube an den Beruf einer Klasse festgesetzt. Hier herrscht noch vielfach eine Stimmung, die man in ihren Urgründen mit der Erwartung auf das kommende tausendjährige Reich vergleichen kann, eine Stimmung, die von dem mit religiöser Inbrunst erwarteten Idealstaat alles, von der Gegenwart nichts erhofft. Die Sozialdemokratie steht nicht in ferner Zukunft, sondern heute vor der Entscheidung, ob sie den Staat erobern will oder nicht. Will sie es, so muß sie auch die Mittel wollen, mit denen eine Eroberung möglich ist. Und diese Mittel sind diejenigen der praktischen Politik, noch nie ist es einer Partei gelungen, die Gewalt durch Schwächung des Staates zu erobern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Psychologie des Großunternehmertums

Von Dr. Alfons Goldschmidt

Das Großunternehmertum ist eine Wirtschaftseigentümlichkeit aller Kulturstaaten. Das alte Ägypten, Griechenland, Rom hatten den Typ. Aus der Wirtschaftseinöde mittelalterlicher Stagnationsperioden ragt er auf. Die Großunternehmer des Mittelalters konzentrierten riesige Besitztümer, finanzierten Kaiserwahlen gegen lukrative Konzessionen, statteten Kriegsflotten aus und gaben Handel und Wandel neue Stoßkraft. Die deutsche Städteblüte ließ sie sogar zahlreich werden, vor allem in Städten, die Ausfallstore für den Seeverkehr waren oder an Lebensadern des Verkehrs zu Lande lagen. Mit dem Anwachsen der Geldwirtschaft wurde ihre Macht weitgreifender, ihr Einfluß schneller. Die magnetische Kraft ihrer Kapitalien vervielfachte sich. Immer aber lagen die Ursachen ihrer Gewalt mehr im Handel als in der Produktion. Sie waren Vermittler, auch wenn sie Bergwerke besaßen. Ein neuer Typ des Großunternehmertums konnte erst mit steigender Intensität der gewerblichen Erzeugung kommen. Das Altertum mit seinem Sklavenhandwerk, das Mittelalter mit seiner Hörigenerzeugung und seiner zünftlerischen Wirtschaftsverfassung vermochten ihn nicht zu schaffen. Dazu bedurfte es einer freieren Gewerbetätigkeit, einer liberalen Produktionsweise, des Niederbruches pedantischer Konkurrenzschranken. Das Dogma von der Freiheit der wirtschaftlichen Persönlichkeit, dem ungehemmten Gegeneinandertoben der Kräfte, das in der Eigentumsgesetzgebung seinen bindenden Ausdruck fand, löste alle materiellen Qualitäten aus und schuf den Herrenmenschen des Großkapitals. Doch war eine solche Höhenentwickelung nicht angängig ohne die Hilfe einer fortgeschrittenen Technik. Erst die Möglichkeit, schnell und universell alle Kräfte wirken zu lassen, konnte den modernen Großunternehmer zum Gedeihen bringen. Sein Hirn war wie eine telegraphische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zentralstation, mit den letzten konzentrischen Ringen der Erzeugungs- und Handelswelt in steter Verbindung, im rapidesten Hin und Her der wirtschaftlichen Ausnutzung. Das Kommunikative, von genialen Erfindern bis zur Ausschöpfung früherer Phantasien gebracht, mußte ihm dienen, die Produktionsdistanzen spielend zu überwinden. Und noch etwas kam hinzu, was frühere Epochen nicht gekannt, die Gedankenflinkheit des modernen Geldes, die so hastig wurde, daß sie weit über schon vorhandene Werte hinausstürmte und entfernteste Gewinnchancen Jahre vor ihrer Realisierbarkeit erfaßte. Der Kredit wurde Bote des Großunternehmers, sein unentbehrlicher Diener, der Ziele an Stellen steckte, zwischen denen und dem erst Erreichten noch Brachland lag.

Das Agens ist heute, wie zu allen Zeiten, der Wille zur Macht. Nicht Lust am Luxus, an Tafelfreuden, Repräsentationsflitter, Bildern und Edelsteinen. Das sind Begleiterscheinungen, nicht Zwecke oder Ursachen. Der moderne Großparvenü ist Usurpator der Materie, weil er muß. Der amerikanische Faulbettkrösus ist eine Fabel. Seine Söhne, Töchter und Frau mögen schwelgen, er selbst arbeitet. Wir haben Hundertmillionäre, ja Milliardäre, die Asketen sind, denen nach Hafergrütze und nicht im Winter nach Kinderkopfpfirsichen verlangt. Aber gleich den meisten Gewaltheroen fehlt ihnen das warme Blut. Denn der Aufstieg zur Wirtschaftsmacht muß aufs feinste kalkuliert sein. Diese Taktik mag das feste Gefilde des dem Normalmenschen Greifbaren verlassen, für Mittelaugen sich ins Fabelreich verirren, sie bleibt bei allem phantastischen Schein rechnerisch. Die Sicherheit der Rechnung aber wächst mit der Größe, dem Umfange des Erworbenen. Denn je höher und breiter der Goldhaufen, um so stärker die Bestimmungsgewalt, die immer mehr Abhängigkeiten schafft und sie zu Verwirklichern von Unwahrscheinlichkeiten macht. Die Knechtung auf der Goldbasis ergreift nicht nur Konkurrenzen, sondern macht sich auch in einer Beeinflussung des Höchsten geltend, was die Gesellschaft kennt, des Gesetzes. Gesetzesversklavung durch das Großkapital haben die Vereinigten Staaten bis zur Schamröte erleben müssen.

Fieber, das erst den Wirtschaftsstürmer treibt, geht von ihm in seinen Reichtum über, entpersonifiziert sich. Je starrer und sicherer er werden kann, um so schneller hastet sein Besitz. Expansion und Zentralisation auf den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittelmagnet sind die Kennzeichen des Fiebers der gehäuften Güter. Die Kapitalien ziehen an, erweitern sich automatisch. Es ist, als ob in ihnen die Genialität ihres Besitzers gigantisch weiterlebte. Der Geldmagnat braucht kaum noch zu dirigieren. Die Gewinnwege sind vorgezeichnet, weil lange Linien von Menschen harren, die mit Inbrunst Brocken vom gleißenden Goldkleid des Riesen brechen wollen. Die Anziehungskraft eines Besitzkolosses ist vielleicht noch stärker als die einer überragenden Persönlichkeit, es sei denn, die Persönlichkeit habe Offenbarungswert. Aber auch dann wird sie nicht so schnell wirken wie der Moloch, wohl, wenn sie erst wirksam geworden ist, nachhaltiger. Man hat sich oft Gedanken gemacht, wie Rockefeller intellektuell und physisch 56 Prozent der Weltölproduktion kontrollieren könne, wie er imstande sei, einem Konzern von Milliarden zu präsidieren. Wenn er überhaupt nach neuen Anlage- und Gewinnmöglichkeiten suchen müßte, würde er verrückt werden. Sie drängen sich ihm auf. Das ist die unheimliche Vampyrgewalt des Großkapitals, das von selbst läuft, wenn es ein Riese geworden ist. Die Ungerechtigkeit, die im Selbstverständlichen der Wertakquisition liegt, wird oft von Geldherren empfunden, wenn ihnen vor der Vervielfältigungseile des Kapitals graut. Carnegie ist ein Beispiel. Doch können sie trotz des Gruselns vor ihrer eigenen Gewalt den Machtkitzel nicht immer entbehren. So haben Rockefellers Wohltätigkeitsmillionen sich selbst lieber als andere. Das Großkapital ist brutal, auch wenn es sich altruistisch gebärdet, sogar, wenn es altruistisch wirkt. Darin liegt zugleich eine Freisprechung der Geldfürsten, denn die Akkumulation geschieht nicht mehr auf ihren Wink.

Die sozialpolitische Stellung des Unternehmertums, der Angelpunkt heißer Parteidebatten, ist wesentlich durch das Streben nach möglichster Risikoverminderung bedingt. Dann auch durch die Distanz, die das Großkapital vom Arbeiter hat. Diese Distanz braucht keine gewollte Herrenkühle zu sein. Sie ist notwendig und wächst selbstverständlich mit der Vergrößerung der Macht. Es ist, als ob die Arbeiter an immer entferntere Ringe geschoben würden, so daß der Abstand schließlich die Unternehmerpersönlichkeit verschwimmen läßt. Es ist nur logisch: Je mehr die Kapitalsmasse von dem Individuum Unternehmer in sich aufschluckt, um so loser wird der Kontakt Arbeitnehmer — Arbeitgeber. Das Quantitative tötet

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Gefühlsmäßige. Das ist, sozialpolitisch genommen, kein Schade. Denn beide Parteien sind nun allein auf wirtschaftliche Erwägungen gestellt. Nur solche Erwägungen und die aus ihnen resultierenden Handlungen (Streiks, Aussperrungen) imponieren beiderseits, lassen die geschäftsmäßige Achtung an die Stelle von Gerechtigkeitsempfindelei hier und Gnädigkeitsrausch dort treten. Der Unternehmerpatriarch gewährt, der moderne Unternehmer verhandelt. Daher hat die Sozialdemokratie stets die industriellen Wohlfahrtsherren bekämpft. Sie machen den Arbeiter zu einer neuen Art von glebae adscriptus. Natürlich läuft diese Entwickelung nicht ohne Widerstände dahin, Widerstände, die in dem Selbstherrlichkeitsgefühl des Eigentümers begründet sind. Doch wird heute schon der Wert des seelenlosen Wirtschaftskampfes auch vom Staate anerkannt. Dem Bewußtsein des gewerblichen Schöpferwertes hat sich das Bewußtsein der produktiven Mitarbeiterschaft entgegengestellt und die moderne Vertragsethik geschaffen. Unternehmerkälte und Arbeiterkälte. Das Rechenexempel dominiert, das Gemüt bleibt abseits oder soll es doch. Ohne Wallungen kann auch dieses Ziel nicht erreicht werden.

Der Aktionär, die kreditspendende Bank fühlen sich dem Unternehmer näher als der Arbeiter. Umgekehrt? Das gewerbliche Schöpfertalent will eine Abhängigkeit nicht anerkennen. Es bedient sich kalt seiner Geldgeber. Sie mögen dabei ihre Agiotagegeschäfte machen, sie sind doch nur Zweckvermittler. Verlustskrupel kennt der Unternehmer nicht, er geht durch Sanierungen und läßt Aktionäre und Bankdirektoren jammern. Sie müssen, denn die Investitionen sind so groß, daß ein Zusammenbruch Riesenverluste bringen würde. Nach verlorenen Schlachten schicken jene immer wieder neue Geldtruppen. Doch ist die Kalkulation nicht in jedem Falle richtig. Häufig ist schon ein hoher Turm gestürzt, wenn eben die Spitze aufgesetzt war. Der Aufbau ging kühn und schnell vonstatten, jedoch auf Kosten der Stabilität. Das gibt dann Katastrophen. Ein Beispiel ist Strousberg. Tragischer fast noch ist die langsame Zersetzung zentralisierter Wirtschaftsmacht. Solange der Einheitswille da ist, hält das Gebilde. Erbteilung, Einheirat fremder Luxuselemente schaffen der Konkurrenz breite Breschen. Das Zepter fehlt und mit ihm die produktive Triebkraft. Konsumgelüste kommen, Schmarotzer. Der stolze Strom, einst im festen Bett, versickert

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Schlammkandlen. Doch über den Einzelerfolg hinaus ward etwas erreicht. Für die Volkswirtschaft. Der Schöpfer hat nachstrebenden Talenten den Weg gezeigt, auf denen sie, dienstbar einer stärkeren Gewalt, der Wirtschaftsnotwendigkeit, schreiten können. Die aber will über einzelne Menschenwillen hinaus zur Menschheit.

Alte und neue Bevölkerungsfragen in Kleinasien / Von Paul Rohrbach

Im Sommer 1909 war ich wieder in Kleinasien, und dieselbe Frage, die mich schon bei meiner ersten Orientreise im Jahre 1898 lebhaft beschäftigt hatte: ob Kultur und Bevölkerungszahl auf diesem Boden in früheren Zeiten oder in der Gegenwart höher gewesen ist, stellte sich mir fast an jedem Punkte, wohin mich mein Reiseweg führte, von neuem. In der Ebene östlich von Konia werden jetzt durch die Deutsche Bank im Auftrage der türkischen Regierung umfangreiche Bewässerungsarbeiten vorgenommen. Im ganzen sollen gegen 50000 Hektar Land unter Kultur gebracht werden. Das Wasser hierzu wird aus dem etwa 100 Kilometer entfernten See von Beyschehir hergeleitet, und zwar unter hydrographisch sehr interessanten Verhältnissen. Der Beyschehir-See ist, nach europäischen Maßstäben gemessen, ein großes Wasserbassin, bedeutend größer als der Bodensee. Er hat einen Abfluß in ein zweites Seebecken, auf dessen Grund in einer Felsbucht sich eine Anzahl Spalten im Gestein befindet. Diese Schlünde führen in irgendwelche unbekannte Tiefen und nehmen das von Beyschehir kommende Wasser zum größten Teil in sich auf. Nur in sehr regenreichen Jahren fließt auch das zweite Becken, der See von Karaviran, über, und dann entläßt es einen Überschuß von Wasser nordostwärts in die Ebene von Konia. Die jetzigen Arbeiten zielen nun darauf ab, den Karaviran-See durch einen Kanal zu umgehen und so einen dauernden Abfluß aus dem Seebecken von Beyschehir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

direkt in die Koniaebene herzustellen. Beim Ausgang aus den Bergen in die Ebene soll das Wasser geteilt und dann durch ein groß angelegtes und in der Ausführung schon weit vorgeschrittenes System von Sperrmauern, Schleusen und Kanälen über das in Aussicht genommene Irrigationsgebiet verteilt werden. Bei der Ausführung dieser Arbeiten hat man aber gefunden, daß bereits in einer — chronologisch vorläufig noch nicht bestimmten — Vorzeit bedeutende Arbeiten zu demselben Zweck vorgenommen worden sind. Es ist sowohl versucht worden, die Spalten auf dem Felsgrunde des Sees von Karaviran künstlich zu verschließen, als auch die Bucht, in der sie sich befinden, durch einen Damm von dem übrigen Teil des Sees abzusperren. Beide Arbeiten können nur den Zweck gehabt haben, den ungehinderten Durchfluß des Wassers vom Beyschehir-See in die Koniaebene zu sichern. Aber noch mehr. Ungefähr an derselben Stelle, wo jetzt die Schleusenanlage für die erste Hauptgabelung des in die Ebene zuführenden Wasserstromes erbaut wird, ist man auf einen alten bisher verschütteten Damm aus großen und gut gearbeiteten Quadern gestoßen, der offenbar einem entsprechenden Zweck gedient hat, wie die jetzigen Arbeiten. Soweit direkte historische Zeugnisse zurückreichen, ist die Ebene zwischen Konia und dem Kara Dagh wegen ihres Wassermangels allerdings nicht in regelmäßiger Kultur gewesen. Es finden sich aber in ihr zerstreut verschiedene Hügel, die offenbar nicht natürlichen Ursprunges sind und ganz den in Mesopotamien und Syrien (im arabischen Sprachgebiet) sogenannten „Tells" entsprechen. Die Türken in Anatolien nennen sie „Hujuk". Schon ein flüchtiger Besuch an dem größten der Tells innerhalb des projektierten Bewässerungsgebiets beim Dorfe Tschumrah zeigte mir, daß hier in der Tat eine alte Siedelung existiert haben muß. Massenhafte Bruchstücke von gebrannten Ziegeln, Tonscherben und Steinfragmente bedeckten den Boden sowohl auf dem Tell selbst, als auch in ziemlich weitem Umkreise um ihn in der Ebene. Überall wo das Baumaterial aus vergänglichen, dazu wegen des Holzmangels meist schlecht gebrannten Ziegeln bestand, erscheinen solche Hügel zunächst als der einzige Überrest der alten Städte oder ihrer befestigten Kerne: Burg, Tempel usw. Ursprünglich ist wohl auch eine kleine künstliche Aufschüttung vorhanden gewesen, wenn keine natürliche Erhebung existierte, aber die Hauptmasse der Tells besteht aus dem im Laufe der Jahr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tausende zusammengesunkenen und verwitterten Schutt der auf der Höhe stets von neuem errichteten Mauern und Gebäude. Außer dem Tell von Tschumrah gibt es in derselben Gegend noch eine ganze Anzahl anderer. Es müssen dort also vorher im Gegensatz zu heute dauernde, und zwar ziemlich bedeutende Ansiedlungen, Städte, existiert haben. Ich habe dasselbe 1900 und 1901 im nördlichen Mesopotamien beobachtet, wo viele Hunderte solcher Tells die gegen 20000 Quadratkilometer große Region zwischen dem Euphrat, den Vorbergen des Taurus und dem Tigris oberhalb Mossul erfüllen. Auch dort ist das Land heute so gut wie unbewohnt; nur Beduinen und Kurden durchziehen es als räubernde Nomaden. In ganz Nordmesopotamien wohnen zweifellos heute viel weniger Menschen, als noch zur Zeit der arabischen Herrschaft und vollends im Altertum. Dort ist es aber kein Problem weiter, warum früher eine starke Bevölkerung existiert hat, wo jetzt einige Räuberbanden hausen. Das Land wird vom Regen und von einer Anzahl dauernd fließender Flüsse so gut getränkt, daß die sogenannte „Steppe" heute ebensogut wieder unter den Pflug genommen werden könnte, wie sie es vor 1000 und vor 3000 Jahren war. Was fehlt, ist nur die Sicherheit für Leben und Eigentum, und die wird ja wohl bis zu einem gewissen Grade wiederkommen, wenn die Bagdadbahn jenen Strich erreicht. In der Koniaebene aber können vor Jahrtausenden so gut wie in unseren Tagen ständige größere Ansiedlungen nur auf Grund eines Systems *künstlicher* Bewässerung existiert haben. Die Theorie von der Änderung des Klimas seit dem Altertum, der ohnehin meist eine größere Bedeutung zugelegt wird, als berechtigt, kann für das innere Kleinasien noch weniger Anwendung finden, als sonst. Schon im Altertum hieß gerade die Gegend von Konia bis Karaman und nördlich davon das „Axylon", d. h. das holzlose, waldlose Land. Der Hochgebirgswall des Taurus, der unmittelbar südlich von Lykaonien aufsteigt, verhindert eben die regenbringenden Seewinde am Zutritt und reduziert die Niederschläge stark. Wer aber sind die Leute gewesen, die jene Städte in der Koniaebene gebaut haben? Der Staudamm oberhalb Tschumrah macht eher den Eindruck eines Werkes aus der griechisch-hellenistischen Zeit, aber er wird schwerlich die erste Anlage dieser Art an seinem Orte sein, und die Tells sind wohl sicher in ihrem Ursprung viel älter. Vielleicht ist die Vermutung berechtigt, daß jene Ansiedlungen

Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

den Hethitern gehört haben. Wir wissen seit kurzem, wo die alte Hauptstadt des alten Hethiterreichs lag. Ihre Überreste stecken in dem mächtigen Tell von Boghazköi, ca. 80 Kilometer östlich von Angora. Dort sind in den letzten Jahren bedeutende Funde gemacht worden, und wahrscheinlich sind noch viel bedeutendere zu erwarten. Hethitische Denkmäler reichen im Westen bis in die Gegend von Smyrna und im Osten bis über den oberen Euphrat und den See von Wan hinaus. Noch sind sicher lange nicht alle Denkmäler aus der Hethiterzeit bekannt, denn eigentümlicherweise befinden sich die meisten weit ab von den heutigen Mittelpunkten der Besiedlung und Kultur in Kleinasien. Jedes Jahr bringt neue Funde zur Geschichte dieser problematischsten unter den alten Völkern Vorderasiens. Immer deutlicher erkennen wir, daß die Hethiter national und kulturell ein Faktor ersten Ranges gewesen sein müssen. Doch erst die Entzifferung ihrer Inschriften wird uns sagen, ob sie wirklich die Vorfahren der heutigen Armenier sind! Fragt man sich aber, wieso die Menschen jener Vorzeit — die Blüte des Hethiterreichs in Kleinasien fällt ins zweite Jahrtausend vor Christus — dazu gekommen sind, sich unter solchen Schwierigkeiten anzusiedeln, wie es eine künstliche Bewässerung großen Stils für ihre primitive Technik noch bedeutete, so ist die Antwort für die alten Städte in der Koniaebene sehr einfach. Hier geht die einzige mögliche Verbindungsroute zu Land zwischen den fruchtbaren Landschaften des westlichen Kleinasiens und den beiden Pässen über den kilikischen Taurus hindurch: dem von Karaman nach Selefke, über den Friedrich Barbarossa zog, und dem von Eregli durch die alten „kilikischen Tore" nach Adana und Tarsus. Südlich von dieser Straße ragt der unzugängliche Kamm des Hochgebirges auf, nördlich liegt die unpassierbare Salzwüste, die das ganze Zentrum von Anatolien ausfüllt. Sei es nun, daß die Gewässer des Beyschehir-Sees in unbekannter Vorzeit einen natürlichen Abfluß in die Ebene fanden und so viel Fruchtland schufen, daß jene Städte dort existieren konnten, sei es, daß schon in früherer Zeit künstliche Werke geschaffen wurden, um das Wasser in die Ebene zu bringen: Auf jeden Fall sehen wir an diesem Beispiel, wie die natürlichen Verhältnisse auch nach Jahrtausenden die Menschen immer wieder zur Ausnutzung derselben Gelegenheiten bringen. Auf der anderen Seite aber wird man sich schwerlich des Eindrucks erwehren

Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

können, daß wenigstens an diesem Punkte die Bevölkerungsmenge schon im höchsten Altertum eine dichtere gewesen sein muß, als sie heute ist und als sie selbst noch zur Blütezeit des Reiches von Iconium unter den Seldschuken-Sultanen im 13. und 14. Jahrhundert v. Chr. war.

Ein anderes Beispiel. Vor neun Jahren war ich zum erstenmal in Ephesus, wo seither die Ausgrabungen des Kaiserlichen Archäologischen Instituts in Wien große Fortschritte gemacht haben. Ephesus war eine der glänzendsten Städte des Altertums, die politische und, soviel wir urteilen können, auch die wirtschaftliche Hauptstadt der römischen Provinz Asien. Zum erstenmal wurde es Großstadt unter dem König Lysimachus, einem der Feldherrn Alexanders des Großen, dem nach der Entscheidungsschlacht bei Ipsos 301 Kleinasien zugefallen war. Lysimachus baute die prachtvolle Ringmauer, von der ein großer Teil noch heute auf der Höhe des Bülbül Dagh fast unversehrt dasteht. Die lysimachische Mauer von Ephesus hielt vielleicht 10 Kilometer im Umfang und umschloß ein Areal von höchstens 5 bis 6 Quadratkilometern. Davon entfiel aber ein großer Teil auf Felsgelände, das wegen seiner Schroffheit nie hat mit menschlichen Wohnungen bebaut werden können. Die Höhe des Pion war vielmehr nur aus fortifikatorischen Rücksichten in die Befestigungslinie eingezogen worden. Auch zur römischen Zeit hat Ephesus, soviel wir nach den Überresten aus jener Epoche urteilen können, den Umfang der Mauer des Lysimachus nicht überschritten. Es war also nach unseren heutigen Begriffen höchstens eine Mittelstadt, deren wirklich bebaute Fläche keinen größeren Umfang besaß, als etwa der Berliner Tiergarten. Fast alle Städte des Altertums aber, deren Größe wir noch feststellen können, waren viel kleiner, als wir uns gewöhnlich vorstellen. Trotzdem wäre es falsch, wenn wir uns das Land schwächer bevölkert denken wollten, als heute. Die Städte spielten früher schon darum lange nicht eine solche Rolle wie bei uns als Anziehungspunkte für Volksmassen, weil sie eine verhältnismäßig viel geringere Bedeutung als Industriezentren besaßen. Die Hauptmasse der Menschen in unseren Großstädten entfällt direkt und indirekt auf die Industrie, und ihre Existenzmöglichkeit ist auf der anderen Seite durch unsere modernen Verkehrsmittel bedingt. Eine Stadt im Umfang von London, Paris oder Berlin hätte im Altertum selbst unter Zuhilfenahme des Seeverkehrs keine Existenz-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möglichkeit gehabt. Es wäre undenkbar gewesen, sie mit den damals vorhandenen Verkehrsmitteln zu verpflegen. Wohl aber bieten die Ruinen von Ephesus in ihrem heutigen Zustand an mehr als einer Stelle interessante Belege für die von Delbrück in seiner „Geschichte der Kriegskunst" aufgestellte und seitdem öfters erörterte These, die alte Welt habe im dritten und vierten Jahrhundert nach Christus eine Revolutionierung ihrer wirtschaftlichen, politischen und militärischen Verhältnisse durch den Rückfall aus der Geld- in die Naturalwirtschaft erlebt, der seinerseits durch das Schwinden der Vorräte an Edelmetall bedingt war. Im Jahre 263 überfiel ein gotisches Heer Ephesus.

Die Goten wohnten damals nördlich vom Schwarzen Meere, von wo aus sie die Grenzen des Römischen Reiches bedrängten. Sie rückten aber nicht nur zu Lande vorwärts, sondern unternahmen auch große Seeräuberzüge. Auf einem solchen gelangten sie durch den Bosporus und die Dardanellen an die kleinasiatische Küste, wo sie in den vielfach offenen und ungeschützten Städten plündernd furchtbare Verheerungen anrichteten. In Ephesus verbrannten sie den berühmten Dianatempel, der nachher nicht wieder hergestellt wurde. Auch die Stadt fiel mit vielen prachtvollen öffentlichen Gebäuden dem Gotenbrand zum Opfer. Die österreichischen Ausgrabungen haben nun gezeigt, daß, nachdem die Goten abgezogen waren, Ruinen beim Wiederaufbau innerhalb der Stadt stehen blieben und kleine Leute sich darin ansiedelten. In einem einstigen Prachtbau z. B. sieht man schlecht gebaute dünne Lehmmauern durch die Marmorsäle und Höfe gezogen; das ganze wurde wahrscheinlich irgendwie notdürftig überdacht und dann blieb es in diesem Zustande, auch nachdem die Stadt im übrigen neu aufgebaut und am Ende des vierten Jahrhunderts äußerlich wieder verschönt worden war. Man braucht sich etwas ähnliches nur auf moderne Verhältnisse übertragen zu denken, um zu sehen, daß ein zwingender Grund dafür bestanden haben muß, mitten in der Hauptstadt einer der wichtigsten Provinzen des Reichs Ruinen in solchem Zustande stehen zu lassen. Dergleichen ist aus Deutschland während der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege wohl bezeugt, aber das römische Reich im dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. werden wir uns ganz und gar nicht ähnlich entvölkert vorzustellen haben, wie Deutschland in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Im Gegenteil, Del-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brück führt sogar sehr überzeugend aus, daß und warum die Länder um das Mittelmeer damals wahrscheinlich einen höheren Bevölkerungsstand gehabt haben, als je zuvor. Woran es aber fehlte, das war das bare Geld, ohne das man keine Prachtbauten errichten kann. Das Versagen der Gold- und Silberbergwerke und die durch Jahrhunderte sich fortsetzende passive Zahlungsbilanz des römischen Weltreichs gegenüber dem Osten hatten zusammengewirkt, um den Vorrat an Edelmetall allmählich so zu reduzieren, daß ein vollständiger Umschwung der wirtschaftlichen Verhältnisse eintrat. Die großen Städte verödeten mehr und mehr, während die Bevölkerung auf dem flachen Lande stieg. Ein entwickeltes Städtewesen setzt immer das Vorhandensein reichlicher Barumlaufsmittel voraus. Delbrück weist die Richtigkeit seiner Theorie im wesentlichen dadurch nach, daß er den Verfall des römischen Militärsystems während des dritten und vierten Jahrhunderts, der das Reich schließlich den Germanen erliegen ließ, als eine Folge der Abwandlung vom geldwirtschaftlichen zum naturalwirtschaftlichen System aufdeckt. Die Ruinen von Ephesus legen auch noch an einer anderen Stelle ein deutliches Zeugnis für die Delbrücksche Meinung ab. Innerhalb des alten Lysimachischen Befestigungssystems ragen die Überreste einer späteren, viel kleineren Befestigungsmauer aus byzantinischer Zeit empor, die kaum noch ein Viertel des alten Stadtgebiets umschloß. Einige große Gebäude der Glanzzeit, das Theater und die Rennbahn, sind gerade noch in den Verlauf dieser späteren Stadtmauer einbezogen, ebenso noch eine Anzahl anderer wichtiger öffentlicher Bauten aus früherer Zeit. Aber der große Markt, die „Agora", und fast das ganze eigentliche Wohngebiet der griechischen und römischen Zeit liegen draußen. Dies um drei Viertel seiner früheren Größe verkleinerte Ephesus war die Stadt der vollendeten naturalwirtschaftlichen Zeit, als die Heere des römischen Reichs, mit denen die großen Entscheidungsschlachten der Völkerwanderung geschlagen wurden, nur noch zwischen 10000 und 20000 Mann zählten und der kostbare Säulenschmuck der Prachtgebäude in Konstantinopel aus den Tempeln der früheren Zeit zusammengeraubt werden mußte.

Dabei muß nochmals betont werden, daß wir uns die sogenannte Verfallzeit des Altertums durchaus nicht mit einer Verminderung der Volkszahl verbunden denken dürfen. Das Kleinasien, das die Byzantiner gegen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Seldschuken verteidigten und das nachher die osmanischen Türken eroberten, war ein gutbevölkertes und naturalwirtschaftlich reiches Land. Bevölkerungszahl und wirtschaftliche Produktion stehen im Orient fast stets in direkter Beziehung zu der Stärke der Regierung, und diese Stärke ist in den einzelnen Provinzen wiederum abhängig von der Entfernung des Gebietes vom Sitz der Regierung. Blühende, reiche und gut bevölkerte Landschaften lassen sich im Orient überhaupt schwer von einem weit exzentrisch gelegenen Punkte aus regieren. Entweder entwickeln sie sich zu selbständigen politischen Gemeinwesen, oder sie fallen der Verödung und damit der wirtschaftlichen Schwäche anheim. Darum lag auch der politische Schwerpunkt Vorderasiens unter den Perserkönigen so gut wie unter den Kalifen in der babylonischen Tiefebene, die das reichste und bestbevölkerte Stück dieser Welt war. Seit dem Mongolensturm ist das Land an den Strömen Wüste; darum konnten auch Bagdad, Basra und Mossul hernach von Konstantinopel aus regiert werden. Die Schienen der Bagdadbahn werden die militärische und die administrative Autorität der Türkei in jenen Ländern wieder soweit stärken, daß Sicherheit für Leben und Eigentum zurückkehren. Dann werden auch Volkszahl und Wirtschaft am Euphrat und Tigris, in Syrien, Kilikien und Anatolien wieder einen mächtigen Aufschwung nehmen. Das ist eine Entwicklung, die weiter keiner Frage unterliegt, sondern mit Naturnotwendigkeit kommen muß. Dampf und Telegraph, die Mittel des modernen Verkehrs und des beschleunigten Massentransports für Güter, Menschen und Kanonen, werden es dann der türkischen Regierung auch in den neu erblühenden Provinzen erlauben, ihre Autorität von der Peripherie des Reiches her aufrecht zu erhalten. Daran, daß ein solcher Zustand der Dinge sobald wie möglich eintritt, und daß die Türkei durch ihn soweit gekräftigt wird, daß sie an ihrem Teil sich der gewaltsamen Liquidation und Aufteilung unter die Firma John Bull & Co. widersetzen kann — daran hängt unser entschiedenes Interesse beim Bau der Bagdadbahn und allen mit ihr im Zusammenhang stehenden Plänen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf der Straße ohne Häuser

Von Hans Böttcher

Die Landstraße entlang lief mit äußerster, atemraubender Hast, in einem Kleide aus blauem Taft ein schönes Mädchen. Das war die Tochter eines strengen, rechtschaffenen, geachteten und reichen Mannes. Sie bedachte weder den Staub, noch die Hindernisse des Weges; es kam vor, daß sie über einen Stein hinfiel und ein andermal gegen einen Pfahl rannte, die sie beide nicht gesehen hatte, obwohl sie nicht blind war. Auch empfand sie keinen Schmerz von dem Anprall und weinte doch unaufhörlich, wimmerte laut und stammelte angstverwirrte Gebete.

Ihr Ziel war ein beträchtlich entfernter Teich. Dort wollte sie sich und ein ungeborenes Menschenkind ertränken.

Es wehte kalt auf der herbstlichen, trockenen Landstraße. In vornehm gemäßigter Eile schritten zwei Damen dahin, begleitet von einem Offizier, der wohl der Gatte der einen, der Vater der anderen sein mochte.

Der kindische Ton einer Huppe bewog sie zur Seite zu treten; und ein Gefährt überholte sie, ein graues Automobil, in dem eine graue Mumie hockte. Es raste vorüber, zwei häßliche Schweife schwelenden Rauches nachziehend und verschwand auf der Höhe des Weges in einer Wolke wirbelnden Staubes. Einmal erklang noch das lächerliche Huppensignal, gleich darauf ein heller menschlicher Laut, etwa wie der Juchzer eines Tirolers, und öde Stille blieb zurück.

Die Fußgänger setzten ihren Weg fort unter Äußerungen des Unwillens. Dann bemühten sich die Damen ein heiteres Gespräch aufzubringen, um den Wind nicht zu hören, der sich mit leisem Klagen durch Telegraphendrähte wand und plötzlich rief die Jüngere: „O Gott, da liegt jemand!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitten auf der Straße, im Schmutze ausgestreckt, lag ein junges Mädchen im blauen Taftkleid. Ihr rechter Arm war unnatürlich verrenkt und vom linken Backenknochen an, quer über die Stirn war ihr der Kopf gespalten, als wäre ein Pflug darüber gegangen. Aus der Furche quoll die Gallertmasse von einem ausgelaufenen Auge, mit Fetzen vom Gehirn vermengt und schwarzrotes Blut war über das noch jugendliche Gesicht verspritzt, sickerte durch zusammengeklebtes Haar.

Ein Aufschrei aus drei Kehlen flüchtete über die Felder, vielleicht von fern auch wie der Juchzer eines Tirolers anzuhören. Die Lebenden umstanden die Tote minutenlang starr, aufrecht, mit äußerst geweiteten Augen, mit gespreizten Fingern. Nun bückte sich der Offizier, schob die Lippen des Mädchens auseinander und sagte nach einiger Zeit ergriffen: „Es hängt ein Glück an ihrem Unglück — sie ist tot. — — — Sie, heda! Kommen Sie rasch!" Das letzte, laut gerufen, galt einem hageren Manne, der gebückt, langsam des Weges kam und ein Bummler, ein Landstreicher zu sein schien. Er mußte den Zuruf verstanden, die Situation der Wartenden erkannt haben, aber er beschleunigte durchaus nicht seine Schritte.

„Ein Unfall — laufen Sie nach der Stadt! Holen Sie einen Arzt, einen Wagen, — Polizei! Wir bleiben inzwischen hier."

Der Fremde trat schweigend an die Gruppe heran. Sein trockenes, wirres Haar bedeckte die Hälfte einer niedrigen Stirn und verlieh dem langen, gelblichen Gesicht einen Ausdruck von Trotz und Beschränktheit. Der Unterkiefer hing schlaff herab; es sah aus, als könnte er ihn nicht bewegen. Der Mann stieß seine schmutzigen Hände geballt in die Rocktasche, zog die Achseln hoch und betrachtete mit fast tierischen, rücksichtslosen Blicken die beiden Damen, welche unverborgen weinten, während sie den entstellten Körper am Boden mit ihren Schals und Taschentüchern zudeckten. Mit zusammengezogenen Brauen, finster und streng, verfolgte der Offizier dabei das Benehmen des Landstreichers, wohl nach einem Zeichen von Mitleid oder Erschütterung spähend.

„So eilen Sie doch! Schnell, schnell!"

Der Mann wandte sich dem ernsten, sichtlich entrüsteten Herrn zu und lallte, wie betrunken, mit blöder Stimme: „Schenken Sie mir was."

Die Augenbrauen des anderen zogen sich noch mehr zusammen. „Ja doch,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewiß, Sie werden bezahlt. Laufen Sie nur! Haben Sie denn gar kein Herz? Laufen Sie! Marsch!"

Der Bummler blieb stehen und hielt dem Sprecher die flache Hand hin. In diesem Augenblick ward ein Radfahrer sichtbar. Sofort schwenkte der Offizier seine Mütze, zur Eile treibend, aber an seinen hochgehobenen Arm klammerte sich jetzt der Landstreicher, indem er hartnäckig, beinahe wie drohend, wiederholte: „Schenken Sie was."

Die ältere Dame warf ihm eine Börse vor die Füße. Gleichzeitig traf ihn eine Reitgerte in hartem Schlag, daß er zurücktaumelte und aufstöhnend die Hände an den Hals preßte.

Der Radfahrer sprang indes vom Sattel. Als er sich den Mund zuhielt und mit der Zunge schnalzte, sah und hörte es sich an, wie tiefes, aufrichtiges Entsetzen. Darauf zog er in unwillkürlicher Pietät seine Mütze und wartete wortlos, mit fragenden Augen auf eine Erklärung. Und als er diese und höflich befehlende Instruktion erhalten hatte, bestieg er mit rührender Eilfertigkeit seine Maschine und fuhr dem nächsten Orte zu.

In entgegengesetzter Richtung wankte der Landstreicher davon. Er hatte die Hände überm Nacken gefaltet und als er sie sinken ließ, entblößte er einen blutunterlaufenen Striemen am Hals. — Aber er lachte von Zeit zu Zeit leise vor sich hin. Sein Kopf war zur Brust geneigt. Der Unterkiefer hing schlaff herab, und die Augen waren bis auf einen kleinen Spalt geschlossen.

Er wankte dahin und lachte von Zeit zu Zeit leise vor sich hin. Dann betrat er den Wiesenrand, um sich vor einer Telegraphenstange niederzulassen, die er mit Armen und Beinen umschlang. So blieb er still sitzen. Man hätte meinen können, er wäre an der Stange heruntergerutscht; man hätte auch meinen können, er küßte sie wie eine Geliebte, denn er hatte den offenen Mund fest auf das tönende Holz gedrückt. So verharrte er stumm.

Es zogen ein paar Studenten vorbei, die über ihn lachten und weitergehend einander von eigenen Heldentaten erzählten, die sie im Rausche vollbracht hatten. Es kamen Leute vorüber, die sich entrüstet abwandten und von der Torheit Erwachsener sprachen. Ein Dichter blieb stehen. „Dieser Mann," dachte er, „hört einem Holzpfahl zu — — ein berauschter Obdachloser, der Stimme des Weltverkehrs lauschend." Das fand der Dichter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schön, freute sich und wollte den Andächtigen nicht stören. Wieder andere Menschen näherten sich; die versuchten den Bummler aufzuwecken, wähnend, er schliefe. Sie entdeckten, daß er tot war.

Männer wurden gerufen, welche feststellten, daß er einen Pfandschein aus Hamburg und ein Messer mit der Inschrift „Chicago 107" bei sich trug. Andere Männer konstatierten, daß er verhungert, daß er aus Mangel an Nahrung gestorben war, und wieder andere legten ihn in einen ganz neuen, gegen Schnee und Regen schützenden Sarg und begruben ihn.

Es blieb die Frage übrig: Wer ist der Mann? — Eine Frage, die wie etwas Spinnenartiges kaum bemerkbare Beine und Fühler weit hinaus ins Land reckte, feine Fäden verknüpfte und staubige Akten durchirrte. —

In das Haus eines strengen, rechtschaffenen, geachteten und reichen Gutsbesitzers drang derweilen tiefes Herzeleid. Die einzige Tochter, die er mit ebensoviel Fürsorge als Erfolg erzogen hatte, war das Opfer eines Unfalles geworden.

Irgendwo, anderswo, gab jemand zu dieser Zeit ein vornehmes Gastmahl, ein Automobilfahrer, der einen neuen, glänzenden Rekord aufgestellt hatte. Offiziere, Sportsleute und sonstige angesehene Personen waren geladen. Ein alter Herr erhob sich an der Tafel; man wußte, daß er Großes für Kunst und Wissenschaft geleistet hatte, und er sagte unter anderem aus ehrlicher Überzeugung heraus:

„Glauben Sie nicht, daß ich, als ein Mann rein geistiger Arbeit, geringschätzig über sportliche Unternehmungen denke. Mir ist bekannt, daß eine Wettfahrt, wie die heute gefeierte, mit schwersten Gefahren verbunden ist, und daß dieselbe neben Geschicklichkeit, Energie und mehr, vor allem hohen Mut erfordert. Mut trägt immer etwas Herrliches in sich, im Spiel wie im Ernst, im Frieden wie im Krieg. Ich hege ungemeine Hochachtung vor dem Mut. — —"

Der alte Herr schloß seine Rede damit, daß er ein Hoch ausbrachte und zwei Sektgläser umstieß, was die allgemeine Ausgelassenheit wesentlich förderte. —

Auf der Landstraße draußen wehte es kühl. Dort wanderten vereinzelt Menschen, rollten manchmal Wagen. — —

Als der Winter regierte, da ward die Bahn noch stiller. Nur wenige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schweigsame Menschen stiefelten durch den Schnee, mit großen Schritten, um bald wieder Häuser zu erreichen. Seltener klingelte ein Schlitten daher. — —

Im Frühling hatte das Spinnenartige in einem fernen, winzigen Dörfchen gefunden, was es suchte: einen Namen, Hans Hölzerleimer, einige Zahlen und sonstige Angaben und die Bemerkung „keine Angehörigen mehr am Leben". Damit war eine polizeiliche Angelegenheit erledigt. —

Da es Sommer geworden war, beschien die Sonne schwatzende, lachende Spaziergänger auf der Landstraße, und ein Wind bewegte lustige Bänder und Tücher.

Und doch: Draußen, auf der Straße ohne Häuser weht immer ein eigen kalter Zug; achte einmal darauf!

Rundschau

Amerikanische Weltanschauungsromane

Wer mit dem Amerikaner in so engem Verkehr gelebt hat, daß er ihn von innen heraus verstehen und beurteilen kann, kommt nach einem Studium der ausländischen Amerikaliteratur zur Einsicht, daß überseeischer Schnellverkehr, Professorenaustausch und andere angeblich zur internationalen Aufklärung beitragende Einrichtungen doch nur äußere Eindrücke übermitteln und die inneren Grundzüge gar nicht berühren. Denn der Begriff Amerikaner schwankt immer zwischen einem urwüchsigen, wildwestlichen Draufgänger, einem durch hartnäckige Ausdauer aus sozialen Unterschichten emporgearbeiteten nüchternen „self-made" Manne und einem seine Millionen vervielfachenden gewissenlosen Streber. Zählt man dazu die vom schnoddrigen Journalistenjargon als Sonntagsheilige und Wasserapostel fixierten Typen, so ist die Verwirrung fertig. Wenn wahr ist, was unlängst behauptet worden, daß deutsche Zeitungskorrespondenten in Amerika instruiert sind, nicht zu günstig über amerikanische Verhältnisse zu berichten, dann freilich ist es erklärlich, weshalb in der deutschen Amerikaliteratur die Karikatur überwiegt.

Daher ist das jüngst erschienene Buch von Wilhelm Müller, „Das religiöse Leben in Amerika", als ein epochemachendes Werk zu begrüßen. Denn befaßt sich dieses Buch auch nur mit einer Seite des amerikanischen Lebens, so stellt es doch wenigstens diese mit einem einsichtsvollen Verständnis und einer unparteiischen Sachlichkeit dar, die anderen Amerikabüchern durchaus fehlt. Ein Deutscher, der viele Jahre als Schulmann in Amerika gelebt und gewirkt hat, spürt darin

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den geistigen Strömungen nach, die dem Leben des Amerikaners der Vergangenheit zugrunde lagen und dessen Charakter bis auf die Gegenwart ihren Stempel aufgedrückt haben, und verfolgt sie bis zu den heute unter der Oberfläche keimenden und wachsenden Bewegungen, die in der Weltanschauung des Volkes allmählich eine Wandlung bewirken und der Zukunft entgegenreifen. Es ist viel, wenn man von einem Buche sagen kann, es enthalte keine gedankenlos nachgesprochenen Gemeinplätze, keine billigen, geistreichelnden Trugschlüsse.

Zu gleicher Zeit mit diesem Buche erschienen in New York zwei Romane, die einen Einblick in das innere Wesen des Amerikanertums bieten: „Ethan Frome" von Edith Wharton und „The Healer" von Robert Herrick. Die Entwicklung der beiden Autoren, die seit etwa fünfzehn Jahren in der Literaturgeschichte des Landes verzeichnet sind, entbehrt jedes sensationellen Zuges. Edith Warthon entstammt einer alten Patrizierfamilie des Ostens und hat ihr Talent an europäischen Vorbildern geschult: sie erkennt Bourget als ihren Meister an. Robert Herrick wandte sich dem Romane zu, während er eine Professur an der Chicagoer Universität bekleidete. Temperament und Tendenz nach sind die beiden durchaus verschieden. Eines aber haben sie gemein: ein starkes Ahnungsvermögen für Dinge, die im Unterbewußtsein ihrer Generation dämmern, sei es als Erbe der Vergangenheit, sei es als Keim der Zukunft. Nach der Lektüre des Kapitels über den Puritanismus in Müllers Buche empfängt man von „Ethan Frome" den Eindruck, daß die Verfasserin darin einer schwindenden Lebensanschauung ihres Volkes ein Denkmal gesetzt hat. Hat man hingegen Müllers Ausführungen über religiöse Neubildungen in Amerika gelesen, den „neuen Gedanken" und den Naturkultus, so erkennt man in Herricks Helden eine Verkörperung des Geistes, der diesen Bewegungen zugrunde liegt. Beide Bücher sind der lebendige Ausdruck echten Amerikanertums.

Edith Wharton bewegte sich früher auf dem Boden der mondänen Gesellschaft und behandelte in Romanen und Novellen die komplizierten Probleme moderner Kulturmenschen ihrer Welt. Sie leuchtete in ihre Seelen hinein und entwirrte das Netz innerer Konflikte, in das sie verstrickt sind. Sie analysierte ihre Charaktere mit unnachsichtiger Schärfe und gestaltete sie doch mit warmer menschlicher Teilnahme. Ein blendender epigrammatischer Stil war ihr damals eigen. Sie war die geistvolle Wortführerin einer kultivierten Oberschicht und führte deren Sprache. Einmal machte sie auch eine Abschweifung auf das Gebiet des historischen Romans, und das der italienischen Renaissance entnommene Werk erschien seinerzeit in der Nuova Antologia. Auch die französische Kritik befaßt sich des öfteren mit ihren Werken und „Ethan Frome" ist unter dem Titel „Sous la Neige" bereits in einer französischen Übersetzung vorhanden. Das ist um so mehr zu beachten, als das Buch mit der herrschenden Geschmacksrichtung in der französischen Belletristik gar nichts gemein hat. Es liegt darin eine Anerkennung der rein literarischen Eigenschaften des Buches. Edith Wharton ist eine Sprach- und Stilkünstlerin, wie es deren wenige gibt. Sie schildert in „Ethan Frome" Liebe und Ehe unter schlichten, sittenstrengen Landleuten Neuenglands. Sie kennt die Seele dieses Volkes, weiß, welche zwingende, schicksalsschwere Macht das puritanische Gewissen ist. Leben heißt entsagen: Leben heißt, im Joch uner-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bittlicher Pflichten dem ewigen Richterstuhl entgegengehen. Einst hat diese in extremer Auflehnung gegen die Üppigkeit der Großen gereifte Lebensanschauung der „Pilgerväter" die Willenskraft der zu hartem Kampfe mit der Wildnis gezwungenen Pioniere gestählt. Heute wirkt sie in den Nachkommen, der Jugend, in der der Geist einer neuen Zeit neue Bedürfnisse geweckt, als ein Ballast, den sie abzuschütteln sich beeilt. Leicht ist es nicht, diesen Stein der Vergangenheit zu wälzen. Mit geistreichem Raffinement deutet Henry James das unbewußte Vorhandensein dieses puritanischen Gewissens selbst in seinen kosmopolitisch emanzipierten Romanhelden an, die den letzten Schritt, der gegen die Traditionen verstößt, nicht wagen. Auch Edith Wharton behandelt solchen Konflikt, aber mit inniger herzergreifender Einfachheit.

Ethan Frome, ein hübscher junger Farmer, lebt in freudloser Ehe mit Zeena, seiner um vieles älteren, an wirklichen oder eingebildeten Gebrechen leidenden Gattin. Als Stütze der Herrin kommt Mattie Silver in das Haus, ein liebliches junges Bäschen. Die Arbeit führt Ethan und Mattie viel zusammen und unbewußt regt sich in beider Herzen ein schüchterner Liebestraum. Der Gattin hämischer Argwohn offenbart ihnen die Gefahr, in der sie schweben, und Mattie rüstet sich zur Abreise. Es ist Winter. Das ganze Dorf ergötzt sich am Rodeln. Jung und Alt gleitet in Schlitten die spiegelglatte Fläche hinab. Ethan und Mattie sind auf dem Wege nach dem Bahnhof. Sie können der Lockung nicht widerstehen, sich zum Abschied das harmlose, aber nicht gefahrlose Vergnügen zu erlauben. Zweimal sind sie den steilen Abhang hinuntergeflogen und fangen an, mit dem Gedanken zu spielen, an einer gefährlichen Stelle hinausgeschleudert zu werden und gemeinsam zu sterben. Noch einmal nimmt der Schlitten einen Anlauf, stößt auf einen Stein und mit zerschmetterten Gliedern kommen sie unten an. Mit verbissenem Ingrimm übernimmt Zeena die Pflege zweier Krüppel. So leben diese Menschen weiter im engen Kreise ihrer Sittenordnung. Alles, was als Auswuchs des finsteren Glaubens ferner Vorväter im Bewußtsein der am Alten hängenden Bevölkerung weltfremder Winkel fortdämmert, die Überwindung des Ichs, die Abtötung des Fleisches durch systematische Verneinung der Stimme der Natur, hat Edith Wharton hier angedeutet. Der Roman ist eine neuenglische Schicksalstragödie, wie sie bisher kein Dichter des Landes gestaltet hat. Er ist ein literarisches Denkmal der puritanischen Vergangenheit.

Herricks Roman ist ein Wegweiser der Zukunft. Der Verfasser wurzelt im heimischen Boden des mittleren Westens und hat einen merkwürdigen Spürsinn für Erscheinungen, die von der allgemeinen Unrast der Zeit und von der Umwertung althergebrachter Satzungen zeugen. Schon in seinen ersten Romanen streckte er die Fühler nach ökonomischen Fragen aus, und nach Problemen der Liebe und Ehe, die erst viel später in den Stoffkreis der amerikanischen Romanwelt traten. Er war Pionier auf diesem Gebiete. Ein Forscher und ein Richter, dem der Inhalt oft über die Form hinauswuchs, erwarb er sich nur langsam einheitliche Verschmelzung der beiden. Die erste Frucht dieser in strenger Selbstzucht erworbenen künstlerischen Reife war der Roman „Together", in dem er die amerikanische Durchschnittsehe einer krassen Beleuchtung unterwarf. In seinem neuesten Buche, „The Healer", ist das Eheproblem auch das Hauptmotiv: aber er hat es in Beziehung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesetzt zu anderen Fragen von großer Tragweite. Denn Herrick entgeht keine Schattenseite des modernen Lebens. Er ist der Gesellschaft von heute ein unnachsichtiger Richter. Darum hat er auch ein scharfes Auge für Erscheinungen, die eine Abweichung von deren Idealen bedeuten. Es gibt deren in Amerika bei weitem mehr, als man im Ausland ahnt.

Denn die Toleranz, die Amerika einst zur Heimstatt aller möglichen gleichberechtigten Sekten gemacht, beschränkt sich nicht auf das religiöse Gebiet. Ehe sich eine wissenschaftliche Auffassung ökonomischer Verhältnisse Bahn brach und dem Sozialismus Anhänger zuführte, war Amerika ein günstiges Versuchsfeld für kommunistische Kolonien verschiedener Art. Heute hat es zahlreiche soziologische Experimentalstationen. Dasselbe gilt vom Berufsleben. Alles Neue, was bessere Resultate verspricht, wird geprüft und angewandt, im Schulwesen wie in der Medizin. „The Haeler" repräsentiert in erster Reihe den Protest gegen medizinischen Dogmatismus. Frederick Holden hat seinen Doktorgrad in der legitimen akademischen Weise erlangt; aber er hat sich außerhalb der beruflichen Konventionen gestellt, indem er erklärt:

„Es bleibt sich gleich, ob die Chemie daran teil hat, oder der Glaube, die Heilung ist die Hauptsache."

Aber Herrick geht in der seelischen Gestaltung seiner Helden noch viel weiter. Er verkörpert in ihm auch den Protest gegen die Zivilisation, die den Menschen den Urquellen und Urnormen des Daseins entfremdet, unnatürliche Bedürfnisse weckt und unnatürliche Gewohnheiten anerzieht. Holden hat sich in der Wildnis gefunden; ihr dankt er seine körperliche und geistige Wiedergeburt. Indem er an den armen Kranken der Wildnis seine Heilkunst übt, ob sie zahlungsfähig oder nicht, ist er auch ein Vertreter jenes sozialen Idealismus, der sich gegen die Kommerzialisierung aller menschlichen Tätigkeit auflehnt.

So lebt Frederick Holden, „der Heiler", und verwirklicht das Wort Emersons vom schlichten Leben und hohen Denken, bis der Zufall ein paar Großstädter in seine Wildnis verschlägt und ihn in Berührung mit der Welt bringt, die er freiwillig verlassen hatte. Durch eine meisterhafte Operation rettet er das Leben eines jungen Mädchens. Arzt und Kranke sehen einander durch einen Schleier von Illusionen. Sie kehrt in ihre Welt zurück; aber im Frühjahr folgt sie ihm zum Entsetzen ihrer Familie als sein Weib in die Einsamkeit, in das Haus, das er eigenhändig für sie gebaut. Sie leben ein herrliches Idyll. Aber mit dem Kinde, das sie erwartet, erwachen alte, von praktischen, prosaischen Ahnen ererbte Vorurteile — der Wunsch des Herdenmenschen, zu leben wie die anderen. Ihre Mutter hat sich in dem Hause niedergelassen, wo er sie einst gepflegt; dorthin geht sie, ihre Entbindung abzuwarten. Die den Tempel, den er ihr erbaut, als Göttin betreten, verläßt ihn als — Weibchen.

Damit beginnt die Tragödie des Heilers; seine Erziehung zum Familienvater, zum Ernährer, sein äußerlicher Erfolg, sein innerlicher Niedergang. Der einzige Lichtblick ist eine Episode, die bezeichnend ist für Herricks Standpunkt dem Liebesproblem gegenüber. Eine mittellose Kranke kommt von weither zu ihm — ein Weib, das nichts vom Leben gehabt als Arbeit, und unter der Last zusammengebrochen ist. Er sagt ihr, sie hätte lieben, Kinder haben sollen, aber dazu fehle es den Frauen an Mut.

„Ja, es gehört Mut dazu — und ich hatte ihn nicht, weil ich meiner nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sicher war. Aber die Zeit wird kommen, wenn Frauen, die wie ich einem Manne gleich arbeiten, auch den Mut haben werden zu lieben und Kinder zu gebären; und der Mann wird sie dafür achten."

Vertrauen gegen Vertrauen; der Heiler gesteht der Fremden, daß seine Kraft im Abnehmen, „die Kraft des reinen Willens", und sie will ihm helfen, sich wiederzufinden, durch die Freude, die des Lebens Quell, „die Lust bewußten Wollens".

„Und wenn ich durch dich gesunde und dann meines Weges gehe — allein?"

„Dann habe ich doch einmal gelebt — was könnte es sonst noch für mich geben?"

Und sie hält Wort, die Kranke, die von ihm das Wunder erwartet, die Heilung, und nun ihn selber heilt. Denn nachdem er sein Gleichgewicht als Mensch wieder erlangt hat, wenn auch nicht seine „Wunderkraft", verschwindet sie, wie sie gekommen — das Weib, das in der Liebe seine Freiheit wahrt und die des Mannes.

So gestaltet sich dieser Roman ohne ausgesprochene Tendenz und ohne abstrakte Polemik zu einem entschiedenen Protest gegen so ziemlich alles, was der konventionellen Gesellschaft heilig oder zum mindesten selbstverständlich ist: die gewinnbringende Kommerzialisierung des Berufs, mag es auch der des Arztes sein; legitime, einerseits gute Versorgung, andererseits entsprechend gesellschaftliche Repräsentation verbürgende Ehe; die Möglichkeit die solcher Ehe entsprossenen Kinder standesgemäß im alten Geleise und für das alte Geleise zu erziehen; Besitz, Rang, Ruhm usw. Die Mutter der Gattin, die mondäne Freundin — eine köstliche Figur —, die reichen Verwandten, die vornehmen Patienten, die großen medizinischen Leuchten: sie alle gehören der Welt an, der dieses Gewinnen und Besitzen Alles ist. Frederick Holden allein will geben, nichts als geben, und als er dem Tausch- und Handelssystem der Gesellschaft Kompromisse macht, verliert er seine Gabe. Und Holden ist nicht etwa als ein „Narr in Christo" gedacht, als ein edler Schwärmer mit hochheiligen Gesten, die auch dem Scharlatan geläufig sind, sondern als ein unabhängig denkender, vornehm fühlender Mensch, eine in sich gefestigte, tatkräftige Persönlichkeit, die sich bis zuletzt behauptet.

Welch ein Sprung von Ethan Frome bis zu Frederick Holden! Edith Whartons Held passiv, fatalistisch der Sittenordnung der Vorfahren gehorchend: Herricks Held sich in Beruf, Gesellschaft, Liebe, Ehe gegen die Tradition auflehnend. Der eine in der Vergangenheit, der andere in der Gegenwart wurzelnd, aber in die Zukunft weisend, die Sezession kündigend, die sich im amerikanischen Gesellschaftskörper vorbereitet. Aber beide echte Amerikaner, und mag auch Ethan Frome einen aussterbenden Typus repräsentieren, etwas von seinem Wesen lebt in Frederick Holden fort!

A. von Ende

Die Große Kunstausstellung in Dresden

Die Leitung der Großen Dresdener Kunstausstellung 1912 hat für die Raumgestaltung der Säle in Georg und Max Wrba, Georg Heinsius von Mayenburg, Josef Hoffmann, Peter Behrens und Paul Bender Künstler gewonnen, welche fähig waren, den außerordentlich umfangreichen Schaustoff so aufzuteilen und zu gliedern, daß er möglichst übersichtlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde und daß wenigstens die Innenarchitektur durch die unbemerkt von ihr ausgehenden Wohltaten unsere Augen vor allzuschneller Ermüdung schützt. Auch sind auf dieser Ausstellung zum ersten Male alle monumental-dekorativen Gemälde als Teile von wirklich monumentalen Räumen in die Wände eingelassen. Die Technik des Ausstellens ist also hier auf der Höhe, aber sie kann uns selbstverständlich die kunstwidrige Unkultur nicht vergessen lassen, die stets in der Tatsache einer derartigen Riesenschau zu finden ist. Wo die Kunst nicht um ihrer selbst, d. h. um ihres Genusses und ihrer Wirkung willen, da ist, sondern wo ihre Erzeugnisse einen Engros-Markt bilden, da kann sich eigentlich bloß der Käufer wohl fühlen, der eigensinnig nur das ihm Gemäße sucht und es wenigstens genießen kann, sobald er es erworben hat. Die Berichterstattung aber versagt vor der wahllosen Überfülle, und auch Einzelurteile können sich nicht klären, wo die Möglichkeit zur Sammlung, zum konzentrierten Erlebnis, fehlt. So bleibt nur das eine übrig, den Markt als einen beliebigen Querschnitt durch das Kunstschaffen unserer Tage anzusehen und daraus allgemeine Erkenntnisse zu gewinnen, für die einzelne Namen nur als gelegentliche Beispiele dienen mögen.

Die Abteilung für Plastik eröffnet die Flucht der Säle und macht den augenblicklichen Stand dieser Kunst ziemlich anschaulich. Die eigentlichen Vorbedingungen für die Plastik liegen einerseits in der Architektur und andererseits in dem Verständnis für die Gebärde des Körpers. Eine Architektur als Ausdruck unserer Zeitseele ist aber erst im Werden begriffen, und in sie wird sich dann auch unser leidenschaftliches Bestreben, Schönheit und Würde des menschlichen Leibes neu zu erfassen, zur Plastik geworden, einfügen müssen. Einstweilen haben wir erst in der Kunst des Wohnraumes eine eigene Architektur, und unser Gefühl für die Körpergebärde erfaßt die Erscheinung des Tieres tiefer und origineller als die des Menschen. Rechnen wir dazu unsern durch das Kunstgewerbe geschulten Sinn für das Material und seine Behandlung, so sehen wir die schöne Notwendigkeit, aus der heraus so gelungene Werke Münchener Kleinkunst entstanden, wie Fritz Behns silberner Leopard und Georg Roemers Uhu aus Majolika. Die architektonischen Forderungen werden wohl auch auf dem Gebiete der großen Plastik schon klar erkannt, aber die Kraft des einzelnen kann nicht die mangelnde Resonanz eines allgemein völkischen Körper-Ethos ersetzen. So mögen Franz Metzners Riesenfiguren, die in Ausstellungsräumen fehl am Ort sind, als Teile mächtiger Gebäude stark empfunden sein — was sie an eigener Formensprache geben, dünkt mich leer und forciert. Ihre äußerlich gigantischen Formen sind noch keine innerliche Monumentalität, und der starre Schematismus ihrer übertriebenen Muskelwülste ist genau so absichtsvoll-formalistisch und so ohne seelischen Zwang, wie die akademische Rechenkunst der Hildebrand-Schule.

An denselben Mängeln wie die große Plastik leidet die monumental-dekorative Malerei. Sie will lediglich aus praktischen und idealen Forderungen heraus gestalten, ohne sich dabei der gesunden und breiten Basis einer absichtslos sich vollziehenden Entwicklung erfreuen zu können. Von Ferdinand Hodler lernen wir in Dresden nichts wesentlich Neues kennen, abgesehen von zwei abnorm großen Leinwänden aus seiner früheren Zeit, einem Aufstieg und Abstieg im Gebirge, die einen sensationellen Panoramastil zeigen und, bei aller vitalen Kraft, doch nur

Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

als monströse Kuriositäten für den Entwicklungsgang des Meisters von Interesse sind. Eine viel bösere Entgleisung dagegen ist das Doppelzimmer, das Max Klinger ausgemalt hat. Es muß einen erschrecken, welch eines Mangels an künstlerischer Achsenfestigkeit dieser bedeutende Mann fähig ist, dessen zyklopische Kraft allerdings schon manche Konglomerate aus Philosophie und Technik erzeugt hat. Gräßliche Goldornamente, Arabesken und wilde Palmenwedel bedecken die Türen und Staffage-Landschaften rohester melodramatischer Art die Wände. Das Ganze ist ein posthumes Dokument für den kleinbürgerlich verkommenen Humanismus der Gründerjahre. Das einzige, was in der ganzen dekorativen Abteilung Eindruck auf mich machte, war Karl Caspars „Pieta". Hier erhebt sich die malerische Kultur des modernen Tafelbildes ins Monumentale, frei von all den Krücken und Stelzen des plakatmäßigen Neu-Münchener Dekorationsstils.

Auf diesem Gemälde ist ebenso wie auf Maria Caspar-Filsers Tafelbild „Römische Landschaft" die einfache Tonskala von Blau, Rot und Gelb, mit der man heute sehr häufig danach trachtet, aus unseren im Freilicht gemachten Augenerfahrungen eine simplifizierte Darstellungsformel zu finden. Freilich liegt auch hier bereits die Gefahr einer manieristischen Erstarrung. Aber man sieht doch wenigstens einen Weg fort vom Rein-Optischen, aus dem bewußte Faktoren herausentwickelt werden, mit welchen man zu einer Vergeistigung gelangen will. Der Kampf um „französische" und „deutsche" Kunst drückt ja tatsächlich ein allgemeines Dilemma aus, obwohl auf der einen Seite die gebildeteren Köpfe und größeren Könner und auf der anderen die Gesinnungsphilister die Überzahl haben. Vielleicht ist eine Versöhnung der gänzlich feindlichen Lager durch die schaffende Praxis näher als beide Teile glauben, denn die ratlose Verödung, von der die Dresdener Abteilung für Malerei, wie jede moderne Bilderschau, zeugt, ist offenbar, aber sicher kann uns die entwicklungsgeschichtliche europäische Bedeutung des französischen Impressionismus nicht wieder verloren gehen. Es handelt sich ja letzten Endes nur darum, in den Ausdrucksmitteln ein Übereinkommen, eine stille Konvention, eine allgemeine, unpersönliche Basis, eine durch das moderne Weltgefühl bedingte Einstellung unseres Auges zu finden. Außer den genannten Bildern Carl und Maria Caspars liegen z. B. Max Liebermanns „Schweinemarkt", Ernst Opplers „Badestrand", Rudolf Hellwags „Versailles" und das Damenporträt Max Unolds bei aller individuellen Verschiedenheit in der Richtung einer gemeinsamen malerischen Kultur.

Es könnte so scheinen, als sei es mir mehr um ein Prinzip als um Persönlichkeiten zu tun. Nein, ich gehe im Kunsturteil so sehr vom Erlebnis aus, daß ich mich durch die Leistung einer starken Persönlichkeit stets zu einem neuen Glaubensbekenntnis bekehren lasse. Wenn ich allerdings solche Leistungen nicht finde, so propagiere ich ein Prinzip, welches mir berufen zu sein scheint, das Entstehen der Einzelleistungen einesteils zu begünstigen und andernteils über sich selbst hinaus zu erheben. Solche Vorbedingung eines gemeinsamen Prinzipes und allgemeinen Übereinkommens finde ich in der modernen Graphik, die einen auch auf der Dresdener Ausstellung mit zeitgenössischem Stolz erfüllen kann. Hier scheint jeder nennenswerte Künstler instinktiv zu wissen, was nottut. Freilich liegt es bereits im Wesen der Graphik, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich die persönliche Handschrift ohne weiteres mit den unpersönlichen Forderungen des Formgesetzes decken kann. Sie bedarf nicht wie die Malerei eines großen Apparates, sondern ihre Mittel sind so anspruchslos, daß sich in ihnen die flüchtigste Impression restlos zu verkörpern und eine ästhetische Dauerwirkung zu erzielen vermag. Darum scheint mir auch die Graphik das eigentliche Organ für den Ausdruck unserer beweglichen, nervösen Zeit zu sein; in ihr kann sich der Rhythmus unseres Blutes mit all unserer Fähigkeit zu momentanen Offenbarungen und all unserer Freude am Technischen aufs mannigfachste verleiblichen. Welches freudige Leben, bunt, unerschöpflich und doch durch den Zeitgeist zusammengehalten, herrscht auf all den Radierungen, Zeichnungen, Lithographien und Holzschnitten, welche die Erscheinungswelt der Menschen und Tiere, der Großstadt und Kleinstadt, des sozialen Lebens und der Satire, des Sports und der Geselligkeit, der Landschaft und der Dichtung künstlerisch zu meistern suchen. Ich nenne nur Albert Lamm, Ferdinand Gold, Oskar Laske, Wilhelm Altheim, Käte Kollwitz, Hans Meid, Paul Paeschke, Ludwig Heinrich Jungnickel, Olaf Gulbransson und Paul Bach, die in Dresden ganz besonders auffallend gut vertreten sind.

Die Dresdener Ausstellung lehrt also Folgendes: Der Kunststil unserer Zeit ringt bewußt nach einem zusammengesetzteren, aufgebauten Rhythmus, nach Architektur im weitesten Sinne, nach Repräsentation, aber wahrhaft Gelungenes leistet er einstweilen nur unbewußt in dem intimen Rhythmus der Kleinkunst, der naiv und spontan die Fülle des Lebens zu einem freien Spiel in engem Rahmen wandelt.

Hans Brandenburg

Glossen

Deutschlandsucher

Heut sind es wieder viele, die sich aufmachen, Deutschland zu suchen.

Was ist Deutschland? Und was ist deutsch? Von den Antworten entstammen die meisten dem gleichen Geistesbezirk: sie sind, das Wort ohne Parteibedeutung genommen, rückgewandt. Sie gestalten die Überzeugung, man müsse tief und tiefst in die Vergangenheit des deutschen Volkes, ja, der germanischen Rasse hinabsteigen, um unter neuzeitlichem Schutt die fast verlorne Urform zu finden. So ist ihnen „Deutschtum" nicht etwas, das werden, sondern etwas, das wiedererstehen soll. Nicht eine Aufgabe, sondern ein Erbe. „Der ewige Deutsche" nennt sich ein anschauungsreiches Lehrgedicht dieses Glaubens; Kurt Breysigs Aufsatzsammlung: „Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen" wie Daniel Frymanns fanatisches Buch („Wenn ich der Kaiser wär'") holt Wert und Bedeutung, Bild und Ausdruck aus der Geschichte herauf.

Die Ahnen solcher Art der Volksbetrachtung aufzufinden ist nicht schwer; es genügt ein einziger Name: Langbehn, der Rembrandtdeutsche. Kenn-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

worte wie: Art, Überlieferung, Adel, Haltung, Gebärde, Instinkt, Persönlichkeit, Herrschaft sagen die Geisteserichtung, wenn auch nicht die Form der Schreibenden aus. Diese Gleichartigkeit hat einen einfachen Grund: den gemeinsamen Gegner. Es ist der Sozialismus. Alles, was die Deutschlandsucher unter vielen Namen befehden: als Mechanisierung, Atomisierung, Internationalismus, Gleichmacherei, Verflachung, Menschenmischmasch — ist in dem einen Worte zusammengefaßt. Nur die unvergleichliche Geschlossenheit des Sozialismus konnte auf der Gegenseite das „Vaterländische" als Einheitsbegriff bewirken. Ohne ihn müßten die Geister sich gleich wieder trennen. Aus folgendem Grund.

Die Kämpfer des Vaterländischen haben zwei Seelen: die altdeutsche und die alldeutsche. Die eine ist romantisch, rückschauend (auch wo sie von Zukunft spricht), unterscheidungsstolz und ästhetisch. Die andere modern, zusammenfassend, verwerterisch, rechnend. Die eine will das Volk und die andere den Staat. Wie sollten sie zusammenkommen, wiese nicht der Sozialismus sie aufeinander an?

Da ist Professor Breysigs, des Historikers Buch. Seine ganze Sache steht auf „Gebärde" und Folgerschaft. Die Gebärde: als Ausdruck der Persönlichkeit, Sicherheit der überlieferten Haltung; Stellung des einzelnen zu sich selbst. Die Folgerschaft: als Grundform des gesellschaftlichen Aufbaus; Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft. In einer ausdrucksarmen Zeit sollen Adel und Königtum erhalten bleiben um der Kraft und Schönheit willen der „herrscherlichen Gebärde"; die mechanischen Sachabhängigkeiten unserer Wirtschaftsform weichen der persönlichen Beziehung des „Führers" zu seinen „Folgern". Um die äußere Möglichkeit macht sich Breysig wenig Sorge. Kein Führender, sei er Grundbesitzer oder Industrieherr, gebiete mehr Menschen, als sein Auge überblicken, seine Hand noch leiten kann. Ein wirtschaftlich kräftiger „Adel der Leistenden" regiere zusamt dem Erbadel der Instinktsicheren; aber kein Überstarker soll die Staats- und Geldmachtmaschine benutzen können, um dieser Aristokratie der Starken den Raum zu schmälern . . Ein Rattenfängerlied. Der Demokratie stellt es die Auslese entgegen — aber der Erbgang macht die Auslese zu nichte. Ist der Sohn des Industriemagnaten ein Starker? Und wenn er's ist: was befähigt ihn, das Merkantiltalent, zum Seelsorger seiner „Folger"? Dann müßte man den Professoren Armeekorps geben. Entwicklungen zurückschrauben heißt: die Qual ihres Übergangs erneuern. Ein Gewaltwort, wenn es möglich wäre, das alle Riesenbetriebe teilt, würde eine Neuauflage des neunzehnten Jahrhunderts einleiten. Glücklicherweise ist es nicht möglich.

Burtes Roman („Wiltfeber, der ewige Deutsche") ist aus gleichem Stoff. Was bei Breysig „herrscherliches Bewußtsein" hieß, heißt hier der „Befehl, der gewaltige, nachgeborne Bruder der Schranke" . . . Bauer, Krieger, Dichter: das sind die einzigen manneswürdigen Berufe. Schön. Aber weiß Burte nicht, daß alles Gefühl für Wert und Pracht dieser Formen eine Wirkung moderner Gerissenheit ist? Die Altvordern faßten es auf, wie wir den Beruf des Zigarrenreisenden auffassen. — Das Gedicht (dies nebenbei) hat Vorzüge der Sprache. Doch ist es ein Zeichen von Bildkraft, wenn Burte die „ZEUGUNG" als „Urmutter" anruft?

Den Übergang zu dem Alldeutschen macht Frymann: der Diktaturgesetze erläßt, die Völker ringsherum ausrottet und die Blüte des Deutschtums durch Vernichtung seiner Wirtschaftsförderer herstellt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diesem „Völkischen" stellt Paul Rohrbach ein Buch des Staatsgedankens entgegen. Er selbst nennt es freilich: Der deutsche Gedanke in der Welt. Hier birgt sich der Widerspruch. Rohrbach weiß, daß Ausbreitungsbedürfnis und Machtanspruch unseres Landes nicht räumlich sind; die Breysigsche Treuherzigkeit, die den Statthalter (Oberpräsidenten) eine Landschaft (Provinz) irrtümlich regieren läßt, ist ihm fern: er wird empfinden, daß Menschen der Eisenbahnzeit ihre Heimat in Beziehungen haben, nicht im Raum. Eben darum muß er alles in den Dienst seiner Sache stellen, was Masse, nicht Art, was Zusammenfassung, nicht Gliederung, was Staat, nicht Volk ist. Der Imperialismus am wenigsten verträgt den sentimentalen Rest, der im Gefühl selbst des Lärmpatrioten haftet. Rohrbach rechnet (und muß rechnen) mit Heeresstärke, Ausfuhrziffern, wirtschaftlichen Kraftquanten. Auch die sittlichen Eigenschaften: Pflichtgefühl, Ordnungssinn, Wissenseifer, stehen unvermeidlicherweise zunächst nur nach ihrer Verwertbarkeit in seinem Anschlag. Was fängt mit Persönlichkeit, Stammesbewußtsein, Formsinn, gar mit freiwilliger Armut der Machtstaat an? Er ist das unpersönlichste, unerbittlich kälteste Gebilde von allem; und soll dennoch die Liebe zum Volkstum in sich aufnehmen. Doch er kann nicht Träger von Empfindungen sein, die ihn zerstören müssen, oder die er zerstören muß. Seine Mittel vernichten seinen Zweck. Bei Rohrbach äußert sich der Widerspruch so: daß er die Ausbreitung des „deutschen Gedankens" zum Grund seines Buches legt, und vergißt, zu sagen: was dieser deutsche Gedanke denn ist. Wir hören von den Mitteln der Ausbreitung. Sie könnten ohne Änderung dem französischen, englischen, russischen Gedanken gelten.

Dann aber — was sollen wir tun? Mit Rohrbachschen Mitteln zu Zielen dringen, die weit sind von Breysig, Burte und Frymann. Durchkommen. Wir können die Gegenwart nicht lieben; und darum eben müssen wir ihre Unerfreulichkeiten zu Ende leben. Nie lag eine Hoffnung diesseits der Hindernisse. Was zum Altarbild ward, mag es ein Ideal sein, ist schon damit totgesprochen für alle Zeiten. Und dem deutschen Volk, das sein Bestes der Aufnahme- und Umformungsfähigkeit verdankt, fehlt es sogar an echten Altarbildern. Wem ein Millionenvermögen zu unförmig scheint, der hilft sich nicht, indem er bei Hunderttausend wieder anfängt. Entpersönlichung, Massensinn, Unbestimmtheit sind Übel; sie werden nicht besser, wenn wir sie repetieren. Durch müssen wir. Dann wird uns, vielleicht, auch ein Deutschtum zum Lohn ...

Hermann Friedemann

Innere Kolonisation und soziale Frage

Für „innere Kolonisation" wird heute in Deutschland in allen Kreisen viel Liebe empfunden. Selbst Regierungsmänner erblicken darin schon „die höchste gegenwärtige Staatsaufgabe". Übereinstimmend preist man sie als das einzige Mittel, der Entvölkerung des Ostens durch die „Landflucht" der Tagelöhner entgegenzuwirken, Volkszahl, Landeskultur und Steuerkraft der östlichen Provinzen zu heben, die stagnierenden Kleinstädte zu entwickeln — indem man sie mit kaufkräftigen Kunden umgibt — und gegen das vordringende Slawentum einen Damm aufzurichten. In der Praxis geht diese Einigkeit freilich sogleich wieder in die Brüche; denn da zeigen die Agrarier nur Verständnis für eine Kolonisation, die den Großgrundbesitz fördert und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

festigt, nämlich durch die Ansiedelung von Landarbeitern statt selbständigen Bauern, und zwar womöglich auf den „Außenschlägen" der großen Güter. Diese wirtschaftliche „Schollenbindung" zahlreicher Arbeiter wäre ein gutes Mittel gegen Leutenot, und im übrigen bekämen die Grundherren die für sie in der Regel ertraglosen, ja oft genug schlimmer als ertraglosen Ländereien auch noch hoch aus der Staatskasse bezahlt. Wer nicht zu den Großgrundbesitzern und deren Gefolgschaft gehört, wird sich natürlich nur für eine echte Bauernansiedlung erwärmen können. Auf Seiten der Regierung möchte man nun wohl eine mittlere, dem Klein- und Mittelbesitz immerhin günstige Linie innehalten. Das trat z. B. deutlich zu Tage, als der Leiter der ostpreußischen Landschaft, Geh. Rat Kapp die großagrarischen Interessen in der Ansiedlungsfrage gegen die von der Regierung unterstützte Ostpreußische Landgesellschaft durchzusetzen versuchte, welche die Bauernkolonisation auf parzellierten Großgütern betrieb. Trotzdem scheint sich auch hier wieder der politische und außerpolitische Einfluß der Agrarier gegen Vernunft und Staatsinteresse durchzusetzen. Dieser Meinung ist z. B. auch Dr. Metz, Präsident des Oberlandeskulturgerichts, Wirkl. Geh. Rat, ein Mann, der sechzehn Jahre hindurch an leitender Stelle der inneren Kolonisation diente; denn er schreibt im Vorwort zu seiner Broschüre über „Die Zukunft der inneren Kolonisation im östlichen Deutschland": „Die ... Erfahrungen lassen mich befürchten, daß die Wege, die in neuerer Zeit zur Durchführung der bäuerlichen Kolonisation eingeschlagen wurden, auf die Dauer nicht zu gedeihlichen Ergebnissen führen können," und er betont das „öffentliche Geheimnis", daß man in Pommern glaube, es sei bereits zuviel geschehen, „obgleich doch in 17 Jahren noch nicht einmal 3,2% der Fläche der Großgüter aufgeteilt sind."

Spät, aber nicht zu spät, hat die größte politische Partei in Deutschland, die Sozialdemokratie, kurz vor den letzten Reichstagswahlen die Forderung einer energischen inneren Kolonisation auf ihr Programm gesetzt. Sie vollzog damit ihre bisher größte Abschwenkung von der Richtung des orthodoxen Marxismus, für den es nichts Widersinnigeres geben kann, als die Förderung einer Neubildung mittelständischer bäuerlicher Existenzen, während doch nach Marx in deren Aufsaugung durch die Großbetriebe eine der notwendigen Voraussetzungen für den Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu sehen wäre. Statt also einer vermeintlich unerbittlichen Entwickelung freien Lauf zu lassen, will die Sozialdemokratie sie nicht nur aufhalten, sondern hofft auch noch die Lebensmittelteuerung mit innerer Kolonisation mildern zu können. Sie begeht damit eine zweite Sünde wider den heiligen Geist des orthodoxen Marxismus; denn nach diesem soll in der Landwirtschaft wie in der Industrie das Großeigentum über das Kleineigentum vermöge wirtschaftlicher Überlegenheit siegen, könnte also unmöglich eine Mehrung kleiner Betriebe die landwirtschaftliche Produktion verbilligen.

Man sollte nun meinen, der Sozialdemokratie könnte für ihre Betätigung auf landwirtschaftlichem Gebiete nichts dienlicher sein, als ein wissenschaftlicher Sozialismus, der den landwirtschaftlichen Verhältnissen angepaßt ist. Der Marxismus ist dafür nicht brauchbar; denn er ist ganz auf industrielle Verhältnisse zugeschnitten. Dafür steht seit Jahren in den Schriften Dr. Franz Oppenheimers ein streng wissenschaftlicher Sozialismus zur Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fügung, der nicht wie der Marxismus von industriellen, sondern von landwirtschaftlichen Voraussetzungen ausgeht. Indessen: „Der Prophet gilt nicht in seinem Vaterlande". In einer soeben im Verlage von Gustav Fischer in Jena erschienenen „kritischen Auseinandersetzung mit der marxistischen Theorie", die den Titel führt: „Die soziale Frage und der Sozialismus", hebt Oppenheimer hervor, er bediene sich derselben Methode wie der Marxismus, und das habe den Vorteil, daß Meinungsverschiedenheiten ohne weiteres entschieden werden könnten, wenn nur auf beiden Seiten der gute Wille dazu gegeben sei; denn es handle sich um nichts anderes als um logische Rechenexempel, die nach bestimmten, unerschütterlichen Regeln nachgeprüft werden können. Aber er hat zu klagen: „Leider erlebe ich seit 18 Jahren, daß die Vertreter des wissenschaftlichen Marxismus meine Beweisanträge und Behauptungen nach der Methode von Theologen behandeln, statt sie entweder zu widerlegen oder zu akzeptieren." Erst habe man ihn totzuschweigen gesucht, dann von oben herab kritisiert. Karl Kautsky spottet über Oppenheimers „Mut", gegen eine Autorität wie Marx anzukämpfen und vertraut ihn in seinem Organ „Die neue Zeit" der richterlich-kritischen Bemühung von jüngeren Herren an, die außerhalb des Kautskyschen Kreises unbekannt sind und jedenfalls keinen wissenschaftlichen Namen einzusetzen haben. Das will Oppenheimer nicht mehr stillschweigend hinnehmen, und schickt darum seinem neuen Werk statt einer Vorrede einen offenen Brief an Herrn Karl Kautsky voraus, um diesen darin zu ersuchen, persönlich das kritische Schwert zu einem Waffengange zur Hand zu nehmen. Oppenheimer ist so bescheiden und vorsichtig, darauf hinzuweisen, daß in der Republik der Wissenschaft der Geringste, wenn er ihren Regeln folgt, alle Rechte ihrer Fürsten habe. Kautsky wird also wohl kaum um den „Waffengang" herumkommen, auf dessen Verlauf man gespannt sein darf.

Woher rührt das Überangebot auf dem städtischen Arbeitsmarkte, die industrielle „Reservearmee", die die Löhne niederdrückt und nicht auf eine gerechte Höhe kommen läßt? Nach Marx schafft sich das Industriekapital dieses Überangebot selbst, indem es durch die Verwendung immer neuer Maschinen Arbeiter frei setzt oder indem es zu einem viel größeren Prozentsatz in Gebäuden, Maschinen, Roh- und Hilfsstoffen Anlage sucht als zur Bildung von Lohnfonds. Oppenheimer behauptet, im großen und ganzen sei nur die starke Abwanderung vom Lande für jenes Überangebot verantwortlich zu machen. Es sprechen starke Gründe für die letzte Anschauung. In den Jahren von 1882 bis 1895 ist die Zahl der deutschen Gesamtbevölkerung um etwa 14 Prozent gewachsen, die Zahl der von der Industrie beschäftigten Arbeiter um etwa 44 Prozent, also dreimal so stark. Nur weil die Zuwanderung noch stärker war als die Aufnahmefähigkeit der gewaltig wachsenden Industrie, blieb immer noch eine Reservearmee übrig. Es ist also zweifellos, daß die Landflucht fortgesetzt massenhaft Lohndrücker auf die städtischen Arbeitsmärkte wirft. Wir wissen aber nun ferner, daß die sehr dicht besiedelten kleinbäuerlichen und mittelbäuerlichen Bezirke des Südens und Westens regelmäßig und zum Teil bedeutend an Bevölkerung zunehmen, während die viel schwächer besiedelten großbäuerlichen Bezirke des Nordwestens in sehr beträchtlichem, und die äußerst dünn besiedelten Großgutsbezirke des deutschen Ostens in einem ganz ungeheuerlichen Maße ihren Nachwuchs abstoßen. Zwischen 1885 und 1890 hat z. B. der Süden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Westen Deutschlands 13 Prozent, der Nordwesten 30 Prozent, der Osten 75 Prozent seines Geburtenüberschusses in die Industriebezirke abgegeben. Es besteht also offenbar ein Zusammenhang zwischen Großgrundeigentum und Abwanderung und also der städtischen industriellen Reservearmee.

Was selbst in Deutschland in Hinsicht auf innere Kolonisation noch möglich wäre, lehrt eine einfache Berechnung: Man ist sich in sachverständigen Kreisen darüber einig, daß durchschnittlich 1 ha pro Kopf und 5 ha pro Familie unter den Verhältnissen westeuropäischer Kultur völlig hinreichen, um den Landwirten eine anständig-mittelständische Existenz zu gewähren. Da nun Deutschland rund 32 Millionen ha landwirtschaftlicher Fläche und nur 17 Millionen landwirtschaftlicher Bevölkerung hat, so könnten alle diese Menschen als selbständige, mittelständisch-gedeihliche Bauernfamilien seßhaft sein, und fast die Hälfte des gesamten Nutzlandes bliebe noch unbesetzt, 15 Millionen ha, eine Fläche, die noch auf überaus lange Zeit ausreichen würde, um dem Nachwuchs der Bevölkerung Raum zu geben. Man vergleiche mit dieser Möglichkeit die Wirklichkeit: Von den 17 Millionen landwirtschaftlicher Bevölkerung leben mindestens 10 Millionen als Proletarier, weil sie entweder zu wenig oder gar kein Land besitzen.

Das Widerstreben der orthodoxen Marxisten, Franz Oppenheimer gewissermaßen an die Arbeiterschaft herankommen zu lassen, läßt sich wohl begreifen. Ihr Interesse an der inneren Kolonisation ist aus ähnlichen Gründen ein bloß theoretisches, wie das der Großgrundbesitzer. Wenn die Arbeiter an die soziale Heilwirkung einer ausreichenden inneren Kolonisation glauben lernten, dann müßten sie das Vertrauen zu den Hütern des Mysteriums vom „Zukunftsstaate" verlieren. Zudem hat Oppenheimer noch das gegen sich, daß er lebt. Es ist für Priesternaturen immer dankbarer, das Banner eines Toten als das eines Lebenden zu tragen.

Otto Corbach

Hexen

„Während des Homerule-Meetings versuchten einige Suffragetten einen Parademarsch in den Straßen Dublins zu veranstalten. Sie wurden von der Menge bedrängt und mußten in die Tramway und in die Räume der Postdirektion flüchten, wo sie vor einigen Wochen alle Fenster eingeschlagen hatten. Es wurde der Versuch gemacht, einige von ihnen über die Kaimauern in den Fluß zu werfen."

Das ist Lynchjustiz an Hexen.

„Die Dubliner Polizei hat vollauf zu tun, um alle Anschläge aufzudecken, welche die Suffragetten anläßlich der irischen Reise des Premierministers Asquith zum Teil ausgeführt, zum Teil wenigstens versucht haben." Was haben sie ausgeführt, was haben sie versucht? Schwere körperliche Verletzungen und boshafte Beschädigungen fremden Eigentums, eine Explosion, Hantieren mit Schießpulver und Petroleum, um das Royal Theatre in die Luft zu sprengen. Die Geistesgegenwart und der Mut von Männern hat größeres Unglück verhütet. Der Staatsanwalt spricht von einer ernsten Verschwörung. Die Einwohner von Dublin sind ihres Lebens nicht mehr sicher. Mit Petroleum getränkte Teppiche, brennende Wachskerzen im Kinematographenkasten, Zündschnüre, Benzin. (Es handelt sich um das Stimmrecht der Frau. Es sind politische Vorkämpferinnen.)

Um die Tatsache festzustellen, daß es echte Hexen sind, braucht man nur den folgenden Bericht zu lesen: „Der Leiter des Fackelzuges schilderte, wie die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Angeklagte eine Hacke in den Wagen geworfen hatte, in dem der Premier, der Lordmajor von Dublin und Mr. Redmond fuhren. Die Hacke traf Mr. Redmond am Ohr. Die Frau klammerte sich an den Wagen, und als der Zeuge sie vom Trittbrett herunterriß, biß sie ihn mit größter Wut in die Wange. Während er sie festhielt, riß sie ihm die Epauletten von beiden Schultern."

Ich nehme es auf mich, dem Volk von Dublin einzureden, daß die jungen Damen vom Teufel persönlich beordert sind und daß sie nachts auf Besenstielen ausreiten. Alles menschliche Wissen ist Stückwerk. Auch der abgebrühteste Freigeist vermag sich eines Gruselns nicht zu erwehren. Zweifellos sind die Berichte von den Suffragetten die allerletzten Neuigkeiten der Zivilisation. Sie sind modernere Resultate als die Flugrekords. Aber diese vorgerückteste Minute knüpft unbedingt irgendwie an das Mittelalter an. Wir haben heute statt des Hexentreibens die Hysterie. Und wir beginnen den Satan radikal zu behandeln. Es kapituliert schließlich der männliche Verstand vor der Absurdität. Bis jetzt suchte man dem Phänomen theoretisch beizukommen. In Dublin lyncht man bereits. Wenn schon nicht ins Feuer, so doch wenigstens ins Wasser mit den begeisterten Megären!

Bev.

Am Nebentisch

Allein in einem fremden Wirtshaus zu sitzen ist meist eine Gemeinheit. Man mag noch so brav und bescheiden seinen Braten mit Salat essen und seinen Wein dazu trinken: Man greift doch immer mit frechen Armen zu den anderen am Nebentisch hinüber, mitten in ihre Gedanken, ihre Verschämtheiten und Unverschämtheiten hinein, zerrt sie vor sich hin und wirft sie wieder weg. Und trinkt schließlich aus mitleidigem Jammer über sich selbst und alle Brüder viel zu viel oder viel zu wenig. Rausch oder Demut; diese stiehlt dir ein paar Stunden deines Lebens, jener aber vermacht dir dann oft seine dümmsten Seligkeiten.

Es war Abend, und ich saß allein im Garten am See. Das Gasthaus stand jenseits der Straße, und unter den schweren Baummassen hindurch schauten die niederen Fischerhäuser und die patzigen Bauerngehöfte herein, die sich dem freundlich vorgeschobenen Ufer entlang an den See herandrängten. Um die alten Bäume und die erntemüden Menschen in der Ruhe nicht zu stören, schlugen die Wasser in feierabendlicher Gelassenheit an die Mauern. Die Sonne war schon drunten, und über den Hügeln des jenseitigen Ufers lag eine bleiche Helle.

Da riß das drohende Knurren eines Autos ein Loch in die Stille. Am Garteneingang verröchelte es; drei weibliche Wesen hüpften heraus, traten in den Garten und saßen ziemlich bald an meinem Nebentisch, gerade vor mir dran, denn ich hatte mich längs des Zaunes gesetzt, um nach den Bauernhöfen hinübersehen und auch noch den einen Arm aufstützen zu können. Und so blieb ich sitzen, wenn ich jetzt auch nur noch drei wackelige Köpfe vor mir hatte. Hüte hatten sie keine auf, und ihre durchgescheitelten Haare liefen ohne Umwege in einen strammen Knoten über dem Nacken. Auch hatten sie Reformkleider an und taten ganz, als wären sie hier zu Hause. Die eine, die kleinste und dürftigste von ihnen, war in den Vierzigern, die beiden anderen in den Zwanzigern. Sie mußten Mutter und Töchter sein, denn alle drei hatten trotz ihrer knochigen Bubenhaftigkeit viel zu kleine Köpfe. Die Töchter hatten übrigens auch noch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Brillen auf den Näschen, große runde goldene Brillen.“

Sie hatten wohl irgendwo daherum am See ein Sommerhaus und kamen hierher zum Essen. Ich kannte sie nämlich: Es waren die Frau und die Töchter eines bekannten Großindustriellen in meiner Stadt. Der war früher Arbeiter gewesen und hatte irgendeine Erfindung für Automobile gemacht. Jetzt beschäftigte er Tausende von Arbeitern, stiftete hohe Summen für wissenschaftliche Zwecke und setzte seine Mitbürger fast noch mehr durch die grimmigen, knallfarbigen Plakate in Erstaunen, die er sich in häufigem Wechsel von guten Künstlern malen und in allen Straßen anbringen ließ. Außerdem bewahrte ihn die erfolgreiche Durchführung sozialistischer Ideen in seiner Fabrik davor, daß man sich an ihn und sein Geld gewöhnte.

Der Nimbus paßte auch zu seiner Person. Für einen Dorfschulmeister war er zu rasch und energisch, und für einen sonntäglich geputzten Arbeiter nicht nobel genug, trotz seiner schweren goldenen Brille. Er war hager und von eckiger Größe, hatte weit ausgreifende Säbelbeine und ein knochiges Apostelgesicht mit einem wilden, nie gestutzten schwarzen Bart. Stets trug er einen dunkelbraunen, hochgeschlossenen, zweireihigen Rock und einen breitrandigen weichen Hut ohne Dalle nach der Art der Zimmerleute.

Die Kellnerin kam und brachte an meinen Nebentisch drei Schüsseln gestandene Milch, Zimt, Zucker, Honig, Butter, Brot und eine Zeitung unter Kreuzband. Die vermutlich ältere Tochter nahm das Blatt eifrig an sich: Es war das sozialdemokratische Organ unserer Stadt. Wie sie nun mit ihrer Brille altklug darin herumschnupperte, fielen mir einige Bemerkungen ein, die ich ohne Interesse über dieses Schwesternpaar da und dort gehört hatte. Der Inhaber eines kleinen Kunstsalons hatt über sie geklagt. Sie kamen immer zu ihm, kauften mit löblichem Eifer alle möglichen Kunstgegenstände zusammen, jedoch nie, ohne ihm vorher durch ihre klugen Brillen von Museen des In- und Auslandes mit rechthaberischer und sich gegenseitig korrigierender Reisegelehrsamkeit berichtet zu haben, wo sie ganz ähnliche, so und so bekannte Sachen gesehen hatten. Sie hielten ihm auch mit geschwätziger Wichtigtuerei vor, wo man Abhandlungen über diese und jene künstlerische Technik finden könne, und was der und jener Professor davon halte. Der gute Mann, der sich auch manche gründliche Kenntnisse angeeignet hatte und mit behutsamer Liebe an seinen Waren hing, kam sich nachher immer ganz dumm vor, und das verdroß ihn. Er hätte wahrscheinlich gern auf den schönen regelmäßigen Verdienst verzichtet und den beiden Fräuleins seine Tür verschlossen, wenn er mit seinen kaufmännischen Grundsätzen hätte fertig werden können.

Auch bei den „allgemein bildenden“ Vorlesungen in der Hochschule, im Kunstverein, in den Werkstätten der Künstler, in den literarischen Klubs, in allen Buchhandlungen, bei den Theaterpremieren konnte man sie treffen, während sie allen nur gesellschaftlichen Veranstaltungen, auch den Künstlerfesten, wo sonst unsere ganze vermögliche Weiblichkeit in ihren körperlichen Künsten und im Geldausgeben dilettierte, und auch den Wohltätigkeitsbasaren fernblieben, obwohl es vermutlich an schmeichelhaften Versuchen, sie herumzukriegen, nicht gefehlt hat.

Jetzt saßen sie also vor mir in diesem ehrsamen Wirtschaftsgarten, in diesem ruhigen Winkel am See, wo mittlere Beamte in gesetztem Alter sich

Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

in einigen Sommerwochen neuen Mut für die alte Langeweile ihres Berufes holten. Die eine steckte noch immer ihren nackten, dürren, schmutzig verbrannten Hals in die Zeitung und zerrte die Augenbrauen hoch über das Brillenoval, und aß so nebenbei ihre dicke Milch. Und die anderen aßen ebenfalls so nebenbei, hastig und ohne mehr als sättigenden Genuß, zerkauten gierig die abgerissenen Sätze, welche die Leserin ihnen in kurzen Pausen in den Napf warf, hatten ebenfalls nackte, dürre, schmutzig verbrannte Hälse und gierig besorgte Augenbrauen. Die Mama hatte aber keine Brille.

Drunten aber lag der See und bot sich mit williger Noblesse dem dankbaren Auge zur Freude. Er kümmerte sich um die Drei mit ihrer Zeitung und ihrem Automobil nicht mehr als um mich und die schnarchenden Bauern auch. Vermutlich liebte er es so wenig wie alle anderen klugen Wesen, von bebrillter Weiblichkeit begafft zu werden.

Ich aber ließ mir noch einen ganzen Liter von dem durchsichtigen roten Wein kommen, der drüben bei Horn am See auf der sonnseitigen Höri wächst, schon solange als auf der Reichenau das Münster steht; und liebäugelte die Wellen und die Bäume und die Gärten und die Felder, die sich drüben in wohliger Lässigkeit hügelwärts dehnten, in mein rötliches Glas hinein. Und aus dem Grunde herauf stahl sich mir ein heimliches, glücklich unverschämtes Lächeln, das sich wie ein Gebet auf meine aufgeweichte Seele legte: Herr Gott, laß mich kein reicher Mann werden. Jetzt noch nicht. Später vielleicht, wenn du es so willst. Denn noch fühle ich mich nicht schwach genug, dieser Gabe mit rechtem Anstand Herr zu werden. Doch will ich nun getreulich und mit ernster Hingabe auf diese große Kunst mich vorbereiten, so wahr dieser Wein gut ist und ein Lob für den, der ihn ehrlich trinkt. Und ich will dann auch wohl dafür sorgen, daß mein Bub ein Lausbub wird auf Lebenszeit, wie es sich für den Sohn eines reich gewordenen Mannes paßt. Was Dir wohl auch tausendmal gefälliger ist als zwei so kluge Töchter mit goldenen Brillen, mit Hemdlein, wie sie die Engelein tragen, und solchen nackten, dürren, schmutzig verbrannten Hälsen, wie sie die Engelein doch wohl nicht tragen.

Hermann Missenharter

Marionetten

Die kleine Bühne des Marionettentheaters besitzt einen eigentümlichen und sehr bedeutsamen Vorzug gegenüber jeder anderen Art von Theater. Der Vorzug besteht in der Durchsiebung des Publikums. Alle Nebenwirkungen der großen Bühne, die die Masse anlocken, fallen bei der Marionettenbühne weg. Was wirkt ist das reine Theater. Deshalb hält es nur der wahrhaft ästhetisch genießende Zuschauer vor den Marionetten aus. Ein anderer langweilt sich oder findet es wenigstens nur zum erstenmal als Kuriosität amüsant. Wer nicht den rechten Sinn für das Theater mitbringt, wird zu den Marionetten niemals Liebe fassen können.

Der Zuschauer, der der Marionettenbühne gegenübersitzt, bedarf in eminentem Sinne ästhetischer Qualitäten. Er muß die Fähigkeit haben, zu beseelen, und muß Reife genug besitzen, um eine selbstgeschaffene Illusion genießen zu können. Ein Akt der Beseelung findet auch im großen Theater statt, nur ist er dadurch erleichtert, daß die Spieler Menschen von Fleisch und Blut sind, und sich bewegen wie wir. Die Ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fühlung gegenüber dem wirklichen Schauſpieler iſt ſo leicht, daß ſie in den meiſten Fällen zur Gleichſetzung des Spiels mit dem realen Leben führt. Womit allerdings über den äſthetiſchen Zuſtand hinausgeſchoſſen wird. Die Puppen dagegen ſind an ſich leblos. Wir wiſſen das ganz genau und wir ſehen die Drähte, an denen ſie geführt werden. Der Schein der großen Bühne iſt gleichſam noch einmal zum Schein geworden, die Illuſion iſt zur zweiten Potenz erhoben. Alles, was auf dieſer illuſionären Bühne ſich abſpielt, muß als Gleichnis, als Bild genommen werden. Real auffaſſen, wie der unäſthetiſche Theaterbeſucher immer wieder verſucht wird, läßt ſich hier keine Bewegung und kein Wort. Gleichnishafte Anſchauung aber — es gibt keinen beſſeren Ausdruck für die Eigentümlichkeit des äſthetiſchen Zuſtandes. Wer ſich nicht ſelbſt in den Puppen fühlt, der hat kein Theaterblut in ſich. Und doch kann die ſtärkſte Einfühlung nicht in Identifikation übergehen: dazu iſt die Diſtanz der Zuſchauer von der winzigen Bühne viel zu groß. Es bleibt beim erlebten Gleichnis. Die agierenden Puppen ſind die Menſchheit, aber wie von oben geſehen, von einem Berge aus erblickt.

Das „Marionettentheater Münchener Künſtler“ auf der Ausſtellung ſpielt meiſt die entzückenden alten Singſpiele und Operchen, deren zierlicher Stil für die Marionettenbühne wie geſchaffen ſcheint. Man hat nun auch den Verſuch gemacht, eines der „kleinen Dramen für Marionetten“ von Maeterlinck auf dem Spielplan einzubürgern. Das Publikum ſcheint hier nur zum kleinſten Teil mitzugehen. Und doch iſt die Aufführung des wundervollen Stückes: Der Tod des Tintagiles nicht nur faſt einwandfrei inſzeniert, ſondern geradezu ein äſthetiſches Ereignis. Wieder eine Gelegenheit, in die äſthetiſchen Kapazitäten ſelbſt des beſten Publikums noch einige Zweifel zu ſetzen.

Maeterlinck hat den Stil des Marionettentheaters mit Sicherheit getroffen. Er kann nur ein ſymboliſcher ſein. Das kleine Stück iſt ſo bühnenwirkſam aufgebaut, ſo rein in der Empfindung, ſo fein in der Sprache, daß man von Anfang bis zum Ende atemlos unter der Einwirkung einer geheimnisvollen Macht zu ſtehen meint. Dieſe Macht iſt nichts anderes als die reine Wirkung des Theaters, das echte Erlebnis der Bühne. Es wird nichts geſchildert als die Angſt eines Kindes vor einer verborgenen Gewalt, und die Ohnmacht der Liebe, die dieſes kleine Kind ſchützen will. Und doch greift dieſe einfache Handlung ans Herz wie ein antikes Relief. Weil nichts Überflüſſiges darin iſt, weil ſie nichts iſt als reine Seele. Dieſe Wirkung war aber nur auf einer Bühne zu erreichen, die das Zarteſte zu Wort kommen läßt und die Illuſion niemals zur Täuſchung vergröbert. Das Ideal des Theaters iſt bis jetzt nur auf der Marionettenbühne erreicht worden.

Alfred Baeumler

D. W. B.

Bei Diederichs in Jena iſt das erſte Jahrbuch des Deutſchen Werkbundes erſchienen, mit dem Untertitel „Die Durchgeiſtigung der deutſchen Arbeit, Wege und Ziele in Zuſammenhang von Induſtrie, Handwerk und Kunſt“. Das klingt lang und „Durchgeiſtigung“ hat etwas vom Katheder; aber eben den Katheder hat der Werkbund ſo ziemlich überwunden und wer ſich durch gelegentlich auftauchende Worte und Programmtöne verleiten läßt, den Werkbund für eine Geſellſchaft für Kunſtmeierei oder für falſches Kultur-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gründertum zu halten, der täuscht sich gründlich. Der deutsche Werkbund existiert seit fünf Jahren, es gehören ihm die besten deutschen Architekten und Kunstgewerbler an, die meisten guten Bildhauer und Keramiker, und eine ganze Anzahl von Industriellen, und das ist das Entscheidende. Es sitzen hier nicht vergrämte Künstler beisammen und beschließen, eine neue, farbigere, künstlerische Kultur heraufzuführen, es handelt sich hier nicht um romantische Eitelkeiten und schöne Jünglingsreden, sondern es arbeiten besonnene Künstler mit Handwerkern und Fabrikanten, auch mit Händlern und Kommunen zusammen und zwar gegen den Schund zugunsten der Qualitätsarbeit. Es ist, wie man sieht, etwa der Ruskinsche Gedankenkreis, aber moderner, praktischer und weniger eng determiniert. Es handelt sich um den Geschmack als moralische Angelegenheit, aber Moral ist hier gleichbedeutend mit Volkswirtschaft.

Das Jahrbuch, ein großer prachtvoll gedruckter Band mit vielen Bildern, bringt Aufsätze von Mitgliedern und programmatische Publikationen der Vorstände, Beispiele guter Reklamebilder, Druckproben, Abbildungen von Werken der Architektur, Bildhauerei, Keramik, aus Kunstgewerbe und Gewerbe, schließlich ein Mitgliederverzeichnis, das keineswegs der uninteressanteste Teil des Buches ist. Man findet eine schöne Reihe guter Namen, die wir lieben und zu denen wir Vertrauen haben, und es sind manche darunter, von denen man sehr gerne in einem künftigen Jahrbuch etwas Fachmännisches lesen möchte. Zum Beispiel ein paar Aufzeichnungen Scharvogels aus seiner keramischen Tätigkeit wären sicher ein Genuß! Im vorliegenden ersten Jahrbuch gibt die „Wechselrede über ästhetische Fragen der Gegenwart" ein ungefähres Bild vom persönlichen Austausch unter den Mitgliedern des Bundes, Programmschriften von Jessen und Muthesius und ein ausgezeichneter Aufsatz von Riemerschmid führen gut in die Absichten und Ziele des Bundes ein, unterrichten zum Teil auch über seine Mittel und über die Schwierigkeiten und Grenzen seiner Tätigkeit. Am besten gefiel mir der Aufsatz „Materialverschwendung und Materialgefühl" vom Direktor der Deutschen Werkstätten Schmidt; hier ist das innere Wesen dieser neuen Art von Kulturbereitschaft, anklingend an die Ruskinsche moralische Auffassung des Wirtschaftlichen, besonders charaktervoll und durchleuchtend ausgedrückt. Von den Beiträgen einzelner Fachmänner sind die von R. L. F. Schulz über Beleuchtungskörper und von Gericke über das deutsche Linoleum auf dem Weltmarkt besonders frisch und interessant.

Das Buch wird Aufsehen machen und ist ein bemerkenswertes Dokument deutscher Arbeit; es sei ernstlich empfohlen, auch unseren Stadtverwaltungen, Bauämtern und Gewerbeschulen. Aber nicht nur das Buch, das schließlich nur ein schwacher und zum Teil zufälliger Ausdruck einer lebendigen Arbeit und Bewegung ist, sondern diese Arbeit und Bewegung selbst sei uns willkommen. Hier ist Zukunft!

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Voeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die bayrische Blamage

Von Ludwig Thoma

Die bayrische Kammer der Reichsräte war, besonders was ihre erblichen Mitglieder anlangt, stets partikularistisch gestimmt, und manchmal war es bayrischen Prinzen vergönnt, sei es durch ihr Votum, sei es durch ihre Reden ihr Mißvergnügen an der Entwicklung Deutschlands zum Ausdruck zu bringen. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe hat den Herren, welche im Januar 1870 einem Mißtrauensvotum gegen ihn zustimmten, offen gesagt, daß sie ihm nur die Vertragstreue dem Norddeutschen Bunde gegenüber zum Vorwurf machten.

Der einzige königliche Prinz, der damals gegen das Mißtrauensvotum stimmte und sich von der ultramontanen Hetze angewidert zeigte, war Herzog Karl Theodor.

Am 31. Juli 1912 hat sein Schwiegersohn, der Graf Törring, Gelegenheit gefunden, sich kräftig gegen die partikularistischen und jesuitischen Heimlichkeiten des Ministeriums Hertling zu äußern, und neben der aufrechten Tendenz seiner Rede wollen wir auch dieses Zusammentreffen schön finden.

Ein paar von den Ministern haben so getan, als würde sich das bayrische Volk über Törrings Appell an die Reichsregierung entrüsten oder entsetzen, und da sei gleich im Vorhinein gesagt, daß jeder selbstständig denkende Mensch in Bayern dem Grafen Törring von Herzen dankbar ist, und daß es den Held- und Pichlerschen Organen nicht einmal gelingen wird, die Unmündigen aufzuhetzen.

Wir bitten das ganze Deutschland, nicht von einem Herrn von Soden auf uns übrige Bayern Schlüsse zu ziehen, und nicht an unser Entsetzen über Törrings Rede zu glauben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einige adelige Urscheln, männlichen wie weiblichen Geschlechts, pappeln vielleicht heute noch bayrisch-österreichisch-katholische Dummheiten daher, und partikularistische Redensarten hört man vielleicht außer im Reichsrat noch auf einigen Bierbänken, aber das schaffende Volk weiß, daß wir organisch ins Reich eingefügt sind und jämmerlich absterben müßten, wenn jemals der Wahnwitz der Trennung zur Wirklichkeit würde.

Es bestehen nicht die leisesten wehmütigen Erinnerungen mehr an die „Selbständigkeit" Bayerns, die es nie gegeben hat, die nichts anderes war als Abhängigkeit von Frankreich, von Österreich, sklavische Abhängigkeit von Napoleon, und kindische Läpperei hinterdrein.

Die Prinzen der Zweibrücken-Birkenfeldischen Linie können, wenn sie uns wirklich mit Traditionen kommen wollen, sich erinnern, wie sie von den altbayrischen Wittelsbachern mißhandelt, von den Jesuiten verfolgt, vom lothringischen Hause in ihrem Erbe bedroht und von Bonaparte schlechter wie die Schuhputzer behandelt wurden. Wenn sie das recht verstehen, werden sie sich im Deutschen Reiche wohler fühlen, und nicht liguistisch-jesuitische Traditionen, die ihnen herzlich schlecht anstehen, pflegen wollen. Im übrigen, ja . . . das muß man nicht so ernst nehmen.

Wenn der junge Prinz Georg mit Applomb verkündet, daß er für die Rückberufung der Jesuiten sei, so wollen wir ihm sagen, daß diese bedeutungslose Feststellung niemanden in Bayern interessiert, daß sie uns allen vielmehr fürchterlich wurst ist.

Vorerst handelt es sich um etwas anderes.

Das Ministerium Hertling hat es unternommen, ein geltendes Reichsgesetz zu verletzen, besser gesagt, wie es der Natur dieser Staatsmänner entspricht, zu umgehen.

Die tapferen Herren hatten dabei die Stiefel ausgezogen und schlichen auf Socken hinten um das Gesetz herum, aber da sie nun gefaßt wurden, setzen sie unschuldige Mienen auf und spielen die Gekränkten.

Graf Törring hat diesem Ministerium gesagt, daß es sich und ganz Bayern blamiert habe, und das ist wahr.

Aber nach der Blamage, daß dieses Ministerium überhaupt existent geworden ist, kommt es am Ende auf ein bißchen mehr nicht an.

Wir haben einen Polizeiminister, der es als die entsetzlichste Konsequenz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bezeichnet, wenn ein Polizeiorgan die Befolgung der Geſetze von einem Jeſuiten erzwingen würde.

Wir hätten ihn nicht, wenn wir ihn nicht verdient hätten, durch Lauheit, Schlamperei und die verdammte Gemütlichkeit. Aus der müſſen wir herauskommen, dann gibt es keine Soden mehr und keine Prinzen, welche von der „fremden" Regierung des Deutſchen Reiches reden.

Ich meine, wir ſind Deutſchland eine andere Regierung ſchuldig, und darum laßt uns alle beſtrebt ſein, den auf Socken ſchleichenden Biedermännern auf die Zehen zu treten, mit grobgenagelten Schuhen. Mit ganz grobgenagelten Schuhen.

Engliſch-deutſche Staatskunſt

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

I.

Der Zweifel, ob die auswärtige Politik eine Kunſt ſei, iſt durch die Julidebatten im engliſchen Parlament nicht beſeitigt worden. Im Gegenteil.

Die Leitung der auswärtigen Politik iſt auch in England hinübergeglitten in die Hand des Marineminiſters, faſt genau wie in Berlin. Das Steuer des Staatsſchiffs liegt in der Hand des Steuermanns im Marinereſſort.

Man addiert, man proportioniert und man ſummiert. Die auswärtige Politik iſt eine Tätigkeit des Rechenſtifts geworden. Aber ſie verlernt über dem kleinen Einmaleins das große und die Rechnerei führt zu den dickſten Rechenfehlern. Sie ſteigert die Gefahren, die zu bekämpfen ſie ſich und andern einredet.

Das gilt für Churchill ſo gut wie für Tirpitz.

* * *

Churchill iſt vom Kaltblüter zum Vollblüter geworden. Vor drei Jahren hat er, damals Miniſter aber nicht Marineminiſter, es als eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufgabe der Volkserziehung erklärt, vor dem Bangemachen der konservativen Imperialisten zu warnen und empfohlen, sich dagegen zu wappnen „mit einem kalten, eisigen sauren Blick, gleichgültig, ob die Panik von der See, oder von der Luft, oder von der Erde oder von unter der Erde herkommt".

Auch wenn man ihm zugibt, daß manches sich inzwischen abgespielt hat, daß auch außerhalb Englands Annäherungsmöglichkeiten ausgewichen wurde, so bleibt doch wahr, daß er selbst die Methode der Abkühlung radikal verlassen hat, seitdem er den Dreizack zu schwingen legitimiert ist. Er und Lloyd Georges haben in kritischen Zeiten nationalistische Akzente aufgesetzt, sie haben folgende Entwicklungen innerhalb von neun Monaten mit heraufgeführt:

A. Konzentrierung und Erhöhung der Kriegsbereitschaft der englischen Marine in der Nordsee „zum Schutz gegen einen plötzlichen Angriff". Beruhigung Englands, Beunruhigung Deutschlands. Friedlichkeitsversicherung Englands.

B. Vermehrung und Erhöhung der Kriegsbereitschaft der deutschen Flotte „zum Schutz gegen einen plötzlichen Angriff", Beruhigung Deutschlands und Beunruhigung Englands, Friedlichkeitsversicherung Deutschlands.

C. Vermehrung der englischen Nordsee- und der Mittelmeerflotte „wegen der deutschen Flottenvermehrung", Beunruhigung Englands, Beunruhigung Deutschlands. Friedlichkeitsversicherung.

Dieses A b c ist darauf angelegt weiterbuchstabiert zu werden. Jeder Teil hat die Logik des andern auf seiner Seite und bedient sich ihrer in dem gleichen Atemzug, in dem er den andern für verrückt erklärt. Das letztere geschieht in beiden Ländern nur unter vier Augen und jeder Teil trifft damit sein eigenes Handeln.

Eines zeigt sich klar. Die Lage in Europa ist schlechthin beherrscht durch das Verhältnis von England und Deutschland zueinander. Das politische Verhältnis entspricht genau dem arithmetischen Verhältnis ihrer Schiffstonnenzahl.

Jeder Neubau ändert das arithmetische und erschüttert das politische Verhältnis.

Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Dabei läßt Asquith Churchill die Erhöhungen vornehmen und versichert, daß die Beziehungen zwischen England und Deutschland die „der Freundschaft und des guten Willens" seien. Ähnlich spricht Bethmann Hollweg bei unserer Flottenkriegsbereitschaftssteigerung.

* * *

Das Neue an der Lage vom Sommer 1912 ist die gute Miene zum bösen Spiel, die beiderseits zur Schau getragen wird. Man ist sich gar nicht böse. Man zuckt nicht mit der Wimper. Man behandelt die Rüstungen halb fatalistisch und halb gentlemanlike und mit angelernter Gelassenheit ungefähr so, wie eine Bestimmungsmensur. Englands Minister sind in den Wendungen artig und Bethmann quittiert in seiner „N. Allg. Ztg." artig, man habe gar keinen Grund, sich über die Flottenrüstung Englands und die Flottendebatte zu beschweren.

Darin liegt diplomatische Selbstbeherrschung: Denn England erklärte ausdrücklich, „sich gegen Deutschlands Rüstung zu schützen". Churchill hat die aufrichtige Formel gewählt, Schutz gegen Deutschland und proklamiert das Programm: Immer stärker als Deutschland. Tirpitz sagt: Deutschland schütze sich im allgemeinen, aber nicht gegen England, Deutschland „entwickelt überhaupt seine Wehrkraft nicht im Hinblick auf andere, sondern nach dem Maßstab seiner eigenen Kräfte".

Dieser Formel liegt eine innere Unrichtigkeit, eine Unzweckmäßigkeit und ein Widerspruch zugrunde; sie erhebt die Rüstung zum Selbstzweck und aus dem Relativen in die Dimension des Absoluten. Sie bringt gewisse taktische Vorteile und befriedigt die Krafthuber. Aber sie macht auch einen ehrlichen Protest gegen eine entsprechende Politik der andern unmöglich. Sie führt zu einer Auslandspolitik mit doppeltem Boden. Denn sie behandelt den eigenen Staat unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes zu allen anderen, während die Diplomatie sich der Verbindungen rühmt, die ihr geglückt seien. Die Diplomatie hat ihre Existenzberechtigung verloren, wenn die „Tonnenzahl" entscheidend ist. Man muß den Marineminister zum Premierminister machen. Dieser opfert seine leitende Stellung, wenn er Vorsitzender der Landesverteidigungskommission, d. h. eine Art Generalstabschef wird. Das wurde Herr Asquith, der darin Herrn Balfour zum Vorbild genommen hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bismarck hat in drastischen Äußerungen von den Anstrengungen gesprochen, die er in Friedenszeiten nötig gehabt habe, um seines Generalstabs Herr zu bleiben.

* * *

Der tiefste Grund solcher Konflikte tritt gegenwärtig verblüffend deutlich zu Tag: Der Kriegsmarineminister hat unter hundert Möglichkeiten die schlimmste mit ins Auge zu fassen. Setzt er durch, gegen diesen allerschlimmsten Fall geschützt zu sein, so kommt die auswärtige Politik in den Verdacht, den unwahrscheinlichsten Fall für wahrscheinlich zu halten, sie verdirbt sich damit selbst das Konzept, sie verschärft das Mißtrauen und Lage, sie rückt das nahe, was sie selbst für fernliegend erkannt hat. Sie verführt das andere Land zu dergleichen Betrachtungs- und Behandlungsweise. Das Resultat ist eine gewaltige Verschwendung von Mitteln auf einen unwahrscheinlichen Fall.

Asquith hat neulich eine Wendung gebraucht, die das sinnfällig macht: „Ich bin sicher, daß ein Krieg nichtwahrscheinlich ist." Er wählt die Form der Gewißheit, um eine Wahrscheinlichkeit auszudrücken, aber er treibt gleichzeitig eine Politik, die auf den Eintritt des Unwahrscheinlichen zugeschnitten ist. Er rühmt sich der ausgezeichneten Verbindungen Englands mit allen Ländern, eines ausgenommen, mit dem aber, wie oben angeführt, die Beziehungen Englands auch „die der Freundschaft und des guten Willens sind". Trotz dieser „Freundschaft" und jener Verbindungen rechnet England mit der dauernden Notwendigkeit einer sofortigen Kriegsbereitschaft im Kanal, ebenso wie Deutschland, gestützt auf die Flottendislokation von England. Ist diese auswärtige Politik wirklich gut für England?

Sir Edward Grey hat eine Verteidigung seiner auswärtigen Politik gegeben. Alle auswärtigen Minister können vor ihren Parlamenten plausible Gründe für ihre Politik vortragen. Er sprach von der „glänzenden Isolierung Englands" in den neunziger Jahren als von einem durch ihn überwundenen Standpunkt mit Selbstbewußtsein. Ist aber in Wahrheit die heutige Zeit mit ihren eisenstarken Bündnissen für England um so viel beruhigender, als jene Zeit, da England durch seine Isolierung zwischen andern Gruppen ausschlaggebend war und, wenn die heutige Lage wirklich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so viel besser ist, wozu dann der neue Riesenaufwand? Nein, Sir Edw. Grey, auch wenn er sich noch so geschickt verteidigt, hat sein Land aus der Unabhängigkeit der Einzelstellung in die Abhängigkeit der Verbindungen geführt, ohne die eine Einkreisungspolitik nicht geführt werden kann. Auch England verspürt die Rückschläge und Verstimmungen dieser Politik, deren Ursache das Mißtrauen und deren Wirkung verdoppeltes Mißtrauen ist und sein muß.

Bei den Kalkulationen der Flottenstärke in London und in Berlin wird übrigens ein Posten verschieden eingestellt: In England rechnet man die Flotte von Italien zu Deutschland, in Deutschland läßt man sie außer Rechnung oder bucht sie nach dem Vorgang des deutschen Generalstabschefs von Schliefen auf die Seite des Gegners.

Damit sind wir bei der Frage der deutschen Staatskunst angelangt, die eine besondere Betrachtung verdient.

Unternehmer-Sozialpolitik und Wissenschaft / Von Dr. Philipp Loewenfeld, München*)

So oft in den letzten Jahren eine sozialpolitische Gesetzesvorlage in Aussicht stand, die den Arbeitgebern finanzielle Verpflichtungen auferlegte, hat man es erlebt, daß ein Teil der organisierten deutschen Industriellen unter lebhaften Klagen die Frage untersucht hat, ob nicht die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie durch solche Belastung vernichtet oder gefährdet werde. Auch allerlei ethische

*) In diesem Aufsatz sind u. a. mehrfach die Schriften „Die Wohlfahrtseinrichtungen der Arbeitgeber" von Privatdozent Dr. Günther (Leipzig 1905), „Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrrevier" von Dr. Lorenz Pieper (Stuttgart 1903), „Boykott, Sperre und Aussperrung" von Prof. Dr. Maschke (Jena 1911), „Die Polenfrage im Ruhrkohlengebiet" von Prof. Dr. Joh. Viktor Bredt (Leipzig 1909), die Verhandlungen des „Vereins für Sozialpolitik" von 1905, meine Schrift „Pensionskassen und Arbeitsvertrag" (München 1911) benutzt. Von besonderen Zitaten habe ich der Übersicht halber meist abgesehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gefahren der angeblich allzu großen sozialen Fürsorge wurden entdeckt. Man spottete der Arbeiter und Angestellten, die nach dem Grundsatz „treu, deutsch und pensionsberechtigt" jeder Widerstandskraft für die „Kämpfe des Lebens" entbehren müßten, wenn es so weiter ginge. Ja, als zum Beispiel die Verabschiedung des Versicherungsgesetzes für Angestellte „drohte", hat der „philosophische" Mitarbeiter der „Deutschen Arbeitgeberzeitung", Felix Kuh, gefunden, daß es unberechtigt sei, durch ein Staatsmonopol der Kirche und Familie in der Tugend des „Wohltuns" hinderlich zu sein und „Elend und Armut ausschließlich durch Paragraphen zu bekämpfen". In ähnlicher Weise sprach sich u. a. Bueck, der langjährige Generalsekretär des „Zentralverbandes deutscher Industrieller", über den „Lawinensturz sozialpolitischer Anträge, Resolutionen und Gesetze" aus, „die sich zum größten Teil in extrem sozialideologischer Richtung bewegten", und Dr. Wendlandt, der Generalsekretär des „Bundes der Industriellen", betonte im Jahre 1908 auf einer Tagung seiner Organisation, „es sei ferner nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß die Industrie zur melkenden Kuh gemacht werde, um dem sozialpolitischen Drang Genüge zu leisten".

Im Hinblick auf derartige Kundgebungen gegen soziale Fürsorge *des Staates* mußte der Eifer auffallen, mit dem sich gleichzeitig die industriellen Arbeitgeber selbst der Aufgabe widmeten, *privatim* „Elend und Armut durch Paragraphen zu bekämpfen". Wenn man aus den „Geschäftsergebnissen der deutschen Aktiengesellschaften" (veröffentlicht durch das kaiserl. statistische Amt) entnahm, daß im Jahre 1908 allein von deutschen Aktiengesellschaften über das gesetzliche Maß hinaus 262939000 Mark schon für Pensions- und Unterstützungsfonds verausgabt worden sind, so mußte man stutzig werden. Und wenn man es erleben mußte, daß selbst Dr. Tille, der, nach seinem Werk über die „Berufsstandspolitik der Arbeitgeber" zu schließen, nicht geneigt ist, für die „Handkräfte", die „Löhnlinge", zu Lasten der „Kopfarbeiter" (= der Unternehmer) einen Pfennig mehr, als unbedingt erforderlich, zu opfern, jeden Ausbau der staatlichen Versicherung mit dem Argument bekämpfte, dem Versicherungsbedürfnis der Arbeitnehmer werde durch Werkpensionskassen der *Arbeitgeber* genügt, da wurde es jedermann klar, daß solcher Eifer seine besonderen Gründe haben müsse.

Diese früher verborgenen Gründe sind dann in einer Reihe von wissen-

Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

schaftlichen Untersuchungen aufgedeckt worden. Den Anstoß zu einer exakten Erforschung dieser Frage gegeben zu haben, ist eines der unbestreitbaren Verdienste Prof. Brentanos. Es handelt sich dem Unternehmer darum, den Arbeiter durch Gewährung von Wohlfahrtseinrichtungen mit seinem Werk fest zu verbinden. Dabei lassen sich zwei Typen solcher Wohlfahrtseinrichtungen unterscheiden: Entweder man sucht durch rein soziale Einrichtungen, wie Badeanstalten, Bibliotheken, Kinderheime, Haushaltungsschulen usw. die Existenzbedingungen der Arbeiter zu verbessern, ein Bestreben, das sich stets des Beifalls aller Sozialpolitiker erfreut hat. Oder aber man will durch Gewährung sozialer Fürsorge zwar die Lebenshaltung der Arbeiter heben, gleichzeitig jedoch einen Druck auf den Arbeiter ausüben, alles das zu unterlassen, was zu einer wirksamen Mitbestimmung des Arbeiters bei der Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen führen könnte, vor allem also den Beitritt zu einer gewerkschaftlichen Organisation und die Teilnahme an einem Streik. Dieses Ziel sucht man zum Beispiel zu erreichen, indem man nur Arbeiter annimmt, die sich verpflichten, in einer Werkswohnung zu hausen und einen Mietvertrag abzuschließen, demzufolge sie am Tage des Ausscheidens aus dem Unternehmen die Wohnung räumen müssen, so daß sie gleichzeitig brotlos und obdachlos sind. Oder auch, indem man mit dem Arbeitsvertrag einen Versicherungsvertrag verkoppelt, demzufolge die Arbeitnehmer gehalten sind, zu einer Pensionseinrichtung bestimmte Beiträge zu zahlen, ohne daß sie bei ihrem vor Eintritt des Versicherungsfalles erfolgten Ausscheiden aus dem Unternehmen etwas zurückerhalten oder die Versicherung fortsetzen können.

Daß diese zweite Form der Wohlfahrtseinrichtungen auch den Arbeitgebern Nutzen bringt, weil naturgemäß durch eine seßhafte, mit den einschlägigen Arbeitsmethoden vertraute Arbeiterschaft der durch die Aufwendungen für Wohlfahrtszwecke herbeigeführte Verlust an Kapitalzinsen reichlich aufgewogen werden muß, könnte an einer prinzipiell günstigen Beurteilung solcher Einrichtungen nichts ändern. Maßgebend für die ungünstige Beurteilung ist vielmehr die Tendenz, solche Wohlfahrtseinrichtungen als Machtmittel gegen die Arbeiter und ihre Organisationen zu benützen. Diese Tendenz wird freilich auf Unternehmerseite meist nicht zugegeben, indem rein altruistische Motive vorgeschützt werden. Daß dies nur Vorwand

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, beweisen Aussprüche maßgebender Industrieller und insbesondere die Satzungen und Geschäftsberichte solcher Institutionen und deren Handhabung in der Praxis. Einige Beispiele: Werner von Siemens hat für jede größere Fabrik die Gründung von Pensionskassen als Mittel gegen die „die Industrie und besonders die Arbeiter selbst schwer schädigende Streikmanie" empfohlen. Die „Deutsche Arbeitgeberzeitung" hat Arbeiterwohnungen und Pensionskassen als ein „nach Lage der Dinge gewiß außerordentlich loyales und darum auch politisch wertvolles Mittel zum Zwecke der Streikabwehr" bezeichnet. Massenhaft liegen Satzungen vor, nach denen der Arbeitnehmer um seine Pension oder Anwartschaft kommt, wenn er zum Beispiel „sich an Bestrebungen beteiligt, die das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die bürgerliche oder staatliche Ordnung zu stören geeignet sind" (Maschinenfabrik von Karcher & Co. — Beckingen a. d. Saar) oder wenn er „Mitglied eines Arbeiterverbandes ist oder wird, der noch andere, als rein wirtschaftliche Zwecke verfolgt" (Dampfkesselfabrik und Eisengießerei H. Paulsch & Co. A.-G. — Landsberg a. W.), wenn er „sich direkt oder indirekt an Bestrebungen oder Unternehmungen beteiligt, die den Interessen der Firma zuwiderlaufen" (Chemische Fabrik auf Aktien, vorm. E. Schering-Berlin). Die Firma Friedrich Krupp-Essen hat anläßlich eines Pensionskassenprozesses selbst zugegeben, daß ihre Pensionskasse „bisher für gewerkschaftliche und politische Bestrebungen ein starkes Hindernis gebildet habe" und daß die Beitragseinbehaltung der „Hauptpfeiler des Systems" sei. Die Höchster Farbwerke haben es aus Anlaß einer Lohnbewegung „für ihre Pflicht gehalten", die Arbeiter durch ein Zirkular „daran zu erinnern, daß nach den Kassenstatuten dasjenige Mitglied, welches den Dienst der Farbwerke verläßt, seine Pensionsansprüche verliert". Angesichts solcher Tatsachen muß man staunen, daß es immer noch Leute gibt, die zu bestreiten suchen, daß gewisse industrielle Riesenbetriebe ihre Arbeiter durch Wohlfahrtseinrichtungen zum Verzicht auf ihr Koalitionsrecht zu nötigen suchen. Sachliche Argumente gegen diese tatsächliche Feststellung, die der elsässische Großindustrielle Charles Grad seinerzeit in die klassischen Worte gekleidet hat: „die Philantropie ist seitens der Industriellen unserer Gegend ein gutes Geschäft" und die dem neuerdings zu den Scharfmachern übergegangenen Professor Bernhard das Wort von der „Wohlfahrtssklaverei" entlockt hat,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat man bisher nicht gefunden. So verfiel man auf das bewährte Rezept, diejenigen, von denen die Feststellung ausging, als „Feinde der Industrie" zu verdächtigen. Der dichteste Hagel von Schmähungen ist dabei auf Professor Brentano niedergeprasselt, weil er die arbeiterfeindliche Tendenz mancher Wohlfahrtseinrichtungen zuerst rückhaltlos ausgesprochen und den exakten wissenschaftlichen Nachweis ihres Vorhandenseins geliefert hat. Da ihm aber außer mit den gerade in diesem Zusammenhang besonders lächerlich wirkenden Vorwurf der „Weltfremdheit" nicht beizukommen ist, hat man ihm unter Verdrehung seiner eigenen Worte und Lehren neuerdings einer Reihe hochverräterischer Angriffe auf die Interessen der Industrie, insbesondere auf die in Deutschland bekanntlich durch ein Ausnahmerecht privilegierte Ehre der sogenannten „Arbeitswilligen" verdächtigt. Trotzdem diese Angriffe die Gestalt eines förmlichen Kesseltreibens mit Hilfe einer gewissen Presse angenommen haben — ein besonders gehässiger Angriff der „Bayrischen Industrie" wurde in nicht weniger als 133 deutschen Zeitungen abgedruckt — ist der von den geistigen Leitern dieser Hetze erstrebte Erfolg ausgeblieben.

Neuerdings hat sich nun zu dem Chor der Angreifer die „Kölnische Zeitung" gesellt. In ihrer Ausgabe vom 22. Juli 1912 läßt sie sich „aus dem rheinisch-westfälischen Industriebezirk" berichten, die Feststellungen Brentanos über die Wirkungen gewisser Wohlfahrtseinrichtungen, wie er sie 1905 auf der Mannheimer Tagung des „Vereins für Sozialpolitik" und in diesem Jahre in seinem Vortrag über „Das ewige Problem der Arbeitswilligen" gemacht hat, seien nichts als eine „haltlose Deduktion einer leichthin angenommenen Willensverfassung des Unternehmertums", deren Beweis ihm „auch diesmal überflüssig" erschienen sei.

Bevor ich auf die Begründung eingehe, die der anonyme Verfasser des Artikels seinem Vorwurf gibt, eine Feststellung: Um überhaupt den Boden für seine Angriffe auf Brentano zu gewinnen, kritisiert der Artikelschreiber die Mannheimer Rede Brentanos vom Jahre 1905 und behauptet, Brentano habe dort speziell die Verhältnisse im Ruhrkohlenbergbau im Auge gehabt. Beweis: „Stand doch in Mannheim der große Ausstand der Bergarbeiter im Mittelpunkt der Erörterung, der von einer leidenschaftlichen Parteinahme der unzureichend unterrichteten öffentlichen Meinung für die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Streikenden unter Führung von Professoren der Nationalökonomie begleitet gewesen war." Hier wird der Versuch gemacht, die generelle Bedeutung des längst vorbereiteten Referats von Brentano durch den Hinweis auf ein zu derselben Zeit die Öffentlichkeit erregendes Ereignis abzuschwächen. In Wahrheit waren das Referat und die gedruckt beigegebenen Leitsätze das Ergebnis einer auf Grund vieljähriger wissenschaftlicher Tätigkeit gewonnenen gewerbepolitischen Erfahrung, wie jeder Kenner der früheren Werke Brentanos weiß. Und zum Belege dessen, was er, angeblich „haltlos deduzierend", vortrug, hat Brentano der Mannheimer Tagung einen 275 Druckseiten dicken Band voll Material — auf seine Veranlassung gesammeltes und verarbeitetes Material — vorgelegt. Der Artikelschreiber der „Kölnischen Zeitung" wird also gut tun, in freien Stunden einmal Wilhelm Wundts kleine Schrift „Zur Moral der Kritik" zu lesen, um sich gewisse schriftstellerische Allüren abzugewöhnen, die in einer Wahlversammlung ziehen mögen, vor einem kritischen Forum aber nicht verfangen.

Und nun zu seinen sachlichen Argumenten: der Artikelschreiber mutet Brentano zu, sein wissenschaftliches Urteil über die Wohlfahrtseinrichtungen zu ändern. Denn

1. hätten die Arbeitgeber im Ruhrrevier nicht Wohnungen gebaut, um die Arbeiter zu knebeln, sondern unter dem Druck der Verhältnisse habe sich bei der beispiellosen Entwicklung im letzten Menschenalter für die Zechenverwaltungen die Notwendigkeit einer Wohnungspolitik großen Stils ergeben. Das ist durchaus richtig. Jeder, der die Verhältnisse im Ruhrrevier einigermaßen kennt, weiß von dem Elend der Knappenwohnungen zu berichten, von schmutzigen, schlecht gebauten, vielfach baufälligen Häusern, von übervölkerten Zimmern und Dachkammern, von miserabler Fäkalienabfuhr, von wucherisch hohen Mieten. Die Verdienste der Zechen, die hygienisch mustergültige Wohnungen für billiges Geld (vielfach schon um 50 Prozent des Preises der Privatwohnungen) zur Verfügung stellen, hat niemals jemand bestritten. Die Angriffe haben sich vielmehr immer nur gerichtet gegen die Bestimmungen der Mietverträge, in denen vielfach Klauseln zu finden sind, die dem Arbeiter eine dem Unternehmer unerwünschte po-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

litische oder gewerkschaftliche Tätigkeit unmöglich machen. Manche Werke lassen es sich nicht mehr genügen, Wohnungskündigungsfrist und Dienstkündigungsfrist zusammenfallen zu lassen, oder vierzehn Tage auseinanderzulegen, was schon nach der Meinung vieler Gewerbeinspektoren*) geradezu den wirtschaftlichen Ruin einer Familie bewirken kann. Sie sind vielmehr dazu übergegangen, das Wohnungsverhältnis unter Umständen sogar vor Auflösung des Arbeitsvertrages auch bei ordnungsmäßiger Beendigung desselben, enden zu lassen. Ein Musterbeispiel dafür sind die Wohnungsbestimmungen der Zeche „Louise Tiefbau", die in § 7 besagen:

> „Außerdem geht der Mieter seines Mietrechts verlustig, wenn derselbe sich bei einer Arbeitseinstellung (Strike) beteiligen sollte, in welchem Falle die sofortige Räumung der Wohnung verlangt werden kann."

Das ist für den Artikelschreiber der „Kölnischen Zeitung" eine „haltlose Deduktion" einer Einflußnahme auf die Koalitionsfreiheit!

2. Sollen die Bewohner der Zechenhäuser nach den Zahlenangaben von Dr. Jüngst sich an dem Ruhrstreik von 1905 in demselben Maße beteiligt haben, wie die übrigen Arbeiter. Wieder richtig! Beweist das aber etwas gegen die Absicht, die das Unternehmertum mit den Mietbestimmungen verfolgt hat? Es beweist doch nur, daß diese Absicht nur zum Teil geglückt ist, weil viele Arbeiter angesichts der allgemeinen Stimmung selbst eine empfindliche Vermögenseinbuße dem Streikbruch vorzogen. Dahin ist auch die von dem Artikelschreiber in irreführender Weise durch Weglassung der entscheidenden Stellen wiedergegebene Rede des Reichstagsabgeordneten Giesberts zu verstehen, die keineswegs ein Argument gegen Brentano sein sollte. Giesberts sagte:

> „Wenn die Zechengesellschaften in einer vollständig volksarmen Gegend einen neuen Betrieb anlegen, so müssen sie Kolonien bauen. Wir sehen deshalb, wie ganze Dörfer gebaut werden, die ausschließlich den Zechengesellschaften gehören, aber die Gesetzgebung müßte es verbieten, daß die Mietsverträge mit den Arbeitsver-

*) Vgl. die Zitate bei Günther, S. 35.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trägen verbunden werden. Es ist nichts härter für den Arbeiter, der aus irgendwelchem Grund — und welche kleinlichen Gründe gibt es nicht alle in dem Betrieb? — entlassen wird, daß er mit Arbeitslosigkeit auch zugleich die Wohnungslosigkeit hat. Aus diesen Gründen hat man es beim letzten Bergarbeiterstreik im allgemeinen nicht gewagt, die streikenden Arbeiter aus ihren Wohnungen zu setzen. Das ist wohl ein Zeichen, daß allmählich selbst diese Praktiken versagen und daß sie den Arbeiter nicht hindern werden, seine Freiheit zu wahren. Denn bei dem letzten Bergarbeiterstreik haben durchschnittlich auch die Koloniebewohner wie eine Mauer mit anderen Arbeitern zusammengestanden."

Immerhin haben auch bei dem Ruhrstreik von 1905 die der „Harpener Bergbaugesellschaft" und der „Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksaktiengesellschaft" gehörigen Zechen ihren Arbeitern teils gekündigt, teils mit Kündigung gedroht, und darauf ist es nicht zum geringsten Teil zurückzuführen, daß sich auch bei diesem Streik, den alle Gewerkschaftsrichtungen mitmachten (Gelbe gab es damals noch nicht!), 60000 Arbeitswillige fanden*)

Diese beiden Argumente des Artikelschreibers der „Kölnischen Zeitung" sollen ausreichen, um Brentanos Stellung in der Frage der Wohlfahrtseinrichtungen zu ändern! Die ganze Summe von Material, die in den Werken von Günther, Laporte, Pieper, Kestner, Maschke, in meiner Schrift über die Pensionskassen, in Reichstagsverhandlungen, Gerichtsurteilen, wissenschaftlichen Gutachten, Berichten der Fachpresse usw. enthalten ist, ignoriert der Verfasser und stellt ihnen „einige beweisende Zahlen" des Dr. Jüngst, Angestellten des bergbaulichen Vereins, über die Streikbeteiligung der Bewohner der Zechenhäuser gegenüber. So „erschüttert" man wissenschaftliche Ergebnisse!

Im Anschluß daran fügt der Verfasser noch ein Argument gegen die Stellung Brentanos in der Arbeitswilligenfrage im allgemeinen hinzu: es sei nicht richtig, daß man seitens der Zechen Arbeiter aus fremden Gegenden, besonders aus dem Osten „heranschleppe". Sie kämen vielmehr

*) Vgl. Günther, S. 131 ff.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von selbst. Hier wird wieder einmal nach berühmten Mustern die Werbetätigkeit der Zechen um fremde Arbeiter bestritten, dadurch aber leider nicht beseitigt. Denn daß sie ausgiebig geübt wird, dafür sind die Berichte der Königl. preußischen Regierungs- und Gewerberäte*) ein ebenso deutlicher Beweis, wie z. B. die Plakate, die man in den Gastwirtschaften östlicher Dörfer ausgehängt hat. Eines davon lautet:

„Masuren!

In rein ländlicher Gegend, umgeben von Feldern, Wiesen und Wäldern, den Vorbedingungen guter Luft, liegt, ganz wie ein masurisches Dorf, abseits vom großen Betrieb des westfälischen Industriegebietes, eine reizende, ganz neu erbaute Kolonie der Zeche ‚Viktor' bei Rauxel."

Im folgenden werden**) die Vorzüge der Kolonie in glänzenden Farben geschildert, dann die im Juni 1908 gezahlten Durchschnittslöhne (die höher sind als die im Osten) angegeben und hinzugefügt:

„Entlassungen masurischer Arbeiter werden außer im Falle grober Selbstverschuldung nicht vorkommen."

Dabei verfolgen die Zechen***) die Praxis, die fremden Arbeiter nicht den deutschen zu assimilieren, sondern sie in eigenen Kolonien zu isolieren. Denn so lange sie abgeschlossen sind, nehmen sie vielfach infolge der im Osten erlangten Gewöhnung mit schlechteren Arbeitsbedingungen vorlieb. Erst der Umgang mit den kulturell höherstehenden deutschen Arbeitern macht sie „begehrlicher". Wenn sie sich also auch nicht dauernd als Lohndrücker erweisen, ist dies doch meist eine Zeitlang der Fall. Und darin dürfte ein Hauptgrund zu suchen sein, warum die sonst stark alldeutsch gesinnten Zechenherren eine derart „bodenständige" Politik treiben.

Auch dagegen bringt der Artikelschreiber der „Kölnischen Zeitung" wieder „beweisende Zahlen" des Dr. Jüngst, denen zufolge die Streiklust der Ostdeutschen und Ausländer nicht geringer sein soll, als die der Einheimischen.

---

*) Vgl. z. B. 1898, S. 538; 1899, S. 736, 748; 1900, S. 549; 1907, S. 603.

**) Nach Maschke, S. 200.

***) Vgl. die Belege bei Pieper, S. 242 ff.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es hätten nämlich in den von Ausländern und Ostdeutschen hauptsächlich besetzten Revieren bei Beendigung des heurigen Ruhrstreiks mindestens ebensoviele, eher mehr Arbeiter gefehlt, als in den stärker von Einheimischen besetzten Revieren. Das ist einmal schon gar kein Beweis für die Streiklust. Denn viele fremde Arbeiter verlassen, wenn es ihnen schlecht geht, das Ruhrbecken wieder, während der ortsansässige Arbeiter nicht so leicht wegzieht, auch wenn zu ihm in den Tagen der Not der Gerichtsvollzieher kommt. Nach dem bei Maschke abgedruckten Bericht des früheren Reichstagsabgeordneten und preußischen Generalleutnants von Schubert, Direktors der Stummschen Werke, haben in den Jahren 1906—1908 bei einer Belegschaft von 176548 Ruhrbergarbeitern 347807 Pfändungen wegen 3298615 Mark rückständiger Steuern und bei 217263 Mann 4788 Pfändungen wegen 297497 Mark Alimente, wegen sonstiger Forderungen bei 237632 Mann 24229 Pfändungen wegen 1244364 Mark stattgefunden. Beide führen die im Verhältnis zum Belegschaftswechsel der einheimischen Arbeiter überaus starke Fluktuation der Ausländer großenteils darauf zurück, daß sich die fremden Arbeiter auf diese Weise der drohenden Zwangsvollstreckung zu entziehen suchen. Wäre aber selbst die von dem Artikelschreiber wiedergegebene Behauptung des Dr. Jüngst, daß seine Zahlen einen Anhaltspunkt für die Streiklust bieten, richtig, dann wäre nur dasselbe darauf zu sagen, wie auf die anderen „beweisenden Zahlen", nämlich daß die Spekulation der Unternehmer auf billigere Arbeitsleistung der landfremden Arbeiter zum Teil mißglückt ist.

Professor Brentano hat auf diese Argumente hin wahrlich keinen Anlaß, auch nur ein Wort in seinen Werken zu revidieren. Trotzdem ist es nicht unwahrscheinlich, daß man in Interessentenkreisen auch mit diesem neuesten Angriff längere Zeit hausieren gehen wird. Die Hartnäckigkeit, mit der besonders ein Teil der Presse, und zwar nicht ausschließlich der von den Unternehmern gespeisten Presse, an längst widerlegten Unwahrheiten festhält, um Brentanos Lehre zu diskreditieren, läßt dies befürchten.

Letzten Endes ist die in jüngster Zeit gegen Brentano inszenierte Hetze ja methodisch nicht uninteressant: sie zeigt gänzlich unverhüllt die Wut der Interessenten und ihrer Soldschreiber darüber, daß ein Mann der Wissenschaft von unantastbarem Charakter sich erkühnt hat, Wahrheiten festzustellen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deren Feststellung ihrem Geldinteresse abträglich ist. Sie zeigt weiter, welche Verwirrung in der öffentlichen Meinung über den Inhalt dieser Lehre entstehen und erhalten werden kann durch die jenen Interessenten willig zu Gebote stehende Macht der „gutgesinnten" Presse. So lange es die deutschen Scharfmacher aber noch nicht soweit gebracht haben, daß sie sämtliche Lehrstühle der Volkswirtschaftslehre mit ihren „exakten" Agenten besetzt haben, so lange noch die Jugend die Wirtschaftswissenschaft von Männern erlernt, deren erste wissenschaftliche Tat nach der Habilitation nicht in einem freiwilligen Modernisteneid vor der „Praxis" der Bueck, Tille, Schweighofer, Leidig, Reibnitz, Kuhlo besteht, so lange werden trotz aller heißen Mühen die Versuche, die Ergebnisse wissenschaftlichen Forschens zu verdunkeln, vereitelt werden. Das jüngste Geschrei dieser Herren bildet einen weiteren interessanten Beleg für die Richtigkeit der methodischen Lehren Brentanos, wie er sie in seinen Vorträgen über „Die besonderen Schwierigkeiten volkswirtschaftlicher Forschung" und über „Ethik und Volkswirtschaft" niedergelegt hat.

Ein Gespräch / Von Berthold Viertel

Herr Direktor Doktor Theophil Schwerzel hielt griechische Stunde ab, in der sechsten Klasse. Er war mit dem Herzen dabei und die Schüler merkten auf. In Frage stand eben die berühmte Stelle: der Triumph des Achill. Achill schleift die Leiche des Hektor dreimal um die Stadt. Hier glaubte der Direktor eine Bemerkung machen zu müssen. Daß man nicht erschrecken möge vor der ungeschminkten Urgewalt dieser Rachgier. Achill, der Edelmütige, sei doch immerhin Mensch der Vorzeit, das will sagen: der tierischen Natur näher. Der Direktor erwähnte zum Vergleiche die Stelle: Achill weint vor seiner Mutter. Schiller würde seinen Helden nicht so kindlich heulen lassen, aus gekränkter Ehrliebe. Ein Held Goethes könnte unmöglich solcher barbarischen Racheorgie verfallen. Aber schon bei den Griechen —! „Sie wer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den ja selbst noch Gelegenheit haben, wahrzunehmen, bis zu welcher vollendeten Idealität die griechische Welt sich in Platon erhebt. Platon ist nicht nur die Vollendung eines Volkes, eines gottbegnadeten Volkes, nein, ein Ideal der Menschheit." —

Der Direktor erhob verkündigend seine Hand: „Bedenken Sie — es ist die heroische Arbeit von Jahrtausenden, deren glückliche, nur allzu undankbare Erben wir sind. In heldenhaften Kämpfen werden die animalischen Instinkte, die blinden Leidenschaften besiegt, jeder Schritt des Kulturbodens ist mit teuren Blutsopfern erobert. Wir aber, wir späten Menschen, müssen uns würdig erweisen all der Leistungen vor uns."

„Übrigens — beachten Sie wohl die Aufrichtigkeit, die Menschlichkeit solcher Homerstellen. Ein Mensch unserer Zeit wäre roh, wo ein Mensch Homers noch naiv ist. Naivetät versöhnt bekanntlich. Nicht bestialisch, nein, naiv ist dieser Dichter. Laßt uns gerecht sein und verstehen, was wir glücklich überwunden haben, was die Tugend der Vorfahren für uns besiegt hat."

Doktor Schwerzel wollte, nach freudig getaner Pflicht, weiterschreiten. Dagegen war doch nichts einzuwenden? Oder?

Die Herren Schüler machten einverstandene Gesichter. Jawohl, das war plausibel, viele hatten dergleichen irgendwo gelesen. Als die betreffende Homerstelle mit Emphase frei dichterisch wie immer übersetzt wurde, hatte so mancher ein gewisses Bedenken in der europäischen Seele gespürt, wie das leise Nagen des Gewissenszahnes. Das war behoben. —

Doktor Schwerzel sah ins Buch, nach irgendeiner unbesprochenen Wortform suchend. Da fiel sein Blick auf Kantner. Kantner schüttelte den Kopf wie irrsinnig. Sein ganzer Körper schrie: nein. — Der Lehrer stockte. Es war ein so ungebärdiger Protest, der sich äußern wollte — Kantner hatte etwas auf dem Herzen. Kantner wollte offenbar das rollende Urteil der Allgemeinheit aufhalten, sich entgegenstemmen. — Nun, es ließ sich nicht gut denken — es war nicht Zeit. Doktor Schwerzel ging darüber hinweg mit gerunzelter Stirn.

Man sprach über irgend einen charakteristischen Dual — und Kantner beruhigte sich, das heißt: er merkte nicht auf. Wie gewöhnlich. Wenn nur die anderen bei der Sache waren!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es schlug zwölf und Doktor Schwerzel schloß sofort den Unterricht. Er schloß immer sofort mit dem Zeichen, klappte das Buch zu und verabschiedete die Leute durch ein freundliches Kopfnicken, welches besagte: morgen Fortsetzung! Es entstand nun begreiflicherweise ein Tumult, ein kleines Chaos. Doktor Schwerzel stand da und sah zu, mit Vergnügen. Wie verständig waren diese Halbwüchslinge vor einer Minute noch seinen Worten gefolgt, ernst, gesammelt. Und jetzt — eine Schar losgelassener Indianer. Das schnellte in die Höhe, warf mit Büchern, riß die Mäntel von den Haken, verrückte die Bänke oder stieg über diese Hindernisse tobend hinweg, hatte sich raschest noch eine Menge zu erzählen, boxte und verhöhnte einander in aller Eile und drängte sich schließlich, freundlich hinschielend, an dem Lehrer vorbei, der als Respektsperson mit einer gewissen Vorsicht umgangen wurde, obwohl man seine Ungefährlichkeit kannte. Man verbeugte sich, so oder so, je nach Geschicklichkeit und Familienzucht und entwischte ins Freie. Fort, hinaus, aus dem Schulbereiche! Das Ganze war ein froher Chor: Freiheit! — Das gefiel dem Direktor. Er war mit dem Herzen dabei.

Doktor Schwerzel rief: Kantner. Kantner ließ sein Schulpack liegen, blieb zurück. Er kam zögernd ans Katheder, voll Frage, unsicher, aber nicht ohne Vertrauen. — Der Letzte, der hinaus ging, warf noch einen neugierigen Blick herüber. Man war zu weit.

Doktor Schwerzel legte dem Schüler beide Hände auf die Schultern und errötete. „Irre ich nicht, Kantner — Sie waren heute nicht ganz einverstanden mit dem, was ich über Achill äußerte? Wie?"

Pause. Kantner ist unentschlossen. — Dann aber brach er los. Sprudelte über an Worten, verwirrte sich, stotterte, schrie weiter, hemmungslos. Ein Wortkatarakt.

„Nur das ist etwas, nur das! Alles andere ist gar nichts. Achilles schleift die Leiche des Hektor! So weh hat ihm der Tod des Patroklos getan. Alles ist jetzt verschwunden, Troja, der Krieg, Agamemnon, der beleidigte Stolz. Alle Gesetze sind weg: „daß man den Helden achten soll im Feinde." Und wenn er es dem Zeus persönlich zugeschworen hätte! Hektors Leiche muß in den Staub, muß nackt durch den Schmutz geschleppt werden, die Rosse schleifen den nackten blutigen Leichnam. Achill schlägt wütend mit der Geißel auf die Rosse los. Es ist furchtbar. — Was ist alles andere?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die schön gebordeten Schiffe? Das Meer? Die rosenfingrige Morgenröte? Die Redensarten der Helden? — Das alles ist ja sehr angenehm, durchaus erfreulich, gewiß. Aber plötzlich kommt diese Stelle! Auf! Man springt in die Höhe! Man wird förmlich aus dem Schlaf geweckt. Aufgerüttelt, mit Gewalt! Dann erst lebt man. Immer müßte man so wach sein, man hat nur nicht die Kraft — furchtbar, es ist so, daß man es gar nicht aushalten kann."

Er blieb stecken, duckte den Kopf zwischen die Schultern und starrte den Direktor mit etwas erschreckten Augen an.

Doktor Schwerzel war selbst geradezu erschrocken beim ersten Ansturm, er war sogar einen Schritt zurückgewichen. — Da stand dieser Junge mit gesträubtem Schopf, schrie seinen Lehrer an, schien außer Rand und Band. — Ja, Doktor Schwerzel war geneigt, die Situation kühl zu stimmen. War dieses Menschlein da nicht losgegangen wie ein Kampfhahn? — Doktor Schwerzel sagte trocken, gedehnt und höflich:

„Wenn ich Sie recht verstehe, lieber Kantner, Sie meinen die Unmittelbarkeit, die Natürlichkeit des Gefühls — also ungefähr dasselbe, was ich selbst heute bereits geäußert habe, wenn auch etwas ruhiger?"

Kantner schüttelte wieder verzweifelt den Kopf. Er würgte noch einen Moment lang an irgend einem Gutturallaut, dann aber zischte neuerdings seine Rede hervor wie Dampf aus einem geöffneten Ventil:

„Die Menschen sind feige und gemein, sie wollen nicht etwas Wirkliches erleben, sie haben Angst, vielleicht tut es auch weh. Am liebsten würden sie immer Karten spielen! Und im Schlaf sterben! Ja, wozu denn diese ganze Bewegung, wozu? Tod und Leben? Ich möche dabei sein, überall, wo es so ganz ernst zugeht, so daß es kein Erbarmen gibt und keine Beruhigung. Mein Vettter hat mir gesagt: bequem leben und eines Tages im Schlaf vom Schlag gerührt werden! Ja, direkt das hat er gesagt, hat sich nicht geschämt! Ich habe nachgedacht — ich finde das furchtbar! Sterben muß etwas sein, weil man nicht einmal daran denken kann, ohne daß alles sich verwirrt. Weil alle solche Angst haben! Ah! Ich wollte immer daran denken, mich durch nichts ablenken lassen, den ganzen Tag, und in der Nacht nicht schlafen, um daran zu denken!"

Ich fürchte, ich werde nie etwas erfahren, man kommt so schwer dazu,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immer nur Hindernisse, man muß Physik lernen und dergleichen. Aber ich glaube, beim Sterben erfährt man dann ja doch alles, da läßt es sich nicht mehr verschweigen, da wird es mir niemand mehr wegnehmen. Ich glaube, auch der faulste Mensch, auch wer immer nur Karten gespielt hat — da kommt auch er an die Reihe, da muß er. Und vielleicht ist es aber notwendig, mit den Gedanken darauf gewartet zu haben, die Gedanken dabei zu haben, wenn der Moment kommt. Sonst versäumt man vielleicht doch wieder alles, — das wäre fürchterlich, dann wäre vielleicht alles umsonst gewesen, und man käme zurück, finge noch einmal an, wieder von vorne. Wollten Sie — im Schlaf — sterben — Herr Direktor?" Er schwieg fassungslos.

Hm. Was sollte man? — Nein, der da wollte gar nicht streiten. Doktor Schwerzel begriff. Der zitterte, er bat ja? Er floh ja zu jemandem — wollte Schutz. Sein Auge hatte Angst, sein Auge suchte und rief. — Was soll man antworten? Wenn man stirbt, was da geschieht, was man da tun soll? Wozu man lebt? Ja, was soll man? —

Doktor Schwerzel zitterte jetzt selbst ein wenig. Er legte wieder die Hand auf Kantners Schultern, zog sie zurück. — Er sah dem Knaben ins Gesicht, mit einem vollen, gütigen Blick. Er sagte einfach: „Sprechen Sie ruhig weiter! — Sprechen Sie ungeniert! Ja?"

Kantner gab einen leise stöhnenden Laut von sich, als Einleitung. — Er begann wieder, aufs Geratewohl, tastete sich weiter. „Ich war unlängst im Theater. Das Stück handelte von einem Mörder. Es war so traurig, daß man nicht einmal weinen konnte. In der Pause ging ich ins Büfett. Ich sah zuerst gar nichts, war im Nebel. Dann habe ich die Leute gesehen, die dort Indianerkrapfen gegessen haben, gelacht haben. Eine dicke Frau mit Brillanten hat gesagt: diese ordinären Stücke jetzt! — Bitte!! Was hilft das? — Nun gut, sie, diese Frau, wird nicht morden, ich weiß. Aber was hilft das? — Wenn auch nur ein Mensch mordet!!? Immer wieder Morde; es steht in der Zeitung. Ja, kann man da überhaupt an etwas anderes denken" — Er war tief erschüttert. Seine glänzenden Augen suchten Hilfe bei den Augen des Doktor Schwerzel, ängstlich und demütig bettelten sie um Verständnis und Antwort. Doktor Schwerzel zeigte ein ernstes, aufmerksames Gesicht. Er nickte begütigend, wie in Gedanken befangen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber Kantner eilte weiter. Er hatte noch nicht alles gesagt:

„Ich habe Zola gelesen. Das ist —! Ich habe mit Priestl darüber gesprochen (Priestl war der Primus, zukünftiger klassischer Philologe) und wieder, Priestl sagt dasselbe, wie die dicke Frau." „Ich gebe mich als besserer Mensch nicht ab mit solchem Pöbel, wie er in diesen Büchern vorkommt, mit solchen Verbrechern!" — Aber zum Teufel, ich verstehe das nicht. Ich habe nicht einmal bemerkt, daß es Verbrecher sind. Ich habe gelesen und gelesen, das war ich, überall ich, alle Personen waren Ich, das hat mich so aufgeregt, vielleicht habe ich in der Verwirrung die Handlung übersehen und gar nicht bemerkt — Bin ich allein ordinär, und ist Priestl gar nicht ordinär? — Wer hat recht, der Mörder oder der Nichtmörder? Wenn man nicht gemordet hat, kann man es wissen? Wäre man nicht verpflichtet, es zu versuchen — um das Leben zu kennen? — Vielleicht siegt der Mörder — vielleicht siegt er — —?"

Er schwieg. Als er fragte: „Wer hat recht" —, als er diese irrsinnige Frage herausschrie, war er mit flammendem Blick geradezu wild auf den Direktor eingedrungen. Dann hatte er sich abgewandt, die letzten Worte hatte er für sich gemurmelt und jetzt stand er apathisch da, mit traurig gesenktem Kopf, als horchte er in sich hinein.

Er hatte offenbar das Wichtigste herausgeschrien. Kein Zweifel, das alles hatte lange in ihm rumort und auf den Tag der Aussprache gewartet. Nun hatte er es sich vom Herzen gewälzt.

Es ging dem Direktor sehr nahe, tatsächlich.

Da stand dieses Kind, ja, Kind, und alle Gewalten drangen ein auf sein ungeschütztes Herz. Wollte den Tod besiegen — und wurde nicht fertig mit Mathematik, Physik. Und diese Frage: „Wäre man nicht verpflichtet, es zu versuchen —?" Kein Zweifel, er geht einen gefährlichen Weg, auch wenn er weniger Fürchterliches versuchen wird. Ein Ungestümer, Unwissender — und überall ringsum gibt es Abgründe. Wenn man der Vater wäre! Wer beschützt ihn?

Ah, wie ist er jung! Wie es ihn zaust, das Leben, wie es ihm das Herz preßt, wie es ihm unbarmherzig im Kopfe fiebert.

Dem Direktor war es plötzlich, als zerflösse er innerlich in Mitleids-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tränen. Er fühlte sich ganz weich, wie benebelt. Der Andrang war zu plötzlich gewesen und zu stark.

Seine Stimme klang etwas verschleiert, als er begann, jetzt selbst stotternd, suchend und sich überhastend — nicht mehr griechische Perioden, wie er sie sonst aufzubauen liebte, auch wenn er Deutsch sprach.

Er beugte sich etwas vor.

„Lieber — Freund! Lieber Freund. Nein, hören Sie mich an. Ich will Ihnen sagen — nichts aus dem Schulbuch. Sehen Sie, ich weiß noch selbst gar nicht, was ich sagen will." — Er lächelte. Es war ein verlegenes, aber zugleich ein ernstes, mildes Lächeln. — „Aus dem Leben selbst, meinem, Ihrem Leben. Ich bin alt und Sie sind jung. Das sollte ja nichts ausmachen. Aber leider! Das Älterwerden ist auch eine Gewalt, die stärker ist als der Mensch, sich nicht besiegen läßt. Man muß sich ergeben. Man denkt dann anders, zum Beispiel über das Sterben, denkt wohl auch reifer, nicht wahr, wenn man dem Ende näher ist. — Nicht auffahren! Geduld! Sie brauchen Geduld, glauben Sie mir! — Diese Homerstelle kommt ja hier wenig in Frage, darüber lächeln wir ja, nicht wahr? Es handelt sich um mehr. — Und jetzt hören Sie mich an, einen Augenblick, ich will nicht mit Ihnen streiten, das würde zu weit führen und man wird nicht gescheiter durch Streiten. Jeder glaubt am Ende, was er schon vor dem Anfang geglaubt hat. Merken Sie sich das! — Ich will Sie nur mit einem Wink auf Tatsachen verweisen, die Sie dann selbst untersuchen mögen. Sie sind, scheint es, nicht zufrieden damit, wie die Menschen leben. Nun, es hieße sich verstellen, wollte man Ihnen da nicht recht geben. — Aber bedenken Sie: es sind so viele, so viele gewesen und es leben überwältigend viele: die haben wohl so viel Kraft wie Sie, ebenso guten Willen. Sie werden das zugeben, nicht wahr? Und nun sehen Sie: da ringt die Menschheit seit Jahrtausenden, baut, ordnet, denkt — gehen Sie nicht vorüber an dem allen, was erreicht ist! Sie sind kein leichter Mensch, der sich mit Kartenspielen um den Ernst betrügt, Sie wollen die Wahrheit, den Wert des Lebens finden, wollen wissen, wozu diese ganze ungeheure Bewegung, damit Sie auch wissen, wo mithelfen, wo am Guten mitarbeiten! Und da glauben Sie nun, man solle versuchen: etwa die wilden Instinkte herausfordern, die Triebe entfachen in ihrer Urgewalt. Sie unter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schätzen diese Gewalt. Weil Sie, in Ihrer Jugend, noch sozusagen Schonzeit haben — und ungebärdig sind, Ihre Kräfte erproben wollen. Aber Sie werden sehen, es bedarf einer tüchtigen Kraft, um die Dämonen niederzuhalten oder sie beiseite zu drängen. Sie wollen entfesseln? Nehmen Sie sich in acht! Aller Kampf einer Menschheit, soviele Helden — die Zivilisation, die Kultur, Recht, Gesetz, Sitte, die Kunst — alles kämpft gegen diese Bestien. Veredlung! Vergraben Sie sich nicht ins Dunkle, Schwere Wilde, Blutige, Furchtbare — das ist der Feind! Es ist der Abgrund, der lockt! Junger Freund! Hinauf! Ins Licht! Horchen Sie den milderen, den lieblichen Stimmen! Lassen Sie die erhabene Schönheit in Ihr Herz fließen! Es gibt nicht nur den Tod, den Mord — es gibt den Frühling, die Güte. Horchen Sie mir auf die Griechen, auf Plato! Er, nur er siegt über die Bestien des Lebens, über den Tod. Kaufen Sie sich den Dialog über die Unsterblichkeit der Seele, Phädon, meinetwegen in einer Übersetzung, das Original werden Sie ja leider noch nicht verstehen können, so weit sind wir noch nicht. Da lesen Sie, wie Sokrates den Tod erwartet. Nicht kartenspielend, nicht mit Indianerkrapfen, nein, so, wie Sie es dunkel ahnen, mit den Gedanken dabei, aber anders, als Sie es jetzt wissen können, dem Siege näher, glaube ich. Lesen Sie das. Vielleicht werden Sie dann die Geduld aufbringen, sich von mir die Wege Platons weisen zu lassen, was ja in nicht allzu ferner Zeit geschehen wird. Wir bleiben ja noch beisammen. Wenn es nur alle so ernst, so wichtig nehmen wollten! Es wäre mir die schönste Freude. Ich kann Ihnen sagen, es freut mich, einmal so recht mit Ihnen zu sprechen."

Er faßte die Hand des jungen Menschen. Das Blut stieg ihm zu Kopfe. Er schwieg, ließ sich von der stummen Minute tragen.

Kantner schien jetzt gebannt, hingezogen. Er hatte mehrmals auffahren wollen, immer wieder von der sanften Hand des Lehrers beschwichtigt, hatte sich gegen das Horchen gesträubt, aber nun hatte ihn diese Stimme bezaubert, der echte Ton mehr als die Worte, nun horchte er.

Der Direktor holte Atem und er fuhr fort, die Hand des Schülers in der seinen, er sprach jetzt ruhiger, mit milder Festigkeit.

„Sie glauben mir doch, daß ich nach bestem Wissen —? Nun gut. Nehmen Sie einige praktische Ratschläge. Ich will Ihnen nicht irgend-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welche Bücher verbieten, das wäre bei Ihnen der falsche Weg, Sie sind kein Kind mehr, wohl aber sind Sie noch jung, sehr jung, das fühlen Sie doch selbst, nicht wahr? Zola! Gewiß bedeutende, schwerwiegende Werke! Aber verirren Sie sich nicht ganz in diesen düsteren Geist, der aus schwerster Lebensnot, aus traurigster Erfahrung heraus gesprochen hat, für den ganz reifen, für den festeren Menschen. Horchen Sie! Ich spreche ja nicht dagegen. Nur — geben Sie auch anderen, edlen Stimmen Gehör. Die Klassiker! Lesen Sie Goethe, Schiller, immer wieder, suchen Sie! Und eines noch — ich bin Ihr Lehrer — lassen Sie sich von uns, den Älteren, ein wenig führen, bald werden Sie ja selbst weiter gehen, früh genug, glauben Sie mir. Lernen Sie etwas. Nicht nur warten, mit den Gedanken dabei sein — rüsten Sie sich für den großen Kampf. Wie wäre es Achill ergangen, wenn Patroklos gefallen wäre — und Achill hätte in seiner Jugend nicht kämpfen gelernt? Das klingt wie ein Scherz. Aber denken Sie nach! Unsere Waffen — sind heute hier — im Kopf. Man wird Ihre Hilfe anrufen, Sie werden dabei sein wollen im Kampf der Geister, waffnen Sie sich. Das Gymnasium ist ja nichts anderes als eine Schule, an und für sich nichts Bedeutendes. Aber — Sie werden später sehen — auch Mathematik und Physik — ich bin so kühn, das zu behaupten. —"

Kantner zog mit Bestimmtheit seine Hand aus der des Lehrers. Der Direktor war ruhiger geworden, damit hatte der Zauber sich verflüchtigt. Schon schien dieser Unglücksjunge apathisch, zerstreut — jetzt strebte er sogar weg.

Es tat dem Direktor weh. Er faßte wieder die fliehende Hand, gab seine zweite Hand darauf, um festzuhalten, durch Wärme zu bestechen.

„Nicht davonlaufen. Bleiben Sie bei uns, verachten Sie uns nicht, arbeiten Sie mit uns. Ich habe Sie schon einmal gebeten. Geduld. — Und, hören Sie — kommen Sie ungeniert zu mir, wenn Sie sprechen wollen — ich höre gern — vielleicht kann ich Ihnen noch einiges sagen, was in den Stunden durch unseren speziellen Gegenstand verdrängt wird — es war heute das erstemal, daß wir miteinander sprachen — wir werden uns verstehen, wir bleiben ja beieinander — nicht wahr? — Gut. Leben Sie wohl, mein Freund. Und lernen Sie mir Griechisch", schloß er lächelnd.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war ein chevalereſker Scherz, dieſes letzte Wort. Auch Kantner lächelte. Und als ſie nun auseinander gingen, blieb dieſes Lächeln noch eine Weile lang in ihren befangenen Geſichtern.

Nur daß es ſich bei Kantner höhniſch und bitter verzerrte. „Lernen Sie mir Griechiſch.“ Die friſche Luft der Straße ernüchterte ihn. Ihm war troſtlos zumute und peinlich klar dabei. Alſo — alles war vorbei — er hatte geſprochen — und es war nichts geweſen. Nur wieder das Alte, das nicht weiterhalf. Er ſchämte ſich. „Ich hätte es mir denken können.“ — Lernen Sie mir Griechiſch. — Nein, nein, gerade das wollte er nicht mehr tun, von heute an. Wie wär's mit einem Nichtgenügend, im nächſten Semeſter, Herr Profeſſor —“ — —

„Lernen Sie mir Griechiſch!“ Der Direktor ſtand ſtill und ſtampfte auf, ſo daß das wohlerzogene äräriſche Stiegenhaus erſchrak. Doktor Schwerzel biß ſich auf die Lippen und errötete, obwohl ihn niemand anſah. Er war plötzlich ſehr unzufrieden mit ſich.

Er polterte in die Direktionskanzlei, ſchmiß den Homer hin. Da ſtanden ringsum die Büſten der helleniſchen Geiſteshelden, und in den Schränken ihre heiligen Bücher, mit dem Rücken dem Zimmer zugewandt, alles in peinlicher Ordnung, akurateſt. Wie ſtill war dieſer Raum. Hier waltete Sophroſyne — atmete Harmonie.

Aber in Doktor Schwerzel war keine Harmonie. War er geſchickt vorgegangen? Hatte er das Seinige getan, als Lehrer, als Menſch? Und wie war es ausgegangen? Was nützte es? Wie hätte ſich der Herr Kollege vom deutſchen Fach benommen, gegebenen Falles? Sollte man überhaupt ſo mit Schülern ſprechen? Müßte man nicht noch ganz anders ſprechen? Hatten die anderen Herren nicht doch recht, die Bureaukraten, die ſich in ihrem Berufe von keiner Stimmung ſtören ließen? Aber wozu dann überhaupt Lehrer ſein, wozu dann Plato und alles andere, gar Mathematik und Phyſik? Hatte Kantner recht? „Lernen Sie mir Griechiſch!!“ — O pfui! — Kantner würde nicht wiederkommen, das ſtand feſt! Kantner würde nicht mehr den Kopf ſchütteln —! Er würde überhaupt nicht mehr zuhören! Dagegen ſich mit dem wüſten Leben einlaſſen, da wo es am gefährlichſten iſt — —.

Solche Gedanken rumorten im Kopf des guten Doktor Schwerzel. Er verſäumte das Mittageſſen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Der Sturz des Komitees „Einheit und Fortschritt"

Die Türkenfreundschaft war für Deutschland in letzter Zeit eine schwierige Sache, denn sie nötigte zum stillschweigenden Ansehen der begangenen Fehler Nun die Ereignisse ihre eigene Logik entwickelt haben, darf man wohl dieser folgend die Schlüsse ziehen.

Welches sind die Gründe, daß das Komitee seine Macht verloren hat? Denn man darf nicht von einem Verfall des Jungtürkentums selbst sprechen: Es sind vielmehr zwei Gruppen des Jungtürkentums, die gegeneinander kämpfen. Es ist dies eine zugleich erfreuliche und bedrohende Feststellung — erfreulich insofern, als den Jungtürken eine neue Chance geboten wird, bedrohlich insofern, als die in der Reserve stehenden Alttürken auf die Gelegenheit warten, die ihnen ein neues Verspielen der Chancen seitens der Jungtürken bieten würde. Die Amnestierung der alttürkischen Minister deutet an, wie es sich in diesen Kreisen rührt.

Die Gründe sind folgende: Das Komitee betrieb ein persönliches Regime und die Solidarität mit der Staatskasse war eine zu große. Es trieb eine zu autoritäre Politik, die ja der muselmanischen Geistesart entspricht. Es ließ die Nationalitäten nicht aufkommen und verhinderte unter dem Deckmantel der Ottomanisierung deren Betätigung. Diese Fehler flossen zusammen in der Konstituierung der neuen Kammer. Die Wahlen wurden offiziell gefälscht, das Komitee ernannte seinen eigenen Abgeordneten und ließ von den Nationalitäten nur sichere Vertrauensmänner hinein. Diese Gründe wirkten auch ineinander, denn die Ausschaltung der Opposition beseitigte jedes Hemmnis gegen das persönliche Regime und die Ausschaltung der Nationalitäten stärkte den muselmanischen Charakter.

Da in dieser Kammer alle Fehler konzentriert waren, wurde sie das Verderben des Komitees. Wie sonderbar war es, daß Said zurücktrak, nachdem eben sein Kabinett mit ungeheuerer Majorität — die Minorität betrug bloß vier Stimmen — das Vertrauensvotum erhalten hatte. Die Majoritätsmänner waren eben keine wahren Volksvertreter und das Volk mußte sich außerhalb der Kammer eine Vertretung suchen. Da die Opposition aus der Kammer ausgeschaltet war, mußte sie außerhalb derselben einen unparlamentarischen Ausdruck suchen und unkonstitutionelle Mittel benützen; sie fand ihn in der Armee deshalb, weil diese das einzige konstituierte politische Milieu ist.

Das Komitee ist gestürzt, weil es in der Regierung, im Parlament und in der Behandlung der Nationalitäten die Prinzipien der Verfassung, Freiheit und Gleichheit, verletzt hat. Es hat neben die Regierung eine geheime unverantwortliche Macht gesetzt, die über die Regierungsleute als Strohmänner verfügte. Es hat die Kammer aufgelöst, als die oppositionellen Elemente sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur liberalen Vereinigung gruppierten und als die christlichen Elemente sich zusammentaten und notwendigerweise mit der Vereinigung sympathisierten. Und aus der neuernannten Kammer schaltete es die Opposition und die Nationalitätenstimmen ganz aus und machte aus ihr eine Expositur des Komitees: So wurden auch in der Kammer die Verfassungsideen verleugnet. Und indem man das Ausschließungsprinzip auf die ethnische Konstitution des Reiches übertrug, sperrte man auch die Nationalitäten aus der Kammer aus. So sympathisierten die Nationalitäten mit der Liga. Aber sie haben, von den Albanesen abgesehen, an dieser Bewegung nicht teil genommen, weil sie sich erst vergewissern wollten, ob wirklich eine neue Ära ihnen die Verwirklichung der verfassungsmäßigen Rechte bringen würde.

Die akute Krise ist überwunden, aber der Kredit, von dem die Jungtürken zehren, ist geringer geworden. Das heißt, wenn nunmehr die alten Fehler wieder begangen würden, müßten die Folgen viel ernstere sein, denn es fehlt eine neue Gruppe, die das Erbe antreten könnte und es müßte die Reaktion ans Ruder kommen. Wenn die Jungtürken schlimmer sind als die Alttürken, müßten sie allerdings diesen Platz machen. Und schlimmer ist in diesem Sinne das Komitee gewesen, da es die Mentalität des hamidischen Regimes beibehielt und nur ungehemmter schaltete, indem es die Verfassung als Deckmantel für die alten Methoden benützte. Das Komitee hat die Grundsätze der freiheitlichen Entwicklung, von deren aufrichtiger und ehrlicher Anwendung die Zukunft des ottomanischen Reiches abhängt, gefälscht und es hat mit gewaltsamer Unterdrückung, mit dem Terror, mit der Aufhetzung des religiösen und des nationalistischen Fanatismus gearbeitet. Und auch das autoritäre System war beibehalten worden, denn die Einheit nach der das Komitee sich nannte, wollte es in der Kammer, wie in der Reichskonstituierung durch Verletzung der Gleichheit herstellen.

Aber der parlamentarische Block hat ebenso versagt, wie der Versuch, die durch keinerlei Rasseneinheit oder Tradition gebundenen islamischen Nationalitäten den christlichen Nationalitäten gegenüberzustellen. Das Parlament war eine künstliche Sache und die Gruppe der muselmanischen Nationalitäten ist eine artifizielle wirkungslose Konzeption geblieben: Der Versuch, mit einer Minorität die Majorität zu beherrschen, hat sich als unfruchtbar erwiesen. Das Komitee stürzt, weil es verfassungswidrig regieren wollte. Und diese Feststellung bietet ja erfreuliche Aussichten für die neu heraufkommende Gruppe, die für die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit zu kämpfen gewillt ist. Die Kammer wurde aufgelöst und in den Neuwahlen wird die Opposition wohl zu Worte kommen. Dann muß es Aufgabe der Regierung sein, auch die Nationalitäten zu Worte kommen zu lassen; die Ottomanisierung ist in Zeiten mißlungen, wo das Nationalitätsgefühl noch nicht so stark war, und wo es noch nicht jene mächtige Resonanz in den Balkanstaaten fand. Heute ist sie ganz undurchführbar geworden. Alle Freude der Türkei begrüßen das Ende der Krise, die hoffentlich nur eine Episode in dem Entwicklungsgange der jungen Türkei bleiben soll.

Julius Sachs (Wien)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zum böhmischen Ausgleich

Die böhmische Ausgleichsangelegenheit, die sich im Grunde genommen schon jahrzehntelang hinzieht, ist wieder einmal an einem jener entscheidenden Punkte angelangt, wo in der Natur der Dinge liegende Hindernisse die Unterhändler machtlos machen, die ja auf keiner Seite politische oder staatsmännische Durchschnittsmaße überragen. Die Regierung will und kann nicht zugeben, daß die landesfürstlichen Beamten in Böhmen nach einem nationalen Schlüssel angestellt werden, obzwar zwischen Tschechen und Deutschen gerade in diesem Punkte ein Einverständnis noch am ehesten möglich wäre. Die Tschechen wieder wollen kein Tüpfelchen von ihrem imaginären Staatsrecht aufgeben und ein wenn auch noch so bescheidenes Selbstbestimmungsrecht der Deutschböhmen nicht anerkennen, während in diesem Punkte von der Regierung eher kleine Zugeständnisse erlangt werden könnten. Die deutsche Bevölkerung und ihre Vertrauensmänner aber mußten gegen die eigenen deutschen Abgeordneten auftreten, die schon wieder einmal bereit waren, von ihren eigenen feierlich und bindend aufgestellten Mindestforderungen abzugehen. Das sind Dinge, die allen Beteiligten seit langem bekannt sind, die einen ernstlichen Ausgleich unmöglich machen und alle Ausgleichsverhandlungen von vornherein zu einem unaufrichtigen Schauspiel stempeln, von dessen schließlichem Mißlingen alle Eingeweihten überzeugt sind. Die Regierung kann in der Frage der landesfürstlichen Beamten nicht nachgeben, einerseits, weil der böhmische Feudaladel, gegen dessen Willen keine Wiener Regierung in Böhmen etwas wagen darf, seine in den leitenden Beamtenposten immer aufrecht erhaltene Herrenstellung über das ganze Land durch nationale Teilung des Staatsbeamtentums nicht untergraben will; andererseits, weil die Regierung mit Recht fürchten muß, durch eine erste gesetzliche Festlegung national getrennten Beamtentums auch die deutschen Staatsbeamten, die sich noch zum größten Teil in erster Linie als Österreicher fühlen, in die Bahnen der polnischen, tschechischen und anderen Beamten zu bringen, die sich von jeher auch in den höchsten leitenden Stellen, vor allem als Angehörige ihres Volksstammes fühlen und als Österreicher nur, wo es Vorteil bringt. Damit würde der nationale Zerfall Österreichs noch beschleunigt, was vielen Deutschen, den Tschechen und anderen Völkern zwar gleichgültig, wenn nicht erwünscht wäre, den regierenden Kreisen aber natürlich nicht. Die tschechischen Parteien und ihre Abgeordneten aber können aus parteipolitischen Gründen den nationalen Lebensbedürfnissen der Deutschen in keinem einzigen wesentlichen Punkt entgegenkommen. Das tschechische Volk ist durch die sich gegenseitig überbietenden nationalen Forderungen und Versprechungen seiner Parteien und durch seine unglaublich chauvinistische Schulbildung seit Jahrzehnten in einen solchen nationalen Taumel gebracht, daß jeder Abgeordnete und jede Partei, die sich in den böhmischen Fragen gegen die Deutschen auch nur einigermaßen gerecht zeigen würden, sofort hinweggefegt würden, wie es schon einmal im Jahre 1890 geschehen ist. Die radikalen tschechischen Parteien sind denn auch schon vor der diesmaligen Vertagung der Verhandlungen aus den Ausgleichskommissionen ausgetreten, obzwar erst einige Zugeständnisse rein formaler Natur von seiten der tschechischen Unterhändler vorlegen.

Wenn von der Regierung, dem Feu-

Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

daladel und einem Teil der Tschechen trotz dieser inneren Unmöglichkeiten der Schein ernster Ausgleichsverhandlungen immer wieder aufrecht erhalten wird, so liegt der Grund dafür in finanztechnischen Fragen. Böhmen steht vor dem Landesbankerott, und nur so lange die Ausgleichsverhandlungen nicht endgültig abgebrochen sind, lassen sich neue Anleihen aufnehmen und die alten Steuern einheben, was zwar beides verfassungswidrig ist, wie so vieles offizielle Geschehen in Österreich, aber man kann es doch mit Hinweis auf die Verhandlungen beschönigen, die im jedesmaligen Bedarfsfall als aussichtsreich und wie dann die Worte alle heißen, hingestellt werden, obzwar sich nichts Wesentliches im Stande derselben verändern kann. Erst mit dem endgültigen Abbruch der Verhandlungen fällt dieses Feigenblatt weg, mit dem man sich nun schon jahrelang fortwursteltund weiter fortwursteln wird. Andererseits gibt man auch in den maßgebenden Kreisen die Hoffnung nicht auf, die deutschen Abgeordneten, die Worten wie Staatsnotwendigkeiten, Rücksicht auf die Gesamtpolitik und ähnlichen Argumenten gegenüber nicht so unzugänglich sind wie die Tschechen und anderen Völker Österreichs, wieder einmal zu einem Scheinausgleich oder Etappenausgleich, wie es manchmal heißt, zu bewegen, der die Stellung der Deutschen in Böhmen zwar in keiner Weise sichert, keinen der alten Streitpunkte bereinigt und keinen Frieden, sondern nur wieder neue Ausgleichsverhandlungen schafft, aber schon die kleinste verhandlungsfähige Sitzung des böhmischen Landtags, und wenn sie noch so kurz wäre, würde dem finanziellen Fortwursteln einen neuen auf Jahre hin vorhaltenden Schwung geben. Das ist das ganze Um und Auf des jetzigen Stadiums der mit so viel Geheimnistuerei umgebenen böhmischen Ausgleichsverhandlungen. Sollten aber die deutschen Abgeordneten der Volksstimmung folgen und sich im Herbst auf diese Pläne der leitenden Kreise nicht weiter einlassen, als es schon geschehen, sondern sich auch ihrerseits von den für ihre wesentlichen Forderungen eingestandenermaßen aussichtslosen Ausgleichsverhandlungen zurückziehen, so fällt das letzte Feigenblatt und es wird ein Regierungskommissär oder dergleichen kommen, womit man den Deutschen bange machen will. Der ist aber auch nicht verfassungswidriger, als das bisherige Fortwursteln und unter ihm wird fortgewurstelt werden wie bisher, was das wahrscheinlichste ist — oder er wird neue Wege gehen wollen; will er das für die Deutschen, was das unwahrscheinlichste ist, dann fegen ihn die Tschechen hinweg, will er es gegen die Deutschen, dann wird er diesen eine neue Grundlage ihrer Politik aufnötigen und neues Leben in den stagnierenden Sumpf der deutschösterreichischen Politik bringen, das dann mancherlei in diesem morschen Staatswesen hinwegfegen mag, sicherlich aber nicht das deutschösterreichische Volk.

—l.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Wellt'r mech dangen Fir met ze sprangen?*)

Die deutsche Zeit steht wieder im Zeichen des Zentrums. In Bayern ist dieser Moment moderner Rückentwicklung in höchster Vollkommenheit und Offenheit verwirklicht. Auch jenseits der blauweißen Grenzpfähle hat sich die schwarze Inkarnation des rückschrittlichen Gedankens von kurzem Sturze gründlich erholt; in Preußen („Preußen in Deutschland voran"), im Reich („Deutschland in der Welt voran"). Noch agiert es dort nicht in vollem Lampenlicht die ersten Rollen. Erzberger sitzt noch im Souffleurkasten. Aber wenn man sich dieser Entwicklung nicht „von links" in voller Einmütigkeit und aller Rücksichtslosigkeit entgegenstemmt, dann wird schließlich das deutsche Volk die kulturellen Regiekosten einer vollen Zentrumsherrschaft und im weiteren die beträchtlichen Kriegskosten ihrer Beseitigung zu zahlen haben.

Rebus sic stantibus klingt der Gedanke gar nicht so ausgefallen, daß Hertling der zweite bayerische Ministerpräsident sein könnte, der von München nach Berlin hinüberwechselt. Für den dann unausbleiblichen Telegrammaustausch zwischen den beiden Hauptstädten liegen ja die Exempla bereits vor.

Jedenfalls wird das bayerische Zwischenspiel Hertling-Knilling den Kulturhistoriker der Zukunft noch mehr interessieren als den Politikus. Mehr auch noch den Geschichtsphilosophen. Es zeigt wieder einmal in trübseliger Deutlichkeit, daß der Aufstieg, dessen wir uns rühmen, nur in schmerzlich gebrochener Linie vor sich geht.

Der Ultramontanismus hat auch dafür längst ein vorbildliches Schema aufgestellt. In einer seiner eigensten, echtesten Blüten, der Echternacher Springprozession, die jeden Pfingstdienstag in dem luxemburgischen Städtchen zu Ehren des heil. Willibrod von Zehntausenden exekutiert wird. Fünf Schritte vorwärts, drei zurück. Man kommt auch so schließlich zum Ziel, zu einem Ziel. Aber unter dem Gesichtspunkt menschlichen Fortschritts liegts rückwärts. Echternach kommt aus dem Mittelalter und führt dahin zurück. Es ist keine Einzelerscheinung, es ist ein Typus. Und das choreographische Vorwärtskommen darin ist für die profane Praxis nur ein vortäuschender Schein. Wo Echternach zum Prinzip wird, wo der Rückschritt der Heiligen und der Ritter herrscht, da folgen allemal auf einen Schritt vorwärts drei zurück. Über-Echternach. Denn jeder Schritt rückwärts zählt und wirkt, wo es sich um ideelle Werte handelt, doppelt und dreifach. Und trotz aller technischen Fortschritte verlöre sich die

*) „Wollt ihr mich dingen (mieten) für mitzuspringen?" Mit dieser Frage suchen gewerbsmäßige Springer bei der bekannten Echternacher Springprozession sich Kunden zu verschaffen, zu deren Besten sie in der Prozession springen; nicht einen, sondern mehrere; sie bringen den h. Willibrod sicher manchesmal in ernste Verlegenheit, wenn sie ihn mit derselben Springprozedur für die verschiedenartigsten Wünsche in Anspruch nehmen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschheit in diesem Zeichen in düstere Unkultur, wenn nicht schließlich reinigende Gewitter mit Donner und Blitzen die rückschrittliche Stickluft verscheuchten. Unter schweren Schäden und Nöten. Plectuntur Achivi. Der mühselige Aufstieg muß von neuem beginnen.

Beiläufig: durch Erzbischof Clemens Wenzeslaus von Trier wurde 1777 das Springen in der Echternacher Prozession als unschicklich und abergläubisch verboten; 1786 wurde die Prozession gänzlich abgeschafft. 1802 kam sie wieder in alter Weise in Aufnahme — 1893 nahm Bischof Korum von Trier an ihr teil. Und wer sie heut abergläubisch schelten würde, liefe Gefahr, wegen Schmähung einer Einrichtung der katholischen Kirche sich die Unannehmlichkeiten des § 166 zuzuziehen. Eine sehr deutliche Linie absteigender Entwicklung.

Das Regime der Uber-Echternacher prägt sich (von Bayern ganz zu schweigen) auch im Reiche und in Preußen immer deutlicher aus. Bülows letztes Jahr bildete einen Anlauf zu erfreulicher Vorwärtsbewegung. Sie führte in Bälde seinen Sturz herbei und Rückschlag folgte auf Rückschlag. Weniges aus reicher Fülle. Die preußische Wahlreform war in der Thronrede 1908 feierlich als eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart proklamiert. Der großartigen Ankündigung folgte ein schwacher Versuch der Ausführung. Er scheiterte. Die herrschenden Rückschrittler erklärten jedes neue Anschneiden der Frage für eine Art Hochverrat. Da schwiegen alle Flöten. Bethmann zuckt die Achseln. Tja! — Mit der Besitzsteuer fürs Reich wirds ähnlich gehen. Aus der Bülowschen Finanzreform, in der sie als erweiterte Erbschaftssteuer das soziale Schmuckstück bildete, wurde sie herausgebrochen. Dann wurde sie von neuem in Aussicht gestellt, in bindender Gesetzesform, auch von den Konservativen. Um die Wehrvorlagen zu fördern. Doch kaum sind die unter Dach und Fach, sucht man die Überflüssigkeit einer solchen Steuer konservativerseits krampfhaft nachzuweisen; obwohl man recht gut weiß, daß sie durchaus nicht in erster Linie wegen ihrer finanztechnischen Notwendigkeit, sondern um ihrer sozialen und politischen Bedeutung willen beschlossen wurde. Und von neuem hetzt man in abgedroschenen Wendungen gegen die Totenbesteuerung und die Besteuerung des Kindeserbes. Nach einer verständigen Anwandlung böseſter Rückfall. Ein Schritt vorwärts, drei zurück.

Trotzdem wird's hier wie dort (in der Besitzsteuerfrage und in der Wahlreform) schließlich wohl zu irgendeinem Scheinerfolge kommen, zu einer Mißgeburt unter konservativ-klerikalen Auspizien, einer Mißgeburt, die, an sich schlimmer als nichts, doch teuer bezahlt werden muß. Denn schon regt sich's im blau-schwarzen Blätterwald. System Echternach:

Wellt'r mech dangen
Fir met ze sprangen?

Wir lassen die bewährten Gönner nicht im Stich. Soll partout gesprungen werden, ut aliquid fieri videatur — gut, wir sind bereit; wir lassen uns dingen. Doch den Preis bestimmen wir und das Ziel formen wir nach unserem Geist. Herr v. Bethmann aber irrt gewaltig, wenn er meint, daß nur in seinem Sinne, für Reich und Staat gesprungen wird. Man hat sich hüben und drüben verdingt.

Die „Nordd. Allg. Ztg." wird freilich mit amtlicher Selbstgenügsamkeit wieder Erfolge verzeichnen (dem Kongo-Vertrage ebenbürtige). Und Herr v. Bethmann wird sich immer lauter seiner Unabhängigkeit rühmen, während die schwarzblauen Fesseln immer enger gezogen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden. Rückschritt ist Trumpf. Einen Schritt vorwärts, drei zurück. Über-Echternach. In hoc signo vincemur.

Bully

Die Veteranen.

Wird ein Streifen Elend aufgedeckt, so hat das zweierlei Folgen. Die günstige: daß man aufmerksam wird. Die ungünstige: daß es die Aufmerksamkeit vom Wesentlichen ablenkt.

Ein siebzigjähriger Kriegsveteran bricht vor Erschöpfung zusammen. Da der Fall sich auf offener Straße Berlins ereignet, kann er nicht übersehen werden: Die Presse schlägt Lärm. Das also ist möglich! So behandelt das Vaterland . . . Ringsum zischt die Empörung auf. Die sonst den Militarismus bekämpften, erheben wilde Anklage. Die Regierung wird pflichtvergessen, der Reichstag knauserig, das Vaterland undankbar gescholten. Entrüstet nennt man die Pfennigsummen, die der Staat den Darbenden hinwirft. Zehn Mark den Monat . . . Und aus allen Teilen des Reiches laufen die Nachrichten über Elend, Hunger, Dürftigkeit der Kriegsveteranen ein.

Ich will das Gefühl der Erregten beileibe nicht schelten; auch wo sein Pathos ein wenig entgleist. Aufgerüttelter Gewissen soll man sich immer freuen. Nur mithalten kann ich nicht. Ein alter Mann, der Not litt . . . Ist das so neu? Sind Hunger, Elend und hilfloses Alter im Deutschen Reiche so selten, daß mit einer auskömmlichen Veteranenunterstützung das Wesentliche getan ist? Der Fall des siebzigjährigen Drux unterschied sich von einigen Hunderttausenden ähnlicher Fälle durch Anschaulichkeit: Er war ein Beispiel. Ein Beispiel, nicht für das Los der Veteranen, sondern für das Los der Armen und Alten in Deutschland. Nur insoweit ist er beachtenswert. Überlebende Kriegsteilnehmer gibt es, nach den Listen des Kyffhäuserbundes, 425000; darunter 231000 unterstützungsbedürftig. Was geht aus dieser Zahl hervor? Daß es den Veteranen ganz besonders schlecht geht? Nein. Aber wie es um eine Altersklasse steht.

Deutsche zwischen 60 und 70 haben wir mindestens dreieinhalb Millionen; 1600000 sind Männer. Zwölf Jahrgänge der Veteranenklasse umfassen mehr als vier Millionen; fast die Hälfte Männer. Für die Gesamtheit der Staatsangehörigen über 60 lauten die Zahlen: Fünfeinhalb und zweieinhalb Millionen. — Ein Veteraneneinkommen von sechshundert Mark wird unerträglich gefunden; eine Lebenslage, in der 120 Mark Unterstützung schon etwas ausmachen, als schmachvoll hervorgehoben. Und mehr als der Hälfte der Veteranen geht es so. Erschreckt euch das? Gut. Dann sind wir verpflichtet, für mindestens drei Millionen, oder, betrachtet man die Frauen (voreilig) als besser versorgt, für anderthalb Millionen unserer Mitbürger von Staats wegen aufzukommen. Entweder oder. Ein Rollentausch, bei dem die Militaristen soziale Forderungen stellen, die Sozialen sich militaristisch beschränken, kann nicht von Dauer sein.

Doch die Verdienste der Veteranen —? Steinigt mich: das Verdienst ist nicht sonderlich groß. Die Invaliden: das ist etwas anderes. Für zerschossene Glieder ist keine Entschädigung zu hoch. Aber der Rest? Was in aller Welt hat schwindende Gesundheit, sinkende Arbeitskraft mit dem Kriege vor 42 Jahren zu tun? Welcher Anspruch ist darauf zu gründen, daß jemand zur Zeit des Feldzuges dienstfähig war und einem der Jahrgänge zwischen 1841 und 1853 entstammte? Selbst die Bereitgestellten, die gar nicht nach Frankreich kamen, gelten ja als Kriegsteilnehmer. An

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der gewaltigen Gesamtleistung hat der einzelne nur den bescheidenen Anteil, dabei gewesen zu sein. Und nimmt den stärksten Eindruck seines Lebens mit nach Hause. Ist er, noch nach Jahrzehnten, würdiger, bedürftiger als alle, die zufällig nach 1853 geboren sind oder zur Zeit des Krieges schon aus dem Reservistenalter heraus waren? In einem zukünftigen Kriege werden vierzig v. H. der Ausgehobenen Sozialdemokraten sein. Der Mobilmachungsbefehl, dem sie zwangsweise folgen, macht sie zu Heldensöhnen des Vaterlandes. Würdig, wenn sie gesund bleiben, eines Vorzugs auf Lebenszeit...

So aber die Kriegsteilnehmer sich als Klasse fühlen: Warum sorgen nicht die Ihren für sie? Die Kriegervereine? Leute, denen ihre Militärzeit wichtig genug erscheint, ihr ganzes Leben im Schatten dieser Erinnerung zuzubringen, müßten für solche Kameradschaft die Mittel haben. Doch sie appellieren an das undankbare Vaterland.

Den Vorwurf des Undanks verdient der Staat nicht; oder einen viel stärkeren. Kriegsdienste werden bei uns nicht bezahlt, und einen Schaden haben die Heilgebliebenen nicht erlitten. Hundertundzwanzig Mark im Jahre, obschon, an Hunderttausende gezahlt, kein verächtliches Opfer, mögen ein kümmerlicher Notgroschen sein — Drei Millionen leben, die anders darüber denken.

Bleibt noch die Zukunftsrechnung. Ein großer Krieg würde, auf deutscher Seite, mit den Nachschüben drei bis vier Millionen Kämpfer erfordern. Zu den Verwundeten und den Angehörigen der (sicherlich hunderttausend) Gefallenen kämen nach Friedensschluß mindestens drei Millionen unterstützungsberechtigte Kriegsteilnehmer. Noch vierzig Jahre später würden 1200000 von ihnen leben; darunter 600000 bis 700000 Bedürftige. Da mit dem Alter die Bedürftigkeit wächst, nimmt trotz der Sterblichkeit die Reichslast während eines halben Jahrhunderts nicht ab. Hundertundzwanzig Mark gelten den Kritikern der Veteranenhilfe schon heute als völlig unzulänglich: dreihundert müßten es in künftigen, teureren Zeiten wohl sein. Das macht, auf mindestens fünfzig Jahre hinaus, eine dauernde Abgabe von 200 Millionen Mark: die Zinsen von fünf Milliarden. Wird man auch dann noch das Vaterland knauserig schelten?

Noch einmal, obwohl es selbstverständlich ist: Den Veteranen sei alles Gute gegönnt. Sie sind alt, und die meisten von ihnen bedürftig. Ihr Veteranentum zur Hauptsache machen, hieße: die Zahlreicheren und Unglücklicheren ausschließen, weil ihr Elend weniger sichtbar ist.

Hermann Friedemann

Eine Anekdote

Herr von Werner in Berlin hat eine Bannbulle gegen die moderne Kunst gesprochen, pro domo, für ein gewesenes Ideal, das auch in seiner kühnsten Zeit eine Banalität war. Das macht nichts. Jeder Mensch im Staat, von ganz oben bis ganz unten und von ganz unten bis ganz oben, wahrt eifersüchtig sein Menschenrecht auf Idealismus, und vor allen anderen Dingen auf Kunst. Kunst! so lange das Wort nicht abgeschafft ist, darf es mißverstanden werden. Das macht gar nichts. Jemand, der seine Staffelei auf dem Podium der Vergangenheit stehen hat, braucht nicht zu wissen, wo die Gegenwart die Farben einkauft. Daß alte Pinsel schlecht malen, ist immerhin noch betrüblicher, als daß sie schlecht über Malerei räsonieren. Und übrigens — der Kitsch dient dem Wohlergehen der Menschheit, die ohne ihn wahrhaftigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gotts nicht mehr wüßte, woher ihr Seelenheil beziehen. Da der liebe Gott sich von uns abgewandt hat und scheinbar sehr bös auf uns ist, bedürfen wir doch wenigstens der Kitschiers und der Oberkitschiers und der Hofkitschiers und der Päpste der insgesamten Kitschheit, welche von allen Menschen allein noch wissen, wie das Ideal aussieht. Nicht daran rütteln!

Aber Herr von Werner hat eine Anekdote erzählt, eine wahre Kostbarkeit von einer Anekdote, ein Juwel, die repräsentative Anekdote der Kitschseele, auf welche Deutschland sofort ein Patent anmelden sollte, die Kitschanekdote kat' exochen. Es ist die Anekdote von Frau Ilse Frapan, welche den Hof eines Hauses zeichnete. Herr von Werner stellt mit Recht diese Anekdote als das leuchtende Exempel der Künstlerseele auf. Frau Frapan schrieb nämlich nicht nur Romane, die Herr von Werner für sehr groß hält, sondern sie war auch eine Zeichnerin, die er für begabt hält. Sondern sie zeichnete auch eines Tages den Hof eines Hauses. Man kann diese Zeichnung nirgends mehr sehen, denn das Haus zu dem der Hof gehörte, den Frau Frapan zeichnete, war ein öffentliches Haus. Frau Frapan hatte natürlicherweise, als sie den Hof zeichnete, gar nicht gewußt, was für ein Haus das war. Sie erfuhr es erst zu spät, als sie den Hof schon gezeichnet hatte. Und da zerriß sie die Zeichnung. Das Haus mußte sie stehen lassen samt Hof, aber die Zeichnung hat sie zerrissen. Ihre eigene Zeichnung, weil ein öffentliches Haus daran grenzte. So daß wir jetzt nur mehr das Haus sehen können, nicht aber die Zeichnung. Was, wie auch immer man das Haus einschätzen mag, ein großer Verlust sein dürfte, denn die Zeichnung muß wohl sehr gut gewesen sein, da Herr von Werner Frau Frapan für eine begabte Zeichnerin hält. Herr von Werner hält aber dieses Zerreißen einer Zeichnung für eine viel wesentlichere Kunsttat, als das beste Zeichnen. Darum erzählt er ja diese Anekdote: um zu erhärten, wie der wahre ideale deutsche Künstler von dem moralischen Lebenswandel der Häuser abhängt, deren Höfe er zeichnet. Also mit einem Wort: Nicht nur Farbe, nicht nur Linie, sondern auch Moral. Nicht Toulouse Lautrec, sondern Ilse Frapan. Lautrec hat bekanntlich mit Vorliebe den Inhalt solcher Häuser gezeichnet, obwohl er ganz genau wußte, was das für Häuser waren. Er mußte es wissen, denn er hat eine beträchtliche Zeit seines Lebens im Innern solcher Häuser zugebracht. Er hat also durch und durch den Beweis geliefert, daß er kein Künstler war.

Die Anekdote ist gut. Ich habe sie nur umständlich auseinander gelegt, um sie mir möglichst klar zu machen. Ich hoffe, ich habe niemanden damit verwirrt. Ich werde sie nächstens ganz kurz und geradezu erzählen, wie Herr von Werner. Da ist sie nämlich besser. Da sagt sie alles mit einem Schlag.

Berthold Viertel

Wohlgeboren

Vor etlichen Jahrzehnten wurde bei uns noch streng geschieden zwischen den Prädikaten Wohlgeboren und Hochwohlgeboren. Die deutschen Zöpfe waren damals noch beträchtlich zahlreicher, dicker und steifer als heut. Ich erinnere mich aus der Mitte der siebziger Jahre der hektographierten Rundverfügung einer übergeordneten Instanz an die Direktoren der höheren Knabenschulen Berlins; den Adressaten war das Hochwohlgeboren zuerkannt — aber auf dem Exemplar, das dem Direktor einer privaten höheren Schule zuging, war das „Hoch" durchge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

strichen. Ein kleines Strichlein — eine Keule bureaukratischer Rücksichtslosigkeit und Dummheit. Wer im Dienst von Staat und Kommune war, wurde höher bewertet; wer mehr auf eigenen Füßen stand, rangierte tiefer. Die alte verkehrte Einschätzung von Ministerialen und Freien. Der Grundgedanke ist noch heut mächtig und hängt wie ein Bleigewicht an der deutschen Vorwärtsentwickelung. Aber im einzelnen gabs in dem Jahrzehnt nach dem großen Krieg doch allerlei Änderungen. Auch der einfache Bürgersmann wurde Hochwohlgeboren tituliert. Zunächst von dem Schneider, der die Rechnung sandte. Die andern folgten nach. Wie das Geld an Kaufkraft einbüßte, so sanken auch die gängigsten Waren auf dem Markte menschlicher Eitelkeiten im Wert, Titel, Orden. Das einst so stolze Wohlgeboren wird von dem, dem es heut appliziert wird, fast als absichtliche Kränkung empfunden.

Jetzt soll es wieder zu Ehren kommen, soll es Wahrheit werden.

Das ist wenigstens das Ziel der Bestrebungen des 1. internationalen Kongresses für Eugenik, der dieser Tage in London abgehalten wurde. Nur noch Se. Wohlgeboren soll sich in Zukunft an der Tätigkeit zur Erhaltung der Rasse beteiligen dürfen.

Die Ideale eugenistischer Scharfmacher (die etwa in spartanischer Kindesaussetzung ihre Erfüllung fänden) sind schon auf dem Kongresse selbst ad absurdum geführt worden. Immerhin wird auch hier der gärende Most schließlich trinkbaren Wein liefern. Die Utopisten sind noch allemal die Vorläufer nicht nur der Revolutionäre, auch der Reformatoren gewesen.

Ein brauchbarer Wahrheitskern wird auch aus der Befürchtung herauszuschälen sein, daß unsere soziale Fürsorge für die Schwachen und Kranken die Starken und Gesunden benachteilige, indem man die zum Leben Untauglicheren sorgsam pflege und es ihnen ermögliche, ihre Krankheitskeime in den kommenden Geschlechtern zu verewigen.

Hier wollen die Eugenisten hemmend und umkehrend eingreifen. Die nicht einwandfrei Lebenstüchtigen sollen von der aktiven Mitwirkung an der Volksvermehrung ausgeschlossen werden. Ohne empfindlichen Zwang würde das nicht abgehen, und der widerspricht noch immer unseren Anschauungen und Empfinden aufs schroffste. Von biologischer Aufklärung und moralischer Einwirkung wird man nicht viel erwarten dürfen. Denn gerade hier handelt es sich um einen Punkt, wo zunächst, mehr als sonst noch, jeder sich selbst der Nächste ist und wo die kluge Uberlegung erst post festum einzutreten pflegt. Für das Jahrhundert des Kindes die Wege zweckmäßiger Ausgestaltung zu finden, hält schon schwer, das Jahrhundert des Embryo würde noch mehr Komplikationen aufweisen.

Und dann: mens sana in corpore sano ist eine von den Regeln, bei denen die Ausnahmen besonderes Interesse bieten. Im schwachen und kränklichen Körper kommen geistige Veranlagungen gar oft zu besonders hoher Ausbildung. Es ist das physiologisch wie psychologisch leicht erklärlich. Kant, Spencer, Newton und viele andre unsrer Geistesheroen wären unter dem Gesichtspunkte spartanischer Selektion nicht zur Weiterentwicklung zugelassen worden. Und doch sind einige wenige geistige Ausnahmemenschen für den menschlichen Fortschritt immer noch wichtiger als ein Regiment Athleten. Zwischen Viehzucht und Menschenzucht muß auch in den Anfängen nicht nur ein gradueller, sondern ein spezifischer Unterschied sein. Nicht Lebendgewicht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht sportliche Eignung, auch nicht Militärtauglichkeit können allein ausschlaggebend sein für die Entscheidung über die Lebenswürdigkeit des Menschen. Solches Regime wäre direkt kulturfeindlich und noch beträchtlich unvernünftiger als die rage du nombre, die die Bedeutung und die Zukunft der Nationen allein von der Höhe des Geburtenüberschusses abhängig macht.

Also: die eugenistischen Gedanken müssen in der praktischen Biologie Beachtung finden, auch bei unsern sozialpolitischen Maßnahmen. Soweit das nicht schon längst der Fall ist! Aber mit Übertreibungen, die ja bei allem einigermaßen Neuen nicht zu fehlen pflegen, schadet man der Sache selbst und setzt sie der Lächerlichkeit aus. (Freilich: gar manches, das heut belacht wurde, wurde übermorgen beherrschend. Drum soll man auch mit dem Auslachen zurückhaltend sein. Nur über sich selbst lachen ist meist ein untrügliches Zeichen von Verständigkeit. Doch auch da gibts Ausnahmen.)

Nicht jeder ist ein großer Philosoph, der für das X, das hinter den Dingen liegt, einen neuen Namen gefunden hat. Noch weniger ist die zusammenfassende Gruppierung alter Gedanken eine neue Wissenschaft. Auch die Eugenik nicht. Sie kann gut und bescheiden wo anders mit unterkriechen. Und wenn sie dann dazu beiträgt, daß in den kommenden Geschlechtern immer mehrere und mehrere aus vollem und eignem Recht das Prädikat „Wohlgeboren" erhalten, dann wird man auch derer mit hoher Anerkennung gedenken, die neulich auf dem ersten Eugenisten-Kongresse beträchtlich über die Schnur gehauen haben.

Wämschen

Vergesellschaftete Weltanschauung

Etliche dreißig Gelehrte — Mathematiker, Philosophen, Juristen, Mediziner und Ingenieure — haben sich zusammengetan, um eine neue Weltanschauung hervorzubringen. Nicht eine Weltanschauung, wie wir sie bisher gewöhnt waren (o Verblendung!); keinen Persönlichkeitsstandpunkt, keine Perspektivenansicht, keinen Subjektivismus, sondern — die Sache wird ja von wenigstens dreißig Seiten aus betrieben — eine Fundamentalansicht, eine „umfassende" Weltanschauung, eine vergesellschaftete und massen-organisierte Philosophie, die „auf Grund des durch die Einzelwissenschaften aufgehäuften Tatsachenstoffes" und nur durch die „gemeinsame Arbeit vieler" erreicht werden kann. Die dreißig Gelehrten wenden sich darum in einem Aufruf zur Bildung einer „Gesellschaft für positivistische Philosophie" an alle Philosophen und philosophisch interessierten Forscher und Laien: Schließt Euch zusammen zu gemeinsamer Zeugungsarbeit, auf daß das Kindlein bald geboren werde, in dem die allumfassende und erlösende Weltanschauung sich verkörpern wird! —

Weltanschauung war bisher Ausdruck einer historischen oder fiktiven Persönlichkeit. Der Komplex zeitlicher Tatsachenerkenntnisse mag diesen Weltanschauungen immanent gewesen, mag als relativer Inhalt und Stoff endlicher Wertung unterlegen sein und zu rationalistischer Kritik und Verwerfung geführt haben. Aber Wesen und absoluter Inhalt einer Weltanschauung haben sich niemals in Tatsachenerkenntnissen erschöpft. Wunder und Offenbarungen haben ebensowenig, wie Atome und Jonen (oder irgendetwas „Tatsächliches") je eine Weltanschauung ausgemacht. Sondern eben die Art

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu ſchauen, das „Sehen“ ſelbſt, nicht das „Geſehene“. — Muß das noch bewieſen werden? So denke man ſich die Tatſachenerkenntniſſe akkumuliert, ohne Werturteil, ohne Einſeitigkeit, ohne die befreiende Beſchränktheit der Perſönlichkeit einfach nebeneinander geſtellt — was anderes kann daraus werden, als homogenes, und darum totes „Wiſſen“! Denn ſelbſt „Wiſſenſchaft“ verlangt ſchon einen Grad perſpektiviſcher Wertung, iſt immer Betrachtung eines Objektes nach einer Seite — der Zahl und Ausdehnung, der Härte und Schwere, der Zuſammenſetzung uſw. — und iſt durch die ihr gegebene oder angeſehene Ordnung ein architektoniſches Gebilde, das immerhin die willkürlichen Linien wiſſenſchaftlich prominenter Perſönlichkeiten zeigt. Weltanſchauung aber iſt die Perſpektive als Selbſtzweck: das Wiſſen verſchwindet hinter dem Werturteil, der Standpunkt, der gegenüber allem gegebenen und möglichen Wiſſen eingenommen wird, erhebt ſich zur Hauptſache. Es kommt hier nicht mehr auf die a posteriori-Folgerungen an, die aus einem mehr oder minder variablen Erfahrungsbeſtand gezogen werden mögen, ſondern auf das a priori, dem alle Erſcheinungen, Tatſachen und Fiktionen unterworfen werden. Und dieſes a priori, das die Weltanſchauung ausmacht, iſt eben die bewußte Perſönlichkeit. Es iſt das Subjekt, das alle Objekte beherrſcht.

Die „Geſellſchaft für poſitiviſtiſche Philoſophie“ legt ihrem Aufruf eine Begründung bei, die darſtellen ſoll, warum eine neue Weltanſchauung nottut und warum dieſe neue Weltanſchaunng nur durch die Zuſammenarbeit vieler erreicht werden kann. Die Einzelwiſſenſchaften wurden mehr und mehr zu allgemeineren Frageſtellungen gedrängt, „ſo daß ſie ganz von ſelbſt philoſophiſchen Charakter annehmen“ — heißt es da. Zum Beweis wird die deduktive Entwicklung der Geometrie und die Überwindung des Euklidiſchen Raumbegriffes angeführt. Die Phyſik ſei zur Vereinheitlichung von immer entfernteren Gebieten gelangt; die anthropologiſchen Wiſſenſchaften (Geſchichte und Soziologie) wurden zu engem Anſchluß an biologiſche Vorſtellungen getrieben. Das alles dränge alſo empor über immer höhere Abſtraktionen zu einer letzten Zuſammenfaſſung, die unter ſtrengem Ausſchluß aller Metaphyſik allein die „Tatſachen“ auf allen Gebieten der Forſchung berückſichtigt. Und dieſe letzte Zuſammenfaſſung wird alſo die angeſagte Weltanſchauung ſein, für deren Grandioſität ſich dreißig Gelehrte mit Namen und Titeln verbürgen.

Nun mag es zwar richtig ſein, daß die fortſchreitende Differenzierung wiſſenſchaftlicher Probleme, und damit der Einzelwiſſenſchaften ſelbſt, letzten Endes wieder zu einer theoretiſchen Vereinigung drängt, die das Gemeinſame der Methoden und Ergebniſſe der Einzelwiſſenſchaften ſyſtematiſch zuſammenfaßt. Solchermaßen erwächſt aber keine Weltanſchauung, ſondern eine Wiſſenſchaftslehre. Was die Wiſſenſchaftslehre aber wiederum von der Weltanſchauung trennt, iſt ganz einfach das, daß ihr Blick nicht anſchauend auf die Welt gerichtet iſt, ſondern eben nur auf einen Teil der Welt, der obendrein nicht einmal alle Tatſachenerkenntniſſe umfaßt, ſondern nur die Wege und Methoden, die zu dieſen Tatſachenerkenntniſſen geführt haben. —

Organiſierte wiſſenſchaftliche Arbeit mag zu brauchbaren Einzelreſultaten führen, mag Forſchungsprobleme löſen, die die Arbeitskraft eines Einzelindividuums überſteigen. Weltanſchauungsprobleme aber erſtrecken ſich immer auf die Geſamtheit des geiſtigen Lebens und rücken durch keine noch ſo ausge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dehnte einzelwissenschaftliche Betrachtung ihrer Lösung entgegen. Nur eine einzige bewußte und starke Persönlichkeit vermag sie intuitiv zu erfassen und zu lösen. Aber werden dreißig Gelehrte zusammen diese beherrschende Persönlichkeit aufbringen, gerade wenn sie, jeder für sich, lauter starke und bewußte Persönlichkeiten sind?

Vorderhand haben wir jedenfalls weder Hoffnung noch Angst, daß die Dreißig den Einen überflüssig machen werden.

Dr. Adolf Lapp

Schmucksachen von R. A. Zutt

Der Bildhauer, Goldschmied und Radierer Richard Adolf Zutt hat im Goldschmiederaum der Bayrischen Gewerbeschau eine Vitrine mit Arbeiten in Gold und Silber ausgestellt, die eine ganz besondere Beachtung verdienen. Es sind Broschen, Gürtelschließen, Agraffen, Hutnadeln, Ketten, Manschettenknöpfe, Ringe, Medaillen, Plaketten, ein Flakon aus Dukatengold, auf dessen Deckel ein Kind mit einer Biene sitzt, und einige andere Kleinplastiken, alles, bis in jede Einzelheit, mit der Hand gearbeitet. Dennoch erwecken diese Werke nicht den Eindruck der virtuosen „Technik", sondern eines gediegenen Könnens, sie sind keine Erzeugnisse des bloßen „Geschmacks", sondern künstlerische Bekenntnisse. Es spricht aus ihnen eine schweizerische Natur von der Stammeseigentümlichkeit eines Welti, aber ohne die Gefahr, die improvisierende Phantasie wild wuchern zu lassen. Vielmehr schafft Zutt aus der Sachlichkeit der materialen und formalen Forderungen heraus; wie die Metalle getrieben, gegossen und ziseliert werden wollen, das erregt seine naive Freude, an die er sich mit einer frühflorentinisch anmutenden heiteren Arbeitsfrömmigkeit hingibt. Er schwelgt in den Verschiedenheiten der gebuckelten, der eckigen und runden Führungen auf den Metalloberflächen, begnügt sich bei den einfachen Zweckgegenständen damit, in kräftig symmetrischen Ornamenten den Schatten in den tiefen und das Licht auf den erhöhten Stellen energisch zu sondern, und erhebt nur die Plaketten zu einem sehr subtilen Spiel von hellen und matten Reflexen. Aber ob ihn die Darstellung von nackten oder bekleideten Körpern, von Madonnen oder Bogenspannern, von Grazilem oder Derbem reizt — er objektiviert die persönlichen Intentionen stets zu reinen Schmuckformen, die sich in Gewänder und Kleidungsstücke sachlich einfügen, ohne einen verblüffenden Selbstzweck zu beanspruchen, ohne, bei aller Kunst, die Herkunft aus dem Handwerk zu verleugnen. Hier bietet sich eine Gelegenheit zu billiger Erwerbung wirklicher Schmuckkunst, und der Wert jedes Stückes gewinnt noch dadurch, daß es nur in wenigen Exemplaren hergestellt wird.

Hans Brandenburg

Luftschiffe bei Jean Paul

Der Wunsiedler Dichter war in der Hauptsache sentimentaler Humorist. Im Nebenamte war er ein Vorläufer von Jules Verne und Wells. Er verband eine ausschweifende Phantasie mit einem gründlichen Studium der Naturwissenschaften. Überhaupt war Jean Pauls Gesichtskreis kaum weniger ausgedehnt, als der Goethes, mit dem er so gar gern in nähere Verbindung geraten wäre. Der Olympier freilich, der die strenge Form liebte, wehrte ab. Wie Goethen und Wielanden, der einen geschichtlichen Aufsatz „Die Aeronauten" schrieb, und nicht minder Musäus, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich (in dem Märchen „Der geraubte Schleier") für die Versuche von Pilatre de Rozier erwärmte, so haben auch den Voigtländer Zeitgenossen die Luftschiffer, die Montgolfier und deren Nachfolger, erheblich interessiert. Besonders merkwürdig ist eine Stelle in der Herbstblumine, eine Stelle, die wohl niemandem mehr bekannt ist, da ja nur die wenigsten Leute Jean Paul lesen. Ein deutscher Jüngling hat in der Nacht des 18. Oktobers 1814 verschiedene erhabene Gedanken, und stellt sich vor, daß Napoleon von Elba zurückgekommen wäre und ein „Fluchtheer" von Deutschen vor sich her triebe. Da rief Torold: „Wo ist Hilfe, wenn Deutschland verloren ist?" „Droben!" sagte einer und zeigte steigende Luftschiffe. In einem dieser Schiffe kam Torold so hoch, daß er ganz Deutschland mit einem Blick unter sich sehen konnte. Das bringt allerdings selbst Zeppelin heute noch nicht zum fünfzigsten Teil fertig, sintemalen es physikalisch unmöglich ist. Immerhin ist diese Erinnerung an den Traum eines Dichters nicht ohne Reiz, in einer Zeit, wo schon viele in weltpolitischer Bedrängnis von den Luftschiffen Heil erhoffen.

Dr. A. Wirth

Inselverlagbücher für fünfzig Pfennig

Der Inselverlag erwirbt sich ein neues Verdienst. Die Entstehung dieses Verlags geht auf Bierbaums „Insel" zurück, und es war von jener ersten Zeit bis zum Erscheinen der ersten Zweimarkbände die Tendenz des Verlags keineswegs Billigkeit, sondern Schönheit und Qualität, koste sie, was sie wolle. Daß neben dieser unanfechtbaren Tendenz allmählich auch die kulturell und volkswirtschaftlich noch wichtigeren Versuche zu billigen Drucken im Inselverlag aufkamen, Drucken, die alle Vorzüge guter Arbeit und geschmackvoller Überwachung trotz wohlfeilen Preisen haben sollten, das müssen wir den Leitern des Verlags hoch anrechnen, auch wenn ihre billigen Ausgaben ihren Ursprung nur geschäftlichen Wünschen verdanken sollten. Wer sein Geld damit verdient, daß er gute Arbeit leistet oder vertreibt, der ist nationalökonomisch wertvoll, und je weiter er damit ins Breite geht und ohne moralisch-geschmackliche Konzessionen der Menge entgegenkommt, desto mehr verdient er Lob und Erfolg.

Die Reihe der verdienstlichen Zweimarkbücher des Inselverlags scheint abgeschlossen zu sein. Nun aber beginnt er eine Ausgabe von Kartonbändchen zu einer halben Mark, tadellose Drucke guter Dichtungen oder Kulturdokumente. Platos Apologie und Kriton, Novellen von Jacobsen, Bürger, Flaubert, Cervantes, Dichtungen von Verhaeren, Rilke, Hofmannsthal, Briefe von Goethe — jedes Bändchen munter kartoniert für fünfzig Pfennige, das ist bei so gutem Druck offenbar zwar nicht unmöglich, aber neu und erfreulich, und viele werden dankbar zugreifen. Etwaige Versuche des Verlags, seine Dichter Hofmannsthal, Rilke und andere, die wir im wesentlichen zu den Ästheten rechnen, auf diese Weise populär zu machen, sind nicht zu fürchten. Einer Zahl von schönen Rilkeschen Gedichten und Hofmannsthalschen kleinen Dramen wäre das nur zu gönnen, und ihre übrigen Dichtungen werden von selber nicht zu Volksgut werden.

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sechs Monate Regiment Freih. von Hertling in Bayern

Von Dr. Müller-Meiningen-Hof

Als am 9. Februar d. J., unmittelbar nach den Wahlen, die eine eklatante Niederlage des Zentrums und der mit ihnen verbündeten Konservativen brachten, die überraschende Nachricht eintraf, daß Herr v. Hertling, der bisherige Vorsitzende der Zentrumsfraktion des Reichstags, das Ziel seiner jahrzehntelangen Wünsche plötzlich erreicht hatte und über Nacht bayrischer Ministerpräsident geworden sei, da waren die Meinungen darüber sehr geteilt, welche Taktik der alte Diplomat und gewürfelte Vatikan-Vertreter gegenüber den Parteien einschlagen würde. Die vorherrschende Meinung in politischen Kreisen ging dahin, daß er in kluger und überlegter Weise ganz allmählich die Opposition, die durch die letzten Wahlen 21 Mandate gewonnen hatte — wenn es ihr auch nicht gelang, das große Ziel der Zertrümmerung der Zentrumsmehrheit zu erreichen — aufzurollen versuchen werde. Es gab Leute, die hielten den adelsstolzen, kalten Herrn von Hertling für fähig, daß er bei dem rustikalen und inferioren Charakter der bayrischen Zentrumspartei auch mit deren Häuptern den Strauß wagen werde, um zu zeigen, daß er wirklich der „Minister über den Parteien" sei, als der er, zur Gewinnung politischer Neulinge und Ideologen, von heute auf morgen sich gab. Die anderen aber meinten, Herr von Hertling werde, nachdem er in so hohem Alter die schwere Bürde des Ministerpräsidenten zu übernehmen noch den Ehrgeiz zeigte, rückhaltlos in das ultramontane Fahrwasser segeln und das ultramontane Parteiregiment, dessen mehr dekorativer Träger er schon als Parlamentarier war, sans phrase errichten. Ein nobles Firmenschild für eine auf tiefem Niveau stehende paganistische Partei, deren „Filsertyp" absolut nicht der schlech-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teste ist, deren allmächtige geistliche und nichtgeistliche „Kaplanokratie" aber wohl die widerlichste Erscheinung des öffentlichen Lebens in Deutschland bildet. Beweis: die von Gemeinheiten strotzende Polemik der wahrhaft katholischen Leute im Streite Köln-Berlin!

Überblicken wir die Resultate der ersten 6 Monate Hertlingscher Ministerschaft, so muß zugegeben werden, daß die letztere Meinung auf der ganzen Linie recht behielt. Ja noch vielmehr: Es wird nicht bestritten werden können, daß die Klugheit und der staatsmännische Sinn des vormaligen Zentrumsführers des Reichstags gewaltig überschätzt wurde: Das, was Herr von Hertling bisher als Leiter bayrischer Politik an Strategie und Staatsklugheit leistete, hätte auch der subalternste klerikale Parteipolitiker aufbringen können! Dazu hätte es der Vorschußlorbeeren, der plötzlichen überschwenglichen Lobessprüche durch die Zentrumspresse, die Herrn von Hertling früher — zu seiner Empfehlung für alle Nichtklerikalen! — jedes Verdienst absprach, nicht bedurft! Tatsachen mögen den Beweis für dieses harte Gesamtzeugnis erbringen!

Die persönliche Zusammensetzung des Ministeriums Hertling bedeutete bereits den ersten Fehler. Über Herrn von Sodens Ministerqualitäten heute noch höhnische Bemerkungen zu machen, erscheint geradezu lieblos. Man muß den gutmütigen, aber unsagbar unbeholfenen Mann einmal in der Kammer sehen: Tiefes Mitgefühl, daß man den harmlosen Mann, dessen Auftreten etwas Rührendes für die Gegner hat, so erbarmungslos der Öffentlichkeit aussetzte, muß jeden beschleichen! Ein drastischer Beweis aber, zu welchem Machtbewußtsein sich der bayrische klerikale Partikularismus auch bei diesem bisher so unglücklichen Ministerium entwickelte, ist der plötzliche Schneid, mit dem sogar dieser Mann, der in seinem Tone sonst nur Mitleid heischt, in jener Unglückssitzung der Feudalkammer vom 31. Juli sein Schwert gegen den tapferen Reichsgrafen von Törring schwang, der wohl wußte, in welches Wespennest er mit der Konstatierung Hertlingscher Jagdkunst gestochen hatte: Ein „Sieg" nur für politische Kinder!

Der Finanzminister v. Breunig persönlich und materiell ein Mißgriff! Ein Vergleich zwischen dem klugen, persönlich liebenswürdigen und tüchtigen Herrn von Pfaff und diesem unsympathischen Poltron, der gleich mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den ersten Worten einen Sturm der Opposition hervorrief (so rasch ging der Übergang ins jenseitige Lager) und sogar dem klerikalen Präsidium Anlaß zum Kopfschütteln gab, fällt ganz zum Nachteile des Nachfolgers aus. Schade, daß der Justizminister von Thelemann sich in ein solches Wagnis begab, als „Renommier-Protestant" ein de facto ultramontanes Ministerium „herauszureißen". Der vortreffliche Jurist und persönlich einwandfreie Mann braucht sich hier leider für ein System auf, dem er innerlich wohl ferne steht. Wir werden aufmerksam beobachten, wie weit es ihm gelingt, sich wirklich „über den Parteien" zu halten. Einige recht merkwürdige Vorgänge der letzten Zeit in Disziplinarsachen regen zu dieser Aufmerksamkeit an. Von Hertlings Standpunkt aus bedeutet die Akquisition des Kultusministers von Knilling, des Typs eines strebsamen Herren, unzweifelhaft einen Gewinn! Das ist Antonius von Wehner in verbesserter Auflage — vom Zentrumsstandpunkt aus betrachtet! Herr von Knilling verspricht dem Zentrum in Kulturfragen die volle Hertlingsche „Homogenität" zu wahren. Damit ist alles gesagt! Der Verkehrsminister, ein tüchtiger Fachmann, ist ausgesprochener Zentrumsparteimann und wird im Verein mit dem Referenten Pichler das Werk der Klerikalisierung der Staatsarbeiterschaft zu vollenden suchen. Sein Verhalten gegenüber seinem Vorgänger bedeutet nichts weniger als die Hebung der Autorität des Staates unter der Beamtenschaft: Streberei, Denunziantentum und Überläufertum spielen gerade in diesem Ressort eine besondere Rolle!

Kaum warm geworden, begann dieses Ministerium der Sozialistenangst auch schon „berühmt" zu werden: Die Jesuiten-Erlaß-Geschichte mit all ihren deprimierenden Winkel- und Schachzügen, den Scheinwahrheiten und Drapierungen ist immer wieder in die Erinnerung zurückgerufen worden. Einige kurze Bemerkungen über die Sache mögen darum hier genügen!

Selbst Herr von Wehner, den man in die Wüste für die Unvorsichtigkeit und ungewöhnliche Ungeschicklichkeit dieses ultramontanen Entkleidungsspieles schicken wollte, wehrte sich und stach! Die Erbschaftstheorie, das Hauptrepertoirestück Hertlingscher und Knillingscher Staatskunst, versagte nach der klaren Darstellung Wehners völlig. Dieser neueste „Jesuiten-Diokletian" hatte nur eine ganz unverbindliche Note in den Akten hinterlassen — nicht einmal den Entwurf einer Vorlage —, die er zur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grundlage einer ebenso unverbindlichen Rundfrage bei den größeren Bundesstaaten machte. Herr von Knilling hängte der Note erst den bösen Schwanz an, der dem Erlasse den Vorwurf der plumpen oder raffinierten Rechtsbeugung — je nach der persönlichen Klassifizierung — zuzog. Herr von Wehner war trotz aller Freundschaft für das Zentrum ein sehr vorsichtiger Herr: Ohne die Zustimmung der anderen Bundesstaaten, vor allem Preußens, das den Jesuiten selbst jahrzehntelang inoffiziell durch die Finger sah, hätte er zu dem gewagten offiziellen Bruch mit jahrzehntelanger Rechtsauslegung sich nicht hergegeben, sondern die „Note" ruhig bei den Akten behalten: Reproducendum bei passender Gelegenheit! Dem großen „Staatsmann" Freiherr Dr. von Hertling, der nach der klerikalen Legende 10 Bethmann aufwiegen soll — der arme Herr von Bethmann! — war es vorbehalten, so plump und ungeschlacht hineinzutappen!

Das Staatsministerium hat aber nicht bloß bewußt die andauernde Rechtswidrigkeit der Jesuiten legitimiert, der ein Antonius von Wehner im Jahre 1911 entgegentreten mußte, — (so toll trieben es die armen verfolgten Friedensengel) —: es hat noch einen förmlichen Kontrakt mit dem Jesuitenorden in der Folge geschlossen, demzufolge dieser vorläufig gnädigst die Festhaltung an der bisherigen formalen Übung bewilligte: Nicht also eine loyale, sofortige, bundesfreundliche Suspendierung einer illoyalen Reichsgesetzverletzung auf erfolgte Monierung der zuständigen Reichsstelle, sondern vertragsmäßiges Zugeständnis eigenen Rechts an den Rechtsbrecher. Eine mehr als eigentümliche Auffassung von Recht und Bundespflicht selbst für den, der die materielle Bedeutung der Aufhebung des Jesuitengesetzes angesichts der bisherigen praktischen Übung der zugedrückten beiden Augen in Preußen und Bayern vielleicht nicht allzu hoch einschätzt. Freilich bei dem Mangel an Takt und Zurückhaltung, den Herr von Hertling bei der Musteraufführung der feudalen Raritätenkammer vom 31. Juli l. J. gegenüber einem noch bestehenden Reichsgesetze bewies, erscheint es geradezu als eine Ehrenpflicht der verbündeten Regierungen, den Vorstoß, dessen eigentlichen Zweck Herr von Hertling mit der offenen Verächtlichmachung des Gesetzes wenig staatsmännisch verriet, unter allen Umständen durch Aufrechterhaltung des Rumpfgesetzes zu parieren. Andernfalls wird man in Zukunft von einer „Hertlings-Prämie" auf Rechtsbruch im Reiche sprechen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Debüt Hertlingscher Staatskunst war sohin das denkbar schlechteste. Wie kam der kluge Mann zu alledem? Gespielt, einzig und allein — „da man doch nicht mehr zurückkonnte" (!) d. h. da der Generalgewaltige von Bayern, Herr von Bettinger, Reichsrat der Krone Bayerns und Erzbischof von München-Freising, früherer Stadtpfarrer von Speyer und als solcher Liebling der Götter und der engverbündeten Sozis, bereits in die Sache eingeweiht war. Gegen Herrn von Bettinger, die Verkörperung des gefährlichen jesuitischen Prinzips: „Lasse mich herrschen und ich lasse dich (die Monarchie) leben", Politik zu machen, das wagt nach dem 5. Februar d. J. kein königlich bayrischer Staatsminister. Am wenigsten Herr von Hertling! Das Schicksal der Podewils, Miltner, der Crailsheim und Feilitsch steht mit leuchtender Schrift an der Wand der Residenz!

Immer wieder: Wo blieben in der eklichen Jesuiten-Sache Herrn von Hertlings staatsmännische Qualitäten?

Ärger hat kaum jemals ein Minister den Fürsten und Staat bloßgestellt und im Reiche isoliert, als dies der „Diplomat Hertling" in dieser Frage getan hat. Dazu noch dieser Mangel an innerer Wahrhaftigkeit; diese Verrenkung offenkundiger Tatsachen: die Lobpreisung der eigenen Loyalität, obwohl man erst auf Monierung von Berlin die zuständigen Stellen angerufen; die wenig ritterliche Hereinzerrung des Vorgängers trotz Übernahme der formalen Verantwortung; die völlig unzutreffende Berufung auf preußische, analoge Erlasse! All diese echt jesuitische Tüftelei und Spintisiererei, um zunächst darzutun, daß das Gesetz eigentlich gar kein Gesetz sei, gar keinen Inhalt habe. Wer gute Ohren hatte, konnte in München hören: „Die in Berlin, die von der katholischen Kirche und ihren Lehren keine Ahnung haben, haben sich bis auf die Knochen blamiert; ihnen zuliebe etwas zu ändern, fällt uns in Bayern gar nicht ein!" Danach handelte man, indem man die Suspendierung des Erlasses vermied. Und später glatte Verächtlichmachung des Reichsgesetzes, geradezu Aufforderung zur Auflehnung gegen das ungerechte „Ausnahme-Gesetz!" Die Kommission zur Reform des Reichsstrafgesetzbuchs möge sich das Schulbeispiel merken! Das war der Ton des sozialdemokratischen Agitators, nicht der des „Autoritäts-Wächters" erster Klasse, des Ministerpräsidenten des süddeutschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorstaats. Das also nennt man in Neu-Bayern „Erhaltung der Staatsautorität!" Rechter Hand, linker Hand!

Das ist das Schlagwort Hertlingscher Staatskunst —! Tagtäglich zu hören! An Stelle eines Programms hantierte bisher nämlich der neue Ministerpräsident nur mit zwei Formeln: „Aufrechterhaltung der Staatsautorität" und „Erhaltung des christlichen Charakters des bayrischen Volkes." Ich habe bereits bei der großen Generalauseinandersetzung im März im Landtage von „platten Allgemeinheiten" statt eines Programms gesprochen, die vorzubringen ein Mann von der Vergangenheit Hertlings sich genieren sollte. Er glaubte anscheinend, für bayrische Verhältnisse sei dies gut genug. Er wird sich unterdessen überzeugt haben, daß man ihm die Sache wenigstens in der Volkskammer nicht so leicht macht, wie einstens Abel, an dessen Großtaten so oft das jetzige Regime erinnert.

„Aufrechterhaltung der Staatsautorität!" Die Liberalen haben stets die Sozialdemokratie prinzipiell und praktisch ehrlich und loyal bekämpft, zu einer Zeit, als der „Salon Hertling" mit seinen „Laufjungen" und sonstigem Zubehör bei den Zentrumsgöttern in höchster Ungnade stand, als Bischöfe und Erzbischöfe den ganzen Zentrumsschmutz über sich ausgießen lassen mußten, als obengenannter Herr Reichsrat Bettinger noch in liebevollem Tête a Tête mit dem rotesten und radikalsten Führer der Pfälzer Sozialdemokratie flirtete. Aber die Art und Weise, mit theoretisch-philosophisch-religiösen Vorlesungen die Sozialdemokratie bekämpfen und mit einem Spionage- und Denunziationssystem, wie es seine Parteigenossen eröffnet haben, ihr ein wahres Martyrium geben zu wollen, erscheint wiederum als die Negation überlegener Staatsklugheit. Wenn man einst höhnisch von einer „königlich bayrischen" Sozialdemokratie sprach, — so ist so viel zuzugeben, daß die Vermeidung aller falschen Scharfmacherei, die Anerkennung der durch religiöse und philosophische Sprüche nicht wegzuzaubernden großen radikalen Arbeiterpartei als gleichberechtigter politischer Faktor tatsächlich die Sozialdemokratie in Bayern zu einer vernünftigen politischen Mitarbeit veranlaßte.

Der reine Neid und der gewöhnlichste unlautere Wettbewerb der Zentrums-Staats-Arbeiter-Organisationen gaben den Auftakt zu dem Skandal,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dessen Opfer schließlich die Herren von Podewils, Brettreich usw. wurden. Öftere Gespräche einer Minister-Exzellenz mit einem Sozialdemokraten machten damals bereits den Ressortchef ebenso verdächtig, wie jetzt ein Gespräch mit den suspekten Liberalen genügt, um einen hohen Mandarinen der zweiten oder dritten Rangklasse erbleichen zu lassen und ihm eine veritable Hetze in der Presse für Wahrheit und ähnliche unerreichbare Güter einzutragen. Mit der jetzigen aufdringlichen Bekämpfungsart stößt man nicht bloß die gemäßigten Elemente der Sozialdemokratie in das Lager des Radikalismus zurück, sondern vertieft und verbreitert noch das oben bereits berührte widerliche Spionage- und Sykophanten-System, das zu gunsten des Ultramontanismus sich allüberall breit macht.

Die „Krankheit am Staatskörper" — also bezeichnete Herr von Hertling bekanntlich die Sozialdemokratie — will er durch philosophische, religiöse Theoreme gewissermaßen gesundbeten! Doch nein: Er macht auch praktische Politik gegen die Sozialdemokratie; er „bekennt Farbe": Die prinzipielle Nichtbestätigung sozialdemokratischer Bürgermeister, Beigeordneter usw., dokumentiert den Ernst Hertlingscher Sozialistentöterei!

Mit Biedermannsmiene unterstreicht man absichtlich den Wechsel der Regierungshaltung gegenüber der Sozialdemokratie: Nicht mehr verständige Untersuchung und Vorgehen von Fall zu Fall, je nach der persönlichen Amtsführung, sondern prinzipielle Ausschließung jedes Sozialdemokraten, auch wenn er vielleicht seine volle Pflicht als Gemeindebeamter tun würde: Der Kampf der äußeren Gewalt gegen Gedanken, den die einstigen Opfer des Kulturkampfs der siebziger Jahre rücksichtslos treiben! O seliger Windhorst, steig hernieder und siehe deine Adepten und Epigonen! Und dieselben Leute schreien über Mangel an „Toleranz", die edlen Väter der Reichstoleranzanträge!

Die Erinnerung an die Zeit Abels tut den Herren des Ministeriums Hertlings weh! Sie wissen, daß mit dieser Epoche bayrischer Geschichte wenig Staat zu machen ist, daß sie als Verkörperung einer Epoche traurigster paganistischer, klerikaler Inferiorität in ganz Deutschland und darüber hinaus feststeht. Das Gesicht nach außen aber zu wahren, erfordert die Klugheit, weshalb man auch über den schließlichen Ausgang der dummen Jesuitengeschichte innerlich doch wenig erfreut ist: Wenns

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bettinger doch etwas milder erlaubt hätte; aber man trägt nun einmal die Verantwortung!

Ich habe in der Abgeordnetenkammer seinerzeit eine lange Vergleichsliste von acht Punkten zwischen Abels und Hertlings Staatskunst aufgemacht. Ich habe aber ein wichtiges Moment vergessen, das ich nachholen möchte. Auch das Ministerium Abel beherrschte durch Angstmacherei vor dem „Umsturze" den Hof. An Stelle der damaligen Demokratenriecherei mußte jetzt die Angst vor den Sozi und Liberalen herhalten. Was erzählt man in Kreisen der Residenzstadt, die wahrhaftig etwas davon wissen könnten, von der Minierarbeit, die im Januar und in den ersten Februartagen zur plötzlichen Entlassung des scheinbar so fest sitzenden Ministeriums Podewils stattfand! Diese Dinge, wie es Herr v. Hertling tat, mit wohlfeilem Spotte als „Schauergeschichten", von denen er fern von Madrid nichts wußte, abzutun, ist zwar nicht sonderlich schwierig, aber bequem. Aber die Voranstellung der Phrase von der „Wahrung der Staatsautorität", die angesichts des Verhaltens seiner eigenen Partei, der sein Vorgänger Verfassungsbruch vorwerfen mußte, wie eine Selbstironisierung erschien, und die Münzung derselben gegen den einstigen zehn Jahre langen Bundesbruder, die Sozialdemokratie, lieferte für alle Kenner der Entwicklung der bayrischen Verhältnisse in den letzten Jahren den vollgültigen Beweis, daß die Einschüchterung und Angst vor der Sozialdemokratie die Waffe waren, mit denen die Hofpartei und ihre reichsrätlichen Einbläser und Hintermänner das bisherige Ministerium zu Fall zu bringen wußten.

Daher der geflissentliche Eifer gegen den „Umsturz", von dem bisher in Bayern trotz des Herrn Reichsrats von Hertling verhältnismäßig wenig zu merken war. Der Zweck dieser Scharfmacherei gegen die plötzlich auch in Bayern so gefährliche Sozialdemokratie oder besser den „Umsturz", zu dem die maßgebende bischöfliche Presse auch den Liberalismus zählt, ist noch ein anderer: Man will den Prestigeverlust im übrigen Deutschland, vor allem beim Vorstaate Preußen in Sachen der ††† Jesuitengeschichte durch eine besonders hohe Diligenz in Sachen der Bekämpfung der Sozialdemokratie wettmachen. Daher die neue plötzliche Feststellung des Ministers des Innern, „daß er sich freue, daß die bayrische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regierung in dieser Frage in voller Übereinstimmung speziell mit der preußischen Staatsregierung sich befinde". In der anderen Frage hat man solche Berufung auf preußische Erlasse auch versucht — freilich mit sehr negativem Erfolge, da die kalte Dusche von Hohenfinow bald erfolgte. Der „Wind vom Norden" wird von dem sonst so kläglich partikularistischen Ultramontanismus — „wie's trefft" —, zu seinem Zweck bald pro, bald contra verwendet. Handelt es sich nicht um Kenner römischer Kampfart? Intriguen, Denunziationen, Halbwahrheiten, Zweideutigkeiten, Verschleierungen und indiskrete Lancierungen bedenklichster Art, spielen sie nicht seit den Januartagen 1912 in Bayern eine Rolle, die „die Autorität des Staates" bereits in weiten Kreisen auf den Nullpunkt kommen ließ? Nur der loyale Sinn der Opposition verhindert, daß kitzliche Personenfragen in einer der Monarchie wenig vorteilhaften Weise in die öffentliche Debatte gezogen werden, während das autoritätstreue Zentrum Depeschen vertraulichster Art in schnödester Weise zu Reklamezwecken verwertete, nachdem man kurz vorher den Prinzregenten und seine Umgebung in schnödester Weise in den Kampf gezogen hatte. (Ich erinnere nur an das Märchen von dem treuen Knecht und den Schlemmern am Hofe und ähnlichen schönen Geschichten; vor allem an die taktlose fortgesetzte Ausspielung des Regenten und seines ältesten Sohnes!)

(Schluß folgt)

Widersprüche und Irrtümer bei Karl Marx

Von Dr. Karl Nötzel

I.

Karl Marx hatte praktische Ziele. Wären sie rein persönlicher Art gewesen, so wäre von seinem Wirken nichts übrig geblieben als die Erinnerung einer großen Persönlichkeit. Karl Marx aber wollte in der Zeit für die Ewigkeit schaffen. Das allein erklärt die merkwürdigen Widersprüche in seinem Werk. Auf die Zeitgenossen wollte und mußte er Eindruck machen, wenn anders er selber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Saat aufkeimen sehen und die ersten Sprößlinge hüten und pflegen wollte. Und das wollte Karl Marx. Er war nicht bloß Stubengelehrter. Er fühlte durchaus das Zeug in sich zu einem Organisator größten Stils. Und darum schmeichelte er dem Zeitgeist. Der war tief pessimistisch, gründlich autoritätenmüde, und durchaus überdrüssig, immer wieder auf den Himmel vertröstet zu werden. Zudem wirkte noch die Erinnerung an die maßlosen Übertreibungen des genialen Hegel nach im Sinne einer Diskreditierung aller Philosophie. Solcher Gesamtstimmung entspricht die Weltanschauung des Materialismus. Dieser plumpste und abenteuerlichste aller Wunderglauben zieht aus der Unmöglichkeit, die Erklärung von Bewußtseinsvorgängen auf die Allgemeingültigkeit einer gelösten Rechenaufgabe zu bringen, den merkwürdigen Schluß, daß das Bewußtsein eigentlich gar nicht vorhanden sei, daß es bloß die Wirkung mechanischer, d. h. solcher Kräfte sei, die sich wiegen und messen lassen. Es wird hier aus menschlicher Unfähigkeit eine Eigenschaft des Weltalls abgeleitet und dogmatisch festgelegt, wobei zudem noch völlig ununtersucht bleibt, ob nicht diese Unfähigkeit bloß eine vermeintliche ist, d. h. lediglich die Folge falscher Fragestellung bedeutet. Und als Krone des Ganzen stellt der Materialismus zur vermeintlichen Lösung der Welträtsel die absonderliche Zumutung an den Menschengeist, er solle sich vorstellen, daß absolut Unvergleichbares: Masse, Bewegung und Kraft auf der einen Seite, Bewußtsein, Geist und Willen auf der andern, desselben Wesens seien. Also Mystizismus mystischster Art wird ausgegeben als Welträtsellösung von der Weltanschauung des Materialismus!

Der Materialismus schmeichelt aber der Denkfaulheit, er gibt der Banalität recht und entbindet von jeder sittlichen Verantwortung. Der Materialismus ist die Weltanschauung aller derer, die nicht zu Ende denken wollen oder können, und das weder sich selber einzustehen geneigt sind, noch von anderen daran erinnert sein möchten. Mit einem Worte: Materialismus ist die Weltanschauung der Masse. Marx brauchte die Masse und damit den Materialismus.

Das bringt ihn freilich in schlimme Verwicklungen, und es bleibt einfach bewunderungswürdig, wie er sich da heraushilft: in schwersten theoretischen Nöten beruft er sich auf Tatbestände von solcher Evidenz, daß jede sachliche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entgegnung kindisch wäre, d. h. auf die Tatbestände, nicht auf die Behauptungen, die er mit ihrer Hilfe beweisen will. So gelingt es ihm denn auch, die beiden Hilfsmittel einzuschmuggeln, für die sein offizieller Materialismus schlechterdings keinen Platz bietet: Willenstriebe und sittliche Urteile.

Marx schildert z. B. das furchtbare Arbeiterelend in gewissen englischen Großbetrieben seiner Zeit und gebraucht dabei so nebenher das Wort, das jedem Leser auf der Lippe schwebt: Ausbeutung. Damit ist aber in die Schilderung von Tatsächlichem fast unmerklich das moralische Urteil eingeführt. Und dabei hat doch Marx alle Moral für Klassenprodukt erklärt! Noch geschickter ist der Kunstgriff, mittelst dessen die unzweideutig aus der Weltgeschichte hinauskomplimentierte Menschenseele durch ein Hinterpförtchen wieder hineingelassen wird. Gelegentlich des historischen Materialismus ist in einemfort die Rede von den ökonomischen Verhältnissen als letzter Ursache des geistigen Überbaues (d. h. von Recht, Sitte, Religion, Kunst, Philosophie, Wissenschaft), wobei jede Wechselwirkung absolut bestritten wird. Wenn wir nun aber unseren Verstand nicht abstellen wollen vor dem Wort: „ökonomische Verhältnisse", wie das ja wohl von den „Gläubigen" verlangt wird, so müssen wir folgern, — ein Drittes bleibt nun einmal nicht, — daß die ökonomischen Verhältnisse den Menschen doch bloß vermöge seiner physischen Bedürfnisse bestimmen. Mit anderen Worten: die treibende Kraft in der Geschichte ist bei Marx gar nichts anderes als der Hunger, seine Geschichtsauffassung ist überhaupt gar keine materialistische, sondern eine psychologische. Der scheinbare Materialismus ist dabei nur ein Kompliment vor der Masse, eine Unaufrichtigkeit, der leider geistig Unmündigen gegenüber die üble Folge eignet, sie glauben zu machen, sie bildeten sich nur ein, ein Gewissen zu besitzen und eine Seele. Mit anderen Worten: der Preis von Marxens „Geschicklichkeiten" ist der: sein metaphysischer Materialismus nimmt dem geistig wehrlosen Menschenkinde das Vertrauen zu den einzigen Gewißheiten, die ihm wurden, und liefert es damit an Händen und Füßen gebunden den dialektischen Taschenspielkunststückchen aus von Agitatoren und Parteihäuptern. Und dazu hat Karl Marx den Grund gelegt.

II.

Es ist wirklich eigentümlich anzuschauen, wie dieser Leugner jeder selbständigen Moral mit sittlichen Begründungen herumjongliert. Immer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder betont er, die Menschheit werde ausschließlich geleitet von einem mehr oder minder intelligenten Egoismus, und dabei gibt er selber das Beispiel eines vom kräftigsten Idealismus durchwirkten Lebens. Marx will die Proletarier einzig und allein auf ihr materielles Interesse hinweisen und verlangt dabei von ihnen, daß sie unbedingt einer für den anderen einzustehen haben. Sollte aber die so geforderte Solidarität wirklich bloß Mittel sein zur Erreichung rein egoistischer Ziele, so ist es klar, daß sie den Todeskeim in sich selber trägt. Marx aber verkündigt ausdrücklich den Sozialismus nicht deshalb, weil er die vernünftigste Gesellschaftsordnung darstellt, sondern weil er den Interessen einer Wirtschaftsklasse, der Proletarier, am besten entspricht. Und während er so bloß an die Selbstsucht der Proletarier appelliert, findet er der Selbstsucht der Kapitalisten gegenüber Worte einer sittlichen Entrüstung von ganz ungewöhnlicher Stärke. Daß Marx solche Widersprüche nicht gemerkt haben sollte, scheint gänzlich ausgeschlossen. Wahrscheinlich verläßt er sich auf den moralischen Einfluß, welchen die Einigung um ein Ziel auf den Proletarier ausüben muß, und hofft dabei noch ganz leise das, was an Ethik nötig sein sollte, einzuschmuggeln als Parteidisziplin. So verstößt man wenigstens nicht gegen den „heiligen" Materialismus, der ja alle Ideologie verbietet. Daß damit die Kritik des Gegners eigentlich in der Luft schwebt, tut nichts zur Sache. Die Kritik des Kapitalismus, — an überreichem Material ist da ja nie Mangel, — wird schon ihren Eindruck dort nicht verfehlen, wo sie Wirkung üben soll.

Das ist alles sehr klug berechnet, vielleicht zu klug; aber im Grunde begreift man eigentlich nicht recht, weshalb Marx alle diese Verstandesopfer dem Materialismus brachte, weshalb er seinetwillen wie ein Chamäleon in allen Farben schimmert, sobald man seinen Motivierungen auf den Grund geht. Man müßte denn gerade annehmen, Marx habe durch die gewaltsame Zusammenbiegung an sich unversöhnlicher Gegensätze, des Sozialismus und des Materialismus, den Proletarier durchaus abseits stellen wollen von dem Reiche der Logik und damit von allen anderen Klassen, damit der Proletarier absolut immun sei gegen alle Einflüsse kirchlicher und staatlicher Autoritäten. Damit der Proletarier nur ja nichts anderes kennen soll als Klassenkampf und Sozialismus, spricht Marx ihm die Seele ab, und stellt er den Sozialismus hin als unausbleibliches Ereignis jenseits von allem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

inneren Erleben, d. h. Karl Marx macht aus dem Menschen einen Mechanismus und aus einer sittlichen Forderung ein Naturereignis.

Der Menschenfreund legt sich demgegenüber die Frage vor: „Lohnte es sich wirklich, die Massen vom Autoritätsglauben zu befreien, um sie einem neuen Despotismus in die Hände zu spielen? Einem Despotismus, der diesmal von der ewig vergewaltigten Menschenseele alles das auf einmal haben will, worin sich die früheren Despoten allenfalls geteilt haben: Leib und Seele, Gedanken und Werke, Herz und Verstand, und das alles unter dem Vorwande, daß er die Freiheit geben will.

Arme Menschheit! Ewiger Spielball du in den Händen von Selbstsüchtigen und Ehrgeizigen!

Deine einzigen wirklichen Freunde, die, welche dir den Weg zeigen wollten, wie du dich selber behaupten kannst, die hast du von jeher gekreuzigt und verbrannt! Da du aber nun einmal geleitet werden willst, und doch deine Vergewaltiger hassest, so jubelst du jedesmal dem von ihnen zu, der dich anführt gegen den andern. Aber auch ihm bist du nur Mittel!

(Fortsetzung folgt)

Musik und Pietät / Von Dr. Hans Scholz

Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.

In der musikgeschichtlichen Perspektive schwindet die Deutlichkeit der Erscheinungen rasch dem unbewaffneten Auge. Während Giorgiones Venus den Beschauenden tief und unmittelbar berührt, erschließt sich die Musik dieser Zeit nur dem Verständnis des Philologen. Den fremden Zauber, der von einer gut gesungenen Messe Palestrinas ausgeht, führt der Laie gewöhnlich auf ihren religiös-mystischen Charakter zurück; indes wird ihn das Anhören eines durchaus weltlichen Madrigals derselben Zeit belehren, daß ihm der Sinn für die stilistischen Unterschiede beider Gattungen fehlt. Wir sind in musikalischen Dingen von der Empfindungswelt früherer Jahrhunderte durch einen Abgrund geschieden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diesen Abgrund sucht der Historiker zu überbrücken. Wer sich zum ersten Male mit musikgeschichtlichen Studien beschäftigt, tritt gleichsam aus hellem Tageslicht ins Finstere; erst allmählich erwirbt sich das Unterscheidungsvermögen durch eingehendes, mühsames Vergleichen der Werke ein und derselben Periode mit denen der Vor- und Nachzeit. Aus diesen Reflexionen, deren Resultat das Innewerden des Einzelnen aus großen Zusammenhängen ist, erwächst nach und nach der historische Sinn, welcher, wenn hoch entwickelt, schließlich auf die Empfindungsweise dergestalt umbildend einwirkt, daß den Musikgelehrten vielfach noch warm und lebendig anmutet, was dem Laien veraltet und kalt erscheint.

Der Nurmusiker und der Musikphilologe schauen, wie die beiden Gesichter des Januskopfes, nach zweierlei Richtungen. Wohl ist es Aufgabe des Historikers, auch die Kunst der Gegenwart zu berücksichtigen, aber er wird ihr mehr betrachtend, minder unbefangen gegenübertreten, als der historisch Ungeschulte. Umgekehrt ist das Verhältnis des Nichthistorikers zur Vergangenheit rein auf Gefühl gegründet. Nach Willkür und Geschmack pflückt er sich, was ihm gefällt, zum Strauß, ungeachtet aller historischen Gerechtigkeit. Die Verdienste Frobergers um die Orgelmusik gelten ihm nichts, und trotz aller Charakteristik des Ausdrucks wird ihn in Glucks Armide die Langeweile anfallen. Ohne Scham darf er bekennen, daß vieles, was den Historiker begeistert, für ihn tot und ungenießbar ist; denn ihm fehlt eben der künstlich rekonstruierte Hintergrund, der jenem die Gestalten der Vergangenheit belebt.

Auf dem Wege bis zu Bach und Händel zurück wird dennoch der modern Empfindende sich oft mit dem Historiker begegnen: in der Verehrung jener großen Schöpfungen, die ihre Zeit weit überdauert haben. Allein die Pietät der beiden wird sich verschieden äußern. Dem Historiker ist jedes Meisterwerk bis ins Kleinste ein Gegenstand ehrfürchtiger Betrachtung; die Überlieferung sein Heiligtum, an dem kein Buchstabe verletzt werden darf. Der Geist der Zeit ist ihm für die Aufführung eines Werkes in allen seinen Teilen allein maßgebend. — Hingegen fühlt der Moderne — so öfter, je älter das Werk ist — den horror vacui vor allem, was ihm „zopfig" vorkommt. Diese Teile möchte er ausgeschieden sehen; er empfindet sie störend in der Nachbarschaft der Stücke, die ihn erfreuen und erheben, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als ein Unrecht an diesen. Und wo die Farbe verblaßt ist, da wird er mit den Mitteln unserer Zeit nachhelfen wollen, soweit es der gute Geschmack erlaubt.

Der gute Geschmack ist allezeit bei wenigen, und nur ihnen kommt es zu, verändernd in ein Kunstwerk einzugreifen. Solch ein Berufener fühlte schon vor mehr als 120 Jahren das Bedürfnis, die Werke Händels durch Bearbeitung dem Geiste seiner eigenen Zeit anzupassen; was Mozart wünschte — sollte es uns Bürgern des 20. Jahrhunderts nicht doppelt angelegen sein? Einen Nachfolger seiner Bestrebungen fand Mozart in Robert Franz, der auch die Werke Bachs mit lebhafterem Kolorit schmückte.

Dann kam die Reaktion. Chrysanders monumentale Gesamtausgabe der Werke Händels und die große Ausgabe der Bach-Gesellschaft stellten den status quo mit philologischer Gründlichkeit wieder her. Niemand wird diesen ernsten Werken, in denen eine Fülle des Wissens mit hingebendem Fleiße niedergelegt wurde, die schuldige Hochachtung versagen; auch ist gewiß, daß die Erkenntnis der Rolle des Cembalo (Klavier), namentlich als harmoniefüllenden Instrumentes, auch für die musikalische Praxis von großer Bedeutung wurde. Aber ebenso fest steht auch, daß unser Zeitgeschmack sich mit Chrysanders Wiederherstellung der Gesangsmanieren jener Epoche nimmermehr befreunden kann.

Die Forderung zeitstilgerechter Treue ist, wie gesagt, nur dem Historiker von Wert; nur in seinem Interesse liegen die unverkürzten Aufführungen Bachischer Werke, denen man — im Gegensatz gegen früher — jetzt mehr und mehr begegnet; nur er darf unbedenklich sein in der Auswahl der aufzuführenden Stücke.

Bach hat fünf vollständige Jahrgänge von Kirchenkantaten für alle Sonn- und Festtage geschrieben. Es versteht sich, daß sie nicht alle gleichwertig sein können, — und doch entspräche es der historischen Pietät, wie sie heutzutage geübt wird, sie allesamt mit Stumpf und Stiel aufzuführen, so sie vollzählig erhalten wären. Wenn der modern Fühlende schon in der Matthäuspassion und h-moll-Messe so manches als konventionell und abgetan empfindet, — wie viel mehr werden ihn die bloßen Gelegenheitskompositionen (um nicht zu sagen: Zwangsarbeiten) des Meisters vermissen lassen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unter dem wachsenden Einfluß der Musikphilologie auf unser Konzertwesen geriet eine der genialsten Bearbeitungen, zugleich eines der schönsten Musikstücke, die ich kenne, in unverdiente Vergessenheit: Bachs Chaconne in der Instrumentation von Joachim Raff. Als unlängst der Neue Orchesterverein in München verdienstlicherweise das Schweigen brach, begab es sich, daß sogar ein Musiker von Ruf, in seiner Eigenschaft als Kritiker, dies Stück als „Geschmacklosigkeit" ablehnte.

Was hat nun Raff so Übeles getan? Ist es ein Verbrechen, daß er eines der großartigsten Stücke Bachs dem allgemeinen Verständnis näher bringen wollte —: ein Ausdruck *seiner* Pietät für den Meister? Bisher war die Chaconne in ihrer ganzen Tiefe nur dem Musiker ergründbar. Mag nun Raffs Mutmaßung, die uns vertraute Form für Solovioline sei nicht die ursprüngliche, sondern eine nachträgliche Bearbeitung von Bachs Hand, falsch oder richtig sein: auf jeden Fall liegt hier ein *Experiment* vor, das eigentlich nur den Geiger ansprechen kann. Denn die Violine ist von Hause aus kein polyphones Instrument; sie kann die in der Chaconne angedeuteten harmonischen und kontrapunktischen Absichten Bachs nur in unvollkommener Weise verwirklichen. Daß Bach auf diesem Wege das Menschenmögliche geleistet hat, läßt doch nur bedauern, daß er keinen andern Weg eingeschlagen, auf dem er das Ziel, die Form restlos mit dem Inhalt zu verschmelzen, erreicht hätte.

Und nun kommt Raff und führt nach Bachs Grundriß einen Monumentalbau auf. Mit meisterhaftem Können und feinstem künstlerischen Takt Schritt vor Schritt den Gang der Komposition verfolgend verleiht er ihr durch reiche Verteilung von Licht und Schatten, durch diskrete Hinzufügung von Nebenstimmen eine Plastik, die das Original kaum ahnen läßt. Dabei ist nichts äußerlich aufgepfropft, sondern alles aus inneren Keimen heraus entwickelt; Bach selbst hätte seine helle Freude daran gehabt. Daß dabei Instrumente in Anwendung kommen, die der Zeit Bachs unbekannt waren, geht doch den rein musikalisch Genießenden nichts an; wer Ohren hat zu hören, wird die vollkommene Schönheit der Instrumentation und ihre sorgfältige Anpassung an den Aufbau des Werkes anerkennen müssen. Wo sich aber alle Teile einer Kunstschöpfung im Einklang mit dem Grundplane des Ganzen befinden, da kann auch von Mangel an Stil die Rede nicht sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die prinzipiellen Gegner aller fremden Eingriffe in den Organismus eines Kunstwerkes sollten bedenken, daß wir bei strenger Befolgung ihrer Prinzipien die Iphigenien-Ouvertüre Glucks als einzelnes Stück überhaupt nicht zu hören bekämen, weil sie, im Original direkt in die erste Szene der Oper einmündend, auf die Neubildung eines Abschlusses angewiesen ist; daß Wagners Verbesserungsvorschläge für die Instrumentation der neunten Sinfonie allgemein anerkannt sind; daß wir Cornelius einen schlechten Dienst erweisen würden, wenn wir auf Mottls feinsinnige Neuinstrumentierung des „Barbier von Bagdad" verzichten wollten.

Und wie vieles der Art geschieht nicht im stillen! So wäre z. B. Wagners „Tristan" bei strikter Befolgung der Vortragsbezeichnungen unausführbar; was alles an der Brahmsischen Dynamik zur Herstellung des klanglichen Gleichgewichts verändert werden muß, wissen die Dirigenten der Orchesterwerke dieses Meisters, und (unter uns gesagt): es bleibt nicht einmal immer bei diesen rein dynamischen Retuschen.

Die schriftliche Fixierung seines Klaviersatzes hat, wie Augenzeugen berichten, Brahms selbst nicht immer für bindend erachtet, sondern die Akkorde häufig vollgriffiger gespielt, als sie dastehen. So pflegt denn auch einer unserer bekanntesten Pianisten die Liederbegleitungen, ein Klavier- oder Kammermusikstück von Brahms fast niemals notengetreu vorzutragen; glücklicherweise hat es noch niemand bemerkt.

Auch über verständnisvolle Kürzungen neuerer Werke, etwa innerhalb Schubertischer Sonaten oder des Nibelungenringes, wird man künftig liberaler denken.

Das alles sind Werke der Pietät, wie sie den wahren Bedürfnissen unseres Publikums entsprechen. Der philologische Standpunkt muß in den meisten Fällen in Widerspruch mit der Praxis geraten; darum sollten sich Einflüsse dieser Art nur in sehr beschränktem Maße auf unser Musikleben erstrecken. Gebet der Wissenschaft, was ihr gebührt, — der Kunst, was der Kunst ist! Die Forderung einer Scheidung unserer Konzerte — in historische und solche für rein musikalisch Genießende — möchte für beide Teile ersprießlich sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wandertage in England

Von Helene Voigt-Diederichs

Lincoln und York

Noch am Vormittag erreichen wir Lincoln. Villen mit wenigen großen Fenstern, von Gärten umgeben, und plötzlich dann der Dom, ein Wundergewirr von gelbem Stein, zusammengesetzt aus der schwärzlichen Verwitterung von Portalen, Fensterbogen und Pfeilern, von Türmen, Dächern und Nebentürmen, langhalsig überdroht von dem phantastischen Volk der Wasserspeier — Teufel, Tiere oder melancholische Zwitterwesen, aus der Vereinigung beider hervorgegangen.

Die Wölbungen des Inneren sind erfüllt von dem dämmernden Gewoge farbigen Lichtes. Alles Stoffliche ist vergeistigt in dem Fluß und Aufwärtsstreben dieser gelben, von leisem Schwarz begleiteten Säulenbündel. Irgendeine Ewigkeit, aus dem Raum geboren und die du selber bist, redet dich leise an. Du erschrickst, fühlst, sie nicht lange ertragen zu können — dann kommt Trost und himmlische Erhebung: nicht ein Gott, kein Beethoven oder Michelangelo — die Sehnsucht eines großen Wachstums hat dies geschaffen, ihr dienend haben viele Menschen, Menschen gleich uns, Stein für Stein herzugetragen mit dem Blick auf das Ganze, das unter all den einzelnen Händen aufwachsend Vielheit und Zeitlichkeit verlor.

Über dem Westportal gibt es ein rundes Fenster, das Auge des Bischofs genannt. Zwischen dem steinernen flutenden Aderwerk glüht das tieffarbige Glas, Lösung und Rätsel zugleich, ein Tor zu Welten, die kein Sterblicher betritt. Aber dieses Wunder, das unerschöpflich Schmuck und Wärme um sich strahlt, wird bald von einem neuen Wunder übertroffen. Das ist das Chapterhouse, ein zehneckiges Rund, gebildet von einem in der Mitte mit strahlender Kraft aufwachsenden Baum, der sinnvoll verzweigt und auseinandergebreitet die schönste Wölbung trägt. Dann sinkt das Geäst träu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mend zur Erde zurück — zwischen seinen Bogen blühen die farbigen Fenster, Ausblicke in ein sommerliches Land, von Fülle und Glut bis in seine fernsten Tiefen prangend erfüllt.

Es ist Mittag geworden, milder Glanz bricht durch die oberen Fenster in das Hauptschiff herein. Silbern umflutet ragt die Orgel über dem Chor, ein zweiter Dom, der im Dom zu stehen scheint und die Gewalt der Raumverhältnisse deutlich macht. In den Schatten des dunklen Gestühls wird es lebendig, ein Wogen und Atmen beginnt, die Dämmerung wächst verlangend hinauf in das ewige Licht, das, ein goldstaubiges Geheimnis, zwischen den höchsten Wölbungen kreist.

Es sind so viele Einzeldinge da, mit denen man sich findet und einlebt, von der Plastik des Engelchors voll strenger Süße bis zu den tausend Offenbarungen edelster Steinmetzarbeit an Kapitälen, Wandflächen und Gesims — es ist, als ob der Reichtum der Einbildungskraft keine Wiederholung erlaubt, jede Symmetrie ausschließt. Immer wieder aber erlebt der gereinigte Blick das große Zusammenspiel von Kräften, maßvoll und verschwenderisch zugleich, kehrt zurück zu der unvergleichlich müheloſen, nur einem unmittelbaren Kunstempfinden möglichen Angliederung der frühen Gotik an ihre Vollendung und welkende Blüte.

Das Auge, mit dem Inneren vertraut, löst nun leichter die vielfältige Schönheit des äußeren Baus in sein Wesentliches auf. Unbeschreiblich leicht und vornehm wirkt das Chapterhouse, von dem Wuchs und Schwung der Brücken, die sich auf die freistehenden Pfeiler lehnen, anmutig begleitet. Reine Plastik ist nur noch sparsam vorhanden, dafür haben die Puritaner gesorgt. Doch gibt es neben beraubten oder leergebliebenen Sockeln ein gekröntes Paar voll von herber Anmut der Bewegung, die im Lächeln des Mundes wiederkehrt. Dann ist die romanische Westfront da mit ihrer Reihe von sitzenden Königen über dem Mittelportal. Jeder müht sich auf seine Weise, seine Beine in dem vorgeschriebenen Raum unterzubringen, man sieht ihm an, daß es ein wenig unbequem ist. Merkwürdig abergläubisch und irdisch, von fast unfreiwilliger Charakteristik ist das Band sehr früher Reliefs, Darstellungen aus der heiligen Geschichte, das über den Nebentüren eingemauert ist.

Vom Dom hernieder zieht sich die Hauptstraße der Stadt. Menschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fluten hin und her, keine Hunde, keine Wagen, nur ein ruhiges bewegliches Volk, das mit einer gewissen Heiterkeit seiner Arbeit nachzugehen scheint. Schöne alte Fachwerkmauern gibt es, gelb mit schwarz, die oberen Stockwerke vorgewölbt auf die Straße. Es gibt ein altes Römertor und ein Schloß, von Wilhelm dem Eroberer gebaut. Ein Turm ist oben und ein unverhoffter Ausblick über eine große wellig gebaute Stadt mit Dächern, die trotz des Rauches rot geblieben sind, und einen ziehenden Fluß, der sich zwischen Bäumen und dem grauen Grün der Ferne verliert. Der innere späte Backsteinbau diente lange Zeit als Gefängnis. Oben der ummauerte Burgfried ist ausgefüllt mit Gräbern, die statt des Namens eine Nummer tragen, Nummern derer, die hier hingerichtet wurden oder in der Gefangenschaft starben. „There, but for the grace of God, go I" — diese Worte legt Thackeray einem Lebenskenner in den Mund, der einen Zug von Sträflingen an sich vorbeikommen sieht.

In der Dämmerung treffen wir den Laden eines Althändlers und Photographen, der jeden Winkel des Doms, jeden Schmuck und jede architektonische Einzelheit auf seine Platten gebracht und der liebevollen Betrachtung zugänglich gemacht hat. Wie sehr wäre diese fast pedantische Treue an anderen Kunststätten der Nachahmung wert!

Wir finden ein Unterkommen in einer Teestube, die eine nicht mehr junge Frau von unglaublich jugendlichem Aussehen in der Nähe des Domplatzes offen hält. Die Frische ihrer Haut und das Weiß ihrer Zähne wetteifern miteinander. Vollgestopft mit kleinen Bildern, meist gerahmten Vervielfältigungen aus Zeitschriften von etwas süßlicher Art, und zierlichem Hausrat, der sogar auf die engen Treppen hinauswuchert, ist ihre Wohnung ein echtes Beispiel des englischen Bürgerhauses und der Niedlichkeit und Nettigkeit seines Behagens.

Andern Tags am Frühstückstisch treffen wir mit der Familie eines Geistlichen zusammen. Man würde schwerlich in Deutschland so viel unverbindliches Wohlwollen, ja Herzlichkeit Fremden gegenüber finden, die doch so gut die Klippe der Intimität zu vermeiden weiß. Die Höflichkeit ist nicht Konvention, sondern eine wirkliche praktische Verkehrsform, die der überflüssigen Phrasen entbehrt, sich niemals aufdrängt und doch auf eine sachliche Weise bereit ist, in Anspruch genommen zu werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als wir in den Dom kommen, ist gerade Beginn des Frühgottesdienstes, der in seiner farbigen Feierlichkeit kaum noch protestantisch zu nennen ist. Vor uns her bewegt sich der Zug von Geistlichen, Sängern und Chorknaben in weißen Mänteln mit tief über den Rücken fallenden weißen oder schwarzen Kapuzen. Sie verteilen sich im Gestühl, Frage und murmelnde Antwort, ausklingend in Melodien, hüllt sie ein. Dann jauchzt silbertönig der Gesang der Knaben empor, ein Triumph der menschlichen Stimme, steigend, schwebend, mit gebreiteten Flügeln niedersinkend, Friede und Reinheit klingend in jedes Herz. Der Küster mit seinem erhobenen Stab schreitet vor, gefolgt von dem alten Geistlichen. Mit geschlossenen Augen steht er dann in der Mitte des Chors, das aufgewandte Gesicht von Geist und Willen belebt. Seine greise Stimme füllt das Rund mit geheimnisvollem Flüstern, das in alle Tiefen des Raumes eindringt, der Stein selber ist es, der zu klingen scheint. Man bekommt einen besonderen Eindruck von der Wirkung des biblischen Stils, wenn man ihn in den schweren machtvollen Rhythmen der englischen Worte daherbrausen hört. Und während dann die Orgel das Schwellen und Fallen der Töne an sich zieht und mit herzlicher Gewalt durch die fernsten Räume trägt, verblassen die gelben Flammen der Kerzen vor dem morgengrünen Licht, das von oben niederschmelzend die Deckenfelder der Wölbungen in rötlichem Grau erstrahlen läßt.

Als wir gegen Abend mit der Bahn nach Norden weiterfahren, quillt Nebeldämmern vom Fluß und verbirgt Mauern und Dächer der Stadt. Aber hoch über dem milchigen Strich, nicht mehr von dieser Welt, beinahe aufgelöst in dem zartgelben Spätlicht, erscheint und schwindet noch einmal die unbegreifliche Märchengestalt des Doms.

Eine Stunde später empfängt uns in York großstädtisches Leben mit seinem Stempel von Hast und Mühe und Üppigkeit. Man geht ein Stück auf der alten Stadtmauer entlang, kommt an reichen Klubhäusern vorbei — Vereinslokale, deren Mitglieder, dem herrschenden Hang zu Kompromissen entsprechend, weder beruflich noch sonst von irgendeiner Gemeinsamkeit, im seltenen Fall vielleicht von einer politischen, gefärbt und zusammengehalten sind.

Es ist schon dämmerig, als wir den Dom erreichen, der auf einem belebten Platz, nicht feierlich abseits, von Ruß und Verwitterung gleichmäßig geschwärzt, aufsteigt. Das Innere, von Gestühl frei, dehnt sich einheitlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in seinem dunkelvioletten Grau, aus dessen Tiefen Orgelklang hervorbraust. Auf jede Einzelheit verzichtend, steigen die gedrängten Säulenbündel empor, verzweigen sich und tragen die seitlichen Bogen — eine einzige jedesmal wagt es, verläßt voll unerhörter Kühnheit die Schar der Schwestern und trägt auf ihrer Götterstirn die Unendlichkeit. So finden sich im Mittelschiff die Rippen der Wölbung zusammen.

Auffallend ist die erhaltene Pracht der farbigen Fenster. Über dreiviertel Morgen altes Glas verteilt sich im Dom. Sie stammen aus der Zeit, als Künstler und Handwerker noch nicht zwei verschiedene Berufe und kein getrennter Stolz waren. So arbeitete an dem Ostfenster, das freilich die ganze Wand einnimmt, der Meister fünf Jahre. Er fertigte den Entwurf, färbte und brannte das Glas und setzte die Stücke zusammen, bei einem Wochenlohn von vier Shilling vollkommen glücklich.

Es dunkelt, und ein unbarmherziger Küster wirft uns auf die Straße hinaus. Der Menschenstrom nimmt uns mit in das Gewühl eines großen Marktplatzes. Erleuchtete Buden mit Obst und Fischen locken das Volk. Gekochte Muscheltiere stehen auf kleinen Tellern, werden gewürzt und geschlürft, während der Verkäufer emsig mit dem Aufbrechen der schwarzen Schalen beschäftigt ist.

Es ist Sonnabend und Feierzeit, Arbeiter mit bleichen, erschlafften Gesichtern drängen sich in dem gelben und feuchten Licht. Die verkümmerten Gestalten ihrer Frauen hasten umher und spähen nach billigem Einkauf. An jungen Mädchen ist kein Mangel, doch haben sie einen verdorbenen Ausdruck, Elend und Gier ist es, was ihre Blicke leuchten macht. Bei all diesen Menschen hat die Industrie mit ihrem Gefolge von Armut und Überbürdung die Rassenmerkmale, die gute Gestalt, das breite Kinn verwischt — das Auge sogar, in dem sich sonst am sichersten die Nationalität ausdrückt, ist, erloschen oder flackernd, meist international proletarierhaft.

Inmitten dieses Gewühls, hart an seiner Zuflußstelle, staut sich ein Kreis von Menschen, eine Ansammlung von Mitgliedern der Heilsarmee. Sie sind geschart um ihren Offizier, der zwischen den Händen eine kleine sechseckige Harmonika schwingt, spielend und taktierend zugleich. Auf seinem bartlosen Gesicht, das vor Anstrengung gerötet ist, verbindet sich der Ausdruck milder Sachlichkeit mit einer Art von marktschreierischem Humor,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den man bei Vortragskünstlern eines Varieté findet. Aber er ist vollkommen ernst zu nehmen, nimmt auch sich selber vollkommen ernst. Männer und Frauen stehen singend im Kreise um ihn herum. Er ermuntert die Trägen, statt des Gesanges wird dann die Melodie des Lobliedes gepfiffen, bald auch mit Händeklatschen eine Polonäse abgeschritten. Die Schwestern werden getadelt, sie sind steif wie das alte Münster — herzliche Freude, vermehrte Teilnahme sind der Erfolg. Ein ganz klein wenig Koketterie liegt vielleicht in der Unbefangenheit der Frauen, aber im Grunde doch die Güte und Heiterkeit wahrer Religion, hinter der Taten sind. Wieviel verlorene Existenzen, von der Welt und von sich selber aufgegeben, haben diese Menschen auf den Weg der Ordnung und Arbeit zurückgeführt. Nichts Düsteres, kein Drohen, Rächen und Entsagen — nur Wecken, Ausbreiten, Helfen geht von ihnen aus. Einzelne treten vor und erzählen, wie sie zu Gott gekommen sind, hin und wieder von einem lebhaften: praise God! des Offiziers unterbrochen. Da ist ein versoffener Landmann, mit der heiseren Stimme eines jaulenden Hundes legt er los. Er hat es erfahren, was hilft ein Gott im Himmel! ein Gott im Herzen muß er werden ... Er war ganz verkommen, hat kein Hemd auf dem Leib gehabt. Dann wurde er gerettet — praise God! — und seitdem ist es Schritt vor Schritt aufwärts gegangen. Jetzt verfügt er über Land und Haus. Es ist nicht nur gut, es ist auch profitabel gewesen für ihn. Es ist profitabel für alle, die an seinem Leben teilnehmen, es ist profitabel für jeden, der es sieht ... Seine Stimme schnappt völlig über, ist kaum noch verständlich, aber jedermann schenkt ihm Achtung und Aufmerksamkeit.

Der Offizier stellt seine Harmonika in die Mitte und veranstaltet eine Sammlung. Hin und wieder klirrt ein Silberstück auf das Pflaster, während er spricht und die Hörer verpflichtet. Ein Kind mit dünnen Ärmchen schlägt das Tambourin, seine Augen brennen vor Inbrunst. Ein altes Mädchen steht aufgerichtet neben ihr, die Schultern gestützt auf Krücken, Hals und Augen fast starr, mit eisernem Willen das leidende Gesicht zusammengehalten. Sie singt jeden Gesang mit, wenigstens bewegt sie den Mund, aber man meint, ihre Stimme müßte zu schwach sein, einen Ton hervorzubringen.

Zwei Stunden später treffen wir die angewachsene Versammlung im

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

regenfeuchten Gaslicht auf demselben Platz. Eine anerkannte Macht — kein Pöbel sammelt sich mit irgendwelchem Spott. Ein einziges Mal fliegt eine Muschelschale statt eines Geldstückes in den Kreis, niemand lacht Beifall.

Rundschau

Kinderschutz

Tierschutzvereine sind bei uns eine altbewährte Einrichtung; Kinderschutzvereine kommen hier jetzt erst eigentlich in Mode. Im Lande des rücksichtslosesten Erwerbslebens, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ist man auch mit der zweiten Vereinsart längst vertraut. Im Jahre 1854 sammelten Menschenfreunde in New York verwahrloste Kinder, fuhren mit ihnen aufs Land, hielten in mehreren Orten Vorträge und forderten die Bewohner auf, sich der Schützlinge anzunehmen. Seitdem gibt es zahlreiche amerikanische „Children's aid societies". Noch bedeutungsvoller ist die 1874 gegründete „Society for the prevention of cruelty to children", die heute in zahlreichen Gruppen über das ganze Land verbreitet ist. Sie schützt hauptsächlich Kinder vor Mißhandlung durch die Eltern. Wie andere Vereine ist auch diese Gesellschaft befugt, gegen Urheber bestimmter strafbarer Handlungen Anklage zu erheben. Tausende von Strafverfolgungen werden von ihr jährlich eingeleitet. Sie steht in fortwährendem Meinungsaustausch mit den Behörden, ihren Agenten und Vertrauensmännern werden von der Polizeiverwaltung bereitwilligst alle wünschenswerten Auskünfte gegeben und diese sieht in ihr einen tüchtigen, ihre Tätigkeit ergänzenden Verbündeten. Bemerkenswert ist ferner das im Jahre 1878 entstandene Probationssystem in der amerikanischen Rechtspflege. „Onkel" Cook in Boston und sein Freund Mr. Augustus besuchten Gerichtssitzungen, in denen über Straftaten Jugendlicher verhandelt wurde, und wenn ihnen die Beschuldigten als verbesserungsfähig erschienen, so redeten sie dem Richter zu, die Kinder vorläufig nicht zu strafen, sondern unter ihre Aufsicht zu stellen. Daraus entwickelte sich das in vielen amerikanischen Staaten gesetzlich geregelte Verfahren, Strafen, die über Kinder bis zu 16 oder 17 Jahren verhängt werden, erst und nur dann zu vollziehen, wenn sie sich unter der Schutzaufsicht, der sie zunächst unterstellt werden, in 2 bis 3 Jahren nicht gebessert haben. Das Probationssystem wurde später durch die juvenile courts, die Jugendgerichtshöfe, ergänzt. Diese suchen auch auf das Milieu einzuwirken, dem ein jugendlicher Verbrecher entstammt. Ist die Familie, der er angehört, arm, so soll ihr geholfen werden, ist sie schlecht, so soll sie gebessert werden. Geht beides nicht, so vertraut man den Kinderstäfling einer „Reformschule" an.

Nach Mitteilungen im Berliner Tage-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blatt scheint in Deutschland Frankfurt a. M. allen andern deutschen Städten auf dem Gebiete des Kinderschutzes voranzuschreiten. Der dortige Verein für Kinderschutz hat eine Dame angestellt, um Nachforschungen über bekannt werdende Fälle von Kindermißhandlungen anzustellen. Diese Dame, die aus der Staatskasse ihr Gehalt bezieht, aber Angestellte des Vereins bleibt, hat auch Anweisungen des Polizeipräsidenten Folge zu leisten. Die Hauptsache ist, daß sie nach außen hin nicht als Beamtin, ein Organ der Behörde, hervortritt, sondern als Vertreterin des privaten Vereins, und damit das Odium des polizeilichen Eingriffs vermeiden kann. Nach derselben Richtung arbeiten in Frankfurt noch verschiedene andere Vereine, die gleichfalls stets mit dem Polizeipräsidium innige Fühlung unterhalten.

Diese Veranstaltungen nehmen sich immerhin noch bescheiden aus gegenüber den Leistungen der amerikanischen Kinderfürsorge. Dabei bedeutet selbst der amerikanische Kinderschutz nur ein Palliativmittelchen. Das moderne Kinderleid wächst aus dem allgemeinen sozialen Elend hervor und kann nur mit diesem verschwinden. Vor allem sollte man sich darüber klar werden, daß sich gegen die wachsenden Neigungen zu Kindermißhandlungen im Familienleben durch Strafverfolgungen wenig ausrichten läßt. Elternliebe wurzelt im Selbsterhaltungstriebe der Eltern. Man kann, wenn man die Augen dafür offen hat, im alltäglichen Leben häufig wahrnehmen, wie aus einer recht liebevollen Mutter eine Rabenmutter wird, wenn sie zum zweitenmal heiratet, und ihre Kinder für die neue Ehegemeinschaft ebenso sehr als ein Unsegen erscheinen, wie in der alten als ein Segen. In solchen Fällen kann eine leibliche Mutter schlimmer werden als die schlechteste Stiefmutter. In Potsdam heiratete 1903 ein Fabrikarbeiter namens Seidel die Mutter eines zweijährigen Knaben. Nach der Geburt zweier ehelicher Kinder wurde der uneheliche Knabe als lästig empfunden und fortan von der Mutter in Gemeinschaft mit ihrem Ehemann aufs schlimmste mißhandelt und schließlich nach jahrelangen Quälereien totgeprügelt. Die Frau wurde 1910 zu drei Jahren, der Mann zu eineinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Hätte die Mutter den Vater ihres unehelichen Kindes geheiratet, so würde sie wohl kaum je mit dem Zuchthaus Bekanntschaft gemacht haben. Nun kommt es gewiß vor, daß sich die Tugend der Elternliebe in den schwierigsten Lagen bewährt, sich sogar als stärker erweist, als die Liebe zum eigenen Leben. Dann handelt es sich um eine ererbte Anlage, die Nachwirkung von Erfahrungen, die Vorfahren machten, für welche Kinder ein Aktivum im eigenen Leben bedeutete. Eine solche Charakteranlage hält aber selten lange den zerstörenden Einflüssen entgegengesetzter gegenwärtiger Erfahrungen stand. Auf die Dauer kann immer nur die Liebe bestehen und gedeihen, die in einem gesunden Egoismus wurzelt. Daraus geht hervor, daß die Pflege der Elternliebe in erster Linie eine ökonomische Aufgabe ist. Insofern nun das Weib wirtschaftlich vom Manne im allgemeinen abhängt, insofern ist auch der Mann in erster Linie verantwortlich für das Verhältnis der Mutter zu den Kindern. Man hat im allgemeinen jene Frau bemitleidet, die neulich in Schöneberg ihre Kinder und sich selbst tötete, weil der Mann, ein Trunkenbold, Mutter wie Kinder seit Jahren hungern ließ und aufs grausamste mißhandelte.

Warum begreift man mütterliche Verzweiflungstaten in der Regel nur dann, wenn sie mit Blutopfern gewissermaßen gesühnt werden? Sollte das ein heid-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nischer Atavismus sein? Als ob eine Mutter ihre Kinder aus Verzweiflung nur töten, nicht mißhandeln könnte. Im alten China war es Sitte, daß, wenn sich ein Gläubiger vor der Tür eines Schuldners entleibte, solches als ein Beweis für dessen Böswilligkeit angesehen und dieser daraufhin als ein Geächteter behandelt wurde, mit dem niemand mehr verkehren, noch weniger Geschäfte machen durfte. Wie barbarisch uns das anmutet! Bei uns sind Gott sei Dank für das geschäftliche Leben die Rechtsverhältnisse so ausgebildet, daß kein Gläubiger sich selbst entleiben muß, um für die Schuld eines böswilligen Schuldners „Sühne" zu erwirken; aber sollten nicht Mütterselbstmorde wie Schülerselbstmorde bei uns Anzeichen dafür sein, daß im Leben der Familie und der Schule noch barbarische Rechtsverhältnisse bestehen?

Die amerikanischen Jugendgerichtshöfe halten sich an die Auffassung, daß das Kind in die Familie gehöre. Wenn es keine Familie habe, die ordentlich für es sorgt, so begehe es in seiner Vernachlässigung Taten, die im allgemeinen kein Kind begeht, das gut genährt und gut geleitet ist. Man müsse also dem Mangel des Kindes abhelfen, indem man ihm Ersatz für die Familie gebe, oder indem man die Familie zur Pflichterfüllung anhalte oder ihr die Mittel dazu verschaffe. Kinderschutz bedeutete demnach auch Mutter- und Familienschutz. Wo die Kräfte zur Verantwortung für den jungen Nachwuchs bei der Familienleitung nicht ausreichen, da sollten größere soziale Verbände, in letzter Linie Gemeinde oder Staat, der Familie entweder zu Kräften verhelfen, oder sie entlasten. Nun ist heute infolge allgemeiner Umwälzungen im Wirtschaftsleben die Familie in voller Auflösung begriffen. Fast jedes zehnte Kind ist bereits unehelich, und um die Unehelichen kümmert sich die Gesellschaft so wenig, daß sie sich großenteils nur als Feinde von ihr, Zuhälter und Verbrecher, im Leben so lange durchsetzen können, bis sie im Zuchthause enden. Im Proletariat, dem in Deutschland schon fast 70 Prozent der Bevölkerung angehören, sind die Männerlöhne großenteils so niedrig, daß die Mütter mit auf Arbeit gehen müssen. Zwischen den Jahren 1882 bis 1907 ist die Zahl der erwerbstätigen Frauen von 5 541 517 auf 9 492 881 gestiegen. Von der Gesamtzahl der arbeitenden Frauen war 1907 fast die Hälfte (46,2 Prozent) Ehefrauen. Will nun jemand behaupten, das, was an Kinderschutz bei uns geschehe, bedeute viel gegenüber der gewaltigen Summe Kinderleids bei Proletariersprößlingen, die schon als Säuglinge in der Wiege Tag für Tag ohne Pflege, ohne Wartung, ohne mütterliche Versorgung sind. Wie Otto Rühle in seiner Schrift „Das proletarische Kind" hervorhebt, hatte nach Gewerbeinspektionsberichten in einer Reihe von Städten zurzeit der Untersuchung der vierte bis sechste Teil aller Arbeiterinnenkinder im Alter von unter 6 Jahren tagsüber kein Heim, keine Pflege und Erziehung, keine Mutter; sie waren der Straße überantwortet.

Was tut die Gesellschaft, um die Familie zu ersetzen, wo sie versagt und versagen muß? Noch immer gedeiht die menschliche Gattung am besten dort, wo das Familienleben stark, das Staatsleben schwach entwickelt ist. Man denke an die vierhundert Millionen Chinesen, bei denen bisher die Familie fast alles, der Staat fast nichts im öffentlichen wie im privaten Leben bedeutete. Warum gedeihen Juden und Polen so gut in Staaten, wo sie von den politischen Machthabern gewissermaßen boykottiert werden? In den Kreisen moderner Staatsbürger,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wo die wirtschaftliche Selbständigkeit des einzelnen zur Ausnahme geworden ist, wo die Ehe vor dem dreißigsten Lebensjahre meist unmöglich ist und dann noch fast immer einen Luxus bedeutet, kennt jede Klasse keine größere Sorge als den Schutz gegen die Konkurrenz eindringender frischer Elemente, eben weil hier Kultnr nur auf Kosten der Lebenskraft erworben wird. Noch keinerlei öffentliche Einrichtung kommt der erzieherischen Bedeutung der Familie gleich. Im Mittelalter, wo selbst der vornehmste Kaufmann seine Geschäfte jeden Morgen mit einer gemeinsamen Andacht in der Kapelle seiner „Fraternität" einleitete, wo alles Denken und Handeln im Wirtschaftsleben einheitlich religiös-sittlich gerichtet und gebunden und von Zunft wegen diszipliniert und überwacht war, da herrschte ein echt familiärer Geist in jeder Werkstatt und jeder Schreibstube. Das gibt es heute weniger als je, und zwar sind es die Einflüsse des Staatslebens, die die moralische Gemeinschaft zwischen Meister, Gesellen und Lehrling und ihren modernen Ablegern zerstört haben. Und was die öffentlichen Anstalten des Staates selbst anlangt, so ist in ihnen in der Regel auch nicht die Spur familiären Geistes zu finden! Weder zwischen Lehrern und Schülern, noch zwischen Vorgesetzten und Untergebenen im Beamtentum, noch zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Rekruten im Heer besteht ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Eltern und Kindern. Braucht man sich also zu wundern, daß Kinder oder Halbflügge, die die Eltern verlieren oder bei denen die elterliche Erziehung versagt, und deren sich sonst niemand annimmt, in der Regel von öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen viel Gutes zu erwarten haben? Man braucht nur das Wort „Waisenhaus" auszusprechen, damit jeden gefühlvollen Menschen eine Gänsehaut überlaufe. Und man braucht nur „Mieltschin" und „Blohmsche Wildnis" zu nennen, damit uns ähnliches Grauen vor unseren Fürsorgeanstalten erfasse. Ein völliger Mangel an Familiengeist im Staatsleben spricht sich auch darin aus, daß es noch nicht einmal staatliche Kindergärten bei uns gibt. Lieber läßt man im Proletariat das Straßenkind mehr und mehr den legitimen Stammhalter aller künftigen Geschlechter dieses Volksteiles werden.

Otto Corbach

Ein Generalregister der Presse

Richtiges Zeitunglesen ist heute beinahe eine Kunst geworden, die erlernt sein will. Es gibt Menschen, die prinzipiell nur dann eine Zeitung zur Hand nehmen, wenn sie sich am Kopf durch ein Inhaltsverzeichnis ausweist. Das Verfahren bietet eine gewisse Gewähr gegen die Möglichkeit, tückischerweise auf Ballimpressionen oder auf Eheirrungen berühmter Sänger festgenagelt zu werden. Andererseits aber schützt selbst angestrengteste Lektüre des Leibblattes nicht vor der Gefahr, einen für das subjektive Interesse ungemein belangvollen Artikel bloß aus dem Grunde zu überschlagen, weil er fünfzig Kilometer westwärts gedruckt wird.

Als eine Art Versicherungsinstitut gegen derlei Eventualitäten tritt im kommenden Herbst unter dem Namen „Deutsches Zeitungs-Archiv" ein publizistisches Unternehmen ins Leben, das sich die Aufgabe stellt, den wesentlichen Inhalt der deutschen Tagespresse möglichst vollständig zu registrieren und in knappen, objektiven Auszügen — die eventuell auch als Redaktionsmaterial verwendbar wären — den Interessenten täglich zur Kenntnis zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bringen. Die in Form einer Korrespondenz erscheinende Tagesausgabe soll in Monatsheften und Jahresbänden mit ausführlichen Registern zusammengefaßt werden; außerdem will man durch Aufbewahrung der bearbeiteten Zeitungsnummern den Benutzern des Archivs die Möglichkeit bieten, jederzeit auf das Original selbst zurückgreifen zu können.

Die Idee fällt zeitlich zusammen mit der Nachricht von der geplanten Errichtung eines Reichszeitungsmuseums, für das bereits auf dem Gelände des Berliner Vororts Dahlem nach einem passenden Bauplatz gesucht wird. Aber ein Zeitungsmuseum — sei es als staatliches oder als Reichsinstitut gedacht — hätte für sich allein nur Bedeutung als Sammelstelle für begrenzte Forschungszwecke; das Problem, wie die kolossale, ungesichtete und so ungemein verschiedenwertige Masse der deutschen Zeitungsproduktion für die Presse selbst, für die Parlamente und Behörden, für das gesamte soziale und volkswirtschaftliche Leben nutzbar zu machen wäre, hätte damit noch keine entsprechende Lösung gefunden. Eine solche Einrichtung bedarf — wie auch im Reichstag wiederholt betont wurde — der Erweiterung durch eine dem Informationsbedürfnis der Allgemeinheit dienende Zentralstelle für die publizistische Sichtungs- und Konzentrationsarbeit. Dieses Ziel verfolgt der im November 1910 von Politikern, Publizisten und Männern der Wissenschaft zunächst provisorisch gegründete Verein „Deutsches Zeitungs-Archiv", der sich in Kürze definitiv konstituieren soll mit dem vornehmlichen Zweck, das im Entstehen begriffene Reichszeitungsmuseum durch Schaffung eines von Inhaltscharakteristiken begleiteten Generalregisters der größeren deutschen Tageszeitungen nach der praktischen Seite hin zu ergänzen.

Fast von selbst ergab sich im Verlaufe der Vorarbeiten die Idee, den Plan in Anlehnung an die Publikationen des aus Reichsmitteln fortlaufend subventionierten „Internationalen Instituts für Sozialbibliographie" in Berlin durchzuführen. Für diese Kombination sprachen vor allem Erwägungen praktischer Natur. Einmal exzerpiert das „Internationale Institut für Sozialbiographie" schon jetzt in monatlich erscheinenden Heften nicht nur den Inhalt der bedeutenderen in- und ausländischen Tagespresse, sondern überdies 2000 Zeitschriften der verschiedensten Art und die Verhandlungsberichte der großen Parlamente. Zweitens aber erwies sich, je mehr die Arbeit vorschritt, das zu bewältigende Material als so außerordentlich umfangreich, daß man sich notgedrungen zur vorläufigen Beschränkung auf ein Teilgebiet entschließen mußte; man wählte die Abteilung „Wirtschaft", der die wichtigsten sozialen Gebiete und das öffentliche Finanzwesen angegliedert werden sollen: diese Materien decken sich aber im wesentlichen mit dem Arbeitsfeld des Instituts, dessen Organisation so dem größeren Zweck dienstbar gemacht werden konnte.

Nach der ursprünglichen Einteilung, deren weitgehende Spezialisierung wohl hauptsächlich die Tendenz verfolgte, die Bedürfnisfrage mit möglichster Genauigkeit klarzustellen, gliederte sich der gesamte Stoff in zehn Abteilungen: „Biographie und Geschichte"; „Wirtschaft"; „Politik"; „Sozialpolitik"; „Finanzwissenschaft und Finanzpolitik"; „Bevölkerungs- und Kolonialwesen"; „Philosophie und Soziologie" (Recht und Staat); „Religion und Kirche" (Moral und Sitte); „Literatur, Kunst und Sprache"; „Technik, Medizin und Naturwissenschaften". Wie aber schon die geplante Verbindung des wirtschaftlichen Ressorts mit einzelnen so-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zial- und finanzpolitischen Nachbargebieten zeigt, dürfte das Schema bis zu seiner endgültigen Fixierung noch mannigfache Verschiebungen und Umwandlungen erfahren, das Streben nach Konzentration dürfte noch mehr als bisher zur gebührenden Geltung gelangen, was sich schon unter dem Gesichtspunkt der Kostenfrage empfehlen würde. Preise von 240 und 120 Mark, wie sie für die tägliche und für die Monatsausgabe der Abteilung „Wirtschaft" allein angesetzt werden mußten, kommen an und für sich nur für einen sehr geringen Bruchteil der Interessenten dieses Informationsgebiets in Betracht; aber selbst die kaufkräftigsten Abnehmer werden mit der Subskription auf diese eine Abteilung die Erwartung verknüpfen, ein möglichst abgerundetes, alle Seitenverzweigungen eines bestimmten Themas umfassendes Material erworben zu haben.

Für die exakte Feststellung der Bedürfnisfrage allerdings erwies sich diese weitgehende Gliederung zunächst als vorteilhaft. Es konnte so in der Vorsubskription eine möglichst getreue Widerspiegelung der Spezialinteressen und eine anschauliche Übersicht über die Zusammensetzung der in Frage kommenden Interessentenkreise erzielt werden. Die absolut größte Nachfrage ergab sich danach auf dem Gebiet der Sozialpolitik, der die Abteilungen Politik, Wirtschaft, Finanzwissenschaft und Finanzpolitik folgten; am wenigsten begehrt wurden Technik, Medizin und Naturwissenschaften. Auffallend ist dabei das weitaus überwiegende Interesse für Sozialpolitik — die von der nächststarken Rubrik durch einen größeren Abstand getrennt ist, als er zwischen sämtlichen übrigen Rubriken im einzelnen resultierte — und die relativ ungemein rege Nachfrage nach finanzwissenschaftlicher und finanzpolitischer Information. Es waren in letzterer Hinsicht offenbar rein wirtschaftliche und nicht so sehr theoretische Bedürfnisse, die in der Mehrzahl der Fälle zu Bestellungen veranlaßten, wie denn überhaupt das Interesse und der Anteil der Bankkreise an dem Zustandekommen des Archivs für die praktische Durchführung des Unternehmens von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind.

Welches Material lag nun zur Befriedigung des geäußerten Informationsbedürfnisses vor?

Um den Umfang, die technischen und die finanziellen Schwierigkeiten der zu leistenden Arbeit übersehen zu können, hatte sich das Komitee entschlossen, sie probeweise für den Monat Januar des Vorjahres ganz durchzuführen. Nach sorgfältiger Sichtung der regelmäßig kontrollierten 60 Zeitungen (deren Zahl sich übrigens seither auf 93 erhöht hat) ergab sich, daß für die Exzerpierungsarbeit nicht weniger als 8459 Artikel in Betracht kamen. Davon entfielen auf „Politik" 2231 Arbeiten, auf „Wirtschaft" 1577, auf „Literatur, Kunst und Sprache" 1031, auf „Sozialpolitik" 904, auf „Biographie und Geschichte" 771, auf „Religion und Kirche" (Moral und Sitte) 498, auf „Philosophie und Soziologie" (Recht und Staat) 400, auf „Technik, Medizin und Naturwissenschaften" 487, auf „Kolonial- und Bevölkerungswesen" 280 und auf „Finanzwissenschaft und Finanzpolitik" 275.

An sich eine gewiß nicht uninteressante Statistik. Aber erst an den entsprechenden Ziffern der Bedarfsskala gemessen, erhalten die einzelnen Positionen der Produktionsskala ihre nähere Bestimmung und ihre volle Bedeutung. Nebeneinander gestellt ergeben die beiden Reihen die folgende Tabelle (wobei mit 1 das Minimum und mit 10 das Maximum von Angebot und Nachfrage bezeichnet ist):

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

	Produktion	Bedarf
Finanzen	1	7
Kolonien	2	2
Philosophie	3	3
Technik	4	1
Religion	5	4
Geschichte	6	6
Sozialpolitik	7	10
Literatur	8	5
Wirtschaft	9	8
Politik	10	9

Allerdings bedeutet hier Bedarf nicht bloß Nachfrage nach Material schlechtweg, sondern unter Umständen lediglich das Bedürfnis nach einer bequemen und praktischen Registratur eines im wesentlichen bereits vorhandenen Materials; aber auch dieses formelle Bedürfnis wächst aus dem rein stofflichen heraus, ist im Grunde nur Index des letzteren. Im ganzen wird man aus der Gegenüberstellung des Produktions- und des Bedarfsgrades für ein und dasselbe Stoffgebiet durchschnittlich richtige Schlüsse hinsichtlich der tatsächlich herrschenden Nachfrage ziehen können. Der größte Überbedarf an publizistischem Informationsstoff würde sonach für die Gebiete „Finanzwissenschaft und Finanzpolitik“ festzustellen sein, an die sich unmittelbar die Abteilung „Sozialpolitik“ anschlösse. Zu viel produziert wird dagegen anscheinend auf dem Gebiet „Literatur, Kunst und Sprache“: Hier ist der Bedarf an Zeitungsmaterial um drei Stufen geringer als es der ziemlich hohen Position dieser Abteilung in der Produktionsskala entsprechen würde. Auch die technisch-naturwissenschaftliche Rubrik leidet offenbar an Übersättigung. Reichlich versorgt sind die Abteilungen „Politik“, „Wirtschaft“ und „Religion“, während „Kolonial- und Bevölkerungswesen“, „Philosophie, Recht und Staat“ und die biographisch-geschichtliche Abteilung in Angebot und Nachfrage balancieren.

Es ist anzunehmen, daß unter den Vorsubskribenten insbesondere die in- und ausländischen Zeitungsredaktionen stark vertreten sind, für die das „Deutsche Zeitungs-Archiv“ vielfach die Bedeutung eines gedruckten Redaktionsarchivs und vielleicht sogar eines externen Universalmitarbeiters erlangen würde; um so mehr wäre in den Ziffern der Bedarfsskala der tatsächliche Ausdruck der herrschenden Nachfrage auf den verschiedenen Gebieten der deutschen Presseproduktion zu erblicken.

Als wichtigstes praktisches Resultat ergab sich aus den bisher geführten Untersuchungen die Erkenntnis, daß an die Durchführung des Gesamtwerks ohne sehr erhebliche Unterstützung aus öffentlichen Mitteln nicht zu denken sei. Es wäre vielleicht möglich, die projektierte Bearbeitung eines Teilgebietes zunächst aus Privatmitteln zu bestreiten: für die Gesamtkosten in der Höhe von jährlich 100000 Mark aufzukommen, müßte dem Reich überlassen bleiben. Bloß zwei — allerdings unerläßliche — Bedingungen wären an die Subvention aus Reichsmitteln zu knüpfen: strengste Objektivität und die Gewähr, daß das Werk auch Nichtkäufern auf dem Wege der öffentlichen Lese- und Leihstellen leicht zugänglich gemacht werden könnte. Nur so würde das „Deutsche Zeitungs-Archiv“ seinen Beruf erfüllen: eine erschöpfende Quelle der Information für die Gegenwart und für den Kulturforscher der Zukunft zu sein.

Dr. Max Adler

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Der Umweg

Deutschland hat auf dem Gebiet der auswärtigen Politik einen großen Sieg erfochten: Das französisch-russische Marineabkommen. Solches muß man aus den Versicherungen derer schließen, die ihr Wissen aus reinster Berliner Quelle haben. Dem beschränkten Verstand des nörgelnden Untertanen erschien es ja zunächst als eine (hie und da meinte man sogar: neue!) Schlappe deutscher Reichsleitung, daß gleichzeitig mit der deutsch-russischen Kaiserzusammenkunft in Baltischport der französisch-russische Zusatzvertrag vereinbart wurde, der das zu Land bereits formulierte Bündnis nun auch aufs Wasser überträgt.

Weit gefehlt! Wie offiziös mitgeteilt wurde, ist das neue Abkommen in Baltischport erörtert worden, der deutsche Kaiser hat ihm seinen Segen gegeben, es kann halb und halb als eine Tat unseres auswärtigen Amtes angesehen werden. (Vielleicht auch ganz und gar, wenn man die Entwicklung der Dinge rückwärts verfolgt.) Rußland muß eben die launenhafte Marianne mit gelegentlichen neuen Freundlichkeiten kitzeln, wenn sie mißtrauisch und zugeknöpft wird. Von wegen ferner-weiter guter Beköstigung. So etwa 15 französische Milliarden sollen ja schon in Rußland sein. Man wünscht dort mehr zu sehen. Also!

Wenn einmal soviel aus der Berliner Geheimwissenschaft verraten wird, so darf man wohl auch noch einen Schritt weiter gehen. Als Herr Poincaré vergangene Woche nach Petersburg reiste, um dort an der Seite des Zaren eine Parade über die russische Jugendwehr abzunehmen und die Flottenkonvention zu unterzeichnen, mied er Deutschland und zog auf großem Umweg zur See ins verbündete Reich. Schnell fertig war die deutsche Kritik: das ist eine antideutsche Demonstration im Sinne der französischen Chauvinisten.

Mit wie wenig Weisheit wird vom profanum vulgus unsere Wilhelmstraße abgeurteilt! Bismarck liebte es zwei Eisen im Feuer zu haben. Darüber sind wir hinaus. Wir haben gern alle Eisen im Feuer. Und wenn der politische Banause, der immer Realitäten sehen will, meint, daß die Eisen sämtlich kalt sind, so erklärt sich diese Meinung lediglich daraus, daß ihm jedes Gefühl für feinere politische Wärmedifferenzierung abgeht. Wir wissen zwischen Schale und Kern, zwischen Schein und Wesen zu unterscheiden. Das Dekorative, das Theater lassen wir den andern. Unter Herrn v. Schön ist unser Verhältnis zu Frankreich direkt schön geworden. Vielleicht darf man schon heut von einem ideellen Rückversicherungsvertrag zwischen Deutschland und Frankreich reden, wenn er auch erst in der vierten politischen Dimension sein höheres Wesen treibt.

Unter solcher Beleuchtung erhalten Poincarés Reisedispositionen einen andern Sinn. Er wollte allerdings bei den sog. Freunden und Verbündeten und bei den französischen Antipreußiens (es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gibt immerhin noch solche) keinen unnützen Anstoß erregen. Doch nicht aus Haß gegen Deutschland, sondern weil er und alle weisen Franzosen (die bekanntlich die verschwiegene Mehrheit bilden) im tiefsten Innern davon überzeugt sind, daß nur an der Seite Deutschlands das Zukunftsheil Frankreichs zu finden ist. Drum nahm er sein deutschfreundliches Herz in die Hände und trug's um Deutschland herum durchs Skagerrak und Kattegat in den Finnischen Busen. Denn wes das Herz voll ist, geht der Mund über. Wenn auch nur in gelegentlichen Privatgesprächen. Auch das kann bekanntlich gefährlich sein.

Zur Vervollständigung des Bildes gehört die Erinnerung an unser (ebenfalls) ausgezeichnetes Verhältnis zu Rußland, schon vor Baltischport. Als Herr v. Bethmann (10. 12. 10) zum ersten Male im Reichstage von dem Potsdamer Abkommen zwischen Deutschland und Rußland sprach, erklärte er: „Das Resultat der Entrevue möchte ich dahin zusammenfassen, daß von neuem festgestellt wurde, daß sich beide Regierungen in keinerlei Kombination einlassen, die eine aggressive Spitze gegen den andern Teil haben könnte." Was wollen gegenüber solcher Feststellung alle Heeres- und Marinekonventionen der Welt besagen? — — Freilich, freilich: später war von solch weltgeschichtlicher Ausdeutung des Abkommens delikaterweise nie wieder die Rede. Und als es dann endlich, nach vielen Schwierigkeiten offenbar, veröffentlicht wurde, erschien es als ein wirtschaftspolitisches Spezialabkommen, bei dem wir — so wurde vielfach geurteilt — „wieder einmal (!?Pfui!) schlecht abgeschnitten hätten." Solche politische Kleingeisterei wurde im Instanzenwege mit der gebührenden Verachtung gestraft.

Les amis de nos amis sont nos amis. Es zieht sich eine Freundschaftskette um die Lande, durch die Lande. Und jeder, der gutes Willens ist, sieht, daß wir die Fäden in der Hand haben. In dem helleren Lichte höherer politischer Weisheit begreift man vielleicht auch, weshalb wir den Franzosen die Kongosümpfe abgenommen haben.

Man kann nicht allemal recta via und ohne Aufenthalt zum Ziele kommen. Der Tölpel, der das will, stürzt leicht ab oder rennt sich sonst den Schädel ein. Der Umweg ist oft der sicherste Weg. Auch der Holzweg ist gelegentlich nur ein Umweg. Freilich nicht selten auch umgekehrt. Der Umweg des Herrn Poincaré lehrt uns von neuem, daß unser Wissen auf dem Gebiete der hohen Politik ohne offiziöse Bestrahlung weniger noch als eitel Stückwerk ist. Darum: Abwarten! Zeit lassen! Nicht alles besser wissen wollen als die gottgesetzte Obrigkeit!

Bully

Rußland und Japan

„Rußland und Japan", erklärte Fürst Katsura in Petersburg gegenüber Kokowzew und Sasanow, „haben alles zu verlieren, wenn sie sich nicht miteinander verständigen, und alles zu gewinnen, wenn sie sich miteinander über alles, was sie in Asien unternehmen wollen, vorher durch freundschaftliche Aussprache ins Einvernehmen setzen. Hätten wir das beizeiten getan, so würde die Geschichte keinen blutigen mandschurischen Feldzug zu verzeichnen haben. Dieser bedauerliche Krieg war das Endergebnis gegenseitiger Mißverständnisse. Das freundschaftliche Zusammenarbeiten, dem wir uns heute widmen, hätte schon Ende des vorigen Jahrhunderts beginnen können, wären wir nur von unsern wirklichen Absichten gegenseitig unterrichtet gewesen. Wir in Japan bil-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deten uns ein, Rußland strebe nach der Herrschaft im Pazifik unter Ausschluß aller andern Mächte, während Ihre Ansichten über unsre Absichten ähnlich irrtümlich waren." Nach dem Petersburger Korrespondenten des „Daily Telegraph" haben Fürst Katsura und sein Begleiter Baron Motono durch solche einschmeichelnde Worte bei dem russischen Premierminister wie dem russischen auswärtigen Minister eine hohe Meinung von ihren staatsmännischen Fähigkeiten hervorgerufen; sie wurden von diesen gerühmt, als „musterhafte Staatsmänner von Kraft, Mannhaftigkeit und weitem Blick, ausgerüstet mit der für einen Staatsmann wichtigsten Gabe, das Ganze einer Frage zu überblicken, nicht bloß einen Teil". Vielleicht war das, was Fürst Katsura sagte, auch aufrichtiger gemeint, als es gewöhnlich diplomatische Reden zu sein pflegen; denn man weiß ja heute, das Japan einst das Bündnis mit England erst schloß, als es sich in Petersburg einen Korb geholt hatte. Man sollte in Petersburg indes genug erwägen, daß Japan nur Freunde zu schätzen weiß, die mehr für es tun, als von ihm erwarten. Rußland darf nur ein Freund Japans sein, wenn und solange es kein Freund Chinas sein will. Bevor Rußland sich mit Japan verständigte, suchte es eine Zeitlang mit dem Reiche der Mitte in freundschaftliche Beziehungen zu kommen. Solange es diesem Bestreben oblag, waren die russisch-japanischen Beziehungen derart gespannt, daß mehr als einmal ein zweiter Krieg zwischen den beiden Mächten zu drohen schien. Wahrscheinlich hätte Rußland auf freundschaftlichem Wege von China mehr Zugeständnisse erlangen können, als es heute von ihm unter japanischer Mitwirkung zu erpressen vermag; aber Japan gab bei jeder Gelegenheit zu verstehen, daß es dem besiegten Rußland nicht gestatte, in Asien etwas ohne seine Einwilligung zu erreichen, und da China als politische Macht in absehbarer Zeit nicht stark genug zu werden versprach, um als Verbündeter gegenüber Japan in Betracht zu kommen, so zog die Petersburger Regierung eine Verständigung mit Japan jeder andern Grundlage für ihre asiatische Politik vor. Den letzten Anstoß zu einem solchen Entschluß gaben die Erfahrungen, die die russische Diplomatie während der europäischen politischen Krise machen mußte, die der Annexion Bosniens durch Österreich folgte. Damals wurde es in den Petersburger maßgebenden Kreisen deutlich empfunden, daß man sich mit Japan versöhnen müsse, um für die europäische Politik genügende Aktionsfreiheit zu erlangen. Von da ab begann dann auch die russische Freundschaft für England zu erkalten; dessen politische Hilfe hatte sich eben für die Ausführung wichtiger kontinentaler Aufgaben als unzulänglich erwiesen.

Rußland und Japan sind sich, darüber hat die Unterhaltung zwischen Katsura und Kokowzew Klarheit gebracht, jetzt völlig einig darüber, daß sie jede auswärtige chinesische Anleihe oder jeden Vorschuß auf eine solche zu hintertreiben suchen wollen, wofür keine zulängliche fremde Kontrolle vorgesehen ist. Diese hätte dafür zu bürgen, daß China mit Hilfe fremder Geldmittel den politischen Interessen seiner Nachbarn nicht entgegenwirkte, vor allem keine furchtbare Armee organisierte. Als die vor kurzem stattgehabte Anleihekonferenz in Paris unmittelbar vor dem Abschlusse stand, meldete der Pariser „Temps", Japan habe darauf verzichtet, die Anleihefrage mit seinen politischen Sonderinteressen zu verquicken; Rußland würde diesem Beispiele folgen müssen. Tatsächlich war

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch in den von der Bankengruppe in Paris gemeinsam aufgestellten Bedingungen nichts mehr von den ursprünglichen japanischen und russischen Forderungen die Rede. Dabei handelte es sich aber wohl nur um ein Scheinmanöver. Nunmehr zeigen Japan und Rußland sich entschlossen, China einfach zu verbieten, ausländische Geldmärkte in Anspruch zu nehmen, es sei denn unter von ihnen diktierten Bedingungen. Daß die beiden Mächte China verhindern wollen, ein starkes Heerwesen zu entwickeln, erinnert an Napoleons Vorgehen gegenüber Preußen nach dem Feldzuge von 1806 und 1807. Es wird ganz von den Chinesen abhängen, ob japanische und russische Staatsmänner bei einem solchen Verlangen mehr Erfolg haben können als Napoleon. In der Kunst, politische Pläne im geheimen auszuführen, sind die Chinesen jedenfalls allen andern Völkern überlegen. Auf die Dauer wirkt der moderne Militarismus, davon war keiner mehr überzeugt als sein eigentlicher Schöpfer, Napoleon Bonaparte, zugunsten eines Volkes mit der größten Kopfzahl. Napoleon prophezeite Europa eine „kosakische" Zukunft und in Hinsicht auf China sprach er einmal: „Dort liegt ein Riese, laßt ihn schlafen".

Der russenfreundliche Korrespondent des Daily Telegraph sucht England wegen der wachsenden japanisch-russischen Intimität zu beschwichtigen. Die Londoner Regierung solle immer ins Vertrauen gezogen werden. Von seiner Treue gegenüber England habe Japan während der chinesischen Revolution Beweise gegeben. Als diese in den ersten Anfängen war, habe es England dafür zu gewinnen gesucht, die Herrschaft der Mandschudynastie aufrecht zu erhalten, indessen dann auf Englands Rat die Dinge in China laufen lassen wie sie laufen wollten. Was will das aber besagen? Wozu Japan den englischen Beistand nicht erlangen konnte, das sucht es nachträglich mit russischer Hilfe zu erreichen. Die Aufrichtung irgendeiner Herrschaft in Peking, die ein williges Instrument seiner Pläne wäre.

Otto Corbach

Der Herr Amtsvorsteher schreibt . . .

Sehr geehrte Redaktion!

Unter höflicher Bezugnahme auf die Binzer Brückenkatastrophe teile ich ganz ergebenst mit, daß die hiesige Gemeindeverwaltung es nach wie vor als ihre erste Pflicht betrachten wird, ihre Hände in Unschuld zu waschen. Ob aber hier der Ausspruch zutrifft: „Honny soit, qui mal y pense!" erscheint mir äußerst fraglich; eher möchte noch der Ausruf „shocking!" am Platze sein.

Das andauernde Interesse, das die Öffentlichkeit so liebenswürdig ist, uns Binzern entgegenzubringen, veranlaßt mich, ein für allemal folgendes festzustellen:

Wir wußten schon immer, daß an der Binzer Landungsbrücke etwas faul sei, und wäre uns eine allenfallsige Katastrophe schon mit Hinblick auf den damit verbundenen zeitweiligen Entgang des Brückengroschens sehr peinlich gewesen. Doch der Himmel meinte es gnädig. Für die Zeit vom 29. bis 30. Juli war die Anwesenheit der zweiten Hochseeflotte angesagt: eine günstigere Gelegenheit, uns mindestens für die Dauer einer Woche der Segnungen eines Rettungsbootes und eines geregelten Rettungsdienstes erfreuen zu können — und zwar ohne Erhöhung der Gemeindezuschläge! — hätte sich kaum bieten können. Unser diesbezügliches Gesuch an den Flottenchef wurde bewilligt — wie die Folge lehrte, zum

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

größten Vorteil aller in die Affäre Verwickelten.

Die Katastrophe verlief programmmäßig. Daß unsere Maßnahmen gut funktioniert haben, beweist die bewundernswerte Schnelligkeit der Rettungsarbeiten. Dank dafür der Kaiserlichen Marine! (Der Herr stärke und vermehre sie!) Ein dreimaliges „Hurra!" den wackeren blauen Jungen! Uns Binzern blieb bei dieser Lage der Dinge nichts zu tun übrig: das aber besorgten wir gründlich!

Für die Unterbringung der Kranken war bestens vorgesorgt. Die auf dem Wege des Abtransports gelegenen Restaurants und Hotels stellten hilfsbereit Betten, resp. Diwans zum Nachsaisonpreise von je 3 Mark zur Verfügung, und ein Kellner erklärte sich in edelmütiger Weise bereit, Kognak zur Labung der Bewußtlosen gegen Vorauserstattung der gesamten Zeche zu servieren. (Die Addierung der einzelnen Posten nahm in Anbetracht der hierorts weitverbreiteten rechnerischen Fähigkeiten nicht übermäßig viel Zeit in Anspruch.)

So entwickelte sich die ganze Katastrophe fast lautlos und in musterhafter Ordnung. Von der unnützen Hast, die in anderen derartigen Fällen leider usuell ist, war hier so gut wie nichts zu bemerken. Die Binzer Gemeindeverwaltung vermied jedes unliebsame Aufsehen und jede überflüssige Eile, und auch die Ertrunkenen benahmen sich verhältnismäßig diszipliniert und gesittet. Unter diesen Umständen konnten unsere Beamten, die von den Verunglückten und den zu Hilfe eilenden Ärzten das Brückengeld einzukassieren hatten, ihre Obliegenheiten in aller Ruhe erfüllen. Zu bedauern ist nur, daß der zur Repräsentierung der Binzer Verwaltung delegierte Schutzmann gelegentlich der Katastrophe durch Mangel an Zurückhaltung und Kaltblütigkeit ums Leben kam; er hätte sonst, in Anbetracht des Umstandes, daß mehrere Passagiere den eingetretenen Zwischenfall zur Hinterziehung des Brückengeldes benutzen wollten, zweifellos Gelegenheit zum Einschreiten gefunden.

Im ganzen aber kann man glücklicherweise konstatieren, daß der Brückengroschen ziemlich komplett eingelaufen ist.

Zum Schluß noch ein Wort für die Geretteten. Einige Binzer Badegäste haben, unter lebhafter Anerkennung des von der Ortsbehörde Geleisteten, eine Kollekte zusammengeschossen, um auch ihrerseits etwas für die Ärmsten sowie für die notleidenden Hinterbliebenen der Verunglückten zu tun. Die Binzer Gemeindeverwaltung wird sich zwar an dieser Sammlung nicht beteiligen (Sie kennen doch den schönen Spruch: „Qui trop embrasse . . . ."), sie stellt jedoch einer verehrlichen Redaktion die Zeichnung eines beliebig hohen Beitrags anheim und wird sich übrigens auch in diesem Falle ihrer traditionellen, wenn auch oft beschwerlichen Pflicht des Geldereinkassierens gerne unterziehen.

Binz, den. 5. August 1912.

Seelmann.
Amtsvorsteher.

Für die Möglichkeit der Unterschrift:
Hiawatha

Arme und Reiche?

Wenn man ein günstiges Bild von der sozialen Lage der Bevölkerung geben will, dann braucht man nur auf die steigenden Steuererträgnisse und auf die mächtige Entwicklung der Sparkassen hinzuweisen: In Preußen hat sich z. B. in den letzten 20 Jahren das Heer der Steuerzahler nahezu verdreifacht, das gesamte Jahreseinkommen ist von kaum $5^3/_4$ Milliarden auf $14^1/_2$ gewachsen und in den verschiedenen deut-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen Sparkassen sind heute mindestens 17 Milliarden angesammelt. Wer das liest, der glaubt das deutsche Volk müßte sich bereits in einer beneidenswerten Lage befinden. — Allein solche absolute Zahlen täuschen auch. Wenn man nämlich näher zusieht, wie sich die Einkommen auf die verschiedenen Schichten der Bevölkerung verteilen, dann gewinnt man eine andere Vorstellung.

In ganz Preußen gehören immer noch 43% in die Klasse unter 900 Mk., d. h. sie zahlen überhaupt keine Einkommensteuer und weitere 8% bleiben außerdem aus mannigfachen Gründen befreit, so daß man gut von der Hälfte der Bevölkerung sagen kann „sie essen nur eben, um zu leben". Aber auch von den 49 Bessergestellten, die sich über das Existenzminimum erheben, kommen schon 19 nicht über 1200, und weitere 18 nicht über 1800 Mk. Nun muß man sich vergegenwärtigen, daß die Einkommen keineswegs immer auf einzelne Personen, sondern gewöhnlich auf Familien mit mehreren Angehörigen treffen, und man sieht, daß eigentlich nur ein kleiner Rest bleibt, der über die Dürftigkeit des Lebens hinauskommt. In die Schichte von 1800 bis 3000 gehören noch 6%, über 3000 bis 6500 nur mehr $4\frac{1}{2}$ und darüber hinaus nur $1\frac{1}{2}$% der gesamten Bevölkerung. Wo soll man die Grenze ziehen? Jedenfalls können sich die 6 über 1800 noch nicht viel erlauben, ein einigermaßen anständiges Leben aber, von 3000 Mk. an, ist unter 100 überhaupt nur etwa 6 mehr vergönnt. Andererseits sieht man aber auch, daß das Schlagwort von dem Verschwinden des Mittelstandes nicht ernst zu nehmen ist, die Schichte von 1200 bis 3000 hat sich durchaus nicht verkleinert und nimmt sich gegenüber der obersten doch ganz ansehnlich aus.

Das Einkommen sagt uns im großen und ganzen wieviel einer von den Gütern dieser Welt Jahr für Jahr genießen kann. Für die allgemeine Lebenslage aber wird erst das Vermögen, der Besitz entscheidend. Von ihm hängt die Selbständigkeit für den Handel- oder Gewerbetreibenden ab, der Besitz verschafft ein Übergewicht in der Produktion, er allein gewährt — natürlich abgesehen von Staatsstellungen — erst jene Sicherung des Lebens, die nun einmal zur höheren Kultur gehört.

In Preußen (das uns auch hier den besten Einblick gibt) gehört immerhin beinahe $\frac{1}{5}$ der gesamten Bevölkerung (mit Angehörigen natürlich) zur Klasse der „Besitzenden"; wenigstens nach der Auffassung der Steuerbehörde, welche alle Vermögen von 6000 Mk. an zur Steuer heranzieht. Wieviel dann die übrigen $\frac{4}{5}$ besitzen und wieviele wirklich Besitzlose darunter sind, das erfahren wir leider nicht. Von den 18 Begüterten unter 100 sind noch die Mehrzahl „Kleine Leute", 10 davon bleiben unter 20 000, weitere 5 unter 52 000 Mk. und nur 3 kommen darüber hinaus. Unter diesen sind dann 9.349 Millionäre, absolut genommen gewiß eine schöne Zahl. Die 3 unter hundert besitzen nahezu $\frac{3}{4}$ des ganzen Vermögens in Preußen. Wir haben noch keine Milliardäre, wie in Amerika, aber doch konzentriert sich auch bei uns der Besitz in verhältnismäßig wenigen Händen. Einem Reichen stehen vielleicht Hunderte von Besitzlosen gegenüber. Das war aber auch früher schon so. Wenn in unserer Zeit die Gegensätze zwischen Besitzenden und Besitzlosen sich immer mehr verschärfen, so wird das wohl kaum aus einer wesentlich anderen Verteilung des Besitzes zu erklären sein, auch nicht allein aus dem Übergewicht, welches der Kapitalbesitz heute verschafft, sondern doch wohl vor allem aus einer veränderten Auffassung, aus dem immer weiter verbreiteten Emp-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

finden, daß eben diese Verteilung eine gewisse Ungerechtigkeit enthielte. Als ob dieselbe Ungerechtigkeit nicht überall in der ganzen Natur zu finden wäre, so lange die Welt steht!

Dr. Hermann Schmidt

Die Schächer

„Wer aus Not geringwertige Gegenstände entwendet oder unterschlägt, wird mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft. Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein. Die Zurücknahme des Antrags ist zulässig . . ."

So die Novelle zum Strafgesetzbuch. Ähnliche Erleichterungen enthalten die Bestimmungen über Betrug und Hausfriedensbruch. Aus der Gerichtspraxis hat man eine Reihe strafrechtlicher Grausamkeiten vorgezeigt, die das neue Gesetz schon in seinen ersten Lebenstagen erwürgt hat; wer sie betrachtet, ahnt, wie tötlich sie zu den Zeiten ihrer Kraft den Schächer des Eigentumsvergehens umwinden mochten. — Dem Thema: Eigentumsschutz gegen Schutz der Person, das juristisch ja nichts anderes ist als die Frage nach dem Wert des römischen Rechtes: dieser Frage läßt sich theoretisch wohl kaum etwas Neues abgewinnen. Wo es die Überlieferung nicht tut, stützt, scheint mir, den römischen Brauch das Gefühl: Vergehen gegen das Eigentum seien der mechanischen Behandlung zugänglicher, durch Drohung beeinflußbarer als die triebstarken, unberechenbaren Ausbrüche der körperlichen Gewalt. Eine Frage der Zweckmäßigkeit also: es lohnt sich nicht, die Körpervergehen hart zu bestrafen, weil die Strafe nichts nützt. Für das menschliche Empfinden ist das Problem wohl lange entschieden. Keine sachliche Erwägung betäubt den Eindruck der Ungeheuerlichkeit, wenn Verstümmelungen, Kindermartern, unsagbare Bestialitäten ein milderes Urteil finden als die jämmerlichen Verstöße der Not. Ein Elternpaar mißhandelt Monate hindurch ein lästiges Kind, bis, nach den Worten der Untersuchenden, die Haut des Geschöpfes einer „Baumrinde" gleicht. Mildernde Umstände hat das Gericht nicht gefunden: Also keine krankhafte Absonderlichkeit, kein stumpfgeistigen Menschen unverständlicher, aufreizender Ungehorsam des Opfers . . . Urteil: „in Anbetracht der besonderen Unmenschlichkeit" — — zwei Monate Gefängnis.

Ein rückfälliger Dieb bricht beim Staatsanwalt ein. Urteil: Zwölf Jahre Zuchthaus . . .

Mag man einwenden, was man will: Der Abstand der Strafmaße, mindestens im Verhältnis von 1 : 100, ist grauenhaft. Die Kinderfolter wiegt sicherlich hundertmal so schwer, wie die Tat des Diebes: körperlich, seelisch, gesellschaftlich; und wurde hundertfach leichter gesühnt. Die Beziehung zwischen Vergehen und Strafe kann somit im Abstand von 1 zu 10000 verschieden sein... Das zu denken ist furchtbar. Bei manchen Roheitsverbrechen, deren Täter fast ungestraft von hinnen gehen, wachen alle Geister des Rachebedürfnisses in uns auf. Wir brauchen uns dessen nicht einmal zu schämen. Schließlich und endlich ist auch die Justiz ein Ausläufer unserer Instinkte; und Rache gehört zu den Elementarnotwendigkeiten des Menschen. Man fürchte das Wort doch nicht. Trotz aller Besserungs-, Abschreckungs- und Gesellschaftstheorie bleibt der einzige wirkliche Antrieb der Strafjustiz das Vergeltungsbedürfnis: freilich in System gebracht, mit Sicherungen umgeben und vom Staatswesen monopolisiert. Abschnüren sollte man es dennoch nicht; das könnte zu bösen Vereiterungen führen. Seltsamerweise gilt es bei uns als fortschrittlich,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herabminderung aller Strafen, auch der für Roheitsverbrechen, zu fordern. Als ob die moderne Auffassung, die den Täter beurteilt, notwendig milder sein müßte als die ältere, die sich auf die Tat beschränkt. Sie ist härter, weil persönlicher. Bei alten Grundsätzen verharren und ihre praktische Wirkung aushöhlen, ist auf die Dauer ebenso ein Unding wie der Kampf des Psychiaters gegen den Staatsanwalt. Zwischen dem Mordkranken und dem Mörder ist kaum mehr als ein Unterschied der Bezeichnung: Wer Seelenzustände richtet, wird sich entschließen müssen, fest zuzugreifen oder gar nicht. Denn der Fortschritt des Strafrechts mag aussehen wie er will: darin, daß man mit schlechtem Gewissen straft und mit noch schlechterem freiläßt, wird er gewiß nicht bestehen.

Mit den Eigentumsdelikten hat der Gesetzgeber es leichter. Hier liegt in der Tat die Milde auf dem Wege des Fortschritts. Die Anlässe verbergen sich nicht im Triebdunkel, und die gefährliche Wissenschaft des Pathologen macht der freundlicheren des Sozialforschers Platz. Not ist leichter zu definieren als Krankheit, der Wert entwendeter Gegenstände feststellbarer als der Grad einer Leidenschaft. Man darf sehr objektiv sein, weil die Seelenvorgänge einfach sind. Es wäre überhaupt gut, wenn wir uns wieder mehr auf den schlichten Zusammenhang von Ursache und Wirkung besännen. Zwischen Not und Selbsthilfe, Versuchung und Fall besteht eine klare Gleichung: die Pirschgänge durch die Pathologie haben uns gewöhnt, dies Natürliche zu übersehen. Wir sind imstande und umfragen die einfachste Übertretung gedruckter Verbote wie eine unbegreifliche Perversion. Nicht der Verstoß: der Gehorsam gegen die Gesetze ist das eigentliche Wunder unseres Zusammenlebens. Welch ein System komplizierter Hemmungen gehört dazu, daß der Hungrige nicht stiehlt, der Zornige nicht zuschlägt, der Beleidigte nicht Rache übt ... Wenn etwas seelische Rätsel aufgibt, so ist es die Bändignng dieser Naturtriebe.

Das neue Gesetz hat den Willen gezeigt, Natürliches natürlich zu sehen. Es läßt der grauen Schwester Not ihren Namen und hat keine doktrinäre Scheu, dem Sachwert entwendeter Gegenstände nachzufragen. Durchsichtige Vergehen soll man nicht hyperpsychologisch trüben, noch blindlings rächen. Beides ist hier vermieden. Der Schritt zur Einfachheit ist ein Schritt zum Besseren.

Hermann Friedemann

Rita Sacchetto — Alexander Sacharoff

Kürzlich besuchte ich einen der vielen, immer mit viel Tamtam inszenierten, Sacchetto-Abende des Künstlerhauses, die, so oft sie sich in München wiederholen, ein sogenanntes elegantes Publikum anziehen. Der Abend stimmt mich nachdenklich. Leider bestätigt sich bei diesem Sacchetto-Rummel die alte Tatsache von der Wirksamkeit einer geschickt organisierten Reklame. Fräulein Sacchetto, eine glatte Salonschönheit, Typus Fritz August von Kaulbach, ist eine Münchner Entdeckung!! Dieses Protektionskind der Münchner Gesellschaft, dem man vor Jahren den Schauplatz ihrer persönlichen Erfolge vom Salon auf das Podium zu verlegen suchte, bleibt trotz aller Anstrengungen eine blutige Dilettantin. — Bei den letzten Gastspielen der Sacchetto kam man durch die Mitwirkung Alexander Sacharoffs, den sie sich zum Partner erkor, — nie sah man eine unpassendere Künstlervereinigung! — auf seine Kosten. Von dem dem Wesen des jungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

russischen Tänzers stark eingeprägten femininen Zug fühlten sich viele zunächst abgestoßen, überwindet man diesen in allzu weichlichen Allüren ausgeprägten ersten Eindruck, so verschafft doch nach und nach das große Talent Sacharoffs — ungetrübte Freude. Der Tänzer schwelgt in der Wonne des Rhythmus, er beherrscht seine Gliedmaßen, besitzt künstlerischen Willen, ist ungemein musikalisch und schaltet im Spiel von Armen und Beinen jede unmotivierte Bewegung aus. Wir haben in München bisher das Russische Ballett nicht kennen gelernt, es fehlt uns der Vergleich mit Sacharoffs berühmtem Landsmann Nikitin, männliche Tänzer verschwanden nach den letztjährigen Tanzreformbestrebungen immer mehr vom Schauplatz, es ist daher zu sagen, daß das was Sacharoff in seinen Solotänzen „Rigaudon von Rameau" und „Cake Walk von Debussy" leistet, ungewöhnlich originell erscheint und daß man vertrauensvoll der Entwicklung dieses Künstlers entgegensehen darf.

Wie dürftig erscheint das Können der Sacchetto erst neben diesem Partner! Nichts von all dem, was uns die Reklame suggerieren möchte, läßt sich bei den qualvoll einstudierten pantomimischen Darbietungen des Fräulein Sacchetto nachempfinden. Die Dame läßt mit dem Programm gleichzeitig Extrakte aus günstig lautenden Kritiken verteilen. Es nützt nichts! Professor Fritz Stahl vom Berliner Tageblatt war einmal in der glücklichen Lage, hinter der Sacchetto ein hinreißend jugendfrisches Temperament zu spüren und Prof. Krebs vom Berliner Tag meint: „Rita Sacchetto ist der Name, den man nennen muß, wenn von genialen Tänzerinnen die Rede ist," dieser ganze Waschzettel von Redensarten könnte eine wirkliche Künstlerin erröten machen! Die nicht blind sind — werden sich nicht erschüttern lassen. Die Münchner Kritik mag sich salviert fühlen, sie kann trotzdem der Anklage nicht entgehen als erste Instanz eine Verantwortung zu tragen. Und das ist der Kern der Sache, der den Fall Sacchetto erwähnenswert macht. Die Verwirrungen, die die Dürftigkeit der Münchner Tagespresse auf anderen Kunstgebieten damit ausrichtet, daß der Mittelmäßigkeit eine zu große Beachtung entgegengebracht und das auserwählt Gute nicht nach Verdienst herausgestrichen wird, berühren diesmal ein Gebiet, auf dem München sozusagen — Kompetenz besitzt. München betrachtet man als das gegebene Sprungbrett für die Lanzierung von Tanzkünstlern, und in der Tat haben sich eine Menge interessanter Erscheinungen in der großen Faschingsstadt die Künstlertaufe geholt. Diese Kompetenz scheint aber sehr wacklig, wenn man neben der Ruth St. Denis, der Madeleine, den Schwestern Wiesenthal, der kleinen Derp u. a. m. auch an den kitschigen Pantomimen der Sacchetto Gefallen findet. Man muß von ihr eine „Potiphar" genannte Phantasie gesehen haben, um sicher zu sein, daß Fräulein Sacchetto nicht nur nichts mit den Mitteln des Handwerks ausdrücken kann (sie hat keine anderen Mittel als die ihrer Erscheinung), sie hat aber auch keine Spur von Seele, kein Temperament und keinen künstlerischen Verstand.

Rita Sacchetto wird nicht unterlassen, sich noch recht häufig ihren lieben Münchnern in Erinnerung zu bringen, erfahren muß sie einmal, daß auch die Wirkung der geschicktesten Reklame ihre Grenzen hat.

Alfred Mayer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Dekamerone

Es gab bisher von Boccaccios Dekamerone nur eine einzige empfehlenswerte und brauchbare deutsche Ausgabe, die dreibändige im Inselverlag. Die Menge der Leser, die bei Boccaccio nur die pikante Sauce suchen, begnügte sich mit einigen miserablen Schundausgaben, die denn auch für diese Leser gut genug sein mögen. Die Ausgabe im Inselverlag war ein Verdienst und wird in Ehren fortbestehen, auch wenn allmählich andre Ausgaben mit ihr in Konkurrenz treten. Es wird eben auch die Zahl der ernsthaften Leser wachsen, denn wenn das gelegentlich wieder aufflackernde Interesse für verschollene altitalienische Novellisten auf Mode und Zufall beruht, so macht davon Boccaccio eine Ausnahme; seine meisterhaften Novellen werden in Zeiten einer sensiblen literarischen Kultur gerade von den guten Lesern mehr und mehr geschätzt werden.

Soeben erschien nun der erste Band einer neuen deutschen Ausgabe, die für Liebhaber hübscher Bücher beachtenswert ist. Das Werk soll fünf Bände stark werden und zeichnet sich durch die wohlgelungene Wiedergabe der Kupferchen aus, mit denen Gravelot, Boucher und Eisen die Ausgabe von 1757 geschmückt haben. Die Übersetzung ist von Heinrich Conrad und liest sich sehr gut, seine Mäßigkeit im Gebrauch archaischer Wendungen ist zu loben. Das Werk wird von den beiden Münchener Verlegern Georg Müller und Hans von Weber gemeinsam herausgegeben. Das ist eine erfreuliche Erscheinung und erinnert angenehm an den Tempelverlag, bei dem ebenfalls mehrere bekannte Verleger auf gemeinsames Risiko an einer schönen Sache zusammenarbeiten. Risiko und Konkurrenzgefahr werden kleiner, die Erfahrungen mehrerer werden summiert, und so werden Unternehmungen möglich, die für den einzelnen gefährlich wären. Wir sehen mit Vergnügen zu und hoffen, es werden auf solchem Wege allmählich auch die so schwer entbehrten Werke von Jean Paul, Stifter und anderen in guter Form und würdigen Drucken erscheinen können.

Hermann Hesse

Antoine Watteau

Der letzte Band der „Klassiker der Kunst" bringt das Werk Watteau's, herausgegeben von E. H. Zimmermann, in 182 Reproduktionen (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Damit haben wir endlich den lieben, poetischen Meister vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in einer guten populären Ausgabe und können im Durchblättern und Betrachten die Zeit der fêtes galantes durchwandeln, was etwa in Begleitung einer Goncourt-Lektüre ein auserlesener Genuß ist. Aber Watteau ist nicht bloß der Schilderer einer Zeit und eines bestimmten Lebensstiles, er ist ein Dichter und Schwärmer, und der, den wir als naiven Darsteller seiner Umgebung ansprechen möchten, war vielmehr ein überempfindlicher Einsiedler und nervöser Sonderling, den einer seiner besten Freunde einen libertin d'esprit, mais sage de moeurs genannt hat. Und was wir gerne als das Abbild einer leuchtenden Wirklichkeit hinnehmen möchten, entpuppt sich als die vergeistigte Traumwelt eines wenig glücklichen Künstlers, der selber wenig getanzt und wenig Seide für seine Kleider verbraucht hat. — Das schöne Bilderwerk sei empfohlen!

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englisch-deutsche Staatskunst

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

II.

Aber man darf in Deutschland nicht bloß die anfechtbaren Stellen der englischen Politik ins Auge fassen. Auch Deutschlands auswärtige Politik zeigt, wenn wir längere Strecken ins Auge fassen, schmerzliche Schatten. Der fünfte Kanzler war neulich Gast in Petersburg, und die Begegnung der Monarchen von Baltischport wird als ein Friedenspfand angesprochen. Welcher Kreislauf in 22 Jahren! Am 20. März 1890 haben Kaiser Wilhelm II. und Herr von Holstein unter Caprivi die Annäherung an Rußland aufgehoben, indem sie die von Rußland angebotene Fortsetzung des russisch-deutschen Vertrags ablehnten. Heute würde man eine solche vertragsmäßige Bindung Rußlands als einen Höhepunkt der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. besingen. Man hätte dazu vom Standpunkt einer Politik der stärkeren Gruppe ein Recht. Aber dann muß man auch ebenso offen anerkennen, daß man in 22 Jahren diplomatisch noch nicht wieder an den Punkt gekommen ist, an dem man damals stand; der Zweibund und Tripleentente wäre eliminiert, wenn man Rußland nicht gekündigt hätte. Gott, was hätte man dadurch an Schwierigkeiten und an Aufwand ersparen können! Caprivi ist materiell nicht schuld. Er war damals drei Tage im Amt. Kaiser Wilhelm II. war verstimmt auf Rußland und wollte den Vertrag nicht fortsetzen, Holsteins gefälliger Rat kam dieser Stimmung diplomatisch entgegen. Aber auch Kaiser Wilhelm II. wird heute unumwunden einräumen: man durfte die russische Beziehung nur lösen, wenn die englische geknüpft war. Rußland verärgert auf den französischen Rückhalt verweisen und gleichzeitig Nordseepanzerschiffe bauen, ohne mit England in einer Entente zu sein — das war die Taktik, die Deutschland viele Hunderte von Millionen gekostet, die auswärtige Politik Deutschlands in Europa, in Afrika und in Kleinasien um manchen mög-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Erfolg gebracht, uns in die Algecieras- und Marokkostimmungen hineingetrieben hat, und die uns ohne genügendes Äquivalent hart aufliegt. Es hörte sich auch nicht vergnüglich an, wenn neulich der Lord mit dem „sauren Blick" die Tatsache erwähnte, daß Deutschland einen Flottenplan besitze, der in 14 Jahren 5mal gesetzlich geändert worden sei. Er unterdrückte auszusprechen, das sei kein Plan, sondern eine Planlosigkeit. Der Trost der Retourchaise, daß es bei England nicht viel anders aussieht, ist gering. Wenn Herr von Marschall, unser neuer Botschafter in London, der vor 22 Jahren Staatssekretär des Auswärtigen Amtes war, und, in Ungnade gefallen, nach Konstantinopel versetzt wurde, in dem Schatz seiner Erinnerungen blättert, so könnte er etwas erzählen von nicht erfüllten Erwartungen und halbdurchdachten Entschlüssen; auch seine Abberufung aus der Türkei im jetzigen Moment gehört dazu.

Hat Baltischport und hat die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Potsdam Ansätze für eine neue Orientierung anders als in verschwommenen Umrissen und Eventualitäten gebracht? Man hat kein Recht, davon überzeugt zu sein. Rußland läßt es sich gefallen, gestern von Deutschland und heute von Frankreich besucht zu werden. Es wäre artig, wenn Rußland die Schiffe, die es bauen will, Frankreich zu bauen verspricht, dafür eine neue Anleihe in Paris anbringt und sie teilweise zu Aufträgen an deutsche Schiffswerften verwendet. Deutschland soll sich nach einer launigen Äußerung des Deutschen Kaisers bereit erklärt haben, Rußland sechs Kriegsschiffe von der Moltkeklasse zu bauen. Das wäre ein Genrebild der Politik unserer Tage, die halb verfeindet und halb befreundet ist.

Die auswärtige Politik von Europa hat keine Klarheit und keine Ruhe, keine Ziele und keine Früchte. Gerade diese Unklarheit und Unruhe, diese Zielloſigkeit und Unfruchtbarkeit birgt Zukunftsgefahren, denen die rüstenden Länder halb gedankenlos, halb willenlos entgegenlaufen. Bei diesen Gefahren ist nicht bloß an diejenigen zu denken, die zunächst vor Augen treten und die alle vernünftigen Menschen in Deutschland und England vor zehn Jahren für einen Wahnwitz gehalten hätten. Näher noch ist die stillwirkende Gefahr der sozialen Rückwirkung. Die großen europäischen Industrieländer können ihre sozialen Verpflichtungen nur zu einem Bruchteil und nicht in dem Maße erfüllen, das mit dem ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schärften sozialen Empfinden Schritt halten würde. Diesseits und jenseits des Kanals sind Hunderttausende von Beamten und Angestellten und von Lehrern im Verhältnis zu den Lebensmittelpreisen nicht genügend bezahlt. Millionen von Arbeitern haben die Vorstellung, daß die erreichte Stufe des nationalen Wohlstandes eine Verbesserung erlauben würde. Die Bitterkeit ihrer Stimmung ist eine Staatsgefahr und unterbindet das Aufkommen einer versöhnlicheren Stimmung. Die Abgaben und Lebensmittel sind ruckweise emporgeschnellt. Nur wenn die Mehrrüstungen eine fühlbare Verlangsamung erfahren würden, wäre ein fühlbares materielles Entgegenkommen möglich. Die Verminderung des Gegensatzes der Massen gegen die Staatsgewalt wäre eine viel größere Stärkung der nationalen Kraft als diejenige, die durch das System der Rüstungssteigerung erreicht wird. Das müssen die Staatsmänner in Berlin so gut wissen, wie diejenigen in der Stadt der Themsedocks.

Die Unzulänglichkeit der auswärtigen Politik Europas in der Gegenwart kann angesichts der Dimensionen, die ihre Fehler annehmen, in der Zukunft zu einer riesenhaften Schuld werden.

Soll das System der europäischen Rivalitäten, mit dem Europa tausend Jahre lang durchkam, solange Asien schlief und Amerika kein organisierter Weltteil war und solange die Massen schliefen und kein organisierter Staatsteil waren, in das zwanzigste Jahrhundert fortgesetzt werden?

Das alte System entsprach der alten Zeit, ihren begrenzten Aufgaben und ihren Grenzstreitigkeiten. Daraus entwickelte sich jene Diplomatie, die Macchiavell, dieser gescheite Staatsmann, gelehrt, und die — sein Italien zerfleischt hat: Florenz und Genua gegen Mailand oder gegen Venedig. Zwei sind stärker als einer; der eine muß stärker werden als die zwei, und die zwei müssen veruneinigt werden. Aber schon damals passierte es Florenz, daß Venedig den Bündnisvertrag gegen Mailand ablehnte, „weil Mailand der beste Kunde von Venedigs Hafen sei und es den Dogen falsch dünke, seinen Kunden zu schwächen".

Ist eine höhere Gemeinschaft vorhanden, so ist die Politik der Bündnisse nur der Schein einer Organisierung. Teilorganisierung des Widerstands ist ihrer Natur nach Konterorganisation und deshalb Desorganisation der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesamtheit. Die alte italienische Staatskunst, um bei diesem Beispiel zu bleiben, war Desorganisierung Italiens; zur Organisierung Italiens führte erst die Staatskunst Cavours, der einen Blick für Solidaritäten hatte. Was für die Länder gilt, gilt für die Weltteile, jedenfalls dann, wenn sie so klein und so kulturähnlich sind, wie das heutige Europa, das längst angefangen hat, eine große Gemeinschaft ideeller und materieller Interessen zu sein.

Europa muß sich organisieren, entweder vor einem Krieg oder nach einem Krieg. Es wird nach einem Krieg schwächer sein, als vor einem Krieg und weniger willig das zu tun, was es tun muß. Die Organisierung Europas könnte allen seinen Teilen Vorteile bringen, jedem so große als ein Krieg bestenfalls einem einzelnen. Der Kreis der Aufgaben in Europa ist im wesentlichen verteilt und jedem ist sein Teil zugewiesen, ohne daß die Erfüllung durch Zusammenstöße gewinnen könnte. Die Grenzstreitigkeiten sind vor der Weltgeschichte von ähnlicher Bedeutung wie vor dem Richter der Ackerstreifen, um dessentwegen sich zwei Prozeßbauern herunterwirtschaften.

Sollen um den Gegensatz der Nachbarn Deutschland und Frankreich sich die europäischen Mächte noch einmal fünfzig Jahre gruppieren? Anfänglich hat England zugeschaut und den Waghalter gebildet. Allmählich wurde es selbst in die von ihm begünstigte gegensätzliche Gruppierung hereingezogen. Das dadurch vorübergehend herbeigeführte Übergewicht trägt aber die Tendenz und den Reiz zur Ausgleichung selbst in sich, nach dem alten europäischen Diplomatengesetz vom europäischen Gleichgewicht, das gerade dann, wenn es haarscharf ausbalanciert ist, droht verloren zu gehen.

Die Zukunft gehört einer fruchtbareren Form. Denn die Gleichgewichtsform ist im Grunde immer negativ. Sie kann nur hindern, nicht schaffen; denn sie arbeitet mit zwei Hälften, die sich die Stange halten sollen, und der öffentliche Geist wird überall erzogen, in dieser kontradiktorischen, advokatorischen Form zu denken und zu verteilen.

Es gilt ein höheres Ziel. Die Welt hat neue Aufgaben, Aufgaben, die besser gemeinsam erfüllt werden können als im kriegerischen Streit, um die Erfüllung durch einen einzelnen, oder durch eine Gruppe oder Hälfte.

Wirtschaftliche und wissenschaftliche Nutzbarmachung Afrikas. Ausbreitung, nicht Ausscheidung, im aufwachenden Asien. Wettkampf um die Weltstellung mit Amerika. Kann ein europäischer Staat diese Aufgaben-

Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

fülle allein bewältigen, braucht es dazu nicht des Anteils und der Mitwirkung aller ohne kraftvergeudende Eifersucht? Der „Einfluß" äußert sich nicht mehr bloß in der massivsten, aber nicht wirksamsten Form einer Eroberung und Landokkupation. Gerade darum hätten England und Deutschland, aber auch Frankreich, von einer zeitgemäßeren Form gemeinsam großen Vorteil, wirtschaftlichen Vorteil auch die neutralen Staaten.

Es war erwünscht, durch einen Franzosen von Gesprächen Kenntnis zu erhalten, die er am Brunnen von Kissingen mit Herrn von Kiderlen-Wächter gepflogen hat. Herr Bourdon erzählte uns im „Figaro" und im „Berliner Tageblatt" von den Perspektiven einer Politik, die Herr von Kiderlen vorsichtig eine „kleine Politik" genannt hat. Er zeigte nicht ein Programm, aber eine neue Methode, und er wählte für ihre Anwendbarkeit in der Türkei und in China Beispiele, die belehrend sind. Er eignete sich ein Wort des alten Goluchowski an, der „Europa unsinnig und blind nannte, dieses Europa, das unfähig sei, sich gegen die schweren Gefahren zu organisieren, die ihm aus dem Wiedererwachen der alten, großen Rasse Asiens und dem Wiedererwachen der jungen Konkurrenz Amerikas erstehen, Gefahren für die Wohlfahrt und den Reichtum, die Europa packen werden, ohne die Rücksicht auf seine winzigen Streitigkeiten". Eine Organisation Europas, das wäre das praktische Werk, das zu vollbringen sei, soll Herr von Kiderlen gesagt haben. Das ist ein Wort!

Ich finde: Hier ist auf ein Ziel hingewiesen, auf das die Länder und die Regierungen, die Dynastien und die Massen zugehen könnten, und dessen Erreichung ihrer Intelligenz und ihrem Patriotismus ausgezeichnete Aufgaben stellen würde. Wenn Deutschland mit England den Zustand des Friedens, in dem sie leben, vertragsmäßig bekräftigen und mit der Klausel versehen würden, daß der Aufhebung dieses Zustandes eine zweijährige Kündigung vorangehen müsse, so würde auch dieses „kleine" Mittel durch die Beseitigung der imaginären Gefahr eines plötzlichen Überfalls einen nützlichen tun können. Freilich erst große Mittel, die beiden Völker über die große Tatsache aufzuklären, daß Deutschland und England von einem Krieg gegeneinander keinen Vorteil, sondern beide nur einen Riesenschaden haben würden, könnten, planmäßig angewendet, den Zustand des Geistes herstellen, dessen Mangel beschämend und gefährlich ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sechs Monate Regiment Freih. von Hertling in Bayern

Von Dr. Müller-Meiningen-Hof

(Schluß)

Die „Wahrung der Staatsautorität" besteht in erster Linie wohl in der Achtung vor dem Gesetze, vor allem dem Verfassungsrechte. Mißachtung vor dem Gesetze verrät die ganze Jesuitengesetzgeschichte. Keine sehr große Achtung zeigte das Ministerium im Laufe der monatelangen Debatten auch vor dem bayrischen Verfassungsrechte, wo es klerikale Machtansprüche zu befestigen oder neu zu stabilisieren galt: „Aufrechterhaltung des christlichen Charakters des bayrischen Volks", nennt das mit einer kleinen Blasphemie die offizielle Welt in Bayern!

Die Negation der Gewissensfreiheit zum Schaden der Jugend, die im Schlußeffekte auf eine Verkümmerung dieses höchsten Rechts zum Nachteile der Eltern hinausläuft, in der Frage des Zwangsgottesdienstes; die Ausklügelung des verfassungsmäßigen Rechts der geistlichen Schulaufsicht auch für den katholischen Teil durch analoge (!) Anwendung zweifelhafter Rechtsnormen des Protestantenedikts, die einzig dastehende Stellungnahme der Staatsregierung zur Frage des Antimodernisteneids, die im Gegensatze zu allen anderen Bundesstaaten als rein kirchliche Angelegenheit behandelt wurde, die Behandlung der Frage der fakultativen Feuerbestattung, die sogar in der Kammer der Reichsräte, diesem Urbilde feudalaristokratischer Temperamentlosigkeit, scharfe Kritik fand: Lauter Affären, in welchen das Ministerium eines reinen Kirchenstaates sich nicht kirchen-serviler benehmen kann als das Ministerium Hertling es tat.

Freilich handelt es sich hier teilweise um wirkliche, böse „Erbschaften" von Ministern, die das gute Auskommen mit der klerikalen Mehrheitspartei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu den gewagtesten Rechtsklitterungen getrieben hatte! Aber wie bei der Bekämpfung der Sozialdemokratie, die die Herrn v. Frauendorfer u. Gen. pflichtgemäß doch auch, wenn auch geschickter und gerechter vertraten, so auch hier der Ton eines fast aufdringlichen Entgegenkommens gegenüber Aspirationen, die angesichts der ultramontanen Volkssprengungstendenzen für die Zukunft des bayrischen Staates die größten Gefahren enthalten, die nur die unbegreiflichste Kurzsichtigkeit noch als „dankenswerte Förderung staatlicher Tendenzen" auffassen kann. Auch die beabsichtigte Regelung des Fortbildungsunterrichts in Bayern läuft auf eine völlige Unterwerfung des wichtigsten Teils der Erziehung unsers zukünftigen Staatsbürgertums unter die kirchliche Herrschaft hinaus. Nicht bloß in der allgemeinen, sondern auch in der fachlichen, gewerblichen Fortbildungsschule wird mehr nach der Wertung des sog. Religionsunterrichts im gesamten Schulplan, als durch die Berufung des Geistlichen auf einen einflußreichen Platz in der offiziellen Schulaufsicht der kirchliche Einfluß in Zukunft der herrschende sein.

Das Wesen eines Systems tritt am schärfsten an den Querelen des täglichen Lebens hervor: Die Verwaltungspraxis ist das Blut des politischen Systems. Nicht die Gesetze, sondern ihre Ausführung zeigt den politischen Wind, der im Staate herrscht!

Solche scheinbar kleine Zwischenfälle des täglichen Lebens lassen das jetzige Regime in Bayern in seinem einseitigen Charakter schärfer ausgeprägt erscheinen als alle gesetzgeberischen Verbeugungen vor dem allmächtigen Klerus, der seine gefährlichste Form in der bekannten geistlichen Schulaufsichtsbeamten-Gewerkschaft erhalten hat. Dem Konzepte dieser Verkörperung des Entwicklungsgedankens kirchlicher Anmaßung auf dem Gebiete staatlicher Schulbetätigung, dieser inkarnierten Kriegserklärung gegen den modernen Staatsgedanken ist der Kultusminister nicht bloß in der Frage der geistlichen Schulaufsicht, sondern auch in den Fragen der Ausgestaltung des gesamten Fortbildungsunterrichts gefolgt. Der Bischof von Speyer hat in seiner bekannten Rede das Konzept geliefert. Und in dieser Form der Organisation, die direkt gegen den Staat gemünzt ist, sieht ein K. Bayr. Staatsminister „eine dankenswerte Förderung des Schulwesens"!

Zu einem kleinen Skandale hat sich die köstliche Geschichte mit dem bekannten sog. Guttempler-Erlasse des Herrn v. Knilling ausgewachsen. Der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vom deutschen Kaiser seinen Marineoffizieren gepriesene, völlig harmlose Mäßigkeits-Guttempler-Orden sollte plötzlich eine gefährliche internationale, unbekannten Oberen unterworfene Loge sein! Internationale Moralanschauungen! Brrr! Pflichttreue, Nächstenliebe, Mäßigkeit gegenüber dem Alkoholismus, dessen wirtschaftliche Bedeutung in dem köstlichen, das homerische Gelächter der ganzen gebildeten Welt hervorrufenden Erlasse gegenüber der Jugend Bayerns erörtert wurde. Zwar wurden die ganzen Voraussetzungen des Erlasses als schnöde Mystifikationen einwandsfrei dargetan! Eher aber ändert der Planet seine Bahn, als daß ein Bureaukrat den Mut besitzt einzugestehen, daß er einen Bock geschossen und das Land bloßgestellt habe. Warum dieses Aufgebot von Kraft gegen eine so harmlose Bewegung? Warum diese im bayerischen Ministerium bisher unerhörte Raschheit der Entscheidung? Der katholische, d. h. gut ultramontane Schutzengelbund sah die bayerische Schule als seine Agitationsdomäne an. Ein Bischof warnte vor den Guttemplern. Diese Gelegenheit, sich in empfehlende Erinnerung bei den derzeitigen Machthabern Bayerns zu bringen, konnte der Minister sich nicht entgehen lassen. Und er begnügte sich nicht mit dem entschuldbaren Verbot einer agitatorischen Tätigkeit, sondern er polemisierte in burlesker Weise gegen die gefährlichen Prinzipien dieser „internationalen Moral!"

Dazu das ganze Verhalten des Ministeriums gegenüber der Bayerischen Lehrerschaft, der das Hauptverdienst zukommt, wenn das allgemeine Bildungsniveau Bayerns trotz des klerikalen Paganismus noch so hoch steht. In idealen staatsbürgerlichen Fragen völlige Preisgabe derselben. Ja, der jetzige Kultusminister hat nicht einmal den Mut gefunden, seine Meinung in dem schweren Kampfe der Lehrerschaft mit dem bayerischen Episkopaten, in den dieser durch den Fälschungs-Feldzug der Zentrumspresse hineingeriet, auszudrücken und die staatsbürgerlichen Rechte seiner Lehrer vor dem Lande zu verteidigen.

Die elende Bezahlung der Landlehrer und Hilfslehrer, mit der der zweitgrößte Staat paradieren kann, wird von der Mehrheitspartei als Köder verwendet, um die Einigkeit der bayerischen Lehrerschaft zu sprengen. Der Finanzminister hat kein Geld! Ja, hätte das Zentrum ein Machtwort gesprochen: Es wäre gegangen, wie mit dem charakteristischen Erlasse auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beiziehung der Monisten-Gemeinden zur Erbschaftssteuer, der mit den Weisungen des früheren Ministers tendenziös bricht, um vor dem Zentrum die nötige Verbeugung zu machen.

Es ist bei uns in Bayern schlechterdings unmöglich, irgendeine Frage, sei es der Gesundheitspflege, der Justiz, der Polizei, der Volkswirtschaft, der Kunst usw. zu erörtern, in die nicht die Mehrheitspartei und nach ihrer Ordre das Ministerium einseitige konfessionelle und damit parteipolitische Tendenzen hineinträgt. Ich erinnere nur an die unselige Frage des Geburtenrückgangs und der Kindersterblichkeit, die in einen Abgrund abergläubischer Unaufgeklärtheit blicken läßt. Dazu noch die kindisch-launenhafte Art der Geschäftsführung seitens der Mehrheit in der Abgeordnetenkammer! Dies alles erzeugt eine permanente Gereiztheit und Erbitterung der Parteien, von der sich der Außenstehende keinen rechten Begriff macht! Es ist Konfliktsstimmung schlimmster Art. Sie wird noch verschärft durch persönliche Verletzungen. Man sendet z. B. einen — protestantischen — Geheimrat „ins Ausland" zu den katholischen Arbeitervereinen recte Zentrumsarbeitervereinen und läßt ihnen namens der bayerischen Regierung eine schöne Rede über die Bedeutung der „christlichen und katholischen Arbeiterbewegung" halten; bei Veranstaltungen anderer rein wirtschaftlicher bayerischer Korporationen in Bayern selbst, die dem Zentrum nicht passen, hat man keine Zeit zur Entsendung von Vertretern. Und das in einem Staate, in dem der bajuvarische Partikularismus jetzt Purzelbäume schlägt! Man markiert nicht einmal mehr die sog. Parität, die „Stellung über den Parteien"!

Und das alles nennt Herr v. Hertling: „Die durch den unerhört heftigen Wahlkampf erregten Gemüter beruhigen", „den konfessionellen Frieden dem Lande erhalten!" Wäre es nicht so traurig, man müßte eine Satire über das Ganze schreiben! Wenn ein Minister einen Preis dafür erhielte, wie er die Autorität der bayrischen Staatsregierung in den weitesten Kreisen erschüttert, das denkbar größte Mißtrauen in allen nichtklerikalen Kreisen schafft, einzelne Beamtenkreise zur größten Unzufriedenheit treibt, so würde Herr von Hertling ihn mit einem Rekord erlangen: Dazu kommt noch als wirklich „böses Erbe" die ganze Unzufriedenheit mit den neuen Steuern, das beste Agitationsmittel für die Sozialdemokratie, bureaukratische Ungeschicklichkeiten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie die Stockheimer Affäre: Überbleibsel aus der Ära Podewils, für die die Partei des Herrn von Hertling die volle Mitverantwortung trägt.

Wohin wir blicken: Eine völlige Desorganisation unserer öffentlichen Verhältnisse in Bayern. Wir nehmen es dabei Herrn von Hertling selbstverständlich absolut nicht übel, daß er und mit ihm sein von ihm inspiriertes und auf sein Programm verpflichtetes „homogenes Ministerium" die Geschäfte des Klerikalismus treibt. Im Gegenteil: Ich habe bereits im März es als widernatürlich bezeichnet, daß Herr von Hertling angeblich nicht das bleibt und bleiben will, was er bis zum 10. Februar war. Ein Mann von der politischen Vergangenheit des jetzigen Ministerpräsidenten kann und darf den Ideenkreis, nach dem er ein volles Menschenalter schriftstellerisch, praktisch und theoretisch, propagandistisch und auf dem Lehrstuhle die Rechte des Staates und der Kirche behandelte, nicht verlassen. Er glaubt, daß er damit dem Staate Gutes leiste, — selbst wenn er direkt die höchsten Rechte des Staates preisgibt. Er soll seiner Weltanschauung bis an sein Ende ehrlich dienen, wie wir der unsrigen.

Was wir aber Herrn von Hertling verübeln und verübeln müssen, was uns sein System besonders verhaßt macht, das ist der Versuch, der Öffentlichkeit die psychologische Unglaublichkeit vorzutäuschen, daß er, der Schaumgeborene, mit der Abfahrt von Berlin am Anfange des Monats Februar ein neuer Mann geworden sei, den alten Zentrumsadam aus- und die Rüstung des über den Parteien thronenden Ritters wahrer Objektivität angezogen habe. Das Experiment konnte der Herr von Hohenfinow mit einigem Geschicke wagen: Seine Zugehörigkeit zur Reichspartei war eine kurze; er war in keiner Weise als Parteimann hervorgetreten. Ganz anders Herr von Hertling, der gerade in den letzten Jahren den homo diplomaticus extraneus, der ihm das Mißtrauen seiner eigenen Parteigenossen zugezogen hatte, über Bord warf und als Nachfolger des Grafen Hompesch echter und rechter Zentrumsmann erster Klasse (wenn auch mit den äußeren konzilianten Lebensformen, die seiner Vergangenheit entsprachen) geworden war.

Die Fiktion des guten Glaubens für den politischen Gegner in allen Ehren — schon bei dem ersten „Falle Hertling", d. h. der Jesuitengeschichte, mußte sich Herr von Hertling sagen, daß es sittliche Pflicht sei,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Farbe zu bekennen und das Märchen vom „Minister über den Parteien" aufzugeben.

In dem Spiele des Herrn von Hertling müssen alle Nichtklerikalen geradezu eine Verhöhnung und Geringschätzung ihrer Intelligenz und den Versuch, die Rolle als Friedensstörer dem Angegriffenen zuzuschieben, erblicken. Warum besitzt Herr von Hertling nicht den Mut, sich zu „seiner Partei" auch heute noch zu bekennen? Daß er aber zwischen wahrer Gesinnung und Taten wesentliche Unterschiede mache — diesem Vorwurfe eines moralischen Defektes wird sich Herr von Hertling selbst nicht aussetzen wollen.

Und er setzte sich ihm bisher nicht aus. Das können und müssen wir ihm bestätigen: Er handelte bisher wie ein echter Zentrumsmann — natürlich nicht einer von der äußerlich fanatischen Sorte des Vertreters von Burglengenfeld oder Mallersdorf, sondern eben wie Herr von Hertling. Selbst Männer von der köstlichen Harmlosigkeit der Führer der neuen sog. bayrischen Reichspartei müssen nach dem Beifalle, den fast alle erheblichen Regierungshandlungen und alle grundsätzlichen Regierungsäußerungen der Hertling, Knilling und Breunig, Soden und Seidlein gefunden haben, erkennen, daß das Zentrum in diesem Ministerium mit Recht nur den Exekutionsausschuß ihrer Vertrauensmänner in der Regierung erblickt, — daran ändern auch die objektiven, unpolitischen H. v. Thelemann und Kreß nicht das mindeste. Und schließlich war man sich bei der Berufung des Herrn von Hertling an der Stelle, mit deren Eingreifen man besonders reklamehaft und taktlos in jener Depesche hantierte, wohl bewußt, daß gerade dieses von Hertling bisher vertretene System, d. h. das ultramontane in Bayern in Zukunft herrschen und regieren solle.

Gerade wir Linksliberalen haben es als einen Vorteil angesehen, daß mit der Berufung des Parteimannes Hertling an die Spitze der bayrischen Regierung das schnöde, alte Doppelspiel des Zentrums, als konservative Regierungspartei und demokratische Oppositionspartei zu gleicher Zeit aufzutreten, endlich aufhören und die Mehrheitspartei die volle politische Verantwortung für „ihr Ministerium" zu tragen habe. Nichts ist für die Opposition gefährlicher — und das hat Herr von Hertling mit den Herren von Orterer, Pichler und Genossen längst erkannt — nichts

Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

für das Zentrum vorteilhafter, als die Fortsetzung dieses Doppelspiels in feinausgeklügeltem gegenseitigem Fangballwurfe durch Partei und Regierung. Deshalb markiert man im Zentrum Unzufriedenheit gegen die beabsichtigte Regelung der Fortbildungsschulverhältnisse; so nimmt man die Opposition gegen den preußisch-bayrischen Lotterievertrag auf Seiten der Regierung wohl nichts weniger als tragisch. Der bayrische Partikularismus ist im letzten Effekte die festeste Stütze des jetzigen Systems! Wer nach der Vorstellung in der Reichsratskammer vom 31. Juli daran noch zweifelt, der leidet an unheilbarer politischer Farbenblindheit.

In großen Fragen kann das Zentrum auf seinen Parteifreund Hertling schwören. Das zeigt das Verhalten in der größten Frage der Zukunft, der Schaffung eines gerechten Wahlgesetzes, einer gerechten Wahlkreiseinteilung, d. h. des Proporz-Systems. Selbst Herr von Hertling, der unerreichte Meister der Kunst, mit vielen Worten nichts zu sagen, mußte hier den Mut des offenen Auftretens finden. Er hält es für recht und billig, daß kaum 40 Prozent der bayrischen Wählerschaft das Parlament unbedingt beherrscht — er sägt nicht den Ast ab, auf dem er als Parteiminister sitzt! Von seinem Zentrumsstandpunkte aus mit Recht, — von dem des Staates, d. h. der organisierten Gerechtigkeit und Unparteilichkeit mit bitterem Unrechte, das zu bekämpfen höchste Pflicht aller nichtultramontanen Parteien für alle Zeiten bildet.

Überaus heikel ist endlich die Beurteilung der Stellung eines Mannes wie Hertling, der dem Jesuitismus, der nach dem sachverständigen Urteile des Grafen Törring-Jettenbach seine gefährliche Tätigkeit in hohen Kreisen entfaltet und daher den deutschen Landen fernzuhalten sei, so nahesteht, an der Spitze des Bundesrats-Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten.

Was die Auswahl gerade dieses Mannes nach seinem Vorleben (man denke nur an den unglückseligen Artikel 5 des Straßburger Universitäts-Statuts!) bedeutet, erkennt man am besten bei genauer Verfolgung der römischen Treibereien in der „Civilta Cattolica", Osservatore Romano, und ähnlicher deutschfeindlicher vatikanischer Blätter. Wir glauben ja, daß Herr von Hertling nicht der Taktlosigkeit fähig ist, die ihm jenes Blatt zuschiebt, wenn es davon spricht, daß der jetzige bayrische Ministerpräsident „erst kürzlich" vor bayrischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Katholiken erklärt habe: „Die römische Frage würde sicherlich einmal wieder aufleben." Wir nehmen an, daß diese merkwürdigerweise bis heute nicht dementierte Äußerung, die auch in der Herrn von Hertling so nahestehenden Kölner Volkszeitung zu finden ist, nur eine gewöhnliche, auf Mißverständnis beruhende Stilübung jenes intrigantenhaften römischen Blattes bildet, um im Trüben zu fischen und das Mißtrauen des Dreibundstaates zu erregen. Immerhin bleibt die Berufung Hertlings gerade an diesen exponierten Posten eine der merkwürdigsten und unbegreiflichsten Handlungen, die das Deutsche Reich bisher erlebte, und die selbst den harmlosesten Gemütern zeigt, wie weit es der Ultramontanismus mit seinen ewigen Klagen über Zurücksetzung gebracht hat. Ich sage und unterstreiche ausdrücklich: Ultramontanismus. Herr von Podewils war ein guter Katholik; es fiel keinem Menschen die Torheit ein, auch nur ein Wort zu sagen, daß er an der Spitze jenes wichtigen Ausschusses sich befand: An der strengen Scheidung zwischen der religiösen Weltanschauung des Katholizismus und dem diese zerstörenden, weltlich-politischen und kirchlichen Systeme des Ultramontanismus werden die Gegner trotz aller Verwirrungsversuche und trotz Ausspielung und Hineinziehung sogar der bayrischen Bischöfe in den politischen Kampf festhalten: In den Tagen der ekelhaftesten gegenseitigen Selbstbeschmutzung der „wahrhaft katholischen Leute" aus der Schule der Correspondance de Rome und der Kölnischen Volkszeitung ist diese strenge Scheidung im Interesse des religiösen Katholizismus nötiger als je! Und Herr von Hertling ist ja wohl ein „Kölner"!

Ein Mann aber, unter dessen Führung der ödeste und blödeste Partikularismus, wie er sich in der öffentlichen Reichsratskammersitzung vom 31. Juli 1912 gegen den armen Grafen Törring-Jettenbach äußern konnte, Orgien feiert, weil dieser von der verfassungsmäßigen Reichskompetenz gegen dessen Verächter sprach, gehört nach der Anschauung der erdrückenden Mehrheit des deutschen Volkes nicht an einen so wichtigen Posten des Reichs! Das sollte das immanente Reichsbewußtsein verhindern, ohne das eine gefährliche Schädigung des Reichsinteresses auf die Dauer gar nicht zu vermeiden ist.

Alles in allem: Das Ministerium Hertling hat sich durch seine bisherige Tätigkeit das volle Vertrauen des Ultramontanismus und seiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anhängsel mit Recht erworben und damit das denkbar größte Mißtrauen der anderen Parteien verdient. Dieses Mißtrauen gegen den spiritus rector der jetzigen Regierungspolitik festzustellen ist nicht bloß das Recht, sondern geradezu die Pflicht derjenigen Parteien, die in dem ultramontanen System, das Hertling vertritt, die größte Gefahr für die Zukunftsentwicklung unseres bayrischen und deutschen Vaterlandes erblicken: Konfessionelle Zerreißung und Zersplitterung des Volks in allen Lebenslagen, schnöder Mißbrauch der Religion zu weltlich-politischen Machtzwecken, Aufpeitschung aller unmoralischen Triebe, wie sie jetzt der Kampf zwischen Köln und Berlin in widerlichster Form zeigt, wirtschaftliche und kulturelle Zurückdrängung des bayrischen Volks im scharfen Wettbewerbe der deutschen Stämme, Untergrabung des Vertrauens zur staatlichen Autorität in der Beamtenschaft werden die Folgen dieses Systems hier wie allüberall in der Welt sein.

Vom Standpunkte der versuchten Beruhigung des Bayernlandes, das mehr als irgend ein anderes des innern, vor allem des konfessionellen Friedens bedürfte (aber keines falschen Kirchhoffriedens auf Kosten des kulturellen Fortschritts und der Toleranz), muß daher das bisherige Regiment des Herrn von Hertling als ein glatter Mißerfolg, um nicht geradezu zu sagen: als ein volles Fiasko bezeichnet werden. Daran ändern auch alle zu erwartenden Wutorgien der Presse, „die nicht lügen darf", nicht das Mindeste. Taten, Herr Dr. von Hertling, nicht blendende, gleißende Worte können an dieser Situation etwas ändern! Sie haben uns auf die Zukunft vertröstet; bisher sind die Taten ausgeblieben: Im Gegenteil, die Verhandlungen vom 31. Juli haben jedes Minimum von Vertrauen zur Unmöglichkeit gemacht —: Die Entgleisung eines leibhaftigen königlichen Prinzen zeigte nur, welche eminente Gefahr für die ganze Reichsentwicklung dieser partikularistische Mißgriff (erzeugt durch den Popanz der Umsturzgefahr) in sich birgt.

Bekämpfung dieses Systems um jeden Preis muß für die liberalen Parteien höchste Richtschnur sein und bleiben! Darum: Augen offen, Pulver trocken! Der Taten Ende dieser Art Zions- und Autoritätswächter ist noch lange nicht da!

Ruhpolding, August 1912.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Widersprüche und Irrtümer bei Karl Marx

Von Dr. Karl Nötzel

III.

Wissenschaftlich gestaltete Marx den Sozialismus überhaupt nur deshalb, weil die von geistlichen und weltlichen Mächten so oft verfolgte Wissenschaft erfahrungsgemäß den größten Eindruck ausübt auf die, welche alle anderen Autoritäten verneinen. Indem Marx so die Popularität der Wissenschaft ausnutzt, hat er gleichzeitig dafür Sorge getragen, daß nicht etwa das Verlangen nach geistiger Selbständigkeit in dem Proletarier erweckt werde. Das wäre ja ein Ziel neben dem Klassenkampf und zudem eine große Gefahr für die Parteidisziplin. Marx' wissenschaftlicher Apparat ist denn auch von einer derartigen Kompliziertheit und dazu noch in eine so ungewohnte, veraltete dialektische Form gegossen, daß Binsenwahrheiten im Lichte eben geborner Welterkenntnisse erscheinen, und daß Marx' Schriften nicht nur ungebildeten Proletariern, sondern selbst bisweilen philosophisch naiven Professoren unheimlich tief erscheinen. Was bleibt da der klassenbewußten Masse, die der Gesinnung ihres Führers blindlings vertraut, anders übrig, als von vornherein überzeugt zu sein, daß Marx gar nicht im unrecht sein kann. Wer aber auch den Glauben an Marx verloren hätte — und der Fall ist beim klassenbewußten Proletarier heute nicht mehr völlig ausgeschlossen — dem bleibt der Eindruck eines so unendlich verwickelten Zusammenhangs im Gesellschaftsleben, daß es ihm völlig aussichtslos erscheinen muß, hier selbständig Klarheit erlangen zu wollen. Und das ist es gerade, was Marx braucht. Sozialist sein, soll für den Proletarier ein Vorrecht bedeuten, das Vorrecht, sich weder um „bourgeoise" Wissenschaft, noch um „abstrakte" Moral kümmern zu brauchen. Der Proletarier hat nur eine Pflicht: den Klassenkampf. Er muß alle seine Kräfte einsetzen für die Partei, ohne sich auf irgend welche selbständige Seelenwege zu verirren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damit ist vom Proletarier eigentlich nichts verlangt außer Gehorsam, dem Nichtproletarier aber jeder Weg abgeschnitten zum Vertrauen des Proletariers. Und das um so mehr, als Marx die ganze im Laufe der Jahrtausende gehäufte soziale Schuld der Menschheit voll und ganz dem Kapitalismus auf die Schultern wälzt und es damit zum mindesten als naheliegend hinstellt, daß wer auch immer heute in den Reihen des Kapitalismus steht, die ganze Schuld auf sich genommen hat am Elend des Proletariats. Diesen unüberbrückbaren Zwiespalt zwischen den Klassen brauchte Karl Marx. Der Proletarier sollte sich isoliert fühlen. Erstens gehorcht er dann am besten, und zweitens hebt erfahrungsgemäß jede Isoliertheit das Selbstbewußtsein.

Nun kann natürlich Marx kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er die Wissenschaft ausnutzte zu Organisationszwecken, wohl aber hat Marx der europäischen Geistesentfaltung immensen Schaden zugefügt — ob bewußt oder unbewußt, wer will das entscheiden — dadurch, daß er einer wissenschaftlichen Methode das Ansehen einer absolut bewiesenen Wahrheit gab. Einem großen Teil der Menschheit legte Karl Marx schwere Geistesfesseln um die Stirne. Man vergegenwärtige sich doch bloß einmal, welche Begriffe von „Wahrheit", „begreifen", „geschehen", in einem Kopf herrschen müssen, der sich einbildet, er habe begriffen, daß Recht, Sitte, Religion, Philosophie und Kunst „hervorgehen" aus den wirtschaftlichen Verhältnissen, daß dies eine bewiesene Tatsache sei, eine Wahrheit. Karl Marx hat die wissenschaftliche Forschung im allgemeinen in hervorragendem Maße gefördert, das bleibt unangefochten, auf die Geistesentfaltung der Masse hat er aber auch in hervorragendem Maße hemmend und verwirrend gewirkt, das ist absolut nicht zu bestreiten. Gewollt hat er das natürlich nicht, es ist aber sehr wohl anzunehmen, daß ihm dieser Schaden gering erschienen wäre gegenüber der Hebung des proletarischen Klassenbewußtseins, welche sich aus seiner Lehre ergeben mußte.

IV.

Und ebenso würde Karl Marx auf die sittlichen Schäden gesehen haben, die er angerichtet hat. Sie zusammenfassend können wir sagen: Durch den Marxismus ist, wie das so oft geschieht, mit dem Protest gegen eine Ungerechtigkeit eine andere grundsätzlich begangen worden. Und so wird und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

muß es stets sein, wenn ein Übel nicht verfolgt wird bis auf seine letzte Wurzel, bis dahin, wo es den davon Betroffenen selber vor Aufgaben stellt, bis dahin, wo der Leidende zum Schuldigen wird. Und ganz unvermeidlich ist die Ungerechtigkeit überall da, wo sittlich bewertet wird, ohne daß man sich vorher auf die Norm besinnt, mit der man wertet. Allerdings ist letzteres nicht praktisch, wo man die Massen erregen und leiten will. Denn die Norm gilt nun einmal für alle. Wie aber würden die Vielzuvielen vor ihr bestehen? Marx hat das sehr wohl begriffen. Er bewertet nur den Gegner, er tut das aber auch nur nebenbei und leugnet jeden Maßstab. Mehr noch: er behauptet, dieser Maßstab, mit dem er tatsächlich mißt, sei selber ein Betrugsmittel des Gegners. Natürlich ergibt sich ein total schiefes Bild: Der Kapitalist, der Bourgeois, ist an allen Übeln schuld, die den Proletarier treffen, nicht aber an irgend welchem Gut, das ihm zuteil wird. Ist letzteres materieller Art, so bedeutet es bloß die winzige Abzahlung einer übergroßen Schuld: ist es geistiger Art, so beruht es auf Einbildung. Der Proletarier selber hat aber gar keine schuld, auch gar keine Verpflichtungen außer dem Gehorsam gegen die Parteileitung. Was er an Kultur aufnimmt, das schuldet man ihm, das hat er eigentlich geschaffen. Durch solche Taktik bleibt aber der Marxismus derart von Widersprüchen durchsetzt, daß seine Verfechter sich einer äußerst vorsichtigen Ausdrucksweise bedienen müssen, die bisweilen lebhaft erinnert an den Stil freiheitlicher Blätter in Ländern, wo Zensur herrscht, wie z. B. in Rußland.

V.

Karl Marx hat eine kolossale Wirkung ausgeübt und übt sie noch. Und darum wäre es müßig, an der Zweckmäßigkeit seiner Mittel zu zweifeln. Vorausgesetzt natürlich, man ist überzeugt, er habe durchaus praktische Ziele gehabt: Die Vereinigung des klassenbewußten Proletariats. Auch soll nicht bestritten werden, daß ein reiner Ethiker, z. B. Tolstoi, dies nicht zu Wege gebracht hätte, wenigstens bei weitem nicht in so kurzer Zeit: Wer sich an die höchsten Willensrichtungen wendet, wird immer nur eine Minderheit für sich haben. Immerhin wird keine Ehrfurcht vor Marx' gewaltigen Verdiensten, uns zu der dogmatischen Behauptung veranlassen, Marx habe durch die von ihm geschaffene Vereinigung des Proletariats der Mensch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heitsentfaltung mehr genützt als geschadet. Marx selber hätte vielleicht einer solchen Fragestellung gegenüber die Achseln gezuckt: „Was ist die Menschheit? Das Proletariat ist die Menschheit!" Es ist geboten, diesen Standpunkt abzulehnen. Mehr noch! Es muß gesagt sein: Seit Mohammed hat noch kein Mensch mehr so erfolgreich unversöhnlichen Haß gesät zwischen den Menschen, wie Karl Marx. Dabei sei zugegeben: Keiner gab dem Haß mehr tatsächliche Begründung. Aber nicht logische! Hier liegt vielmehr ein unüberbrückbarer Widerspruch. Marx stellt die Unterdrückung, das tatsächliche, ungeheure Leiden des Proletariers, durchaus als Naturergebnis hin und schleudert doch alle Wut der Verachtung auf die augenblicklichen Bedrücker. Marx hatte aber zwei Waffen, die ihm über alles hinüberhalfen: eben das tatsächliche soziale Leiden des Proletariats und das Opfer eigenen Wohlstandes, das er ihm gegenüber von dem Nichtproletarier verlangen konnte, und welches der Proletarier nicht zu bringen braucht. Und damit konnte der Haß immer wieder aufs neue geschürt werden. Marx aber wollte den Haß, er erschien ihm als mächtigster Kitt zur Vereinigung: man vereinigt sich in der Regel nicht füreinander, sondern gegen einen Dritten. Und darum muß Marx, der für einen Nurehrgeizigen zu groß ist, von der Höhe der sittlichen Kritik aus als Selbstbetrüger erscheinen, und sein praktisches Werk, die Hebung des Proletariats, als ein Irrtum. Denn man hebt doch nicht bis zu einer gewissen Höhe, sondern man gibt die unbegrenzte Möglichkeit zur Selbsterhebung. Die aber gab Marx nicht. Er schuf *eine* Grenze, den Haß. Der ist nun zwar ein Anreger der notorischen reproduktiven Kräfte im Menschen, aber ein Hemmschuh seiner Geistes- und Seelenentfaltung, denn die ruht immer nur auf einem und demselben Grunde: des Sicheinsfühlen mit allem Menschlichen jenseits aller Schranken. Karl Marx aber hält einen Teil der Menschheitsseele, die Proletarierseele, beim Haß zurück, und wer will behaupten, daß er der Seele Freiflug nicht damit auf Jahrhunderte hemmte. Vielleicht hätte sie all ihr Elend überflogen, unverwandt den Blick nach der Sonne gerichtet, und mit allen Kräften ihr entgegenstrebend. Karl Marx aber fuhr ihr in die Schwingen: „Du bist kein Adler mehr," so höhnte er, „du bist zur sanftmütigen Taube geworden! Sieh doch hinab, da unten liegen die Federn, die man dir ausgerissen, da unten blinkt dein rotes Blut in Staub und Schnee. Stoß'

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch erst einmal hinab auf deinen Feind, jetzt gibt er sich gerade eine Blöße. Es sieht ja sonst wirklich so aus, als ob du nicht vorwärts strebst, sondern einfach davon fliehest; ja, ich sehe es: Du hast einfach Angst, meine Liebe!"

So höhnt Karl Marx. Und die Menschenseele stutzt: Wohl möchte sie voran, weiter und weiter, sie kann aber nicht den Blick wenden von ihrer Schmach. Sie hält sich regungslos in den Lüften. Und alles Leben wird Starrkrampf . . . . . .

VI.

Unsere Einwände erscheinen wie Pygmäenwut, einer weltbewegenden Macht gegenüber, wie sie Karl Marx darstellt. Es bleibt aber unbestreitbares Vorrecht jedes Menschen, an alle Erscheinungen des Lebens den Maßstab seiner sittlichen Norm anzulegen, den Maßstab seiner selbstlosen Seelenwünsche, aber auch nur ihn; ihn aber auch Weltgrößen gegenüber. Wir überheben uns damit nicht. Wir behaupten nur uns selber Weltgrößen gegenüber. Und wollen wir leben, mit der Seele leben, so dürfen wir diesen Maßstab nie und nirgends aus Händen legen, auch nicht vor geistigen Montblancs. Und darum sagen wir zum Genius von Karl Marx: „Du hast uns unsere Sünden da aufgezeigt, wo wir sie nicht sahen oder nicht sehen wollten. Du hast uns gelehrt, daß man Opfer bringen muß, wenn man sich zu einem Ideale bekennen will. Und dafür gebührt dir unser Dank und der Dank aller kommenden Geschlechter. Hier aber ist des Dankes ein Ende. Denn der Haß, den du gesät, hält die Seele fest auf der Erde Oberfläche und führt sie im Kreise herum, streifend den Staub. Bewegung gabst du, nicht Aufstieg, nicht Höhenflug! Du gabst ein „Vorwärts", aber kein „Hinan!" und das heißt ein „Zurück" in der Seele Sprache. Auch du bist nicht der Prophet. Auch du gehörst zur Rasse der Menschheitsdespoten, und deine Unsterblichkeit mehrt die ihrige!"

VII.

Vermutlich wird Karl Marx einstmals die großartigsten Standbilder erhalten, die je einem Sterblichen wurden. Auf seinem Grabsteine aber sollte geschrieben stehen:

„Er wies die Seele hin auf eine Quelle ihrer Unruhe, auf einen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Urquell von Sünde und Reue! Die Selbstsucht zerrte er aus ihrem Versteck und stellte die Gesinnung vor die Tat."

Wer aber das liest, der sei eingedenk, daß auf Grabsteinen bloß die Verdienste der Verstorbenen geschrieben stehen. Und das mit Recht! Wohl aber steht es dem aufrichtig Trauernden frei, eine Frage zu richten an die Manen des Entschlafenen. Und die würde hier vielleicht also lauten:

„Warum rissest du der Selbstsucht die Hülle vom Leibe, da sie ihre Blöße verhüllte in der Reichen Kreise, um ihr dann doch einen Unterschlupf zu gewähren in den Reihen der Armen, und dort ihre Blöße gnädig zuzudecken mit dem Zaubermantel des Ideals?"

Wandertage in England

Von Helene Voigt-Diederichs

Durham.

Spät abends geht die Fahrt im überfüllten Zug weiter nach Durham, wo wir gegen Mitternacht eintreffen. Man kommt steil vom Bahnhof in die Stadt hinunter, Menschen sind kaum zu sehen, aber es ist noch Lärm auf den dunstigen Straßen. Einmal eine Brücke, ein Fluß, im Nebel irgend etwas Ungeheures aufgereckt, dann wieder Pflaster und Häuser rings. Es ist week-end, die verschiedenen Wirtshäuser, in denen wir fragen, sind besetzt. Aber das letzte beschreibt uns ein Privathaus, und das Privathaus gibt uns seine Tochter mit, daß sie uns ein anderes Privathaus zeigen soll.

Ein Torweg, eine enge Treppe, unwillkürlich fängt die Nase an, wachsam zu werden. Die Dame des Hauses, eine würdige Matrone in einer ungeniert zerrissenen und überquellenden Bluse, ist mit ihrer Familie noch auf den Beinen. Sie mustert uns ein wenig mißtrauisch — eigentlich ist sie nur auf theatricals eingerichtet. Aber sie läßt mit sich reden, will sehen, was zu machen ist. Etliches Beraten mit verschiedenen Weiblichkeiten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann werden wir, müde, hungrig und neugierig wie wir sind, aufgefordert einzutreten.

Ein kleines Zimmer, die Lampe auf dem Tisch steht zwischen einem Wust von Nähzeug und fettigen zerlesenen Schundromanen — offenbar dient es zum Kochen und Arbeiten so gut wie zum Kämmen, Schminken und Ankleiden. An den Wänden mit Stecknadeln angeheftet Photographien von Schauspielern, halb verdeckt von Kleidern, für die das Wort vielgetragen noch milde erscheint. Ein löcherig getretener Teppich von Linoleum ist auf den Fußboden gebreitet, vor dem Kamin sitzt eine Katze und schlappt Milch aus einer Schüssel. Der schwarze Teekessel brodelt über dem Feuer, in dessen Anblick etwas unbedingt Zuverlässiges und Tröstliches liegt inmitten dieser Umgebung von gefühlvoller Schlamperei. Gerade so bühnenzigeunerhaft wie die Dinge um sie herum wirkt ein zierliches dunkles Mädchen mit sehr roten Lippen, das müßig und wachsam am Tisch sitzt. Sie steht auf und macht Platz, als der Vater hereinkommt, der sich mit seinem schwarzen Anzug, dem mühsamen Weiß am Hals, dem fettig gelockten Haar und dem grollenden Selbstbewußtsein des Blickes als ein Mittelding zwischen Philister und Künstler einführt. Er setzt sich an den Tisch, mit einer großen Gebärde andeutend, daß er durchaus erwartet hat, uns hier zu finden, befaßt sich aber weder mit unserer Bürgerlichkeit noch mit seiner Tochter, die sich am Kamin niederkauert und aus großen begehrlichen Samtaugen um sich blickt.

Zu anderen Zeiten möchte man sich gegraust haben, aber gänzlich verloren nach Mitternacht in einer fremden Stadt bringt man es zu der Erkenntnis, daß alle Dinge, die man genau betrachtet — der Schmutz nicht ausgenommen — an Schrecken verlieren und anfangen, im höchsten Grade interessant zu sein.

In der Sonntagsfrühe des nächsten Tages dann der Dom, feierlich und festlich erbaut für den Empfang Gottes in der Menschenwelt. Mit seinen schweren normannischen Formen hat er nichts von der Inbrunst und Erdenferne folgender Zeiten. Auch im Innern wiederholt sich der Eindruck. Mit einer nahezu heidnischen Machtfülle stehen die gewaltigen Säulen da, bedeckt mit diesem primitiven Schmuck von Strichen und Zacken, der sich in den Portalen zu einem schweren Ornament verschlingt, das fast die Wirkung von Fruchtkränzen und Blumen hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Lage des Doms, frei und hoch zwischen zurücktretendem Mauerwerk über dem Fluß, ist unvergleichlich. Besonders vom gegenüberliegenden Ufer ist seine trotzige Schönheit den Blicken in vollem Maße zugänglich. Man geht am Rande eines baumigen Abhanges und sieht schräg über sich zur Zinnenkrönung hinauf. Auf gleicher Höhe schließt sich ein altes Kastell an, in dem zurzeit das theologische Seminar untergebracht ist. Es bietet seine grauen Flächen der strömenden Sonne entgegen, in die Winkel gedrängt blauen die Schatten mit der leisen Klarheit des beginnenden Herbstes.

Auf den Straßen und Plätzen und am Rande des Flusses kauern die feiernden Arbeiter. Sie verdienen viel Geld, aber sie haben etwas unendlich Trauriges und Erdrücktes an sich. Dunkelheit und Nässe der Kohlengruben und der glühende Staub der Eisenhütten haben ihnen jeden Impuls genommen, Schönheit um sich herum zu schaffen. Ohne persönlichen Stolz führen sie ihr schmutziges Leben. Was sie besitzen, dient nur der Notdurft, ihre Erholung ist Lärm und Trunk. Die Frauen scheinen ein wenig besser daran zu sein und es leichter gehabt zu haben, sich einen unverbrauchten Vorrat einfacher Lebensfülle zu erhalten. Zwar ist das verblühte und überanstrengte Gesicht zur Genüge vertreten — oft in Verbindung mit einem blauen, wunderlich vergeistigten Blick — aber häufiger noch begegnet man einem brutalen Typus, lustig und schmutzig, mit sehr roten Wangen, dunklen, breitblickenden Augen und vollen gesunden Lippen. Die Kinder rutschen in rußigem Sonntagsputz auf den Treppen und Straßen. Sie scheinen weniger elend als ihre Väter zu sein, da die Gesellschaft sich ihrer mit allerhand gesundheitlichen Verbesserungen zu erinnern beginnt, die eine frühere Generation noch entbehren mußte.

Als wir am frühen Nachmittag weiterfahren wollen, finden wir den Bahnhof sonntäglich verschlossen und nirgends einen Hinweis auf das, was er während der nächsten zwölf Stunden vorhat. Wir irren in der Stadt umher, niemand gibt uns Auskunft. Alle Hotels und Wirtshäuser sind verrammelt, von offenen Läden, selbst Apotheken nicht zu reden. Kein Mensch weiß Bescheid, wir sind der Tragödie eines englischen Sonntags rettungslos verfallen. Ein zugeschlossenes Land, zu dem der liebe Gott den Schlüssel versteckt hat.

Genötigt, den weiteren Verlauf abzuwarten, kehren wir noch einmal in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Stadt zurück. Auf einem Platz stehen sechs oder acht Leute singend im Kreis, irgendwelche Methodisten, die für ihre Sekte Propaganda machen. Sie haben harte unbarmherzige Gesichter, nichts von der vertrauenden Güte der Heilsarmee, die jedermann berufen weiß, frei und glücklich zu sein. Ihre Pflicht ist es, mit zusammengebissenen Zähnen am Rande der Hölle hinzugehen und das Reich der Auserwählten sichtbar zu machen. Die Welt ist schlecht, alles, was das Leben schmückt oder wärmt, ist Teufelswerk. Die wenigen Guten, das sind wir, Gottes Volk unter den Philistern. Noch sind nicht alle versammelt, die zu uns gehören. Schlagt an eure Brust, ihr, die ihr den Ruf gleich uns vernommen habt! Entsagt der Welt und ihrem Erbe, die Vergütung des Himmels ist euch gewiß . . . Es ist der alte puritanische Geist, der seit Cromwells Zeiten nicht aufgehört hat, ein Ruhen im Hochmut zu züchten.

Wir gehen weiter, ein junger Mann tritt uns eilig entgegen und drückt uns ein Traktätlein in die Hand. Hoch über dem Fluß schweigen Schloß und Dom, in ihrer letzten schon von Lila überflogenen Glut das Glück des Tages bewahrend. Die trotzig breiten Massen, von Fenstern kaum gebrochen, erblassen langsam, dann wachen bleich und grün die ersten Sterne auf. Und in der Ferne klingt immer noch das harte werbende Lied.

Endlich am späten Abend hat sich der Bahnhof aufgetan. Wir entrinnen nach Westen zu, himmlisch rein nach all dem vergifteten Dunst quillt uns die Nachtluft von Shotley Bridge entgegen. Eine dunkle Straße nimmt uns auf, wir wandern das Dorf hinab. Erleuchtete Fenster lauschen aus der Tiefe der Gärten, Blätterschatten bewegen sich, über uns in den Kronen der Allee wacht ein friedliches Flüstern auf — auf Sekunden alles erschreckt von dem teuflischen Rot der fernen Hochöfen. Nach einigem Suchen finden wir eine gute Unterkunft in einem Landhaus mit Bildern, Büchern und bequemen Zimmern, deren tadellose Frische noch einmal die Erinnerung an die Abenteuer der letzten Nacht zurückbringt.

Nicht allzufrüh am nächsten Vormittag verlassen wir das Haus und seine freundlich um unser Behagen bemühte Wirtin. Der verwilderte Grasgarten läßt den Blick frei über ein waldiges Hügelland und das buschbestandene Tal eines kleinen Flusses, den unser Weg verläßt und wiederfindet. Ein leichter Wind tanzt auf der sanft steigenden Straße. Der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Himmel ist von einem milchig überwogten Blau. Aber schon bricht die Sonne durch, ein paar lange Fetzen und Streifen noch, dann ist das letzte Weiß verzehrt. Die Glut der roten Beerenbäume prangt von Gärten und Feldern, die durchzogen sind von grauen Mauern aus flachem geschichtetem Stein.

Die Gegend ist wenig bewohnt und die Straßen sind menschenleer. Ein paarmal traben Reiter daher, Herren und Damen, von glänzenden Hunden begleitet. Schafherden ziehen, Wagen, von denen schweigsame Gesichter herniedersehen, fahren vereinzelt vorbei. Nach den Menschen in Durham ist es eine Erlösung, Kraft und körperlichen Adel auf eine ruhige Weise ausgedrückt zu finden.

Mittagsrast am steinigen Bett eines flachen rasch fließenden Flusses. Seine Ufer sind von einer scharfstachligen Ginsterart eingefaßt, dazwischen wuchert Brombeergestrüpp, überreich mit Früchten bedeckt. Eine Frau, das junge knochige Gesicht durch ein weißes Tuch gegen die Sonne geschützt, starrt über ihren gefüllten Korb weg sprachlos die Fremdlinge an.

Das Land wird immer öder, die Wege kahl, nirgends ein Haus mehr zu sehen. Überall bleibt auch das Grün zurück — dann ein hölzernes Tor, fliehende Schafe, und plötzlich geht es scharf hinaus in eine von Menschenhänden unberührte Welt. Endlos gegen den westlichen Himmel reckt sich ein Heiderücken, braun verblühend, an seinem Fuß grüne Flecken von Moos und die Goldtöne des welkenden Adlerfarrens, und über all diesen starken und fremden Farben der zarteste Sonnenhimmel, tiefblau nur dort, wo er die fliehende Hügellinie aufnimmt.

Ein Mann, der, mit einem Bündel Farrenkraut beschäftigt, langsam, fast ungläubig den Mund zum Sprechen auftut, gibt Auskunft. Immer der Straße nach, auch dort, wo sie sich teilt, dann werden wir schon zum Abend in Stanhope sein.

Westmoreland — nirgends ein Versuch, den Boden urbar zu machen, Feld zu gewinnen: das Stiefkind Landwirtschaft denkt nicht daran, die Hand auszustrecken nach den herben Schätzen dieser Unfruchtbarkeit. Eine gut gehaltene Straße, manchmal schneidet ein Fußpfad eine Krümmung ab, sonst ist alles verschwunden und versunken, nichts als dies gewaltige wellige Braun, in allen Poren entzündet von der sinkenden Sonne, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon aus den Mulden die purpurnen Schatten des Abends entgegenwachsen.

Eine Talsenkung, ein trocknes Bachbett, ein verlassener Schacht, dann geht es einem starken Wind entgegen in langsamer Steigung hügelan. Als wir oben sind, sehen wir endlos zurück auf den blausilbern wie ein Wasserlauf geschlängelten Weg. Die Sonne ist im Begriff unterzugehen, schweres Wolkengefratz drängt sich ihr in den Weg. Drohen und Kampf, glühende Speere von Licht — ein Ungetüm richtet sich auf, packt mit kraftlosen Pranken — die Beute entschlüpft, spottet mit feurig unversehrtem Rund, brennt ein Loch in den fernsten Hügel und begräbt sich selbst — viertel, halb — und ist verschwunden in dem glühenden Rauch.

Die Farben flüchten von der Erde zum Himmel hinauf, eisig wächst der Wind, Vogelstimmen werden laut, ganz rauh und kurz, als wenn ein Mann mit einem Pferd schilt. Eine verlassene Steinhütte am Weg — weiß im Grunde ein Mensch, wie weit denn dieses Stanhope überhaupt noch ist?

Die Hütte wird mit einem Licht untersucht. Sie riecht nach Torf und enthält nichts als ein paar Herdsteine und Platz für zwei oder drei Menschen, sich darum zu kauern. Warum also nicht — unser Beschluß ist schnell gefaßt.

Wir werfen unsere Rucksäcke ab und schneiden Heidekraut im letzten Tageslicht. Langsam, mit gieriger Freude wird ein Armvoll nach dem anderen im Hüttlein zusammengetragen, während die Glut der Hochöfen von Blackhill immer feuriger den Nachthimmel zu röten beginnt. Steine als Kopfkissen, darüber die duftende Streu, zum Schluß eine Mahlzeit von Tomaten, Käse und Lincolner Korinthenbrot.

Die Nacht wird kühl werden. Wir versichern die Tür mit einem Bremsbalken, den eine glückliche Hand draußen im Dunkeln ertastete, und ziehen alles an, was an wollenen Sachen vorhanden ist. Dann stellt sich heraus, daß der Wind schneidend kalt durch die lockere Wand und sämtliche Wolle hindurch geradewegs ins Rückenmark pfeift. Eine Jacke von Segeltuch, gekreuzigt und mit kleinen Holzkeilchen in die Mauerritzen geklemmt, schafft Hilfe, und endlich kann die Kerze auf dem Herde gelöscht werden.

Schwarze Nacht füllt die Hütte, draußen stößt der Sturm, Schafe schreien, gawapp, gawapp . . . die Vögel schelten und drohen. Das harte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kraut wärmt, Kniſtern, Schlaf, Verſinken. Aber die Nacht draußen bleibt wach, der Sturm keucht, lauert mit geduckten Flügeln und langt mit kalten Fingern durch das offene Fenſterloch — dunkel in die Dunkelheit.

Frühes Erwachen, Dämmerlicht, hoch oben an der Wand ein rotes Viereck. Halbſchlaf, das Viereck iſt gelb geworden und ein wenig tiefer gerutſcht, noch einmal taumelt das Bewußtſein — die Wand wird golden und die Sonne iſt da.

Wir ſpringen auf, ſtoßen den Balken von der Tür und finden uns im Morgenlicht auf der freien Höhe des Hügels. Der Wind iſt ſtill geworden. Eisblau wolkig reckt ſich der Himmel über all dem Braun und Purpur, das ihm langſam entgegenzuatmen beginnt. Beruhigt, ſilbern und zahm kräuſelt ſich am Horizont der Rauch von Blackhill, dann ſüdöſtlich, ganz nah, ſchimmert der ſchwärzliche Spiegel eines Moorſees.

Ein kaltes Bad lockt, eilig geht es hinab, was ſo nah ſchien, nimmt immer noch eine halbe Stunde Zeit. Die Füße waten durch den bloßgelegten Sumpf des Ufers, ihre Spur rührt nicht mehr von Menſchen, ſondern von irgendeinem ausgeſtorbenen Ichtyoſaurus her. Das Waſſer iſt ſchneidend kalt, aber um ſo kräftiger erfriſchend. Die Sonne wärmt und trocknet den Torf an den Füßen, während aus dem Ruckſack der Reſt einer Mahlzeit zuſammengeſcharrt wird.

Von zwei ſeidigen Hunden umſprungen pirſcht ein Jagdaufſeher durch die Heide. Er ſtaunt, vermutet Wilddiebe und tritt an uns heran: niemand darf von den großen Wegen abgehen! Dann verſöhnt er ſich raſch, grüßt und dankt und geht verwundert weiter.

An einem ſteinigen Waſſerlauf finden wir uns auf die Straße zurück und kommen langſam in eine grünere Umgebung. Gegen Mittag ſind wir in Stanhope, einer kleinen grauen und ſauberen Stadt, eilig den Zug zu erreichen, der uns ein wenig ſchneller unſerem Ziel, dem Lake-Diſtrikt, näherbringen ſoll.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Der eucharistische Weltkongreß 1912 in Wien

Unter Anwendung aller Mittel der neuzeitlichen Reklamekunst und aller Regietricks, die eine Massenwirkung und eine Wirkung auf die Massen garantieren, wird der Eucharistische Weltkongreß im September 1912 in Wien vor sich gehen. Ohne Zweifel wird er sich zu einer Riesendemonstration des internationalen Klerikalismus gestalten. Der Zulauf wird ein großer sein, die Neugier der Wiener, „soviel Pfaffen auf an Haufen" zu sehen, noch viel größer und der Jubel der klerikalen Presse auch nachher laut und aufdringlich sein. Wohl mit Absicht gibt man sich von seiten der offiziellen Veranstalter „der Hoffnung hin, daß sich rund 75000 Besucher des Kongresses einfinden dürften". Es werden mehr als 75000 entzückte Besucher sein, wenn man auch von einem „Kongreß" überhaupt nicht reden kann. Es ist ein Massenmeeting — sonst nichts. Mit schlauer Berechnung nennt man eine niedrigere Ziffer, um dann in die ganze Welt hinausposaunen zu können, daß „alle Erwartungen turmhoch übertroffen worden" seien. Dieser Schlußpunkt gehört ja noch zu der Sache.

Der Kongreß findet das erstemal auf deutschem — deutsch-österreichischem — Boden statt, mitten in Europa, und er wird schon deshalb mehr Aufsehen erregen. In Montreal, Madrid usw. war es ja auch ganz schön — aber eine europäische Weltstadt von der Bedeutung Wiens eignet sich doch für derartige Zwecke unvergleichlich besser.

Was jedoch das Wichtigste ist — die Teilnahme aller jener Kreise, die man unter den Begriff des offiziellen Österreich zusammenfaßt. Gut — der spanische Hof und die spanische Regierung haben ebenfalls mitgetan, als der Eucharistische Kongreß in Madrid war, das ist aber wohl nicht in die gleiche Linie mit der Tatsache zu stellen, daß das alte, glänzende österreichische Kaiserhaus, die Regierung eines trotz allem modernen Großstaates mit einer antiklerikalen Parlamentsmehrheit sich vollständig und willig in den Dienst einer internationalen klerikalen Manifestation fügt. Was die Bemerkung bezüglich der Parlamentsmehrheit betrifft, so sei bloß darauf hingewiesen, daß nach dem offiziellen Parteicharakter von den 516 Mitgliedern des österreichischen Abgeordnetenhauses 322 freiheitlich und 75 indifferent sind und nur 114 als ausgesprochene Klerikale bezeichnet werden können. Bei den letzten Wahlen büßten die Klerikalen 30 Mandate ein. Mehr aber als durch diese Ziffernverhältnisse wird durch die Stimmung der Bevölkerung der antiklerikale Charakter des Staates ausgedrückt.

Es wird nun keineswegs dazu beitragen, die dynastischen Gefühle zu vertiefen, wenn die weitaus überwiegende Mehrheit der Bevölkerung sieht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß die Dynastie und die ihr nahestehenden Kreise so offen Partei nehmen, so unverhüllt alles auf eine Karte setzen, die Empfindungen des Volkes brüskieren und auf die klerikale Richtung vor aller Welt sich einschwören, und es ist eine schwere Versündigung gegenüber dem Hause Habsburg, damit dessen Zukunft auf dieselben ungesunden und reaktionären Gesichtspunkte einzurichten wie seine Vergangenheit. Denn die hat zum Rande des Abgrundes geführt. Niemand wird einem Kaiser oder König die Betätigung wirklich religiöser Anwandlungen oder Gesinnungen verübeln, ein vernünftiges Volk wird dies ebenso achten, wie es die Achtung seiner eigenen Überzeugung fordert. Die Achtung muß eben gegenseitig sein. Das geht heutzutage nicht mehr anders. Daran wird man sich gewöhnen müssen.

Zwingt es aber nicht zum Nachdenken, wenn man sieht:

Der Kaiser ist der Protektor der Veranstaltung.

Die meisten der 52 Erzherzoginnen — und darunter alle einflußreichen! — stehen an der Spitze der unterschiedlichen Komitees usw.

Die Unterrichtsverwaltung hat den Beginn des Schuljahres verschoben, damit die Lehrer, Religionsprofessoren usw. an dem Kongreß teilnehmen können — welch letztere Möglichkeit in vielen Fällen in den Zwang der Teilnahme ausarten wird.

Der oberste Chef der Militärgeistlichkeit, der Feldbischof Bjelik, hat an die Offiziere und Soldaten einen Hirtenbrief gerichtet, in welchem ihnen der „zahlreiche und deputative" Besuch der Kongreßveranstaltungen in der bekannten Weise nahegelegt wird.

Nicht nur die gesamte Wiener Garnison wird zur Spalierbildung herangezogen — auch aus der Provinz muß Militär nach Wien; rund 15000 Mann. Als ob das österreichische Heer eine Einrichtung der römisch-katholischen Kirche wäre. Dabei darf man nicht vergessen, daß in diesem Heere sehr viele Nichtkatholiken dienen — die dem Kaiser und dem Reich, aber nicht dem Fürstbischof Dr. Nagl von Wien dienen. Man preßt also nicht nur die nichtklerikalen katholischen Soldaten und Offiziere zur Teilnahme und Verherrlichung einer klerikalen Parteimanifestation, sondern mißbraucht auch den Eid der Treue, um nichtkatholische Vaterlandsverteidiger vor den klerikalen Triumphwagen zu spannen.

Die Gräfin Henriette Chotek, die Schwester der Gattin des Erzherzog-Thronfolgers, läßt 10000 Slowaken für den Kongreß anwerben.

Die Erzherzogin Maria Josefa, die Mutter des künftigen österreichischen Kaisers Karl Franz Josef, hat in einem Tiroler Dorfe eigenhändig den Bauern Geld gegeben, damit sie nach Wien zum Eucharistischen Kongreß fahren können.

Die Eisenbahnen geben eine fünfzigprozentige Ermäßigung ohne jede amtliche Legitimation — was eine direkte Schädigung des Staatsärars ist —, die Wiener Schulen und Kasernen werden zu Massenquartieren umgewandelt.

Die k. k. Postdirektion in Oberösterreich hat an die ihr unterstehende Beamtenschaft einen Erlaß herausgegeben, in welchem dieselbe zur Beteiligung an dem Kongreß „aufgemuntert" wird. Natürlich ist auch hier eine solche Beteiligung mit Vorteilen verbunden.

Eine Künstlervereinigung von Rang und Ansehen, der „Hagenbund", muß aus seinem der Gemeinde Wien gehörigen Heim heraus, weil aus den Räumlichkeiten — Ausspeisereien für die Kongreßteilnehmer hergerichtet werden sollen. Selbst die Intervention des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh war erfolglos.

Der Erbprinz Johann zu Schwarzenberg gewährt seinen Angestellten in einem auch sonst nicht mißzuverstehenden Rundschreiben einen mehrtägigen Urlaub und Zuschüsse zu den Reisekosten, wenn sie zu dem Kongreß fahren. Die Zuschüsse betragen zwischen 55 bis 105 Kronen und 60 bis 105 Mark, je nachdem ob Beamte oder Diener.

Der Fürst Schwarzenberg kann sich aus seinen unermeßlichen Reichtümern einen solchen „Sport" gestatten, anders ist es mit den öffentlichen Körperschaften, die aus öffentlichen Geldern, Steuergeldern, diesen Parteitag soutenieren, wie z. B. die Gemeind Wien, der Tiroler Landesausschuß. Hier werden direkt gesetzliche Bestimmungen mißachtet.

Wahrlich — eine nette Blütenlese...

* * *

Während nun die Christlichsozialen das nationale Mäntelchen, das sie hier nnd da umhängen, in ein staubiges Winkelchen geworfen haben — wo es bis zu den nächsten Wahlen liegen kann — und nichts dagegen einwenden, daß Wien zum Tummelplatz einer zu gut zwei Dritteln slawischen Tagung gemacht wird, die für das aggressive Wiener Slawentum nicht ohne bedeutende Aufmunterung bleiben wird, vergessen diese slawischen Gäste nicht, ihren nationalen Sonderstandpunkt mit aller Energie hervorzukehren. Einige Beispiele lassen da hübsche Dinge erkennen.

Die Tschechen haben gleich erklärt, daß sie nicht mittun, wenn sie nicht in ihren nationalen Farben erscheinen dürfen. Das Komitee, das eine deutschnationale Fahne ohne Zweifel als eine „ordinäre" Provokation bezeichnen würde, hat sich dem Wunsche der tschechischnationaten Klerikalen sofort gefügt. Die Ruthenen beabsichtigen, gelegentlich des Kongresses dafür zu demonstrieren, daß sie eine eigene Nation seien und nicht bloß einen russischen Dialekt sprechen, wie von ihren Gegnern behauptet wird. Trotzdem sie ihre Absicht laut verkünden, hat niemand etwas gegen eine solche nationale Demonstration. Die Kroaten werden sonst als die „allerbesten Katholiken" ausgeschrien — sie mögen es sein, es ist ihnen niemand um den Ruhm neidig. Diesmal hat ihr Nationalgefühl über das Religiöse den Sieg davongetragen. Weil der Banus v. Cuvaj an dem Kongreß teilnehmen wird, haben fast alle Kroaten abgesagt. Ein sehr heikler Konflikt ist jener mit dem polnisch-österreichischen Fürstbischof Fürsten Sapieha. Dieser brave Gottesmann wollte unbedingt, daß die polnischen Katholiken aus Rußland, dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn einen einheitlichen Teil des Festzuges bilden sollten. So gern man dem kirchlichen Allpolen entgegengekommen wäre — da ja die Polen besondere Lieblinge des Himmels sind und nach den Behauptungen polnischer Geistlichen die Mutter Gottes selbst nur polnisch spricht —, es ging nicht, weil man sich bei der Wiener Regierung vor den dann unvermeidlichen Scherereien fürchtete. Aber man wird schon etwas finden, um die verstimmten Lämmlein zu trösten. Vielleicht dürfen sie im Wiener Rathaus oder vor der Hofburg das schöne Lied „Jesce polska nie zginiela" singen; dort traut sich keiner was zu sagen, da die Sänger doch „sonst" sehr patriotisch sind.

Die österreichischen Italiener stellen gleichfalls ihre religiösen Empfindungen zugunsten der nationalen zurück. Sie erklären, daß der Kongreß

Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

„eine Kundgebung österreichischer Gesinnung" sei — und daß an einem solchen Kongreß ein österreichischer Italiener teilnehmen könnte, wird man denn doch nicht erwarten, trotzdem angeblich die Irredenta mausetot ist. Während die Tiroler Garde des Klerikalismus bereits fünf Sonderzüge aus Deutsch-Tirol angemeldet hat, hüllt sich Welsch-Tirol in Schweigen, obwohl seine Führer waschechte Klerikale sind.

Die Hauptstützen des „Kongresses" aber werden die guten Schäflein der diversen Gesellenvereine sein, und zum Aufputz kommen die Veteranen und die Tiroler Schützen.

Was außer Zweifel ist: Alle werden sich gut unterhalten. Sie kommen fast umsonst nach Wien, leben fast umsonst und können sich einmal Wien gründlich anschauen. Der Wiener Fremdenverkehr wird nichts zu wünschen übrig lassen — man weiß doch, wie die „Frommen" sind, und in Wien kommen gar die „Frömmsten" zusammen. Das kann schön werden.

Alfred von Mehrn

Die Überwindung des Impressionismus?

Ein Ereignis kann erst dann eigentlich historisch heißen, wenn die Wirkung, welche es ausgeübt hat, durch die Wirkungen anderer Ereignisse ersetzt ist. Solange nichts Neues da ist, herrscht das alte. Das letzte ist immer das wichtigste, einfach weil es das letzte ist. Weil es die Luft um sich hat, die wir atmen, weil es ein Stück unseres Lebens ist. Es scheint ein Gesetz, daß alles heutige eine Spanne lang Gefühl und Interesse auf sich lenken müsse — denn nur so gelangt es zu seiner Entfaltung. Der heftigste Protest nützt nichts dagegen, denn auch er beschäftigt sich ja mit der Sache. Eine Erscheinung, die nirgends auf Zustimmung und Freundschaft stieße, der überall abgewehrt würde, sie könnte trotzdem eine eminent zeitgemäße und typisch moderne sein.

Verwandtschaft mit der Zeit kann einem Kinde der Zeit nicht bestritten werden. Ein neugefundener Stil, eine neue „Richtung", übt in der Kunst einen besonderen Zauber aus. Mag sie ein Irrweg sein: einen Augenblick lang waren wir doch überrascht, daß es noch Pfade gebe, die wir noch nicht gegangen sind. Alles Neue, und sei es auch relativ unbedeutend, erschließt eine vordem unbekannte Seite der Welt. Es läßt einen Blick tun in die Unendlichkeit der Möglichkeiten. Der giftige Glaube, es sei alles schon dagewesen, wird durch jede neue Erscheinung widerlegt. Wir erfahren immer wieder, daß die Welt noch nicht zu Ende gedacht und gefühlt ist, daß es noch Tausende unerhörter Dinge gibt, die nur darauf warten ans Licht zu kommen. Ein kleiner Bruchteil der Möglichkeiten, die die Welt enthält, ist bisher verwirklicht worden. Wie aber, wenn zwei Phänomene sich gleichen, wenn z. B. eine moderne Kunst der primitiven ähnlich wird? Scheint hier nicht das Rad zurückgedreht?

Aber die Ähnlichkeit der Resultate beweist nicht die Gleichheit der Ursprünge. Selbst dann, wenn zwei Erscheinungen, die Jahrtausende auseinanderliegen, in ihren Äußerungen sich gleichen sollten, sind sie doch nicht gleich. Wenn sich auch ein moderner Stil dem Stil der Primitiven nähert, so empfinden wir ihn doch gänzlich anders, als ihn die Primitiven empfanden. Ein ganz verschiedenes Lebensgefühl kann zu Ergebnissen gelangen, die sich ähnlich sind. Der Vorwurf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des unoriginellen will also nicht viel heißen. Der neue Stil muß von innen heraus beurteilt werden.

Das letzte Ereignis in der Geschichte der Malerei war der Impressionismus. Vor kurzem hätte man vielleicht noch gesagt ist der Impressionismus. Er war am Schluß eine europäische Malweise geworden. Aber die Entwickelung eilt. Die ersten Impressionisten malen noch zum Teil, und schon sollen sie und ihre Schüler wieder beiseite gedrängt werden. Da widerfährt ihnen von einer Generation, die in ihnen dieselbe Akademie erblickt, von der sich jene freigemacht zu haben glaubten auf immer. Sie müssen nun erfahren, daß Freiheit ein relativer Begriff, und daß der Wechsel der Strömungen eine Notwendigkeit ist. Derselbe Rhythmus, der sie einst heraufhob, will sie wieder hinabziehen, eine neue Form, der Gegensatz des Impressionismus, soll plötzlich Ausdruck der Zeit sein.

Die Herkunft dieser Kunst, die sich mit Frondeurgebärde eine expressionistische nennt, ist unschwer zu belegen. Die neue Generation stellt sich in einer grundsätzlich anderen Weise zur Welt, als es die Impressionisten taten. Aber sie beruft sich dabei auf Künstler, die gleichzeitig mit den Impressionisten siegten, vor allem auf den einen: Cezanne. Cezanne ist der Nährboden der „neuen" Kunst.

Sein Werk erscheint uns heute in ähnlichem Maße klassisch, wie das Werk Monets. Je weiter wir uns aber entfernen, desto größer wird für unsere Erkenntnis die Kluft zwischen Cezanne und den übrigen. Es ist die souveräne Geste, mit welcher Cezanne der Natur gegenübertritt, die ihn von den Impressionisten, den Naturschwärmern, scheidet. Im Gegensatz zu den klaren Netzhautanalysen des Impressionismus steckt in dem Werke Cezannes ein letztes, unauflösbares Moment. Wir erleben in einem Cezanne etwas unerhörtes, schlechterdings unbegreifliches. Das Geheimnis ruht in dem Verhältnis vom Subjektiven zum Objektiven. Die Gesetze, die uns für die Sichtbarkeit verbindlich erscheinen, von denen die Impressionisten eine ganze Anzahl neu entdeckt haben, verlieren in seiner Anschauung die Kraft. Er sieht weder Luft, noch Körper, noch Linie, noch Raum. Nur zwei Dinge existieren für ihn: Fläche und Farbe. Aus den letzten Elementen der Malerei konstruierte Cezanne das undurchdringliche Erlebnis, das uns seine Bilder vermitteln. Das Objektive verliert das absolute der Existenz, es ist alles geheimnisvoll auf einen einzigen Mittelpunkt bezogen. Begriffe wie „Richtigkeit" gibt es für ihn nicht. Die dritte Dimension wirkt auf seinen Bildern nur wie ein Traum, man könnte sagen, Cezanne springt aus der zweiten Dimension direkt in die vierte. Die dritte, die Dimension der Wirklichkeit, würde ihm den Weg zur Mystik nur versperren. Das ist der Grund, warum wir sie bei ihm nicht vermissen.

Die subjektive Mystik Cezannes war das Erlebnis eines seltenen, eigenartigen Menschen. Die Konstruktion einer farbigen Fläche, welche seinem Verhältnis zur Welt Ausdruck gab, hatte Notwendigkeit, war aus einer persönlichen Not geboren. Wo er von der Wirklichkeit abstrahierte, da tat er es unter einem Zwang, es ist durchaus kein Spiel darin. Was mußte erfolgen, wenn Cezanne Führer wurde, wenn der Individualist Schule machte? Die Dekoration.

Cezannes Flächen trennt der metaphysische Gehalt von Dekorativen. Wir vergessen die Fläche beim Anhauch aus der andern Welt. Aber metaphysisches Weltfühlen läßt sich nicht erlernen. Wo das Mystische fehlt, erblicken wir die Fläche, wir sind mit-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten in der Dekoration. Gauguin war ein Vorläufer, andere sind gefolgt. Und heute proklamiert man eine neue Epoche der Malerei. An sich wäre das nichts Lächerliches. Es ist recht gut möglich, daß das wache Bewußtsein unserer Zeit die leisesten Wendungen des Geistes schon erkennt und signalisiert. Der Stil könnte da sein, ohne daß schon starke Persönlichkeiten sich seiner bedienten. Es handelt sich um ein Prinzip. Deshalb ist auch die Kritik eine prinzipielle.

Die Generation, welche Cezanne ihren Meister nennt und den Impressionismus endgültig zu überwinden glaubt, will einer tiefeinschneidenden Wandlung Ausdruck geben, einer Wendung, wie sie prinzipieller gar nicht gedacht werden kann. Expressionismus an die Stelle des Impressionismus setzen, das heißt von einer objektiven Gesetzmäßigkeit zu einer subjektiven, noch unerforschten, übergehen. Man will die suggestive Geste des Ausdrucks an Stelle der Darstellung eines Objektiven. Damit will man in der Tat eine neue Malerei. Was bedeutet aber „Malerei"? Ist dieser Übergang innerhalb des Begriffes überhaupt möglich? Mit andern Worten: kann die Malerei ohne Darstellung der sichtbaren, geordneten Welt existieren?

Die Frage ist zu bejahen. Sie kann es als Dekoration wie als Ausdruck. Ihre Mittel, Farben, Flecke, Linien, sind ihr mit der objektiven Welt nicht entrissen. Sie bleibt Malerei, nur ist sie zu einer unmittelbaren Manifestation des Subjektiven geworden. War der Impressionismus die Glorifizierung des ewig Objektiven, so muß die Kunst des Ausdrucks zur Apotheose des Subjekts geführt werden. Das Objektive wird wesenlos, die Schrankenlosigkeit des Individuums wird Gesetz.

Auch die bloße, von jeder gegenständlichen und räumlichen Bedeutung abgelöste Farbempfindung ist etwas Objektives. Sie gehört zu der Welt, die außerhalb des Subjekts sich befindet. Eine Kunst ohne alle objektiven Elemente ist undenkbar. Allein der Weg von außen nach innen läßt sich abkürzen. Die Weglassung des Gegenständlichen, der organisierten Sichtbarkeit, ist eine Abbreviatur des Weges, der zwischen Objekt und Subjekt sich erstreckt. Ein Minimum an objektiven Elementen genügt, um ein Ungeheures an Subjektivität auszudrücken. Denn darauf allein kommt es an. Die Tatsache des Objektiven an sich ist wertlos. So schließt der Expressionist.

Die Analogie zur Musik ist leicht einzusehen. Die Farben sollen ebenso unmittelbar wirken wie die Töne. Auch die Musik kennt keinen Umweg über eine zweite, nach eigenen Gesetzen geordnete Objektivität, wie sie der Gesichtssinn um uns aufbaut. Die optischen Elemente sollen ohne Umschweife zum Auge sprechen, wie die akustischen zum Ohre. Bisher namenlose Gefühle sollen in dieser neuen Sprache laut werden. Es ist ein Weg zur Verinnerlichung. Die Malerei wird fast ganz vom Materiellen gelöst, sie wird reines Spiegelbild der Seele. Man erinnert an Maeterlink und Debussy. Niemand zweifelt, daß auf diesem Wege in der Tat neue Werte zu gewinnen sind. Ist es aber wünschenswert, daß dies die neue Malerei werde? Soll das der Weg in die Zukunft sein? Was sind es für Kräfte, die hinter der ganzen Erscheinung stehen?

Ästhetische Alternativen pflegen letzten Grundes auf einer Gegensätzlichkeit der Weltanschauungen zu basieren. So lautet auch hier die Frage: Was ist die Objektivität, die wir verlieren sollen, wert?

Wer in einem Gewinn an Objektivität keinen Sieg erblickt, für den ist die neue Malerei ein Fortschritt. Er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verliert durch sie etwas, das nur zu Umwegen verlockte. Wir aber verlieren mehr. Die Tatsache der objektiven Existenz der Dinge ist uns die menschliche Tatsache und das Erlebnis des Objektiven das menschliche Erlebnis. Fülle im Umfassen des Objektiven bedeutet uns Fülle der Humanität. Die Malerei, wie wir sie verstehen, bedeutet Verklärung des Objektiven. Nicht allein das andere Subjekt suchen wir, wir suchen die Welt im andern Ich. Deshalb steht uns eine Malerei umso höher, je objektiver sie ist, je mehr Gegenständliches sie bewältigt hat. Reduktion des Objektiven heißt uns Verarmung. Wie armselig und gering erscheint selbst die Objektivität, welche in der Fülle der Farben steckt, neben der Unendlichkeit an Objektivität, welche uns die gegenständliche Welt enthüllt. Das Gegenständliche eliminieren, die Malerei auf ein Minimum von Objektivität restringieren, das heißt der Malerei ihren tiefsten Sinn nehmen. Der Begriff des ausgedehnt Objektiven gehört zu ihrem Wesen.

Qualitätsunterschiede werden hier nicht bestritten. Ein paar gut plazierte Farbflecken auf einem Blatt Papier können mehr Empfindung verraten als eine gemalte Landschaft. Es handelt sich um das Prinzip. Der Inhalt der Malerei steht in Frage. Wir definieren ihn als die gesamte Sichtbarkeit. Daß eine Landschaft gemalt wird, daß der Versuch gemacht wird, die gegenständliche Wucht der Natur dem Subjekt zu unterwerfen — das ist das Große und Entscheidende. Ohne das Subjekt bleibt zwar die ganze Welt kalt und tot. Aber mit welch anderer Kraft strömt die Innerlichkeit eines Menschen in uns, der eine Welt von Objektivität überwunden hat, als der „innere Klang", der aus ein paar richtig hingesetzten Farbflecken besteht. Es bleibt schließlich bei der Dekoration. Eine originelle Dekoration ist aber keine neue Malerei.

Die Beschränkung auf die Fläche, die Flucht zur Konstruktion, zum abstrakten Rhythmus, sie verraten ihre Herkunft aus einer unendlichen Müdigkeit. Es müssen gehetzte, verzweifelte Instinkte sein, die sich auf der Fläche ausruhen wollen. Die Kraft, das Objektive anzupacken, ist verloren gegangen, die Ohnmacht wird zu einem interessanten Prinzip. Aber die Malerei hört da auf, wo man heute beginnt. Man spricht von einer Überwindung des Impressionismus: es wäre vielleicht ebenso angebracht, von der Überwindung der Malerei zu reden.

Albin Alfred Baeumler

Glossen

Salut und Salat

Mit dem Salut deutscher Schiffe für den französischen Ministerpräsidenten als Hauptbestandteil ist ein publizistischer Salat angemacht worden. Den journalistischen Pflichten der Hundstage wurde so trotz des Kälterückfalls genügt. Weitere Zutaten bei der Salatbereitung waren das Interview, zu dem Kiderlen einem Redakteur des „Figaro" saß, und der Depeschenwechsel zwischen Wilhelm II. und Fallières. Der offiziöse „Petit Parisien" meinte: „Wir stehen vor einer europäischen Entspannung. Der höfliche Salut der deutschen Flotte für Poincaré ist ein erstes Anzeichen." Und wenn nicht ganz so

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hoch, dann doch so ähnlich gings secundum ordinem durch zahlreiche Blätter drüben und hüben.

Wir sagen so oft in selbstbewußten Leitartikeln und schwungvollen Reden: Die Zeit ist vorüber, wo der beschränkte Untertanenverstand die dekorativen Quisquilien des höfischen Lebens überschätzte. Sobald dann aber irgend eine größere oder kleinere Fürstlichkeit der Residenz die Ehre ihres Besuchs erweist, bildet auch die bekannte öffentliche Meinung unter Führung der „N. A. Z." Spalier und versichert nach alten Cliches, nun seien alle Mißverständnisse geschwunden, die guten gegenseitigen Beziehungen glänzend dokumentiert und der Weltfriede gesichert.

Immerhin: auch Vorgänge, die an sich nicht auf der Höhe weltgeschichtlicher Ereignisse stehen, weisen gelegentlich kleine Züge auf, die die politische Situation beleuchten. So wenn an dem Diner zu Ehren Poincarés beim russischen Ministerpräsidenten der englische Botschafter der einzige nichtfranzösische und nichtrussische Gast war; und bei dem Essen für den japanischen Minister Katsura soll nach der „Times" von anderen Nationen ebenfalls nur England vertreten gewesen sein. Das ist unter allen Umständen hübsch deutlich. Von den Äußerlichkeiten der Reise Poincarés aber war für uns das beachtlichste Moment, daß er Deutschland auf großem Umwege umschiffte. Freilich, seinem Salut ist er doch nicht entgangen. (Solch diplomatischer Umweg ist übrigens keine Erfindung Poincarés. Wir kennen ihn aus der neuesten Geschichte, und schon im alten Byzanz wurden die fremden Gesandten, die die Kaiserstadt am Bosporus besuchten, auf dem weitesten Wege durch die wildesten Gegenden dorthin geleitet. Heut sucht man durch andere Bluffs zu imponieren.)

War denn nun alles wieder umsonst? Wir möchten beileibe nicht flau machen. Herrn v. Kiderlens Kissinger Brunnengespräche sind viel kritisiert worden. Gewiß, es gibt aus alter und neuer Zeit Gespräche höherer Ordnung, deren Nichtexistenz bedauerlicher sein würde, als wenn Kiderlen bei dem Besuche des Figaromannes nicht zu Hause gewesen wäre. Aber die großen agrarischen Politiker, die sich bei uns aus eigener Macht zu Verwaltern Bismarckscher Erbweisheit ernannt haben, rügten besonders die Bemerkung Kiderlens, er halte von der großen Politik nicht viel, begnüge sich vielmehr wie ein Prärieiäger mit jeweils sich bietenden Tageserfolgen. Als alleiniges politisches Hauptprogramm des auswärtigen Staatssekretärs der deutschen Großmacht wäre solch Bekenntnis allerdings etwas knapp und würde einen Antrag auf Gehaltsherabsetzung rechtfertigen. Aber schließlich gilts auch hier: das beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen. Und speziell für die deutsch-französischen Beziehungen hatte Kiderlen so unrecht nicht. Wir müssen zufrieden sein, in einigermaßen ruhiger Anständigkeit nebeneinander zu leben; vielleicht kommen wir dann dahin, gemeinsame Interessen auch einmal gemeinsam zu verfolgen. Solche Beschränkung würde unter gleichartigen Verhältnissen gegenüber jeder Nation geboten sein, die etwas auf sich hält, der der Begriff Vaterland nicht ein leerer Inhalt ist — wie es in deutschen Landen noch zur Rheinbundzeit und hie und da auch später noch der Fall war. Vor allem darf man verständige Entwicklung zum Besseren nicht durch Zudringlichkeiten stören. Französische Selbsteinschätzung hört aus relativen Harmlosigkeiten, auch aus zeremoniellen Salutschüssen, leicht mehr heraus, als der Absender hineinlegen wollte. Wenn Poincarés Höflichkeit sich durch unsern

Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Salut einen Besuch in Deutschland hätte abnötigen lassen — wäre das doch für uns peinlich blamabel gewesen.

Bei der Stimmung, die in Frankreich uns gegenüber noch immer überwiegt, vermeiden wir am besten alles, was dort zu Untersuchungen über den letzten Grund dieser Stimmung reizt. Lockroy legte einst einige freundliche Worte Bülows als heißes Liebeswerben Deutschlands um ein antienglisches Bündnis mit Frankreich aus. Widerspruch und Hohngelächter von drüben. Und es waren doch nur Salutschüsse diplomatischer Höflichkeit gewesen. Schließlich hieß es: da haben wir den Salat. Den Politikern gehts häufig wie den Knaben, die einen Schmetterling einfangen wollen und ihn durch täppische Bemühungen verscheuchen. Übrigens keineswegs nur in Deutschland.

Bully

Agrarpolitik und Kolonialpolitik

Es ist bekannt, daß zum Wohle unserer „notleidenden Agrarier" das vaterländische Rindvieh gegen ausländische Konkurrenz oder „Verseuchung" geschützt ist, während denselben Kreisen zuliebe von einem solchen Schutze für den vaterländischen Arbeiter nicht einmal die Rede sein darf. Der fremde Arbeiter ist in Deutschland ein viel schlimmerer Lohndrücker als das fremde Rindvieh ein Preisdrücker ist, und auch als Seucheneinschlepper ist jener für die nationale Bevölkernng mindestens so gefährlich wie dieses für den nationalen Viehstand. Nichtsdestoweniger werden die Grenzen nur für den Vieh-, nicht für den Lohndrückerimport gesperrt. So wenig kümmert unsere Junker die Gesundheit und die Lohnhöhe der nationalen Arbeiterschaft, daß manche von ihnen schon mehrfach die Regierung aufgefordert haben, chinesische Kulis zur Behebung der „Leutenot" in Ostelbien zu importieren. Genösse der Nigger unserer Kolonien eines ebensoguten Rufes als menschliches Arbeitsvieh wie der gelbe Kuli, so würde man gewiß auch schon auf den Gedanken verfallen sein, es mit ihm auf ostelbischen Gütern zu versuchen. Eine entsprechende Anregung würde gewiß entgegenkommendes Verständnis auf agrarischer Seite finden. Statt dessen taucht nun plötzlich der Vorschlag auf, koloniales Rindvieh einzuführen. Ein „Farmer und Viehhändler" in Swakopmund hat vor etlicher Zeit der „Allgemeinen Fleischerzeitung" einen Brief geschrieben, worin in beweglichen Worten die Not der südwestafrikanischen Farmer geschildert wurde. Für ihr Vieh hätten sie keinen Absatz und müßten es zu jedem Preise losschlagen, während in der Heimat Fleischmangel herrsche. Der Brief wurde veröffentlicht und mit einem Rundschreiben an sämtliche Reichstagsabgeordneten gesandt, um diese zu einer Äußerung über die Frage der Fleischeinfuhr aus unsern Kolonien zu veranlassen. Naturgemäß lauteten die Antworten großenteils zugunsten einer solchen.

Das durfte nicht kommen. Die agrarische Presse, die sonst aus Patriotismus in kolonialen Angelegenheiten auch gern fünf gerade sein läßt, gibt sich auf einmal hyperkritisch. Sie scheut keine Mühe, soviel Schwierigkeiten für den Bezug von kolonialem Rindvieh herauszurechnen, daß danach in der Praxis kein Vorteil für den nationalen Fleischesser herausspringen könnte. Es lohne also wirklich nicht, einigen allzuoptimistischen südwestafrikanischen Farmern zuliebe eine Verseuchung des heimischen Viehstandes zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

riskieren. Die „Kreuzzeitung" meint, von allen Antworten der Abgeordneten auf die Frage der „Allgemeinen Fleischerzeitung" sei die des Grafen Kanitz am treffendsten. Und was sagt dieser? Die südwestafrikanischen Farmer möchten ihr Rindvieh auf dem englischen Markt (wo es scharfer australischer und argentinischer Konkurrenz ausgesetzt ist) losschlagen. An unserer heutigen Zollgesetzgebung dürften jedenfalls den Kolonien zuliebe irgendwelche Änderungen nicht vorgenommen werden; denn „nur durch Absperrung unserer Grenzen gegen den Import lebenden Viehs können wir unsere Viehstände vor Verseuchung schützen". Würde im übrigen der Viehpreis durch eine etwaige koloniale Konkurrenz herabgedrückt, so müsse das sicherlich zur Einschränkung der Viehzucht führen, und dann hätten wir mit einem noch gesteigerteren Viehmangel zu rechnen.

Der Verseuchungseinwand ist am leichtesten widerlegt. In Südwestafrika kann das Vieh das ganze Jahr im Freien zubringen; es ist also gewiß viel gesünder als unser einen großen Teil des Jahres in Ställen eingepferchtes. Überdies können doch in unseren eigenen Kolonien alle wünschenswerten Kontroll- und Schutzmaßnahmen getroffen werden. Der Preisdruck eines Importes aus den Kolonien würde bei der Größe des vorherrschenden Fleischmangels nur dessen monopolistische Ausbeutung etwas mildern, nicht im geringsten jedoch die Stellung des heimischen Produzenten erschüttern können.

Daß der Gewährsmann der „Allgemeinen Fleischerzeitung" der in südwestafrikanischen Farmerkreisen allgemein vorherrschenden Auffassung Ausdruck gab, beweist ein in der „Kolonialen Zeitschrift" veröffentlichter Brief des bekannten Farmers Karl Schlettwein, Vorsitzenden des Farmervereins Outjo, Mitglied des Landesrats, darin heißt es: „Wegen des Absatzes für unser Fleisch bleibt die Forderung einer Öffnung der heimischen Grenzen die wichtigste. Wenn auch die Kapkolonie manches abnehmen wird, auch Liebig später da ist, so wird doch für die Farmerschaft, zumal für Kleinvieh, in gefrorenem oder gekühltem Zustande, der Absatz in der Heimat das Lohnendste sein. In den nächsten Jahren geht es ja noch so, aber dann wird die Absatzfrage brennend, trotz aller gegenteiligen Versicherungen gewisser Interessenten, deren Bestreben im Grunde ja nur das ist, daß keine Fleischverwertung im großen entstehen möge, wo ihr Einfluß nicht maßgebend ist."

Wenn unsere Agrarier der Fleischnot wirklich ernsthaft durch eine genügende Steigerung der heimischen Produktion abhelfen wollten, so müßten sie sich mit einer tatkräftigen inneren Kolonisation, einer energischen Initiative zur Mehrung des Klein- und Mittelbesitzes einverstanden erklären. Gerade in der Viehzucht hat der kleine Landwirt vor dem großen bei uns einen gewaltigen Vorsprung. Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich (1911) berechnet, entfielen 1907 auf den Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche der folgenden Größenklassen landwirtschaftlicher Betriebe an Nutztieren:

Größenklasse	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine	Ziegen
unter 2 ha	0,04	0,76	0,24	2,53	1,56
2—5 „	0,07	0,95	0,11	0,94	0,13
5—20 „	0,13	0,76	0,14	0,61	0,04
20—100 „	0,13	0,57	0,25	0,39	0,01
100 u. m. „	0,09	0,33	0,62	0,20	0,001

Diese Berechnung ist so angestellt, daß die Zahl der in jeder Größenklasse vorhandenen Nutztiere durch die Gesamtgröße der zu jeder Klasse gehörigen landwirtschaftlichen Fläche dividiert wurde. Dadurch ist die Klasse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Parzellen- und Zwergbauern (unter 2 ha) viel zu ungünstig weggekommen, da fast ein Drittel dieser Betriebe überhaupt keine Tiere halten. Trotzdem springt die ungeheure Überlegenheit der Parzellenbetriebe ins Auge. Was die Rinderhaltung anlangt, so hält der Kleinbauer pro Hektar ungefähr ein Drittel mehr als der Mittelbauer, nicht ganz doppelt soviel wie der Großbauer und dreimal soviel wie der Großbesitzer. Dabei ist die Rinderhaltung bei uns durch die Zölle, namentlich auf Futtermittel, viel kleiner als sie sein könnte.

Das beste Mittel zur Bekämpfung der Fleischnot würde also in der Ausdehnung des Bauerlandes auf Kosten des großen Grundbesitzes bestehen. Davon aber wollen unsere Großagrarier nichts wissen. Um so weniger braucht der Liberalismus Bedenken zu tragen, einer Öffnung der Grenzen für die Fleischeinfuhr, vor allem aus den Kolonien, das Wort zu reden.

Otto Corbach

Die dritte Romantik

Keine Dichtergruppe ist gemeint, überhaupt nichts Literarisches. Sondern eine Geisterbewegung.

Eine, mit der man sich auseinandersetzen muß. Die „Revolution von innen" nannte sie der streitbare Generalmajor Keim. In einem Aufsatz, der es ungefähr mit denselben Leuten und Büchern zu tun hatte, wie die kürzlich hier veröffentlichte Betrachtung „Deutschlandsucher". Über den Namen läßt sich ja streiten. Man könnte, anstatt von einer selbständigen, dritten, auch von einer, freilich sehr abweichenden, Fortsetzung der „Neuromantik" sprechen. Wir hätten dann zwei Epochen romantischen Empfindens in Deutschland: Die erste, die von Novalis und Friedrich Schlegel bis zu den Jungdeutschen reicht; die zweite, die mit neuen Dichtungsformen anhob und heute mit veränderten Zielen fortdauert. Die Träger der heutigen Bewegung werden von einer Gemeinschaft mit der „Neuromantik" nicht viel wissen wollen; sie seien daran erinnert, daß auch die alte, geschichtlich überblickbare Romantik ganz anders aufhörte als sie begonnen hatte. Schwelgerisch, überbewußt, schrankenlos und im Tiefsten ungläubig trat sie auf und endete in der frommen Schlichtheit Fouqués. Nicht ihre eigenen Spätlinge, die Jungdeutschen haben sie beerbt.

Geht die neue Romantik einen ähnlichen Weg? Der Erzfeind der alten war der Rationalismus. Heut ist es der Sozialismus. Was damals Friedrich Schlegel tat, haben für die neue Bewegung Stirner und Nietzsche getan. Und wie damals ist aus der Nachfolgerschaft ein Gegensatz geworden. Darum, trotz der Zusammenhänge: die „dritte" Romantik.

Es ist nötig, über den Zusammenhang und über den Gegensatz sich klar zu werden. Was in der Dichtung um 1900 „romantisch" hieß, hat ziemlich abgewirtschaftet. Die neue Generation will mit dieser abgewandten, schmucksüchtigen, verspielten Art nichts mehr zu tun haben, sie wendet sich einem neuen Naturalismus zu. Die wirkliche Romantik der Zeit hat sich in unliterarische Bezirke gerettet. Dennoch kommt sie von ebendort, wo die festlichen Poeten herkamen. Wie ein Steppenfeuer brach Friedrich Nietzsche vor ihr her. Er, der ihr ein Feind sein muß, der anarchische Zerstörer, der Widerchrist, Vaterlandsverächter und Neuschöpfer des „Einzigen" — er ist dennoch den Vaterländischen, Religiösen, Stammesgebundenen zum Ahnherrn geworden. Weil nur seine Flamme heiß genug war, die gemeinsamen Gegner:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sozialismus, Demokratie und Bestimmungslosigkeit zu sengen. Er hat, wie Schlegel einst, alle Selbstherrlichkeit des Geistes losgebunden, damit die Nachfolgenden wieder gebunden sein konnten ...

Wie dem sei: Die Bewegung strömt tief und stark. Sogar auch schon breit. Sie hat, was die Ihren freilich nicht zugeben, alle Anwartschaft, als „Zeitgeist" das Denken einer Generation zu beherrschen. Was will sie? Ihr Grundwort ist: Bindung. Bindung des rasselos, volklos, bestimmungslos gewordenen Allerweltsmenschen an ursprüngliche, klarumgrenzte Gebilde. Diese Denkweise verachtet den Verstand und verehrt den Instinkt. Sie will nicht die Leistung, sondern den Leistenden. Nicht Abstimmung, sondern Herrschaft. Nicht Masse, sondern Gliederung. Nicht Einkommensgruppen, sondern Stände. Nicht Produktion, sondern Gewerbe. Nicht Anpassung, sondern Art. Nicht das Individuum, sondern den Stamm.

All diese Forderungen, die nach Schlagworten klingen und doch aus innerster Not empfunden sind, weisen in die Vergangenheit. In eine freilich erträumte Vergangenheit. Lebt einer, der diese Zeit aufrichtig liebt? Ist nicht der Mensch mit all seinem Sozialismus vereinsamt? Sind Halt und Sinn des Daseins noch anders als bei toten Geschlechtern zu finden? Weiß irgendeiner, wohin er gehört? Müssen wir nicht in vergangenen Jahrhunderten suchen, um zu spüren, was Gebärde und Gleichnis ist? Schafft noch eine empfundene Gemeinschaft ihr Sinnbild? Ist unser Bauwerk Ausdruck, unser Besitztum Gerät, unsere Kunst eine Notwendigkeit?... Nein. Die Werte sind echt, und die Entbehrungen auch. Kaum einer ist unter uns, den diese Sehnsucht nicht streifte. Und doch ...

Und dennoch haben wir kein Recht, uns solchen Betrachtungen hinzugeben. Wir tun sonst doppelte Torheit. Wir fälschen unser Empfinden mit der Vergangenheit und fälschen die Vergangenheit mit unserem Empfinden. Das Vermögen, das Dinge zu Sinnbildern und Zustände zu Gefühlen vertieft, bleibt hinter diesen Dingen und Zuständen um ein Jahrtausend zurück. Es ist beinahe selbstverständlich, die Gegenwart als leer, mechanisch und bildlos zu empfinden: eben weil sie Gegenwart ist; dagegen einen Dom, eine Stammessitte, altes Geräte groß und zwingend zu sehen: eben weil es Vergangenheit ist. Doch vergessen wir nicht: Sinnbild und Ausdruck sind diese Dinge für uns, nicht für die Zeit, die sie schuf. Geschaffen hat sie das Bedürfnis oder doch ein Empfinden, so unsicher, trüb und schwankend, wie unseres ist. Einen Hammer begreifen wir; seine Art ist in uns hineingewachsen, als sei er ein Glied unseres Körpers. Das ist der Sinn des Gerätes. Ein Flugzeug können wir nicht so empfinden; aber spätere Zeiten werden es tun. Und unsere Aufgabe ist: nicht das Flugzeug abzulehnen, sondern es sehen zu lernen, wie wir den Hammer sehen.

Größe und Einheit einer Kultur ist dessen, der sie empfindet, nicht dessen, der sich mit ihrem Elend herumschlug. Aus der Ferne haben selbst Hexenprozesse tragische Wucht; zu ihrer Zeit waren sie Schmutz und banale Gemeinheit. Zustände, die uns heute verzettelt scheinen, werden gewiß einst monumental, Bindungen, die wir nicht fühlen, zwingend, Werke, die zu uns nicht sprechen, in ihrer Gesamtheit erhaben wirken. Denn das Bild wird einheitlich sein, und darum ausdrucksvoll.

Wir stehen, das kann nicht geleugnet werden, in Technik, in Staat, in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arbeitsweise vor einer fremden Welt; vor Werken, die wir wohl schaffen, aber mit dem Gefühl nicht durchdringen, mit dem Instinkt uns nicht aneignen können. Das Luftschiff ist kein Gerät, wie der Staat kein Organismus ... So bleiben zwei Wege. Ein lockender, doch unmöglicher: Unsere Lebensformen zu vereinfachen, bis sie ins Maß unserer Aneignungsfähigkeit passen. Und ein verheißender, schwerer: Die innere Weite zu dehnen, bis sie umfassen kann, was heute noch seelenlos scheint.

Hermann Friedemann

Eine völlige Umwälzung

(so wird uns aus Berlin geschrieben) steht in der Zusammensetzung unserer Offizierkorps bevor. Die Kommandeure, namentlich auch der Eliteregimenter, in den großen Garnisonen sind in heller Verzweiflung. Fast von sämtlichen Leutnants werden ihnen dringende Bitten unterbreitet um recht baldige Versetzung in eine der bisher so gefürchteten kleinen Grenzgarnisonen. Recherchen nach dem Grunde dieser epidemisch auftretenden Erscheinung hatten das Ergebnis, daß ein fachmännischer Artikel im „Tag" diese Wandlung in den jungen ritterlichen Seelen herbeigeführt hat. Der Verfasser wies auf die Lichtseiten der kleinen Grenzgarnisonen hin und meinte sehr eindrucksvoll: „Über sich selbst nachzudenken hat der junge Offizier in Mörchingen mehr Zeit und Gelegenheit als in Berlin." Das schlug durch. Richtig! Was kann es auch für einen jungen Offizier Schöneres geben, als über sich selbst nachdenken? Daß man darauf nicht früher gekommen ist! Nun drängen alle die Prinzen, Grafen und Barone der Berliner Garderegimenter nach Mörchingen, und Berlin könnte bald seiner schönsten Zierden beraubt sein. Der Kriegsminister hat im Auftrage des Militärkabinetts sofort Herrn Erzberger telegraphisch zu sich gebeten, damit dieser aus dem Schatz seiner Allesbesserwissenheit ein wirksames Hilfsmittel darreiche. Wie eben bekannt wird, soll Erzberger die Errichtung von Leutnantskonvikten vorschlagen wollen, in denen die jungen Offiziere Gelegenheit haben, in strenger Klausur und unter sachverständiger Leitung (S. J.) Selbstbebrütungsexerzitien zu absolvieren. Hoffentlich genügt das, um ihre anachoretischen Gelüste einzudämmen, Berlin vor Verunstaltung und die Garderegimenter vor Verbürgerlichung zu bewahren.

Richard

Beethovens Briefe

Die Briefe Beethovens in einer Gesamtausgabe von beinahe tausend Seiten kann man jetzt im Verlag Hesse & Becker in Leipzig für die Bagatelle von vier Mark kaufen! Es ist nicht nur die billigste, sondern auch die weitaus vollständigste Sammlung mit anderthalbtausend Briefen. Das ist ein merkwürdiges Durcheinander, wenig „Schönes" und Literarisches drin, dafür viel Torheiten und Augenblicksscherze, Wortspiele, Ulknamen, rechte Musikantenwitze, Geldangelegenheiten, dann die lange traurige Sache mit dem Neffen Carl. Der Kopist wird schweinisch angeflucht, der Verleger kaum zarter, eine Geliebte wird schwelgerisch gepriesen, aber mit dem ärgerlich abbrechenden Schluß „Hol Sie der Teufel!" Es ist alles so menschlich wie möglich, dazwischen das damalige Wien, und darüber gelegentlich durch Wolken ein Blick in Beethovensche Himmel. So lieb und wienerisch nett er gelegentlich sein kann, so nervös und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mißtrauiſch er dann wieder iſt, immer wieder ſpürt man doch eine dünne Luft von Fremdheit um ihn her, wie ſie ſein Bildnis und ſeine Muſik umgibt, aber nie den leiſeſten Schatten einer falſchen Größe, einer Eitelkeit, einer Maske. Die Briefe ſind nicht derart, daß ſie zuſammen eine Biographie ergäben, aber ſie ergeben ein Bild des Beethovenſchen Alltags, und ſie zeigen rührend, was für ein zarter, gütiger Mann hinter dem exploſiven Grobian und dem kalauernden Kameraden geſteckt hat.

Hermann Heſſe

Thackeray

Die älteren Engländer, deren Bücher unſre Großväter und Großmütter ſo fleißig laſen, kommen wieder zu Ehren. Bei Reiß in Berlin iſt ein deutſcher Swift, bei Langen der große Dickens erſchienen, und nun gibt der Verlag Georg Müller in München einen neu überſetzten Thackeray heraus, von dem acht Bände fertig ſind. Mit Ausnahme ſeines berühmten Hauptwerkes war Thackeray bei uns einigermaßen verſchollen, und mit Erſtaunen erfahren wir, daß ſolche Kleinode, wie die Erzählungen des Dieners Yellowplush, jetzt zum erſtenmal ins Deutſche überſetzt worden ſind. Thackeray iſt kein Dichter, für den die Jugend ſchwärmt, er iſt der Freund der Stillen und der Tröſter der Enttäuſchten mit ſeiner unerbittlichen Beobachtung und immerwachen Ironie. Es iſt ihm ein Vergnügen, Illuſionen zu zerſtören, es bereitet ihm eine nicht immer verſchwiegene Genugtuung, Schwächen zu ertappen und Unredlichkeiten aufzudecken, aber er iſt darüber nie zum hämiſchen Peſſimiſten von Profeſſion geworden, dafür hatte er zu viel Humor und zu viel Achtung vor wirklichen Werten, man denke nur an die Zartheit, mit der er von Kindererlebniſſen und Kinderſeelen erzählt. Daß er ein Meiſter im Hinſtellen von Typen und im Durchleuchten ſeeliſcher Abgründe iſt, war in der Zeit des modernen Naturalismus und gar in den Jahren der Äſthetendichtung zu ſehr vergeſſen worden; nun ſteht der alte Meiſter friſch und unzerſtörbar wieder da und findet uns dankbar für die Kraft ſeiner Darſtellung und für die tröſtlich weiſe Skepſis ſeiner reinlich kühlen Weltanſchauung.

Hermann Heſſe

Chriſtian Wagner

Dem alten ſchwäbiſchen Dichter Chriſtian Wagner, von dem ich zu Anfang des Jahres einmal erzählte und nach dem ich ſeither oft gefragt werde, iſt nun doch eine Ehrung widerfahren. Der „Frauenbund zur Ehrung rheinländiſcher Dichter“ hat ihm ſeinen Jahrespreis zuerkannt. Wagners Gedichte, in einer kleinen, von mir beſorgten Auswahl, werden für den Frauenbund hübſch gedruckt und kommen nachher in derſelben Auswahl auch in den Buchhandel. Mir ſcheint, es handelt ſich da um eine überraſchende Entdeckung für viele!

Hermann Heſſe

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Heſſe & Becker in Leipzig, Ellenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die Praxis der Graf Berchtoldschen Initiative / Von Julius Sachs (Wien)

Die Initiative des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen, Grafen Berchtold, bedeutet für die neue Türkei, was für die alte der Artikel 23 des Berliner Vertrages war. Charakterisieren wir kurz die Ähnlichkeiten und die Unterschiede der beiden Akte.

Gegenüber der alten Türkei waren die Mächte gewohnt, mit Intervention zu arbeiten, gegenüber der neuen, die sich als konstitutionellen Staat gibt, ist diese Methode nicht mehr möglich. Der Artikel 23 verpflichtete die Pforte, „analoge Reglements" — es war im ersten Absatz vom organischen Reglement auf Kreta die Rede — den lokalen Bedürfnissen entsprechend angepaßt, auch in den anderen Teilen der europäischen Türkei einzuführen; es war für eine besondere Organisation mit Vertretung des eingeborenen Elementes und mit Befragung der europäischen Kommission im Vertrage vorgesehen. Der neuen Türkei gegenüber spricht man nicht mehr von Reglements autonomer Natur, sondern von Dezentralisation. Dieser Unterschied besagt, daß es sich um administrative Rechte handelt, die gewährt werden sollen, ohne daß territoriale Bezirke zu autonomen Körpern abgeschlossen würden. Der alten Türkei hat man durch Aufstellung solcher Körper einen Teil nach dem anderen abgerissen, Rumänien, Serbien, Bulgarien und Kreta. In allen diesen Fällen handelte es sich um autonome Körper, die dann zu selbständigen Körpern wurden; und im Artikel 23 erschien diese Entwicklung konkretisiert. Heute spricht man von Dezentralisation, weil man die Türkei erhalten will, weil man ihr ein ethnisch-dezentralistisches und konstitutionelles Wesen sichern will. In der Behandlung der alten Türkei war jene Methode möglich, weil bei einem absolutistischen Staat diese absolutistische Einteilung in autonome Körper durch Begrün-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dung von Gouvernements usw. möglich ist, während es bei der neuen Türkei als bei einem konstitutionellen Staate sich nicht um solche absolutistisch regierte Teile handeln kann. Nun sind aber gerade solche Teile einer Lostrennung leichter zugänglich, während bei der Dezentralisation eines konstitutionell regierten Staates an derartige Körper nicht gedacht werden kann.

Die beiden Akte weisen aber auch Berührungspunkte auf. Der erste Berührungspunkt ist das Interesse seitens des gesamten Europas — wie es im Berliner Vertrag zum Ausdruck kam und wie es heute laut wird — für eine Einrichtung der Dinge in der Türkei, die dieser eine gedeihliche Existenz ermöglichen soll. Die Dinge liegen heute nicht wie etwa seinerzeit in Mürzsteg, wo nur zwei Mächte zu einer Entente zusammentraten und den Verdacht erwecken konnten, daß es sich um direkte Absichten handelte. Heute soll durch das Zusammenwirken sämtlicher Mächt jede direkte Absicht, jedes unabhängige Vorgehen und jeder persönliche Profitverdacht ausgeschaltet werden, wie seinerzeit im Berliner Vertrag sämtliche Mächte ein solches Zusammenwirken festlegen wollten, um der alleinigen russischen Ingerenz ein Ende zu setzen. Eine weitere Ähnlichkeit zwischen den beiden Akten liegt darin, daß nicht, wie bei gewissen anderen Gelegenheiten — zum Beispiel bei der Mürzsteger Konvention, die vor allem an Mazedonien dachte — bloß von einer Provinz die Rede ist, sondern von allen Teilen der Türkei. Der Vorschlag bezieht sich also auch, was unter den heutigen Umständen wichtig ist, auf die Ägäischen Inseln, die übrigens nach einer offiziellen Interpretation des Berliner Vertrages der europäischen Türkei beizuzählen sind.

Der heutige Vorschlag geht aber über diese Ähnlichkeit hinaus und bedeutet einen Fortschritt gegenüber dem Berliner Vertrage, indem nicht nur von der europäischen Türkei, sondern von der Türkei überhaupt gesprochen wird; also sind die asiatischen Provinzen inbegriffen, und man muß da unwillkürlich an Arabien — und an all das, was dieser Gedanke in der Weltpolitik bedeutet, — denken. Das erklärt auch die günstige Aufnahme dieser Anregung bei allen Mächten, um so mehr, als ja der erste Zweck dieser Konversation ein den Frieden auf dem Balkan fördernder ist und die Staatserhaltung der Türkei bezweckt. Und da liegt der weitere Fortschritt, daß diese Staatserhaltung nicht eine Phrase ist, wie in den Pariser und Berliner Akten, nach denen ja die allmähliche Zerstückelung der Türkei einsetzte,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern daß sie vom aufrichtigen Bestreben nach Erhaltung der Türkei diktiert wird.

Über die weitere Entwicklung und die Prozedur des Vorgehens bei den Besprechungen unter den Mächten scheint zunächst nur das Negative festzustehen, daß es sich nicht um eine Konferenz handelt, zu der die Mächte eingeladen werden, und nicht um eine Intervention. Die weitere Entwicklung hängt ganz von der Mitwirkung seitens der eingeladenen Mächte ab. Man kann also vorläufig weder die Richtung bestimmen, in der sich die Zentralisation bewegen wird, noch die Art, in der die Stärkung der Türkei auf dem einmal gewählten Wege der Dezentralisation vor sich gehen soll. Übersehen läßt sich jedoch jetzt schon vielleicht folgendes: 1. Es kann sich nicht um ein Problem handeln, das auf einmal und auf alle Teile der Türkei in complexu angewendet werden darf. Man wird vielleicht mit denjenigen Teilen beginnen, bei denen die Sache am leichtesten ist, dort, wo eine homogene Bevölkerung in einem bereits bestehenden administrativen Bezirk sich befindet, wie das zum Beispiel bei den Ägäischen Inseln der Fall ist, um so mehr als dieses Problem infolge des Krieges schon gestellt erscheint — nachdem das albanische Problem von selbst erledigt scheint. 2. Über die Art und den Grad der Dezentralisation scheint den Mächten seitens Graf Berchtolds ein Programm nicht unterbreitet worden zu sein, auch scheint ein solches überhaupt nicht ausgearbeitet zu sein. Die Idee des österreichisch-ungarischen Kabinettes dürfte sein, daß aus den Konversationen der Mächte untereinander und aus deren Verständigung mit der Türkei bezüglich der einzuführenden Dezentralisation die Art und das Maß derselben sich bestimmen lassen wird. — Doch hat man auf den ersten Blick den Eindruck, daß ein Vorschlag, der vom österreichisch-ungarischen Minister des Äußeren ausgeht, unwillkürlich an eine Dezentralisation ähnlich jener denken muß, wie sie in einem Teile der Monarchie schon existiert; gewiß würden bei der Bemessung der in der Türkei einzuführenden Dezentralisation die Fortschritte vorbildlich sein können, wie sie in Österreich in der Gewährung nationaler Rechte gemacht worden sind. Die österreichische Dezentralisation hat nämlich die Tendenz, von einer territorialen Gewährung nationaler Rechte zu einer personalen Gewährung solcher nationalen Rechte hinüberzuleiten, so daß dem Individuum oder bestimmten Gruppen von Individuen infolge

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrer Nationalität nationale Rechte gewährt werden. Dies muß sich auch für die Türkei dort empfehlen, wo nicht geschlossene territoriale nationale Einheiten vorhanden sind, sondern wo gerade in einem größeren territorialen Bezirk persönliche Agglomerationen sich untereinander gemischt vorfinden, wie dies zum Beispiel in Mazedonien der Fall ist.

Auch bezüglich der Albanesen werden ähnliche Probleme aufgeworfen werden müssen, dort, wo die albanesische Bevölkerung mit bulgarischen, serbischen und griechischen Elementen gemischt ist, so in den Wilajets von Kossowo und Monastir und in Epirus. Und auch darin war die Initiative des Grafen Berchtold aktuell: In einem Augenblicke, da von den Albanesen eine Vereinigung der vier Wilajets zu einem autonomen Albanien angestrebt wurde, gewährt der Vorschlag den von der Herstellung eines solchen autonomen Albanien betroffenen anderen Nationalitäten die Sicherheit, daß ihre Rechte seitens Europas Berücksichtigung finden werden und daß weder das epirotisch-griechische Element noch die nichtalbanesischen Christen anderer Teile der Türkei in eine albanische Agglomeration mit einbegriffen werden sollen. Darum dürfte der Vorschlag zur Verflüchtigung jener Unruhen beitragen, die dieser Nationalitäten sich bereits zu bemächtigen beginnen.

Die Art, wie nach der günstigen Aufnahme des Vorschlages seitens der Mächte sich auch die Balkanstaaten zu ihm zu stellen scheinen, beweist nicht nur, daß der österreichisch-ungarische Vorschlag die angestrebte Beruhigung bereits erwirkt hat, sondern daß er sich auch mit den seitens der Balkanstaaten in der letzten Zeit betriebenen und auf Erhaltung der Türkei zielenden Politik verträgt. Denkt man weiterhin an das Programm, das die sich zusammenschließenden Nationalitäten nach der Einführung der Konstitution im ottomanischen Reiche vor die türkische Kammer brachten und in dem geradezu die Dezentralisation als Postulat ihrer nationalen Existenz aufgestellt wurde, so ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die von Europa so günstig aufgenommene Initiative sich mit den Wünschen dieser Nationalitäten deckt. Die Initiative Graf Berchtolds ist aktuell, und ihrer Praktizierung muß man mit Interesse entgegensehen.

Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die liberalen Arbeiter / Von Dr. Ludwig Heyde

Im Reichstagswahlkampf ist von entschieden liberaler Seite oft gesagt worden, die Arbeiterschaft und das freiheitlich gesinnte Bürgertum gehörten zusammen. Da das gemeinhin nur eine Umschreibung der Aufforderung war, Sozialdemokratie und Fortschrittspartei sollten eine gemeinsame Front gegen die verbündeten Klerikalen und Konservativen bilden, so lag in jenem Satze das stillschweigende Anerkenntnis, daß sich die politische Parteibildung in völliger Analogie zur wirtschaftlichen Klassenbildung vollzogen habe: der entschiedene Liberalismus wurde dem freiheitlichen Bürgertum, die Sozialdemokratie der Arbeiterschaft schlechthin gleichgesetzt. Und in der Tat hat sich im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr in beiden Parteien der Glaube an die Möglichkeit einer Art von Arbeitsteilung zwischen ihnen herausgebildet, derart, daß der Linksliberalismus sich kaum mehr ernstliche Mühe gab, unter der Arbeiterschaft Eroberungen zu machen, und daß andrerseits die Sozialdemokratie das „freiheitliche Bürgertum" nicht systematisch zu gewinnen suchte, ja es sogar als eine Klasse betrachtete, deren Mitglieder, unabhängig von ihrer politischen Stellung, schlechthin mit dem Sozialismus unvereinbare Interessen hätten. War dieser Zustand vom marxistischen Standpunkte aus ganz unbedenklich, da dieser ja den Kampf um eine bessere Wirtschaftsordnung von vornherein nur der Lohnarbeiterschaft glaubte zuweisen zu sollen, so befand sich der Liberalismus in erheblich anderer Lage: sein Staatsideal war zwar wesentlich bescheidener als das sozialistische, dafür aber auch elastischer und nicht darauf zugeschnitten, nur von einem durch die immerhin zufällige Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht dazu prädestinierten Bevölkerungsteil erkämpft werden zu sollen. Diese „ideologische" Betrachtungsweise der Politik vertrug sich nicht damit, daß jene „Arbeitsteilung" im Kampfe um den politischen Fortschritt eintrat, durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die der entschiedene Liberalismus immer mehr zur Klassenpartei einer gewissen Schicht gebildeter und besitzender Personen zu werden drohte.

Unter dem Widerspruch eines sich an die große Mehrheit der Nation wendenden Programms einerseits und der Tatsache andrerseits, daß zu Trägern der fortschrittlichen Politik tatsächlich mehr und mehr nur die Zugehörigen einer bestimmten Klasse wurden, mußten naturgemäß am ehesten die dem entschiedenen Liberalismus treugebliebenen Arbeiter leiden. Wenn auch das Geschrei der Scharfmacher über sozialdemokratischen Terrorismus zu einem übergroßen Teile auf Verdrehungen und tendenziösen Aufbauschungen beruhen dürfte, so ist es doch eine ganz natürliche Erscheinung, daß eine kleine Minderheit im täglichen Verkehr mit Anhängern der Gesinnung einer gewaltigen Mehrheit keinen leichten Stand hat, zumal sich die Meinungsverschiedenheiten im arbeitenden Volke etwas drastischeren Ausdruck zu verschaffen pflegen, als gerade parlamentarischer Gesittung entspricht. Auch ist es immer noch leichter, auf völlig anderem Boden zu stehen wie die Mehrheit, als in einem erheblichen Teile der Gegenwartsforderungen mit ihr übereinzustimmen und mehr als durch diese durch Taktik und Tonart sowie durch theoretische Unterschiede getrennt zu sein; die radikalere Mehrheit sieht die Minderheit da leicht als böswillig oder dumm an, und die Nachbeter platter Agitationsformeln des sozialdemokratischen Radikalismus haben es oft leicht, den liberalen Arbeiter, der jenen Formeln nichts entgegenzustellen hat, in die Enge zu treiben. Und zu all diesen natürlichen Schwierigkeiten gesellte sich für den liberalen Arbeiter noch die hinzu, daß er an seiner Partei nicht den nötigen Rückhalt fand, weil diese eben selbst auf dem Wege war, zur Klassenpartei zu werden, weil sie, wiewohl einer halbwegs sozialen Politik keineswegs abgeneigt, dem Arbeiter kein rechtes Heimatsgefühl gab. In den maßgebenden Instanzen saßen keine Arbeiter, und der heutige Arbeiter — das dankt das gesamte Proletariat der Sozialdemokratie — will nun einmal sein Geschick nicht nur in den Händen von Direktoren, Justizräten und Professoren verwahrt wissen, sondern selbst ein entscheidendes Wort mitsprechen.

So ist der neue Versuch, die entschieden liberale Arbeiterschaft und die mit ihr in Arbeitnehmersolidarität verbundenen Angestelltenkreise politisch zu organisieren, — jener Versuch, dem der soeben gegründete Reichsverein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liberaler Arbeiter und Angestellter dienen soll, — durchaus von der Arbeiterschaft selbst ausgegangen und war so wenig eine Unternehmung der Parteileitung, daß man eher nicht fehlgeht anzunehmen, er sei in einflußreichen Parteikreisen dem einen oder anderen durchaus nicht sehr erwünscht gekommen.

Es war nun eine Gefahr, daß eine liberale Arbeiterorganisation, auch wenn sie in der Partei den radikalsten Flügel bilden wollte, durch den Gegensatz zu der großen sozialdemokratischen Arbeiterpartei dazu verführt werden könnte, einem glücklicherweise überwundenen Stile der Sozialistenbekämpfung in der Fortschrittlichen Volkspartei nun wieder das Wort zu reden. Die Leipziger Gründungsversammlung hat dies aufs glücklichste vermieden; kein einziger Teilnehmer verfiel in den Jargon von der „reichsfeindlichen, vaterlandslosen" Sozialdemokratie, sondern es herrschte allgemein der Geist gerechter Abwägung und völlig vorurteilsloser Würdigung gegenüber der großen Nachbarpartei. Und von diesem Geiste ist auch das Programm der neuen Organisation getragen; es enthält nur positive Forderungen in radikalfortschrittlichem Sinne. In den Thesen, die die vollpolitische Gleichberechtigung aller Erwachsenen und die Schaffung eines sozialen Arbeitsrechtes fordern, besteht kein Gegensatz zur Sozialdemokratie, zumal seitdem die letztere die Bedeutung arbeitsrechtlicher Fragen, in denen Potthoff, Flesch und H. Sinzheimer treffliche Richtlinien gegeben haben, mehr als früher anerkennt; in den beiden andern Thesen, die den Kampf gegen den Großgrundbesitz und die Betonung des Idealismus verlangen, kommt der Gegensatz rein sachlich und ohne besondere Hervorhebung zum Ausdruck. Der Kampf gegen den Großgrundbesitz, wie er hier unumwunden gefordert wird (— nicht wie im Hansabund nur gegen die „Überagrarier" —) ist ein populärer und eminent wichtiger Programmpunkt. Die Sozialdemokratie führt diesen Kampf nicht grundsätzlich, sondern hält, wenigstens in ihrer überwältigenden Mehrheit, den Großbetrieb auch auf dem Lande für die wirtschaftlichere Form gegenüber dem Kleinbetrieb und verlangt seine Vergesellschaftung, wo die liberalen Arbeiter die innere Kolonisation im größten Maßstabe und die Schaffung eines gesunden Kleinbauernstandes fordern. Der Einfluß Oppenheimers auf das liberale Programm ist hier unverkennbar: zum ersten Male stellt sich eine politische Gruppe auf den Standpunkt, daß der Großgrundbesitz eine Hauptwurzel der sozialen Not ist, daß vor allem die Abwan-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

derung in die Städte durch den mit ihr verbundenen Lohndruck auf die städtischen Arbeitslöhne die gewerkschaftliche Kulturarbeit immer wieder gefährdet und den Unternehmerprofit maßlos erhöht. Indem die liberalen Arbeiter nun die wirtschaftliche Einrichtung des Großgrundbesitzes bekämpfen, stellen sie sich in gewissem Sinne auf den Standpunkt eines wohlverstandenen Klassenkampfes. Sie kämpfen im Interesse der Gesamtheit gegen eine bestimmte, allerdings sehr kleine, Klasse; und sie tun damit nichts anderes, als das, was die Sozialdemokratie auch tun müßte, wenn nicht das Erfurter Programm, wie ich im „März", V, Heft 19, nachgewiesen zu haben glaube, in puncto Klassenkampf unlogisch wäre und nicht, statt zum Kampfe der großen Mehrheit des Volkes gegen die „verhältnismäßig geringe Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern" aufzufordern, den Kampf allein der Lohnarbeiterklasse zuwiese. Konsequenterweise müßte die Sozialdemokratie unter „Klassenkampf" eben auch nur den Kampf gegen bestimmte, als Schädlinge des Gemeinwohls erkannte Klassen führen, während Träger dieses Kampfes, ohne Rücksicht auf ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht, alle die wären, denen der Sozialismus ein wünschenswertes Ziel ist, das heißt erheblich weitere Kreise als das Lohnproletariat in jenem engsten Sinne, den die Sozialdemokratie bei der Propagierung des Klassenkampfes im Auge hat. Dann käme der Unterschied zwischen der marxistischen und der neuen liberalen Arbeiterbewegung in der einfachen Formel zum Ausdruck, daß die erstere gegen Kapitalisten und Großgrundbesitzer, die letztere nur gegen die Großgrundbesitzer als Klasse, (oder, wenn man lieber will: gegen den Großgrundbesitz als wirtschaftliche und rechtliche Institution), kämpfen will; im Erfolg aber versprechen sich die liberalen Arbeiter von ihrem Kampfe ebenfalls die Überwindung der rein kapitalistisch orientierten Wirtschafsordnung, indem durch die (von der Sozialdemokratie mit Ausnahme eines kleinen, zumeist aber schutzzöllnerischen, Flügels nicht gewünschte) Ersetzung des landwirtschaftlichen Großbetriebs durch kleinbäuerliche Betriebe jene bereits dargetanen Wirkungen auf den städtischen Arbeitsmarkt und den „Mehrwert" ausgelöst werden sollen.

Der andere Punkt, in dem die fortschrittlichen Arbeiter sich von den sozialdemokratischen bewußt unterscheiden, ist die Betonung des Idealismus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als national-einigender Kraft. Es braucht kaum betont zu werden, daß es sich hier nicht so sehr um ein philosophisches Bekenntnis handelt, als vielmehr um den schlichten Gedanken, daß es Kulturfragen gibt, die oberhalb aller materiellen Interessen liegen und in denen auch die sozial noch so verschieden interessierten Schichten einer Nation zusammengehen können und müssen.

Es liegt auf der Hand, daß die innere Wandlung in der sozialistischen Partei den Bestrebungen der fortschrittlichen Arbeiterschaft entgegenkommt. Liberalismus und Sozialdemokratie haben voneinander gelernt, und in weiter Ferne sieht der politische Optimist einmal so etwas wie eine Synthese aus beiden entstehen; Oppenheimers „liberaler Sozialismus" liegt in der gleichen Linie, und zahlreiche tüchtige Menschen, die sich heute noch politisch heimatlos fühlen und nicht die Selbstüberwindung finden, für das Ziel auf einer der beiden Seiten zu arbeiten, sehnen eine solche Entwicklung herbei. Aber es kann noch viel Zwischenfälle geben, und wer in diesen Wochen gesehen hat, wie im sozialdemokratischen Lager das Stichwahlabkommen mit der Fortschrittspartei auf zahllosen Wahlkreisversammlungen scharf abgelehnt worden ist und wie die „radikale" Reaktion der Ledebour und Luxemburg auch bei der jüngeren Generation in den Lensch und Pannekoek eifrige Verfechter findet, — der kann es den fortschrittlichen Arbeitern nicht verdenken, wenn sie nicht die Hände in den Schoß legen und Jahrzehnte abwarten wollen, bis — vielleicht — die Sozialdemokratie sich in der Richtung ihrer Endziele und ihrer Taktik gründlich gewandelt hat.

Daß andererseits die fortschrittlichen Arbeiter, die vom Sozialismus das Brauchbare übernehmen wollten, ohne ihre liberalen Grundlagen aufzugeben, nicht für eine „gesamtliberale" Bewegung zu haben waren, versteht sich fast von selbst; die nationalliberalen Arbeiterkreise Norddeutschlands sind größtenteils blindwütige Sozialistentöter, mit denen man am besten jede Gemeinschaft meidet. Die Einigung der Liberalen mag ein schöner Traum sein; auf wirtschaftlichem Gebiete kann da vielleicht der Hansabund, in Kulturfragen der Nationalverein für das liberale Deutschland etwas leisten. In der sozialen Frage aber gibt es keine Einigungsmöglichkeit, es sei denn, daß die nationalliberale Partei sich nach Zielen und Zusammensetzung von Grund auf ändert. Dazu besteht aber augenblicklich wenig Hoffnung. Man kompromittiert

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſich in ſozialpolitiſcher Hinſicht mit den meiſten Nationalliberalen zu ſehr, als daß die fortſchrittlichen Arbeiter bei ihrem ſchweren Organiſationsverſuch dieſe Belaſtung hätten ertragen können. Der Verſuch iſt ohnehin ſchwer genug.

Annette von Droſte / Von Hans Brandenburg

Annette von Droſte wurde am 10. Januar 1797 auf Hülshoff, einer alten weſtfäliſchen Waſſerburg im Münſterlande, geboren. Hier verbrachte ſie ihre Jugend mit wenigen Unterbrechungen, die in Beſuchen bei ihren Verwandten in Weſtfalen und am Rhein beſtanden. Nachdem 1826 ihr Vater und 1829 ihr Lieblingsbruder geſtorben waren, übernahm ihr anderer Bruder die Verwaltung von Hülshoff, und Annette zog mit ihrer Schweſter und mit ihrer Mutter auf deren benachbarten Witwenſitz Rüſchhaus, ein einſames Gut inmitten eines alten verwitterten Parkes. 1834 verheiratete ſich ihre zwei Jahre ältere Schweſter mit dem durch ſeine Nibelungenforſchungen berühmten vierundſechzigjährigen Germaniſten Joſeph Freiherrn von Laßberg, der ſpäter das uralte Schloß in Meersburg am Bodenſee kaufte. Als Annette dort im Winter 1841 zu Beſuch weilte, trat ſie in engſte freundſchaftliche Beziehungen zu Levin Schücking, einem jungen Schriftſteller, den ſie ſchon von früher her kannte, und der ſich in Meersburg aufhielt, um Laßbergs Bibliothek zu katalogiſieren. Nach ſeinem Abſchied vom Schloſſe lebte das innige geiſtige Verhältnis im Briefwechſel weiter, aber es erkaltete durch Schückings baldige Verheiratung und noch mehr durch zwei ſeiner Romane, welche die Familie Droſte als Indiskretion empfand. Annette verbrachte den Reſt ihres Lebens, von einem einzigen nochmaligen Aufenthalte in Rüſchhaus abgeſehen, am Bodenſee, teils auf dem Schloſſe, teils in einem Weinberghäuschen, das ſie ſich gekauft hatte. Sie ſtarb am 21. Mai 1848.

Innerhalb des engen Rahmens, den dieſes karge und einſame Leben zieht, ſchuf das größte weibliche Dichtertalent, das Deutſchland beſitzt, und liegen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Momente, die uns sein Vorhandensein, seine Hemmungen und seine Entfaltung verständlich machen müssen, freilich ohne sie uns erklären zu können, denn unauffindbar sind die verborgenen Quellen und Quellchen, an denen sich die Wunder des Lebens und somit auch die künstlerischen Talente speisen. Zunächst und vor allem ist es die Heimat, in der Annettens Dichtertum wurzelt. Westfälische Landschaft, einsame Wälder und Weiher, Moore und Heiden, umgaben ein Dasein, in dessen Ereignislosigkeit sie immer größer und schließlich als einziger Inhalt hineinwuchsen, und die ihren Bann durch die Ferne hindurch, als die Dichterin in der Fremde lebte, nur noch stärker bewährten. Und Annettens Blut war von westfälischer Reinkultur. Ihre Eltern waren aus altwestfälischen Familien und repräsentierten das merkwürdige Doppelwesen des Stammescharakters, da die Mutter eine nüchterne, in den Tatsächlichkeiten des Lebens befangene Klugheit besaß und der Vater ein Träumer und „Vorkieker" (Vorschauer) war. Annette erbte beides: einerseits den festen Wirklichkeitssinn, der sie trotz all ihren Mangels an großen Freuden und Leiden davor bewahrte, auch nur jemals ihr Inneres als Retorte zur künstlichen Hervorbringung eines Homunkulus zu benutzen und sie auch im Gefühlsmäßigen streng an das wirkliche Erlebnis band, und andererseits das echt westfälische, „fast ängstlich zu ertragende, lichtblaue, geisterhafte Auge", das „Prophetentum" und zweite Gesicht einsamer Menschen. Insbesondere hatte sie noch vom Vater den Hang zum Sammeln und zur Naturwissenschaft überkommen, der den realistischen Sinn mit dem phantastischen vermittelte.

Annette sagt selbst einmal, daß sie eine „Bauernader" in sich fühle. Und in der Tat hat ihre dichterische Natur etwas Urwüchsig-Elementares und haftet zäh an ererbter Scholle, ererbter Anschauung und ererbter Sprache. Dennoch hat man bei ihr nicht, wie bei den meisten bodenständigen Talenten, die Empfindung, daß aus ihr das Bauerntum gleichsam selber dichte, sondern die entschieden vorhandene bäuerliche Vitalität der Droste ist so abgeschliffen, daß sie ein zwar starkes, aber zugleich feines und empfindsames Organ des Individuellen geworden ist. Alte, trotzige Stammeskräfte stiegen in die geistigere Luft der Adelsgüter und verfeinerten sich zuletzt zu einer sensiblen, schwingenden Spitze. Man spürt in Annettens Dichtungen die Wucht des gesunden Blutes, aber ebensosehr die höchst empfindlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nerven. Denn dies Edelfräulein, das den Eindruck machte, als sei die Bürde ihres Hauptes zu schwer für den zerbrechlich zarten Körper, war seit ihrer um einen Monat zu früh erfolgten Geburt kränklich und blieb es zeitlebens. Sie litt an Kopf- und Gesichtsschmerzen, an Rheumatismus, regelmäßig wiederkehrendem Husten und großer Schlaflosigkeit. In ihren besten Jahren, noch bevor sie das geschaffen hatte, was sie unsterblich machen sollte, schrieb sie einmal: „Ich weiß, daß ich in Gottes Hand stehe, und bin nicht töricht verliebt ins Leben, aber die Überzeugung, die ich seit sechs Jahren hege, daß ein Äquinoktium mich einmal, ehe mans denkt, fortnehmen wird, mag doch viel zu meiner ernsten Stimmung beitragen." So bestand ihr Los von früh auf im Entsagen, und wenn sie es auch mit Größe und ohne Verbitterung trug, — die schmerzlichsten Seelenkämpfe blieben ihr nicht erspart. Zunächst mußte sie in den Qualen unglücklicher Liebe den Verzicht auf das Glück der Gattin und Mutter lernen, dann wandeln sich die Qualen des Herzens in Qualen des Gewissens, das von Glaubensnöten heimgesucht wird. In letzteren nun weist sich Art und Umfang ihrer Persönlichkeit aus. Es zeigt sich, daß Annette einerseits im Glauben ihrer Väter kein ganzes Genügen findet, aber sich doch andererseits nicht davon losreißen und zu einer bewußten persönlichen Religion vordringen kann. Ihr Gedichtbuch „Das geistliche Jahr", dessen Hauptwert in der gewaltigen Ehrlichkeit besteht, womit sie, nach ihren eigenen Worten, „manche verborgene kranke Ader trifft und keinen Gedanken schont, auch den geheimsten nicht", bestimmt sie ausdrücklich „für die geheime, aber gewiß sehr verbreitete Sekte jener, bei denen die Liebe größer ist wie der Glaube, für jene unglücklichen, aber törichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können". In diesen Liedern ist, wie sie gleichfalls selber sagt, „ein starres Hinblicken auf Gott, in Hoffnung der Zeit aller Aufschlüsse". Den sättigenden Einklang zwischen ihren religiösen Bedürfnissen und den Offenbarungsformen der christlichen Kirche hat sie ebensowenig errungen wie die Erkenntnis, daß in ihren weltlichen Gedichten mehr persönliches Gottesbewußtsein liegt als in dem Gewissenszwang, der „Das geistliche Jahr" entstehen ließ. Die große Kraft, welche sie aus der Abhängigkeit vom Ererbten zog, wurde zur Schwäche, wenn es galt, selbständig dem Leben geistige Ziele zu stecken und es auf eigene Weise zu werten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Annette wußte frühzeitig, wie überragend über jeden Durchschnitt ihr Talent war, aber sie anerkannte willig die Schranken, welche Stand und Familie ihm setzten. So mußte sie sich von ihren Angehörigen um Gelegenheitsgedichte quälen lassen und sogar den Versuch unternehmen, das humoristische Fach zu pflegen, da ihre Lieben es so genau wußten, daß dies ihr eigentliches Feld sei. Aber Annette schreckte doch schließlich davor zurück, denn sie wollte keine Typen ihrer Umgebung schildern, um niemanden zu verletzen, und der Bauernwelt hätte sie nur durch den Dialekt gerecht werden können, plattdeutsch schreiben aber wollte sie nicht. Doch hat Annette auch zu denjenigen Werken, die mit zwingender Notwendigkeit aus ihrem Innern hervorgegangen zu sein scheinen, eines Anstoßes von freinder Seite bedurft, ja, ihre herrlichsten Gedichte hat sie infolge einer Wette mit Schücking geschrieben. Sie lebte eben in einer körperlichen Verfassung und geistigen Atmosphäre, die Ehrgeiz und Berufsgefühl wenig aufkommen ließen. Wohl ist in ihren Dichtungen ein hohes Pathos, aber es ist nicht das Pathos selbstgeschaffener geistiger Freiheit und selbstgesetzter Verantwortlichkeit, sondern ein Pathos ihrer reinen, unverbrauchten Kraft und ihres stolzen, angeborenen Wertes. Sie mußte ja oft gerade in den Stunden, wo sie glaubte, ihr Bestes schaffen zu können, untätig sein, weil die erregte Phantasie nur dem schwachen physischen Zustande entsprang und eben doch wegen der versagenden Körperkraft nicht zur Tat werden konnte. Aber es kam trotzdem vor, daß das strenge Postulat der Leistung in Annette lebendig wurde, und daß sie in den Stunden, wo sie einigermaßen gesund war, darauf verzichtete, „unter Fremden scharmant zu sein", sondern sich „in ihrem Stalle festhakte wie eine störrige Geiß". Und sie war sehr wohl des Aufschwungs fähig, mit dem sich große, in Natur und Arbeit geborgene Menschen gerade nach schwersten Schicksalsschlägen erheben. So rief sie Levin Schücking und seiner Frau beim Abschied zu:

„Laßt mich an meines Sees Bord,
mich schaukelnd mit der Wellen Strich,
allein mit meinem Zauberwort,
dem Alpengeist und meinem Ich.

Verlassen, aber einsam nicht,
erschüttert, aber nicht zerdrückt,
solange noch das heilge Licht
auf mich mit Liebesaugen blickt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Solange mir der frische Wald
aus jedem Blatt Gesänge rauscht,
aus jeder Klippe, jedem Spalt
befreundet mir der Elfe lauscht.

Solange noch der Arm sich frei
und waltend mir zum Äther streckt,
und jeden wilden Geiers Schrei
in mir die wilde Muse weckt."

Für Levin Schücking, der siebzehn Jahre jünger war als Annette, hatte die Fünfundvierzigjährige Liebe empfunden, eine wunschlose Liebe, die gleichwohl ihr ganzes Wesen aufrüttelte zu einem späten Erwachen, daß sie aus dem verschlossenen Zauberturm ihrer Träume trat und das Paradies ihres Herzens der Menschheit öffnen wollte. Rührend ist ihre heimlich geführte Korrespondenz mit ihrem „guten Jungen", ihrem „kleinen Pferdchen", dem „Schlingel, der ihre Seele gestohlen" und den sie doch schon bald wieder, aus Angst vor Entdeckung, mit dem höflichen „Sie" anredet. Ihm gilt ihre ganze Sorge und Mütterlichkeit, ihr Zuspruch und ihre Warnung, wenn sie auch weiß, daß er ihren „warmen, angstvollen Rat mit aller Hochachtung beiseite schiebt". Aber kurz ist dieses späte Glück, und sie ist bald wieder allein mit ihrer alten Mutter und dem greisen, ganz in seiner Wissenschaft verkapselten Schwager. So versinkt ihr Leben mehr und mehr in dasjenige der Natur, in die träumende Größe der Elemente, in die ihre geliebten Toten zurückgekehrt sind und aus denen sie vernehmlich sprechen. Wilhelm von Scholz, der über die Droste eine geradezu erschöpfende Studie geschrieben hat, sagt, daß die Natur schließlich Vorder-, Mittel- und Hintergrund ihres Werkes geworden sei.

Nur einmal unternahm es Annette, ein fremdes Menschenleben restlos zu gestalten, nämlich in ihrer knappen Meisternovelle „Die Judenbuche", die freilich eine ganze Bibliothek dickleibiger Romane aufwiegt. Als Stoff benutzte sie eine wahre Begebenheit, die uns in der Aufzeichnung eines Onkels der Annette vorliegt, so daß wir die Novelle mit ihrer Vorlage vergleichen und dadurch gleichsam dem sich enthüllenden Wunder von Annettens Schaffensprozeß beiwohnen können. Alles, was in dem Bericht als vollendete Tatsache auftritt, erscheint in der Novelle als ein zwangvoll Wer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dendes, notwendig sich Vollziehendes. Mutter, Vater, Herkunft, Umgebung: eine ineinandergreifende Kette von Vorbedingungen, die den Helden in das Verhängnis seines Lebens reißt. Schon steht seine Gestalt im wetternden Zwielicht eines unaufgeklärten Holzfrevels; er ist verdächtig, und wir wundern uns nicht, daß er im nächsten Augenblick schuldig wird — wenn er es im vorigen nicht schon war. Die dumpfe Gebundenheit, an der die karg angedeutete Landschaft einen mächtigen Stimmungsanteil hat, wirkt genau so zwingend wie das Spiritistische in Annettens Balladen. Diese Balladen, die nie erzählen, sondern die ganze Handlung auf einen rückwärts und vorwärts weisenden Zustand reduzieren, auf einen geheimnisvoll wallenden Punkt, aus dem und in den alles flutet, sind vielleicht ihre vollendetsten Werke. Allerdings liegt ihre höchste Eigenart in ihrer oft breit schildernden Naturlyrik. Darin erhalten, wie nie zuvor in der Dichtung, die Dinge der Landschaft, der Weiher, das Schilf, die Wasserfäden, die Linde, Morgen, Mittag und Abend, Erde, Wasser, Feuer und Luft, ihre Sprache, und selbst, wo dies mit dem scheinbar billigen Mittel der Personifikation erreicht ist, wirkt es nicht verstimmend, sondern stets überzeugend, als träte das Unhörbare und Unsichtbare in seinem wahren Laut und Bild ans Licht. Ein ungeheures Raumgefühl lebt in dieser Dichtung: Annettens äußerst kurzsichtiges Auge sieht die nahen Gegenstände mit verblüffender Deutlichkeit, aber sie bringt deren Volumen in ein wunderbares Verhältnis zu demjenigen der von ihr dunkel und verschwommen gesehenen Ferne. Und ihre fast zu einem neuen Instinkt gewordene Sensibilität schärft und steigert jede Wahrnehmung, so daß sie die Dunkelheit wie zarten Regen an ihre Wange gleiten, die Klänge eines fernen Rufes Wogen im Ginsterfelde schlagen, den blassen Mittagsäther siechen und des Nachts die schlafende Kröte im modernden Stumpfe zucken und die Schlange sich fester rollen spürt. Die harte Umrissenheit, mit der sich ihr, klanglich und bildlich, jedes einzelne darstellt, führt einen gewissen Kampf mit dem Metrum des Verses, aber gerade in diesem Widerstreit liegen die großen Kraftspannungen ihres schweren Rhythmus, eine seltsam eigenwillige Musik, die reizvoller ist als spielende Glätte. Man muß bei ihrer westfälischen Sprache an den knorrigen, gewalttätigen Wuchs ihrer heimischen Eichen denken. Was aber der frühe Impressionismus der Droste für die Entwicklung bedeutet, das zeigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Storm und Liliencron. Denn so zeitlos die Größe Annettens ist, sie hat eine neue Anschauung der Natur und frische Blutzufuhr in die epigonistisch kränkelnde deutsche Lyrik gebracht. Ist ihre Domäne auch nur das Zuständliche und Gegenständliche von der Idylle bis zur Ballade und das menschliche Handeln bloß, soweit es dumpf und instinkthaft gebunden ist, und erscheint das rein Geistige bei ihr begrenzt, so vermag Annette doch selbst neben den großen Neudeutern und Umwertern in unserem Geistesleben zu bestehen, denn ihre sinnliche Anschauungskraft ist so tief im Mutterboden der Natur verwurzelt, daß sie jeder noch so hohen und weiten Geistigkeit des Lesers als Basis dienen kann.

Das, was von Annettens Briefen und Prosawerken, Balladen und lyrischen Gedichten endlich stolz gehütetes Allgemeingut der Nation werden sollte, ist vereinigt in dem für 1,80 Mark bei Wilhelm Langewiesche-Brandt erschienenen Buche „Die Droste" (Bücher der Rose" IX), dessen Inhalt der vorliegenden Betrachtung zugrunde liegt.

Die drei Träume / Von Jakob Schaffner

Der elsässische Seidenfabrikant Heinrich Schlumberger in Mülhausen, ein guter Alemanne, der sich aber in Lyon als Henry Schlömberschee vorstellte, hielt neben seiner Frau eine Pariser Mätresse, obwohl er im Grund kein Bedürfnis dafür hatte. Am liebsten hätte er sich ganz seiner schönen und klugen Frau zugeeignet, welche er aufrichtig liebte und deren stolzen Sinn er heimlich verehrte. Aber da diese Art Torheit zum Landesgebrauch gehörte und er in seinem französisch geölten Schädel eine wirre Idee von Pariserstil pflegte, brachte er nicht den Mut auf, sich zu seinem eigenen Geschmack zu bekennen, der von allen Tugenden diejenigen am höchsten schätzte, die er nicht übte und welche er auch in seiner Umgebung nicht üben sah: männliche Würde und Vernunft. Seine Frau war eine früh verwaiste und in Basel bei mütterlichen Verwandten erzogene deutsche Offizierstochter. Der ererbte feudale Sinn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihres alten Geschlechts unterhielt mit der republikanischen Lebensart ihrer Erzieher eine sehr persönliche Verbindung, welcher sie wertvolle und erfrischende Unabhängigkeiten verdankte. Daneben war ihr so viel französische Kultur mit der Basler Luft angeflogen, daß ihr preußischer Adelstitel sie nicht hinderte, einen Elsässer zu heiraten, dem andrerseits gerade ihre germanischen Vorzüge die Phantasie erregten, um sie zu werben.

Als diese junge Dame Mutter geworden war und nach so erlangter fraulicher Vollkommenheit ihre Herrschaft endgültig gefestigt glaubte, stieß sie auf die Rivalin. Georges Schetty, ein Lebemann und Jugendfreund ihres Mannes, der sich eine gute Stunde bei der schönen Frau verdienen wollte, richtete ihr die Augen auf die kleine exotische Persönlichkeit. Sie erbleichte und antwortete lachend: „Sieh da, das hätte ich ihm gar nicht zugetraut." Auf der Stelle bemerkte ihr freier Blick den doppelten Fadenschlag von Gemeinheit, den der gefällige Kavalier zugleich um seinen Freund und um eine junge Frau, die in seinen Augen nun für die pikante Liederlichkeit aller mit allen reif geworden war, geworfen hatte, und sie erbitterte sich gefährlich gegen die ganze verwelschte Honorität. Sie hatte bisher der Umgebung zulieb ihren dunkelblonden Schopf auf Pariser Manier breit seitwärts heraus gestellt; jetzt kämmte sie ihn zornmütig links und rechts vom Scheitel über die Ohren herunter und legte die Zöpfe urdeutsch rund um den Hinterkopf. In dieser Zeit redete sie ihren Mann mit Vorliebe „Henry" und „Schlömberschee" an, und legte einen so eiskalten Klang in das Wort, daß er sich darüber verwunderte. Außerdem verschaffte sie sich aus Schmerz, Sehnsucht und Trotz eine englische weiße Bulldogge, mit der sie bald ein bedeutsames Wesen trieb, und die sie lieb gewann. Und endlich entschloß sie sich, ihre Nebenbuhlerin mit eigenen Augen zu sehen.

Das geschah bei einem Basarfest, wo die kleine Pariserin als Waldfee Blumen verkaufte. Herta Schlumberger ging in einem großen meergrünen Kostüm am Arm ihres Mannes von Stand zu Stand, hoch aufgerichtet, sprühend vor Zorn und Übermut. Schlumberger war stolz und just so glücklich, als es ihm der Stachel des schlechten Gewissens erlaubte, und das war immerhin weniger, als er wünschte. An der Feengrotte seiner Freundin suchte er Herta vorbei zu ziehen, aber sie sagte unter aufleuchtenden Augen: „Nein sieh, wie hübsch!" und schritt mit ihm geradeaus auf den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stand zu. Die Pariserin erblaßte. Sie konnte sich in ihrem schmalen Kopf nichts anderes denken, als daß es jetzt einen Skandal gebe. Sie war ein zartes, graziöses Weltstadtwild mit einem vollen roten Mund und zwei großen, traurigen Nachtaugen, auf deren Grund die einfache tierische Liebenswürdigkeit dämmerte; und die Lippen waren geschminkt. Ihr kurzes Haar, das sie mit einem goldenen Reifchen um den Kopf zusammenhielt, stand ihr wie eine Pagenfrisur knabenhaft auf den weißen Schultern auf. In ihrer Höhle hinter ihr saß der Lebemann Georges Schetty und führte ihr die Kasse.

Herta begriff den Zustand auf einen Blick. „Diese Liebe ist eine elsässische Kindsköpfigkeit," dachte sie und atmete heimlich auf; „sein Herz ist nicht dabei." „Das finde ich delikat," sprach sie die Pariserin auf Französisch an. „Ich wußte nicht, Mademoiselle, daß Ihresgleichen in der menschlichen Sozietät auftritt, und gleich bei voller Beleuchtung. Was treibt die Feen in die Stadt? Langweilen Sie sich im Wald?"

Die Pariserin erholte sich. Sie bog ihren schmalen Körper leicht vor und neigte den Kopf auf die rechte Seite: „O Madame," erwiderte sie und zog die Brauen in die Höhe; es sah sorgenvoll aus: „O Madame, die Toleranz der menschlichen Gesellschaft ist heute so groß, daß selbst ein heidnisches Wesen wie ich zu einem christlichen Zweck beitragen kann. Dürfte ich Sie fragen, welche Blume Sie bevorzugen?"

„Nicht übel," dachte Herta. Laut sagte sie: „Die Marschall-Niel-Rose, bitte. Darf ich Ihren Namen wissen? Feen heißen immer so reizend."

Die Pariserin lächelte überrascht; ihre Augen irrten einen Moment fragend bei den Personen herum. „Natalie," antwortete sie dann zaghaft; es war ihr eigener Name.

Georges Schetty grinste ungeniert hinter ihr; Herta warf ihm einen grimmigen Blick zu. „Wenn wir zufällig auf der anderen Seite des Rheines wohnten, so müßte mein Mann sich mit Ihnen schlagen," rief sie, eisig unter ihren dunkel glühenden Augen, nun auf deutsch. Er vergaß das Grinsen und öffnete verblüfft den Mund. Sie wandte ihr zornig lachendes Gesicht von Schetty weg und schleuderte es gleichsam ihrem Mann hin. „Trotz seinem gewichsten Franzosenschnauz sieht er hilflos aus, wenn er nicht weiß, wie er daran ist." Und endlich wieder zu Schetty, dies-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mal ohne das Lachen: „Was tun Sie in der Höhle? Spielen Sie hier Wolf im Schafspelz oder den Bock im Wolfsfell? Fee Natalie, Sie machen mir den Eindruck, als ob Sie nicht viel von Menschen wüßten, obwohl Sie aus dem Pariser Wald kommen. Ich warne Sie vor dem Kavalier mit den großen Ohren. Ihnen führt er die Kasse und mir lächelt er zu."

Darauf fiel ihr ein, daß sie Partei nahm, wo sie ursprünglich Sünden rächen wollte, und darüber nun doch etwas betreten, griff sie leicht errötend nach der Marschall-Niel-Rose, die Schlumberger inzwischen erstanden hatte, und steckte sie in den Gürtel. Als sie gehen wollte, hielt sie Schetty auf. „Pardon, Madame," sagte er auf eine gewisse anzügliche und freche Weise, weil er Angst hatte: „Wollten Sie mir nicht mitteilen, warum nach Ihrer Ansicht Ihr Mann sich mit mir schlagen müßte?"

Er fixierte ihre Gestalt dreist; sie sah über ihre schöne Schulter weg an seiner geschmückten Taugenichtserscheinung hinunter. „Weil Sie ihm Luft wegnehmen, wenn Sie atmen," erwiderte sie spöttisch, „und die verderben, die Sie ihm lassen. Das ist übrigens eine Erfahrung, die wir alle mit Ihnen machen." Sie nickte der Fee zwiespältig zu und wendete sich am Arm ihres Mannes herum. „Komm, Schlömberschee, wir müssen noch viel Geld ausgeben," sagte sie und verließ mit ihm den Platz. Mit der Rose im Gürtel trug sie einen Stachel im Gemüt davon; ihre Laune blieb den Abend sprunghaft, und im Grund war sie schwermütig.

Schlumberger hatte dem Auftritt aufmerksam und befremdet beigewohnt. Er sagte sich richtig, daß etwas zwischen seiner Frau und dem Freund geschehen sein müsse, und entschloß sich, diesen morgen sofort zur Verantwortung zu ziehen. Zu seinem Glück zog es Schetty aber vor, schon am nächsten Tag für einige Zeit nach Paris zu verreisen, wodurch eine theatralische Veräußerlichung des innerlichen Prozesses vermieden und Schlumberger bei seiner fruchtbaren und heilsamen Unruhe festgehalten wurde. Auch gegenüber seiner Frau sah er sich aufs Abwarten angewiesen; sie zeigte ihm eine solche Miene, daß er es für rätlich hielt, die Dinge ruhen zu lassen, bis sie sich bei ihr für die Mitteilung frei schafften. Sie verlor an Farbe, aber nichts an Haltung. Seine Fee sah er während der ganzen folgenden Zeit nicht, viel weniger aus Furcht, als weil er dort wirklich nichts mehr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meinte zu suchen zu haben; doch schickte er ihr pünktlich am Monatsersten das gewohnte Fixum.

Etwa drei Wochen nach dem Basarfest, nachts, lag Herta wach in ihrem Bett. Der Mond schien ihr ins Gesicht; sie hatte schwer geträumt. Nun dachte sie, seltsam beunruhigt, unter leicht zusammengezogenen Brauen über den Traum nach. Daneben horchte sie in die Frühlingsnacht hinaus. Der Wind sauste leise in den Bäumen; die Fenster standen handbreit offen. Vor der Tür auf ihrer Matte lag die Bulldogge. Herta hörte sie schnaufen; ein Gefühl von Zärtlichkeit durchdrang sie. Sie lächelte und dachte: „Der Hund ist treu und schuldlos." Dann erinnerte sie sich an ihren Mann und an die kleine Französin, und ihr Gesicht nahm einen grübelnden Ausdruck an. „Sie sind schuldig," dachte sie weiter, „obwohl etwas in mir für sie spricht. Ich muß mit ihnen zu einem Ende kommen."

In diesem Moment stöhnte Schlumberger neben ihr und warf sich herum; dann stöhnte er zum zweitenmal, und sie griff, etwas erschreckt von dem gequälten Laut, nach seiner Brust, um ihn zu wecken. Er schrie auf, setzte sich im Bett hoch und wußte lange nicht, wo er sich befand. Endlich erkannte er seine Umgebung wieder und kam zu sich. „Danke, Herta," sagte er, noch ganz unter dem Eindruck seines Traumes, und blickte unruhig nach dem hellen Fenster. „Habe ich dich geweckt?" fragte er darauf und kehrte ihr mit verhaltener Erregung das Gesicht zu.

Ihre Augen forschten in seinen Zügen, die jetzt hell beschienen über ihr im Mondlicht schwebten. „Auch er ist still geworden," fuhr es ihr durch den Kopf; „es wird Zeit." „Nein, ich lag wach," erwiderte sie. „Was hast du geträumt?" Draußen winselte die Dogge, weil sie die Stimme ihrer Herrin hörte; sie stieß die Schnauze an die Tür. „Ich habe kein festes Bild," entgegnete Schlumberger nach einem augenblicklichen Zögern. „Es ging um eine Gefahr, die uns bedrohte. Wollen wir nicht die Rouleaus herunter lassen? Das viele Licht scheint auch dir den Schlaf zu stören." Sie fühlte, daß er ihr auswich, aber zugleich, daß er litt; vor ihren Augen ging eine Tür zu ihm auf. Nachdem sie eine kleine Zeit über seine Antwort hatte hingehen lassen, sagte sie einfach: „Heinrich, ich glaube, du mußt nach Natalie Durand sehen gehen. Ich bin besorgt, daß ihr eben jetzt ein Unglück zugestoßen ist."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlumberger erschrak nicht sehr; es erschütterte ihn nur, daß sie seinem Traum bereits begegnet war. „Ich weiß nicht," begann er endlich tastend zu sprechen, „wie weit deine Kenntnisse gehen. Aber je tiefer du siehst, desto besser ist es für uns. Hast du einen Begriff davon, wie stark oder wie wenig stark ich engagiert bin?"

Sie nickte in ihrem Kissen gerade vor sich hin. „Das hilft mir natürlich nicht davon, daß du beleidigt bist," fuhr er fort. „Darüber müssen wir noch reden. Ich träumte von Natalie, als du mich weckteſt. Sie schüttete dir Vitriol ins Gesicht. Du standest blind und wund auf der Straße und griffst mit den Händen nach einem Halt um dich. Dabei faßteſt du mich an der Brust, und das war so unbegreiflich schrecklich, daß ich schrie. Nachher merkte ich, daß du in Wirklichkeit nach mir getastet hatteſt. Natalie sah zerstört und auf furchtbare Weise unglücklich aus. Ich war seit dem Basarfest nicht mehr dort.

„Du mußt wissen, wie ich mit ihr bekannt wurde. Sie fiel mir in Paris eines Tages wie eine Lerche vor dem Habicht in die Wohnung und flehte um Rettung. In einem Juwelengeschäft hatte sie ein Bijou entwendet; der Händler, der den Verlust sofort merkte, hetzte ihr die Gendarmen auf die Ferſen. Als sie sich verfolgt sah und nicht weiter wußte, lief sie ins erste beste Haus, flog eine Treppe hinauf und stürzte auf die Tür zu, die ihr gerade in die Augen fiel; das war meine. Gleich hinter ihr kamen die Gendarmen. Ich tat ihnen einen Schritt entgegen; sie kroch mir auf den Knien und mit gefalteten Händen nach; du kennst sie nun und kannst dir ungefähr ein Bild davon machen, wie das ausgesehen hat. Sogar die Gendarmen waren betreten. Ich sagte, was in diesem Fall zu sagen ist: ich kenne die junge Dame, verbürge mich für sie, und so; das nahmen die Gendarmen an, und auch der Juwelier war nachher mit dem Arrangement zufrieden.

„Aber Natalie, die immer einer fixen Idee nachlebt, setzte es sich nun in den Kopf, daß sie für die empfangene Hilfe meine Geliebte werden müsse. Den Schmuck, den ich ihr gleich damals schenkte und der immerhin mehrere hundert Franken kostete, schloß sie nicht in ihre Gründe zur Dankbarkeit ein; sie trug ihn jeden Tag, aber ihre Liebesargumente lagen ganz in der idealen Sphäre. Das Gefühl unserer Zusammengehörigkeit entschied sich jedoch erst durch einen kleinen, merkwürdigen Vorfall.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Eines Tages nämlich bat sie mich plötzlich, meine bisherige Wohnung aufzugeben. Am nächsten Tag wiederholte sie die Bitte dringender, und am dritten Tag ließ sie nicht mehr nach mit Tränen, Seufzern und Bezeugungen ihrer schweren Angst um mich, bis ich ihr nachgab und noch am gleichen Abend ein anderes Logis bezog, einigermaßen neugierig, worauf die Sache hinaus laufen würde. Für die Wahl der neuen Wohnung interessierte sie sich entgegen meiner Erwartung nicht im geringsten. Im Lauf des andern Tages vernahm ich, daß während der vergangenen Nacht in meinem alten Quartier eingebrochen und die Wirtin am Morgen geknebelt und ohnmächtig aufgefunden worden war; meine Sachen, die noch zum größten Teil in Schubladen und Koffern erst halb verpackt lagen, hatte man heraus gerissen, auf den Boden zerstreut und geplündert. Erst jetzt befragte ich Natalie, warum sie auf den Auszug gedrungen habe. Sie erwiderte müde und beunruhigt, sie wisse es nicht. Aber laß sie selbst in irgendeiner Verbindung mit den Verbrechern gestanden haben, so bewies sich auch dadurch nichts anderes, als daß sie mir ergeben und treu war.

„Nach vierzehn Tagen wurde ich nach Hause gerufen, weil mein Vater im Sterben lag; ich nahm sie mit. Nach einem Jahr lernte ich dich kennen, mit der ich noch keine Geschichte hatte, während mich mit Natalie doch eine mindestens eigenartige Vergangenheit verband. Kannst du das verstehen? Was freilich jetzt wir miteinander erleben, ist mehr als eigenartig, es ist wichtig und entscheidend."

Schlumberger schwieg. Die Fensterflügel bewegten sich leise unter einem Windstoß. Die Bäume rauschten mit ihrem jungen Laub, das silbern durch die Scheiben schimmerte. Die Bulldogge winselte bittend; sie hörte fortwährend reden und glaubte, sie müsse dabei sein. Herta atmete tief und langsam.

„Du hast eins nicht gesagt, Heinrich," erwiderte sie: „Daß man es auch heute noch mit einem verfolgten Menschen zu tun hat, den wir nicht auf die Straße hinausstoßen dürfen. Aber davon und von allem andern reden wir noch. Ich kann mir nicht helfen, je länger du sprachst, desto größer wurde meine Sorge. Ich träumte gerade, bevor du anfingst zu stöhnen, die Zimmerdecke sei über Natalie hereingebrochen und habe sie unter sich begraben. Zwei Gipsengel stürzten voraus und der Lüster brach nach. Dar-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf erhob sie sich als ihr eigenes Gipsstandbild, fest in eine weiße Kruste eingeschlossen, und begann zu wandeln. Aber ich sah deutlich, daß sie gar keine Gelegenheit hatte, Luft zu schöpfen, weil Mund und Nase tief verschüttet waren, und so erwachte ich. Laß uns diesmal lieber einem Aberglauben nachgeben, als einer guten Regung widerstehen. Zieh dich an und sieh nach ihr; du hast ja wohl die Schlüssel zu ihrer Wohnung. Stecke einen Revolver ein und nimm den Hund mit." Sie brach ab, weil sie eine letzte kleinmütige Anwandlung von Groll niederzukämpfen hatte.

Schlumberger tat, was seine Frau wünschte; schon nach fünf Minuten verließ er das Haus. Der Hund ging mit, nachdem er rasch die Nase in die Hand seiner Herrin gesteckt und sich von ihr verabschiedet hatte. Noch auf der Treppe wackelte er in Gedanken an sie mit dem kurzen Schwanz; dann schnob er munter und aufmerksam in die Nacht hinaus. Er stellte die Ohren und zog die Stirne in Falten, und wenn irgend etwas kam, was ihm verdächtig erschien, trabte er breitspurig vor seinen Herrn hin, um ihn mit seinem Leib zu decken.

Schlumberger bemerkte schon von der Straße aus, daß Natalies Fenster erleuchtet waren. Höchst beunruhigt drehte er unten den Schlüssel, eilte die Treppe hinan, öffnete droben, betrat den kleinen Vorplatz und stieß rasch die Tür nach ihrem Salon auf. Da sah er sie unter dem vollen Schein des dreiarmigen Lüsters im Nachtkleid auf dem Sofa sitzen und schluchzen; aber die beiden Gipsengel an der Decke hielten lächelnd eine Girlande in den Händen. Sie erschrak jämmerlich, als er sie berührte und ansprach; sie hatte ihn nicht kommen hören. Der Hund schnupperte eilig die ganze Wohnung ab, dann beroch er die kleine Pariserin, und endlich setzte er sich mit offenem Maul und hängender Zunge vor sie auf den Schwanz und paßte auf, damit sie nicht fortlief.

Natalie warf sich vor Schlumbergers Gesicht weg über die Sofalehne und weinte heftiger; sie fand darin mit dem Scharfblick der Liebesfurcht alle ihre Besorgnisse bestätigt, und wußte schon, daß sie verlassen war, bevor er ihr's sagen konnte. „Warum kommen Sie her und sind kalt?" klagte sie. „Warum schicken Sie mir Geld, wenn ich nicht mehr Ihre Geliebte bin? Das ist grausam, es ist unmenschlich. Ich weiß alles; ich las es am Fest in den Augen von Madame Schlumberger, daß sie entschlossen war,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Kampf mit mir aufzunehmen. Wir sind verraten. Ich habe Monsieur Schetty einen Korb gegeben; ich liebe nur Sie. Aber jetzt bin ich gestorben, und ich werde noch tausendmal sterben; jede Erinnerung an Sie wird mir ein neuer Tod sein." Plötzlich setzte sie sich aufrecht und sah ihm tränenblind und voll Angst ins Gesicht. „Gehen Sie nach Hause. Warum sind Sie nicht bei Madame Schlumberger? Mein Gott, wie ist das schrecklich!" Sie rang die kleinen Hände und schlug sie dann vor die Augen. „Ihr Haus brennt. Madame flieht als ein Flammenmeer von einem Raum in den andern. Sie kann nichts sehen und findet nicht den Weg hinaus. Ich habe das Feuer angelegt; dafür darf ich nun nicht mehr schlafen. Ich versuchte Madame zu hassen und ich muß sie verehren; sie kennt mich und verachtet mich doch nicht, obgleich sie an mir leidet, und mein kleines Herz kann nicht entsagen. Wir müssen beide sterben; Madame verbrennt im Feuer und ich erfriere im Eis, weil Sie es so wollen. Kein Mann erträgt, daß die Damen, die er liebt, auch einander lieben. O, wie bin ich so einsam! Ich zähle erst zwanzig Jahre und muß schon sterben."

Nach diesen Worten wurde sie, hauptsächlich vor Erschöpfung, rasch ruhiger, ließ sich von Schlumberger auf das Sofa betten und hörte ihm mit verweinten Augen und ganz zerstörter Schönheit entgegen, was er ihr zu sagen hatte. Er nahm ihre kalte linke Hand in seine rechte — in der andern hielt sie ein parfümiertes Spitzentaschentuch umklammert —, und es ging ihm flüchtig durch den Sinn, daß das ganze zärtliche und duftende Persönlichkeitchen ein Geschenk von ihm an sich selber war, das man ihr um jeden Preis erhalten mußte.

„Natalie," sagte er einfach und herzlich zu ihrer liebesfrommen Hinfälligkeit: „Madame Schlumberger schickt mich zu Ihnen. Da Sie selber ihre große Seele erkannt haben, werden Sie verstehen, daß diese Nacht uns allen zum Glück werden kann. Madame ist nicht in Gefahr; ich komme im Augenblick von ihr. Zwar brennt sie wirklich, aber vor Mitleid mit Ihrem Kummer und vor eigener Sorge, es möchte Ihnen etwas zugestoßen sein. Sie träumte, die Zimmerdecke sei auf Sie herabgestürzt, und so lebhaft ist sie mit ihrem Geist bei Ihnen, daß sie sogar die beiden Gipsengel an der Decke gesehen hat. Auch ich war in ängstliche Träume verwickelt; aber ich gehe mit der kleinsten Ehre aus dieser seltsamen Nacht hervor.

Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Madame Schlumberger wünscht nun, daß Sie sich wieder zu Bett legen und schlafen. Sie dürfen das um so lieber, als das Feuer, das Sie anlegten, uns alle verklärt, ohne uns ein Haar zu krümmen. Madame wird morgen nach Ihnen sehen kommen und entscheiden, was weiter zu Ihrem Heil geschehen soll."

Natalie war bei Erwähnung des Traumes von der Zimmerdecke noch einmal in Tränen ausgebrochen. Jetzt lag sie still und nachdenklich da. Endlich richtete sie eine Frage an Heinrich.

„Madame Schlumberger kann nicht wissen, daß ich mich außerhalb des Bettes befinde. Wie dürfen Sie sagen, Madame wünscht, daß ich dahin zurückkehre?"

„Madame und ich," erwiderte Heinrich, „haben von jetzt an Sie betreffend nur einen Willen, Sie recht bald wieder gesund und froh zu sehen. Wir sind überzeugt, daß Ihr wahres Glück noch auf Sie wartet."

In diesem Moment erhob sich der Hund, ging auf Natalie zu und stieß sie freundlich mit der Schnauze an. Sie wandte ihm grübelnd das Gesicht zu und besann sich weiter. Als er es sah, drängte er seinen dicken Kopf eng an ihre Seite, wühlte sich damit ein wenig unter ihren Arm hinein und gruchste einladend, wozu er den Schwanzstummel hin und her bewegte. Diese Zärtlichkeit eines fremden Tieres erschütterte ihre Fassung wieder. Sie warf sich leidenschaftlich aufweinend herum, schlug ihren Arm um den Hals des Hundes und zog ihn an sich, so daß er sich zuerst von ihrem Ungestüm verblüfft frei machen wollte. Aber als sie ihn mit der andern Hand zu streicheln und liebkosen begann, wandte er einen tief verständigen Blick nach seinem Herrn, stellte sich noch näher zu ihrer Hand und fing an zu schnaufen.

Inzwischen erhob sich Schlumberger, um zu seiner Frau zurückzukehren. Er fragte Natalie, ob ihr der Besuch Hertas um Elf angenehm sei, und sie nickte wortlos. Darauf brach das Abschiedsleid über sie herein, und zu allem Überfluß stellte sich heraus, daß Hertas Traum von der stürzenden Decke in ihrem prophetischen Kopf Wirklichkeitsformen angenommen und sich da festgesetzt hatte. Sie weigerte sich, nun für ein dunkles Gefühl eine Begründung findend, in ihr Schlafzimmer zurückzukehren; in ihrer Verwirrung verlegte sie den Schauplatz des Unglücks aus dem Salon dorthin.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daneben flehte sie Heinrich an, nicht von ihr zu gehen, und bat ihn, zugleich einsehend, daß er ihr Verlangen nicht erfüllen konnte, ihr den Hund da zu lassen. Da er überlegte, weil das Tier seiner Frau gehörte, beschwor sie ihn bei allen Zeichen der vergangenen Liebe und bei der schuldigen Courtoisie des abschiednehmenden Liebhabers, und unterdessen fand er die Freiheit, über das Tier zu verfügen, und schenkte es ihr. Da sah sie doch wieder in dem schönen Abschiedsgeschenk vor allem nur den Abschied, verweigerte ihm die Hand und wollte nichts mehr hören, und er verließ sie in einem völlig haltlosen und ziemlich bedenklichen Zustand. Während er allein die Treppe hinunter stieg, hörte er droben die Dogge lärmen und an der Tür kratzen.

Er erstattete seiner Frau Bericht, wie er alles gefunden hatte, und lag schon wieder im Bett, als er an den Hund dachte und ihr kurz erzählte, er habe ihn Natalie zum Abschied geschenkt. Dann schwieg er und wartete. Das Licht war aus. Er vernahm mit hochgespanntem Ohr die überraschte Wendung ihres Kopfes auf dem Kissen, und hörte die tiefe Befremdung in ihrem Schweigen. Der Mond war von den Betten weg gegen den Spiegelschrank hingerückt; dort in der Ecke stand die Helligkeit in Säulen aufgerichtet, aber hier herrschte eine kämpfende und bedrängte Dämmerung, in der Heinrichs Herz langsam anfing, rascher zu pochen. Herta schien sogar den Atem zu verhalten; sie hatte sich noch einmal mit der letzten Spur ihres großartigen Wesens von ihm zurückgezogen, und er hing jetzt ganz und gar im Ungewissen, ob er sie für immer verloren habe, oder ob er sie für immer wieder gewinnen werde.

Draußen rauschte der Nachtwind weiter. Der Spiegel des Schrankes leuchtete wie ein strenges und unnahbares Wunder. Auf dem benachbarten Werkhof schlug ein Hund an. Plötzlich empfand es Heinrich schmerzhaft, daß die Dogge nicht vor der Tür lag, und im gleichen Augenblick glaubte er nicht mehr, daß Herta über die leere Stelle hinweg den Weg zu ihm finden werde. Er schloß im Zudrang eines unendlich bittern Leides die Augen; zwischen seinem Befinden und dem des verratenen Tieres bei Natalie war jetzt wenig Unterschied. Aber da atmete Herta tief und entscheidend auf. Gleich danach fühlte er ihre Hand auf der seinen; die Berührung durchfuhr ihn, wie die gnädige Flamme Gottes den vom Tod Erwachten, aber er wagte sich noch nicht zu regen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Du hast recht getan, Heinrich," sagte sie endlich; in ihrer Stimme zitterte noch der erlebte Schreck nach, der sie heute zum letztenmal auf sich selber zurückgeworfen hatte. „Wenn ich je einmal an deiner Liebe zweifeln sollte — es wird nun nicht mehr geschehen — jedoch wenn ich geisteskrank würde und es geschähe doch: dann erinnere mich daran, wie du heute so stark in mir warst, daß du über mein Tier verfügen konntest. Das wird meinen Geist wieder hell machen."

Heinrich Schlumberger regte sich. Er erfaßte zugreifend ihre Hand und warf sich zu ihr herum. „Bist du wieder meine Frau, Herta?" fragte er und sah ihr mit aufleuchtenden Augen ins Gesicht. Sie nickte ihm wie eine Wöchnerin zu: „Ja, Heinrich, darauf kannst du dich verlassen."

Als Herta am andern Morgen, später als sonst, die Augen aufschlug — Heinrich schlief noch —, hörte sie die Dogge vor der Tür winseln und in die Ritze schnauben. Sie erinnerte sich an die Geschichten der Nacht und erschrak; gleich weckte sie auch ihren Mann und sagte ihm, daß der Hund wieder da sei. Heinrich stand rasch auf und ließ die Dogge herein. Während sie begeistert an ihm in die Höhe sprang, bemerkte er an ihrem Halsband ein Zettelchen; er schnitt es ab, entfaltete es und fand, daß es an Herta adressiert war. Herta las: „Madame, ich entdecke eben, daß der Hund, den mir Monsieur Schlumberger schenkte, Ihren Namen am Halsband trägt; daraus ermesse ich mein Unglück, welches so groß ist, daß Monsieur mir Ihr Tier schenken darf und ich unwiderbringlich sein Herz an Sie verloren habe. Sie haben gesiegt und mir ist nichts geblieben. Ich weiß sehr wohl, daß ich meine Schwachheiten nicht mit Ihren Vorzügen vergleichen soll, aber es tut doch allen Geschöpfen auf dieselbe Weise weh, das Liebste zu verlieren, was sie besitzen; im Schmerz sind wir einander gleich. Ich werde Sie nicht wieder sehen. Ich packe meine Koffer, um mit dem ersten Zug dies Land zu verlassen, in dem ich so glücklich war und wo ich so arm wurde. Leben Sie wohl. In Verehrung und mit Schmerzen gedenkt Ihrer ewig Natalie Durand."

„Wir müssen sie sofort überraschen," sagte Herta. „Sie machte mir nicht den Eindruck, als ob sie imstande wäre, in wenig Stunden eine ganze Station abzubrechen." Die Dienstboten bestürzte sie durch die fertige Frage: „Was ist mit dem Hund geschehen?" und erfuhr, daß man ihn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

am Morgen gegen drei Uhr vor dem Haus habe bellen hören; niemand könne sich erklären, wie er hinaus gekommen sei. „Ja, bei euch geht alles mit Wundern zu," erwiderte sie mit Laune und entließ sie. Nach dem Frühstück trat sie mit ihrem Mann aus dem Haus auf die Straße, um Natalie aufzusuchen. Die Eheleute schritten Seite an Seite durch die frische Morgenluft und freuten sich, daß sie einander wiedergeschenkt waren. Zugleich besprachen sie die Frage, was mit Natalie nun eigentlich geschehen solle, und Schlumberger schlug vor, ihr in Straßburg einen kleinen, exquisiten Seidenladen einzurichten, aber Herta entsetzte sich lachend über die Idee und fand sie bizarr. Sie einigten sich dahin, zuerst die kleine Person wieder auf die Beine zu bringen, und dann weiter zu sehen.

Sie fanden Natalies Wohnung offen und niemand in ihrem Puppensalon, als einen Sonnenstrahl, der wie eine Elfe der Länge nach auf dem Sofa lag. Dagegen vernahmen sie Stimmen aus dem Schlafzimmer; als sie sich ihm näherten, ging die Tür auf; in ihrem Rahmen erschienen die Wirtin Natalies und ein bekannter Arzt. Herr Schlumberger stellte sich und seine Frau als Freunde der Mademoiselle Durand vor, und beide erfuhren zu ihrem Leid, daß man die Französin vor einer halben Stunde kalt und tot auf dem Teppich des Salons gefunden habe, und zwar, wie die Wirtin aussagte, in der Linie von der Tür zum Sofa, mit dem Kopf gegen das Schlafzimmer hin. Sie müsse in den ersten Morgenstunden gestorben sein; alle Anzeichen deuteten auf einen Herzschlag. Der Gaslüster brannte noch mit allen Flammen.

Die Eheleute traten ins Schlafzimmer ein. Natalie lag auf ihrem Bett wie jemand, der tief und aufmerksam, aber ein wenig ängstlich schläft. Ihre Lider waren noch vom Weinen gerötet, und ihre rechte Hand hielt ein nasses Spitzentaschentuch fest umklammert. Die linke und beide Oberarme lagen sehr nahe bei ihr in den Falten des Nachtkleides verborgen, als ob sie fröre oder sich noch im Tod vor der Verlassenheit fürchtete. Schlumberger sagte mit einem verhängten Blick, hinter dem aber Licht flutete, zu Herta: „Sie hat gerade den Hund heraus gelassen und die leere Stube wieder betreten, da brach deine Zimmerdecke über sie herein." Herta nickte. Als sie sich von der Toten trennte, seufzte sie. Am Fuß der Treppe blieb sie einen Moment stehen und wandte ihrem Mann langsam

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Gesicht zu, auf dem ein scheues und vergessenes Lächeln lag; sie war wieder zu ihrem Anfang zurückgekehrt. Darauf errötete sie, und so gingen die Eheleute nach Hause; man sah sie noch eine Weile im Garten auf und ab schreiten und im Schein der Frühlingssonne ernsthaft und freundlich miteinander sprechen. Der Hund lief neben ihnen her und konnte nicht begreifen, daß ihn heute niemand beachtete.

Rundschau

Aktienmonitum

Beim Schultheißschoppen erzählt der greisende Pfuschmakler sehnsüchtig von den Gelagen seiner Jugend, von den Haussetagen, da der Orgienkeller der Berliner Börse in Champagner schwamm. Den Hut keck und schief, die Talerrose im Knopfloch, in jeder Westentasche Goldklumpen. Das waren noch Zeiten! Die Tänzerin, die obligate, strahlte von Brillanten. Man hatte es ja dazu. Das Frühstück durfte einen Blauen kosten und unter Droschke erster Güte tat man's prinzipiell nicht. Wann kommt, so seufzt der Makler, wieder ein Milliardensegen, wo ist das schöne Gründerfieber geblieben? Heute ist er ein geduldeter Mann, mit Gnadenbrocken gefüttert, ein lahmer Mitläufer wenn Kräftigere vorausrennen. Der Börsengott ist stolz geworden. Die Kleinen hört er nicht mehr. Seine Favoriten sind die Bankdirektoren, die Millionendirigenten, die in Palästen thronen und Finanzgenerale genannt werden. Sie säckeln nun und nicht zu knapp. Ihnen strömt ein neuer Milliardensegen zu und eine neue Gründungsepoche haben sie geschaffen. Eine, die mehr System hat, in der mit mehr Vorbedacht und Geschick gesündigt wird als in der alten. Es ist ein anderer Zug in den Schwindel gekommen, eine bessere Disziplin. Die moderne Gründungsorganisation ermöglicht ein wirksameres Eingreifen, wenn der Krach droht, ein schnelles Kaschieren von Fäulnissprossen, den verlustlosen Rückzug, wenn der Zusammenbruch unvermeidlich wird. Die Gründungs-, die Finanzierungsmethoden haben sich geändert der morbus constituendi ist geblieben.

Wenn jemand die Emissionsstatistik als Warnungstafel hochhält, so lachen die Abenteurer des Kapitalmarktes ihn aus. Er sei ein Narr, mit seinen Theorien sei nichts zu verdienen. Deutschland sei stark und werde immer stärker, das Volk sei fruchtbar, jedes Geburtenplus schaffe Bedürfnisse. Die Motivierung wäre akzeptabel, wenn man das Bedürfnis messen könnte. Das kann man nicht und da die Spekulation optimistisch ist, schießt sie weit übers Ziel. Einige Schritte darüber weg, würde nichts schaden, würde nur Frische in den wirtschaftlichen Werdeprozeß bringen, aber Tollkühnheit ist gefährlich. Die Einsicht kommt immer erst

Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

mit den Krisen. Dann sind die Unternehmendsten bußbereit oder aber sie wälzen die Schuld auf den Kritiker, der alles in Grund und Boden gegrault habe. Als ob ein gesunder, wuchtiger Körper von falschen Bemängelungen umgeblasen würde. Augenblicklich wird triumphiert: „Ihr habt der Hochkonjunktur ein schnelles Ende prophezeit, aber sie lebt, freudiger und gewinnbringender als je. Seht nur die Börse, wie sie schwelgt, seht die Gewinnresultate der Kohlenwerke, der Hütten. Nur Trottel sind noch pessimistisch." Hochkonjunktur? Mit dem Begriff wird geludert. Eine große Handelszeitung operiert mit ihm als mit einer Selbstverständlichkeit, die vom Drehstuhl an den grünen Tisch kamen, werden den trüben Kaufmannsblick nicht los und verwechseln Arroganz mit Erkenntnis. Ein paar Dutzend günstige Abschlüsse, etwas Industriejubel, schon steht die Hochkonjunktur fix und fertig da. Ob die Nachfrage das Angebot übersteigt, wird nicht gefragt, auch nicht, was künstlich ist oder natürlich, erst recht nicht, wie weit der Kredit den schönen Schein zauberte, ob die Fundamente auch solide und der Konsum solvent ist. An Kartellwillkür, Abnehmerknebelung und dergleichen geht man vorüber. Auch schaut man von der Börse in das Wirtschaftsgetriebe und nicht umgekehrt. Nichts ist schwieriger als eine Konjunkturuntersuchung, nichts ist verästelter, verschlungener, verwirrter als die Konjunktur. Man muß sich mühen, Angebot und Nachfrage zu bestimmen. Allgemein, für alle Produktionsarten, für die Millionen gewerblicher Variabilitäten ist das nicht möglich. Aber deutlich sprechende Symtone sind zu finden.

Das Kaiserliche Statistische Amt hat kürzlich eine dankenswerte Aktienarbeit veröffentlicht. Ein Uebergründungsdokument mit eindeutigen Zahlen. Die Statistik umfaßt die Zeit vom 1. Juli 1910 bis zum 31. Juni 1911. Sie reicht also nicht in das laufende Jahr, ist aber für 1912 sicherlich noch beweiskräftig, denn so schnell ändern sich verfahrene Wirtschaftsverhältnisse nicht. Also: In der genannten Zeit blieben von 14 Milliarden Mark Aktienkapital 1.68 Milliarden oder über 10 Prozent dividendenlos. Ferner: Fast 1100 Aktiengesellschaften mit 1.76 Milliarden Kapital schütteten Dividenden aus, deren Höhe hinter den Anforderungen, die man des Risikos wegen an ein Aktienpapier stellen muß, erheblich zurückblieb. Das bedeutet viele tausende enttäuschte Aktionäre, unzählbare Zusammenbrüche, Familienjammer, Selbstmorde, Karrierenkrachs. 3.4 Milliarden Mark! Und das in einer Zeit, die die Oberflächlichen eine Zeit der Hochkonjunktur nennen. Manches von der Trauerliste mag ja noch verwendbar, volkswirtschaftlich noch wertvoll sein. Manche Gesellschaft steigt später einmal zu den lukrativen Unternehmungen auf. Doch kommen immer wieder neue Trostlosigkeiten hinzu und die Unglückszahl wird eher größer als kleiner. Leben wir nicht in einer veritablen Gründungszeit, entspricht wirklich das Angebot der Nachfrage oder übersteigt gar die Nachfrage das Angebot? Man läßt sich heute leicht täuschen, weil der Krach geräuschloser geworden, weil es mehr ein lautloses Zusammensinken als ein Krach ist. Und das aufgezählte Kapital ist nur Aktienkapital. Glaubt man, das Riesenheer der Privatunternehmungen sei besser dran? Weil Zechen und Hütten, deren Aktien der Kursbegierige kennt, mit Glanzresultaten aufwarten, haben wir eine Hochkonjunktur? Fragt nur mal herum, wer denn wirklich kaufkräftig ist. In dieser Prunkzeit wird mehr als je geklagt über schlechte Eingänge, Ewigkeitsschuldner, Konkurse und dergleichen. Die Urteilskraft läßt sich nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von den Glücklichen bestimmen, die Jammernden haben keinen Einfluß.

Eine wichtige, sehr wichtige Frage taucht auf. Ehe Milliarden in Industrieunternehmungen verplempert werden, wäre es nicht besser, sie in Renten anzulegen? Die Frage scheint müßig, weil der Gründer, der dem Gründer Vertrauende optimistisch ist. Die kennen die Zukunft nicht. Vielfach jedoch mangelt die Vernunft ganz und gar. Man bebaut ausgeleiertes Land und wundert sich, daß es keine Früchte gibt. Im Kalibergbau zahlten über 48 Prozent, in der Kalk- und Zementindustrie über 46 Prozent, in der Textilindustrie über 31 Prozent, in der Eisen- und Stahlindustrie über 26 Prozent der Unternehmungen keine Dividenden. So geht es weiter. Man lockt das Publikum mit Versprechungen, weiß häufig, daß man sie nicht halten kann und betrügt ohne Staatsanwaltgefahr. Das Hauptgeschäft des Bankiers. Der könnte bremsen, wenn er nicht seine Existenz schon auf diese ungesunde Agiotage eingestellt hätte. Das ist der Jammer. Für die Renten und für die gesamte Volkswirtschaft. Hochkonjunktur? Man darf nicht nur nach oben blicken.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Der Austausch-Chinese

Mr. Morrison, der bisherige Vertreter der Times in Peking, ist zum Berater des Präsidenten Juanschikai ernannt worden. Das war nach den Gewohnheiten des äußersten Ostens nichts Auffälliges, und nach der Stellung, die sich Morrison geschaffen, erst recht nicht. Etliche Staaten sollen protestiert haben. Deutschland nicht. Deutschland pflegt neuerdings immer einverstanden zu sein. Wir begrüßten offiziell das russisch-französische Bündnis wie die englisch-französische Verständigung, schwärmten für die Buren und desinteressierten uns baldigst wieder, machten es in Marokko ebenso. Was ist uns Hekuba? Das ist das Stichwort für die Leitung unseres Auswärtigen in der Wilhelmstraße. Hekuba hier, Hekuba dort. Die Parole vom Platz an der Sonne blieb, wie so vieles Schöne in deutschen Landen, in der Hauptsache graue Theorie. Doch dann kam das Sonnenland Neu-Kamerun. Auch das brachte die Nörgelsucht des deutschen Staatsbürgers nicht zum Schweigen.

Herr von Kiderlen weilte gerade in Kissingen, als Morrison berufen wurde. Aber Herr Dr. Hammann, der Dauerhafte, der bekanntlich in der Wilhelmstraße alles besser weiß als alle anderen, war doch in Berlin. Er entstammt dem Journalistenberufe und wurde allgemach der erste politische Berater wechselnder Reichskanzler. Er weiß, was ein tüchtiger Journalist zu leisten und vor sich zu bringen vermag. Konnte er nicht das Handwerk in Ostasien grüßen, wo wir doch sicher über potente und zuverlässige Männer der Feder verfügen? Wozu hätte Berlin seinen großen Augustus, nomine Scherl, der seine Kulturmissionare in alle Lande

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sendet? Wäre es nicht tunlich gewesen, als Kompensation für Morrisons Ernennung die Berufung auch eines deutschen Beraters des Präsidenten zu fordern, damit das junge China nicht alles nur durch die englisch gefärbte Brille sieht? Auch damit durch eines deutschen Dichters und Denkers Zuspruch Juanschikais etwas tyrannisch abwegig sich gestaltende Sitten gemildert würden.

Freilich: Herr von Bethmann fordert draußen nicht gern, und sein Berater weiß das. Aber der Wirkliche Geheime Legationsrat Hammann ist doch sonst um Auswege nicht verlegen. Er hätte auch hier durch eine originelle (wenn auch nicht mehr ganz originale) Idee glänzen können. Und das glänzende, mag auch der Dichter davon eine mindere Meinung haben, ist in Berlin immer noch sehr beliebt. Exzellenz Althoff, der berühmte Preuße, der auch manchem Gelehrten von jenseits der schwarz-weißen Grenzpfähle durch eine hoffnungsvolle Unterredung im Berliner Versprecherkeller in irgend einer Erinnerung sein wird, — Althoff entdeckte die Institution des Austausch-Professors. Sie wirkt hüben und drüben zum Nutzen und zum Segen des Deutschen Reiches. Wenn wir nun für den deutschen Berater des chinesischen Präsidenten einen Austausch-Chinesen für Preußen-Deutschland erbeten hätten? Caprivi, auch schon als er noch nicht Graf war, erklärte, er nähme die Unterstützung, wo er sie fände, und Herr von Bethmann ist ein noch stärkerer Philosoph. Ihm hätte der Gedanke eingeleuchtet, und China, wo so viele alte Staatsmänner beschäftigungslos geworden sind, würde gegen den Export sicher nichts einzuwenden haben. Ein erfahrener Chinese, der noch von mehr als 3000 Jahren sich Rechenschaft zu geben vermag, würde in Hohenfinow manch ersprießliche Anregung ausstreuen, und sicher schadete es auch nichts, wenn bei einer unserer Kreuzfahrten im Lande der Mitternachtssonne die Dinge auch einmal in veränderter Beleuchtung gesehen würden.

Selbst der Wähler und Steuerzahler würde eine solche Berufung als einen Ausfluß ehrlichen und guten Willens zu wirklichem Fortschritt begrüßen. Die Preußen würden neue Hoffnung schöpfen auf endliche Erfüllung der Wahlreformverheißung, auch der an chronischer Unfruchtbarkeit leidenden Verwaltungsreformierung.

Man beurteilt ja bei uns die Dinge draußen nur nach besonders hervorstechenden Zügen. Das neue China, Tatsunghoamingko, die große Republik der Mitte der gesitteten Welt, ist uns das Land, wo man mit einem Ruck den herrschenden Zopf abgeschnitten hat. Auch wer sonst sich für die Erhaltung der Naturdenkmäler begeistert, erkannte in der energischen Zopfbeseitigung eine symbolische Handlung von so kräftiger Pinselführung, daß im fernen europäischen Westen dieser Akt vielfach etwas leidvoll und neidvoll betrachtet wurde; doch auch hoffnungsvoll. Deutschland in der Welt voran.

Vielleicht überlegt man sich den Fall in der Wilhelmstraße noch einmal. Man ist im alten Preußen in solchen Dingen, bei denen sich dort stets allerlei Rang- und Etiketten-Erwägungen aufdrängen, freilich immer etwas steif und langsam von Entschlüssen. Wenn nach Aufhebung des Jesuitengesetzes Freiherr von Hertling, ebenfalls auf dem Wege milderer Praxis, Kanzler geworden ist, wird man auch den Austausch-Chinesen mit freundlicherem Verständnis betrachten. Als Morgengabe für die dann endlich offen blau-schwarz firmierende Regierung bringt er die ähnlich kolorierten abgeschnittenen chinesischen Zöpfe mit.

Bully

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Ablaß

Der eucharistische Kongreß wird voraussichtlich dem katholischen Wien alle jene Wunder des Katholizismus, die Auge und Ohr überzeugen, mit ganzer Pracht produzieren. Auch der Formensinn der Ungläubigen erhofft hier mancherlei Balsam. Vor dem Heil der Seele, das geboten wird, weiche der Skeptiker mit gut skeptischem Respekt zurück. Er kann Vorträge anhören, aber die eigentliche Praxis gilt jenen Armen und Reichen im Geiste, die da glauben. Ihnen wird ein riesiges Seelenbad bereitet, ein großmächtiger Sündenablaß, wie ja erst die Syntheſe von Sünde und Gnade einem Christenfeste das wahrhaft Festliche gibt. Wie das Diözesanenblatt verlautbart, gewinnt einen vollkommenen Ablaß, wer an einem der Kongreßtage in Wien die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfängt, daselbst eine Kirche besucht und für die Eintracht der christlichen Fürsten, für die Bekehrung aller Irrgläubigen und Sünder, sowie für die Erhöhung der Mutter Kirche ein andächtiges Gebet verrichtet.

Andacht an und für sich bringt es nur zu einem Ablaß von 7 Jahren.

Während der Kongreßzeit vermag ausnahmsweise jeder Priester auch von jenen Sünden zu erlösen, deren Reinigung in alltäglichen Zeiten dem Diözesanbischof vorbehalten ist. So findet in diesen Tagen, wer Meineid vor Gericht begangen, Mord oder Blutschande verbrochen hat, einen geraden, raschen und bequemen Weg zur Unschuld offen daliegen. Seelenamnestie.

Es werden alle Klostervorstehungen ersucht, die größtmögliche Anzahl von Beichtvätern zur Verfügung zu stellen. Auch die als Gäste anwesenden Herren von auswärtigen Diözesen sollen zur Aushilfe beigezogen werden. Man nimmt also an, daß sich viele Kinder, Weiber und auch Männer die günstige Gelegenheit zunutze machen werden, um alles zu nullifizieren, was ihr böses Ich getan. Man fürchtet, daß ein Mangel an hörenden Ohren eintreten könnte, weil soviele Münder da sind, die zu sprechen haben.

Ich stelle mir den imponierenden Chor der Sünden vor, der in diesen begnadeten Tagen, der Hemmung ledig, befreit zum Wiener Himmel emporsteigen wird. Ich kann mir nicht denken, daß irgendeine festliche Darbietung des katholischen Prunkes diese Vorstellung von Massenaufflug der kindlichen, weiblichen, männlichen und greisenhaften Sünden, der Sünden aller Art und Größe noch überbieten kann.

Ein schwieriges Detail ist das von der Eintracht der christlichen Fürsten. Viele mögen an den Ablaß glauben, aber wer glaubt an eine solche Möglichkeit? Scheint diese Stelle des Gebetes nicht zur Erweckung skeptischer Regungen höchst geeignet? Oder man verbiete gleichzeitig während des Kongresses das Erscheinen der Zeitungen, was ja an sich wie eine Gnade des Himmels wirken würde. Und wenn man die Europäer auch noch von ihrem unseligen Gedächtnisse befreien könnte! Das gäbe allerdings den Seelen der Gläubigen jene äußerste Unschuld wieder, die einem Gebet für die Eintracht der Fürsten Chancen zubilligt, und damit auch dem Gebet seine notwendigste Kraft, den Glauben an sich selbst!

Bev

Ein Bund für Polygamie

Schwärmerei verrät in der Regel ein eigenes Gernemögen und nicht können. Die Mitglieder des Mittgardbundes, der neulich in Jena tagte, schwärmen für kraftstrotzende Männer, die in deutschen Landen ein neues,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

starkes, unverweichlichtes Geschlecht zu erzeugen vermöchten. Zu deren Gunsten treten sie für die Einführung der Vielehe ein, und sie wollen besondere Stätten schaffen, wo jene ungestört ihrer natürlichen Bestimmung dienen könnten. In Jena wurde beschlossen, zunächst ein geeignetes Gelände für die Anlage einer großen Siedelung zu erwerben.

Was müssen diese Leute doch für weltfremde Toren sein, daß sie in der Polygamie eine Einrichtung sehen, die erst bei uns eingeführt werden müßte! Als ob es in Wirklichkeit im „christlichen" Europa nicht überall viel mehr Polygamie gäbe, als in der mohammedanischen Türkei! Auch Arthur Schopenhauer empfahl eine Anerkennung der Polygamie; aber er war nicht so töricht, zu glauben, daß sie bei uns noch nicht bestehe und gedeihe. „Über Polygamie, sagte er, ist nicht zu streiten, sondern sie ist als eine überall vorhandene Tatsache zu nehmen, deren bloße Regulierung die Aufgabe ist. Wo gibt es denn wirkliche Monogamisten? Wir alle leben, wenigstens eine Zeitlang, meistens aber immer in Polygamie. Da folglich jeder Mann viele Weiber braucht, ist nichts gerechter, als daß ihm freistehe, ja obliege, für viele Weiber zu sorgen." Wie man sieht, lag Schopenhauer eine Stärkung der sexuellen Verantwortlichkeit des polygam veranlagten Mannes am Herzen; er trat dafür ein, daß, wo es eine unverantwortliche Polygamie gebe, eine verantwortliche daraus gemacht würde. Darüber ließe sich reden, obgleich man doch lieber zunächst einmal die wachsende Scheu der Männer, auch nur für ein einziges Weib durch Heirat mit verantwortlich zu werden, bekämpfen sollte. Der Mittgardbund aber will bestimmten Männern die Betätigung polygamer Instinkte noch mehr erleichtern, als es an und für sich schon das Umsichgreifen der wilden zucht- und verantwortungslosen Liebe tut, und dabei schützt er rassezüchterische Zwecke vor. Kann man sich einen modernen Vollmenschen vorstellen, der die Hilfe eines Vereins in Anspruch nehmen müßte und möchte, um würdige Objekte oder passende Stätten und Gelegenheiten für die Befriedigung polygamer Triebe zu finden? Hat ein solcher Verantwortungsgefühl genug, um für alle Folgen seiner Handlungen aufkommen zu wollen, so wird ihn niemand daran hindern, fehlt es ihm daran, so wird er sich erst recht hüten, einem Mittgardbund beizutreten. Will aber der Mittgardbund üble Folgen polygamer Handlungen verhüten helfen, so beteilige er sich an den Bestrebungen für Mutter- und Kinderschutz. Täte er das, so würde er sich überhaupt auf das einzige richtige Tätigkeitsgebiet begeben, auf dem sich für die Gesundung der Rasse wirken läßt. Wenn erst unter modernen Verhältnissen Arbeit und Mutterschaft sich miteinander vertrügen, erst die Erziehung von Kindern wirklich immer als eine öffentliche Leistung anerkannt und gewertet wäre, die Kinderziehung gar völlig zu einer Sache der Gemeinschaft gemacht, durch eine vernünftige Regelung des Frauenerwerbs wie durch Mutter- und Kinderschutz sowohl die Voraussetzung der wahrhaft freien Liebe geschaffen, als die Voraussetzung einer sexuellen Auswucherung eines großen Teils der Frauenwelt, nämlich aller infolge wirtschaftlicher Schwäche in sexuelle Hörigkeit geratender Frauen, vernichtet wäre, — dann würde die deutsche Rasse von selbst schon für ihre Gesundung und Höherentwicklung sorgen.

Witkop

Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die Telephonzeitung

Täglich ungeheuerlicher schwillt die Übermenge des Gedruckten vor uns auf. Das „tintenklexende Säkulum" Karl Moors scheint uns analphabetisch, vergleichen wir sein Schrifttum mit den Strömen gedruckten Papiers, die heute die Rotationsmaschine hinaussendet. Unhemmbar, atemraubend, phantastisch. Sie fordert Arbeitsheere in ihren Dienst und entholzt die Wälder Sie überfüllt die Riesengebäude, überflutet Stadtviertel mit ihrem Produkt und findet kein Ende. Es hilft nicht, daß man sich sagt: Die dreißigtausend Bücher, die jährlich in Deutschland erscheinen, verteilen sich auf ein paar tausend Spezialgebiete, von denen eins das andere nicht kümmert; niemand kann, aber niemand braucht auch dies alles zu lesen; und auf den einzelnen entfällt immer noch erst ein bescheidener Anteil. Oder: die zehntausend Blätter sind räumlich getrennt und in der Zeitfolge zerstreut; als Gesamtheit kommen sie für keinen Lebenden in Betracht. — Dennoch. Die wachsende Zahl ist da und ängstigt die Phantasie. Selbst auf den, der sonst damit einverstanden ist, daß der größte Teil aller menschlichen Arbeit den Weg durch das gedruckte Wort nimmt, wirkt der Gedanke, es könnte endlos so weitergehen, wie ein böser Traum. Man könnte ja sagen, wider das alles gibt es ein einfaches Schutzmittel: nicht zu lesen. Rein physisch ist es unmöglich, im Laufe eines Lebens mehr als einige tausend Bücher zu bewältigen. Aber gerade darum bedrängt uns die Literatur. Auch das Vortreffliche hat sich zu solchen Massen gesammelt, daß es wie eine ewige Verantwortung auf uns lastet. Das Gedruckte, und dies ist das Unheimliche daran, löst sich los von uns und lebt als ein Selbständiges weiter. Kraft seines räumlichen Daseins. Wir können seiner Gegenwart nicht entrinnen. Was nicht eingestampft, nicht verbrannt ist, wirkt weiter durch die bloße Tatsache seiner Anwesenheit. Früher oder später werden wir uns doch damit befassen müssen. Und unterdessen vermehrt sich die Literatur durch Inzucht. Die Büchereien kommen auf Millionen von Bänden, wachsen um zehntause jährlich; ihre Kataloge sind wieder Bibliotheken. Selbst in der fleißigst benutzten Riesensammlung liegen mindestens neun Zehntel der Bücher tot; aber sie werden zum „Material". Es ist ein Wachstum ohne Neuschöpfung, selbst ohne Leser; ein sinnloses, hoffnungsloses Wiedergebären. — Und die periodische Literatur steigert die gleiche Erscheinung ins Grausige. Zehntausendweise wandern die Zeitungsbände in die Bibliotheken; die Enkel mögen zusehen, was sie damit anfangen. Aus den Blättern werden Archive, aus den Archiven Artikel, aus den Artikeln wieder Archive. Wenn nichts Neues entstünde: es müßte geschrieben werden, weil Geschriebenes vorliegt. Jeder Schriftsteller weiß, daß es für ihn gegen die Folgen der Massenproduktion nur ein Mittel gibt: sich nach Kräften an ihr zu beteiligen. Die Maßlosigkeit des Angebotes zwingt von selbst den Leser herbei; der Leser kann sich nur helfen, indem er zum Schreibenden wird ... Wo will das hinaus?

... In der Hauptstadt des zeitungsreichsten Landes der Welt ist eine ungedruckte Zeitung entstanden: der New Yorker „Telephone-Herald". An die Stelle des Holzpapiers tritt der Fernsprecher: die Zeitung wird gesprochen. Politik, Tageschronik, Gesellschaftsnachrichten, Börse, Feuilleton, verteilen sich auf die Tagesstunden, nach bestimmtem Plan, so daß ein jeder der „Abonnenten" weiß, wann er zum Hörer zu greifen hat. Man denkt an den Prediger in Bellamys Utopien, der zu hundert-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

undfünfzigtausend Menschen gleichzeitig redet; oder an die Musikzentrale dieses Jahres 2000. Ein Teil der Voraussage ist ja erfüllt: wir können Opern durch den Fernsprecher hören; bald wohl auch zu Hause. Hat die Phantasie ihres Landsmanns die Newyorker Zeitungsgründer angeregt? Wahrscheinlich; denn sie verfahren nach seinem Rezept. Jedenfalls aber ist ihr Unternehmen mehr als nur ein witziger Versuch. Vielleicht der Beginn einer Lösung ... denn unsere Technik des Lesens und Schreibens treibt unabwendbar einer Krisis zu. So oder so. Nicht die Masse des Verfaßten, Gedruckten, Gelesenen, die leicht noch in zehnfachem Umfange denkbar wäre, ist das Übel, sondern die Unzerstörbarkeit dessen, was doch nur dem Tage gehört. Wer Bücher besitzt, weiß, wie schwer es wird, selbst die lästigste Makulatur zu vernichten; bei jedem Umzug packt man sie doch wieder ein. Unsere wissenschaftliche Vorsicht wiederholt den Vorgang im Riesenmaßstab. Obwohl wir einzeln viel mehr und viel schneller vergessen als unsere Vorfahren, belasten wir um so wahlloser das kollektive, gedruckte Gedächtnis der Menschheit. Wir bringen es nicht über uns, etwas umkommen zu lassen. Und doch ist, vergessen zu dürfen, eine köstliche Gabe. Zwischen Antrieb und Tat, zwischen Erkenntnis und Verwertung steht das Wort; in all unsere Arbeit ist es eingeschaltet. Aber es soll hindurchströmen. Es ist Bewegung. Es ist da, um vergessen zu werden. Tagesliteratur vom vorigen Jahre wirkt leichenhaft; beängstigend, wenn sie sich anhäuft. Ihre Erhaltung hat etwas Widernatürliches. Ahnt man, welche Frische selbst durchschnittliche Erzeugnisse gewinnen werden, wenn der Hörer weiß, daß kein Archiv ihren Eindruck versteinert? Dann erst würde dem Augenblick das Seine gegeben. Und es würde eine neue Form entstehen: des flüchtigen, lebendigen Wortes. Eben aus ihrer Vergänglichkeit, aus ihrer Bestimmung, vergessen zu werden, würde diese Form ihr gutes Daseinsrecht herleiten: anstatt daß jetzt eine Scheindauer ihr Wesen fälscht. Eine solche gesprochene Zeitung könnte freilich nicht auf Widersprüche festgelegt werden: das soll sie auch nicht. Den Verlauf eines Krieges kann man nachträglich so aktengemäß beschreiben, wie es erreichbar ist; während seiner Dauer mögen die Nachrichten ihn begleiten mit allem Irrtum und Widerspruch, der lebendigen Eindrücken eignet. Nur: fixiert darf dieser wechselnde Ausdruck nicht werden. Sonst wird er zur Fratze. Wie eines Redners, der mit offenem Munde photographiert ward ...

Für den Tag das gesprochene Wort: dann würde das Flüchtige vom Dauerhaften getrennt, unser Gehirn würde reingespült werden. Wird es möglich? Das ist, zuletzt, eine Frage der Technik. Aber die Technik wird es leisten. Auch diesmal scheint sie die Übel zu heilen, die sie selbst zuvor geschaffen hat. Unser Auge ist überanstrengt, dafür haben wir das Sprechen und Hören verlernt. Aber schon jetzt hat der Fernsprecher vielem Schreibwerk ein Ende gemacht. Das Diktaphon redet an Stelle der Kurzschrift. Und die Handschrift geht an der Schreibmaschine zugrunde. Wie lange, und unsere Nachkommen werden die Briefe aus dieser Zeit nicht mehr lesen können; die Fortsetzung der Schreibmaschine aber ist der Phonograph. Ist es erst möglich, Gesprochenes für das Gehör beliebig zu vervielfältigen, dann ist die tausendjährige Herrschaft der Schrift zu Ende. Eine Last wird vom Menschen genommen sein.

Hermann Friedemann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die chineſiſche Kuliauswanderung

Im erſten der „Vier Bücher“ Konfutſes heißt es: „Laß derer, die Güter herſtellen, viele ſein, und derer, die ſie verbrauchen, wenige; gewährt den Erzeugern jegliche Erleichterung und laßt die Verbraucher Sparſamkeit üben; dann wird es immer genügend Einkommen geben.“ Die Vernachläſſigung dieſes Grundſatzes hat in Europa dazu geführt, daß trotz der gewaltigen Steigerung der Produktivkräfte im Maſchinenzeitalter die notwendigſten Unterhaltsmittel nicht billiger, ſondern teuerer geworden ſind. Das Brotkorn iſt heute nicht ſo wohlfeil wie vor 80, 90 Jahren, Fleiſch und Butter ſind dreimal ſo teuer geworden, wie ſie damals waren, ebenſo die Wohnung. Wenn man geſunde Luft, Licht und Bewegungsfreiheit für die Jugend auch gewiſſermaßen als „Güter“ gelten läßt, weil ſich ohne ſie ein Volk nicht dauernd zu erhalten vermag, ſo kann, was daran großen Teilen der modernen ſtädtiſchen Bevölkerung verloren geht, überhaupt nicht abgeſchätzt werden. Faſt darf man ſagen, daß in dem Maße, wie die in Fabriken hergeſtellten Waren wohlfeiler wurden, die Menſchen teurer wurden, weil ſich das, was zu ihrem Leben nötig iſt, im ganzen nicht auch verbilligte, vielmehr teurer ward. Ganz im Gegenſatz hierzu hat das chineſiſche Wirtſchaftsleben in jahrtauſendelanger Arbeit unausgeſetzt darauf hingewirkt, den Menſchen billiger zu machen, oder, noch wirtſchaftlicher ausgedrückt, die Selbſtkoſten der Ware Arbeitskraft immer mehr zu verringern. Darin beruht der wirkliche Vorzug des chineſiſchen Kuli. Er iſt weniger deshalb ein ſo gefährlicher Konkurrent des weißen Arbeiters, weil er anſpruchsloſer iſt als dieſer, ſondern weil die Herſtellungskoſten deſſen, was er verbraucht, verſchwindend gering ſind, gegenüber denen einer beſtimmten Menge von Gütern von gleichem Verbrauchswert für den weißen Arbeiter. Natürlich kommt beim Kuli auch eine jahrtauſendelange Erziehung zu ſchwerer Arbeit in der Schule der konfutſianiſchen Morallehre in Betracht, die den Einzelnen verhindert, ſich auf Koſten der Gattung perſönlich auszuleben. Die chineſiſche Arbeitskraft verliert im Auslande wenig an abſoluter Wohlfeilheit, weil der Kuli dort Nutznießer der heimiſchen Volkswirtſchaft bleibt, er kocht in heimiſchem Kochgeſchirr heimiſche Gerichte und kleidet ſich in heimiſche Stoffe. Auf dieſe Weiſe wird er inſtand geſetzt, ſelbſt bei niedrigen Löhnen Erſparniſſe zu machen und davon fließt ein großer Teil regelmäßig nach China. Im Jahre 1903 ſtellte ein Beamter der chineſiſchen Seezollverwaltung über die in einem Jahre an die Heimat abgeführten Erſparniſſe chineſiſcher Auswanderer folgende Berechnung auf:

Auswanderungsland:	Zahl der Auswanderer:	Summe der nach China geſandten Erſparniſſe in Haikuan-Taels:
Vereinigte Staaten u. Kanada . .	102000	38000000
Hawaii . . .	26000	3250000
Amerikaniſcher Kontinent (außer Vereinigte Staat. und Kanada) . .	145000	5000000
Auſtralien . .	30000	10000000
Japan . . .	7000	2750000
Sibirien u. Korea	28700	2000000
Philippinen . .	80000	4000000
Indochina . .	150000	15000000
Singapur u. malay. Halbinſel . .	985000	17000000
Holl. Indien (einſchl. Borneo)	600000	5000000
Siam . . .	2500000	13000000
Britiſch-Indien .	40000	10000000
Formoſa . .	2600000	5000000
	7293700	130000000

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

130 Millionen Haikuan-Taels, das sind rund 400 Millionen Mark; soviel trug China die Kuliauswanderung schon vor fast 10 Jahren ein. Heute werden aus den mehr als $7^1/_4$ Millionen Auswanderern mehr als 10 Millionen, aus den nach China jährlich fließenden Ersparnissen aus Kulilöhnen mithin mehr als 550 Millionen Mark geworden sein. Nur diese unaufhörlichen Geldzuflüsse haben China in den Stand gesetzt, dem Ansturm der europäisch-amerikanischen kapitalistischen Kultur solange stand zu halten. Die Aussaugung des alten chinesischen Wirtschaftsorganismus durch den fremden Handel und besonders durch die China aufgezwungene Einfuhr indischen Opiums hätte sonst schon viel früher zu einem finanziellen Zusammenbruch des chinesischen Kaiserreiches führen müssen. Die Modernisierung des riesigen Landes hätte sich dann aber unter viel schwierigeren Verhältnissen vollziehen müssen als heute. Die schwer verdienten Dollars chinesischer Kaufleute und Kulis im Auslande haben nicht nur einen Erfolg der chinesischen Revolution möglich gemacht, sondern China auch instand gesetzt, bis unmittelbar vor Ausbruch der Revolution den Kopf gerade über Wasser zu halten.

Otto Corbach

Ein neues Christusdrama

Die Lebens- und Leidensgeschichte Christi auf die Bühne zu bringen, ist bekanntlich nur dann erlaubt, wenn von einer solchen theatralischen Veranstaltung eine flutähnliche Steigerung des Fremdenverkehrs zu erwarten ist. Da aber ein Werk voll ernsten künstlerischen Willens wohl nie so ganz dem Gesetz der Trägheit, das den Fremdenstrom beherrscht, zu unterwerfen ist; auch aus seinem innersten Wesen heraus — eben weil es Kunst ist — jeder betäubenden Reklame und künstlichen Aufmachung widerstrebt, so blieben Christusdramen mit halbwegs literarischen Ambitionen bisher von der öffentlichen theatralischen Darstellung ausgeschlossen — zugunsten der geistlich protegierten Passionsspiele, die mangels einer ernstzunehmenden Konkurrenz das ganze Interesse an der dramatischen Gestaltung des Christusstoffes auf sich ablenken konnten. — In Wahrheit bedeutet das ein für allemal geltende Verbot, die Person Christi auf die Bühne zu stellen, eine lächerliche und auf die Dauer unhaltbare Einschränkung des Dichterrechts, nach dem die epische oder dramatische Gestaltungskraft prinzipiell sich an jeder Persönlichkeit, die der dichterischen Wiederbelebung würdig erscheint, erproben mag. Ob die Gestaltung den Stoff bezwungen, ob sie ihn lebendig erfüllt und geformt hat, bleibt eine Frage für sich. Keinesfalls aber ist diese Frage, auch für die Dramatisierung der Christusfabel nicht, im vorhinein zu entscheiden. Sie mag allerdings gerade angesichts dieses gewaltigen Stoffes mit einiger Skepsis gestellt werden. Denn Leben und Sterben des Nazareners haben in den Evangelien, besonders dem des Johannes, so lapidaren und tiefen Ausdruck gefunden, daß eine Nach- und Umdichtung irgendwelcher Art, schon allein in der Diktion, kaum die Größe und Wucht des Urtextes erreichen, geschweige denn übertreffen wird. Bei der dramatischen Gestaltung des Christusstoffes kommt zu den rein sprachlichen Bedenken noch ein wichtigeres: die unmittelbare Lebensnähe, die Plastik, die sinnliche sichtbare Verkörperung. Sie fordert höchste Wahrscheinlichkeit, letzte Durchdringung des Darzustellenden, fanatische Konzentration. Wer Napoleon zum Helden eines Dramas machen will, muß selbst, spirituell, Napoleon sein. Um Christus zu dichten, wie wir ihn aus der Distanz sehen oder wie er wirklich gewesen sein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mag, müßte einer selbst etwas von Christus in sich spüren. Das sind natürlich Forderungen, deren Erfüllung höchst problematisch ist, die aber auch nur normativ aufgestellt werden können. Denn schließlich: wollte man aus den Forderungen Gesetz machen — müßte man dann nicht auch den ganzen Homer, das Nibelungenlied und weiß Gott was für Schätze noch unter literarischen Schutzverschluß legen? — Mag eben jeder nach seiner Kraft und Größe sehen und gestalten. Künstlerisch hat auch die Einseitigkeit und Beschränkung — und gerade sie! — den Wert des Vollkommnen.

Trotz der Aussichtslosigkeit, ein solches Werk auf die Bühne zu bringen, ist der Christusstoff verhältnismäßig oft dramatisiert worden; allerdings nie mit besonderer Intuition, ausgenommen vielleicht das Werk Karl Weisers. Nun hat Walther Nithack-Stahn ein Christusdrama veröffentlicht (bei W. Borngräber, Berlin), das zwar keinesfalls als das Christusdrama angesehen werden kann, denn es fehlen gerade bei der Hauptgestalt doch noch die letzten Lichter und Eingebungen. Aber als Ganzes genommen wird es doch von einer solchen innerlich strömenden Dramatik und im besten — und künstlerischen — Sinn „frommen" Hingebung gehalten, daß man es unbedingt, seinem eigentlichen Ausdruck entsprechend, auf der Bühne sehen und miterleben möchte. Szenen voll lebendiger Anspannung, wie der Einzug Jesu in Jerusalem oder das langsame Anschwellen des jüdischen Fanatismus vor Pilatus, fassen ganz die dumpfe, schwüle, gewitterähnliche Schwebung, die über einer erregten Volksmasse lastet, unbewußt, in den aufsprudelnden Stimmen einzelner, sich verdichtet und plötzlich mit erdrückender Macht losbricht. Gerade in diesen massenpsychologisch wunderbar scharf und komplex gesehenen Szenen erreicht die Tragödie des Menschensohnes, der allen das Heil bringen will, von allen erst jubelnd empfangen, dann in wütender Enttäuschung gekreuzigt wird, ihren überzeugendsten dramatischen Ausdruck. — Ziemlich schattenhaft und unnötig in die Länge gedehnt ist dagegen, meiner Ansicht nach, die Handlung im Hause Josephs von Arimathiä, die die durchaus symbolische Abendmahlszeremonie bringt. Die schwerfällige Jambensprache, die überhaupt viele erzgewordene Evangelienworte verflüssigt, treibt hier zu einem Redeschwall, der unmöglich etwa für die wuchtigen Worte des Matthäus hingenommen werden kann. Auch der Kampf in Gethsemane bleibt unerlebt; Judas, der — wie ihn Hebbel einmal in seinen Tagebüchern skizzierte — als der Heißgläubigste der Jünger gezeichnet wird (der Jesus, eben aus Glauben, zur Erlösungs-Tat zwingen will, aber sich getäuscht sieht und an seinem Meister verzweifelt) gibt der Ölbergszene noch einen besonders unerquicklichen Schlußakzent.

Das sind Einzelheiten, die wahrscheinlich auch die Bühnenwirkung des neuen Christusdramas beeinträchtigen würden. Sie vermögen aber doch nicht die Berechtigung auf die Bühne überhaupt zu widerlegen. Denn der nachhaltigste Eindruck, den ein Drama hinterlassen kann, wird ja schließlich nicht durch einzelne mehr oder minder gut gelungene Szenen erweckt, sondern durch die Seele und den Glauben, der hinter einem Stück das Verhaltenste und Geheimnisvollste gestaltet. Und das Geheimnisvolle und Große, das hinter diesem Christusdrama sein besonderes, beinahe unzeitmäßiges Leben führt, ist die einzig mögliche Grundstimmung, aus der heraus einmal wirklich das Christusdrama erstehen könnte: der einfache, ungeteilte Glaube.

Adolf Lapp

Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Ein Rodinbuch

Die Anzeige, daß Auguste Rodin ein Buch „Die Kunst" geschrieben habe, setzte jedermann in Erstaunen, erwies sich aber natürlich sofort als eine Entstellung. Das Buch „Die Kunst", das deutsch bei E. Rowohlt in Leipzig erschien, enthält nicht Aufzeichnungen, sondern mündliche Äußerungen Rodins, die Paul Gsell gesammelt hat. Gsell benimmt sich dabei vollständig als Eckermann, und es geht nicht ohne Drolligkeiten ab: „Über die Modellierung haben Sie, verehrter Meister, schon neulich mit mir gesprochen, heute würde ich gern Ihre Ansicht über die Bewegung hören, die, wenn ich nicht irre, kaum mindere Bedeutung hat." Gsell ist indessen gar nicht so dumm, wie dieser Satz klingt, und hat seine Rolle als Ausfrager recht geschickt gespielt, so daß ein anregendes Buch entstanden ist. Die Franzosen sprechen besser als wir, und sie denken formaler, ausdrucksfähiger, so daß Rodins Äußerungen, ohne eigentliche Offenbarungen zu bringen, fast immer durch ihre Haltung und Einheitlichkeit wirken, dazu kommt die kluge Redaktion, die ohne Zweifel das Gespräch oft vergewaltigt, dafür aber Ordnung und beinahe System hineingebracht hat. Eine Stunde bei Rodin selber wäre ohne Zweifel wertvoller als dies ganze Buch, das übrigens alle Achtung verdient und das der Verleger durch viele gute Abbildungen unterstützt und gehoben hat. Alles in allem: man wird diesem Rodinbuch keine fundamentalen Enthüllungen verdanken, aber niemand wird es ohne Vergnügen und ohne jenes köstliche Gefühl von schöner Dankbarkeit lesen, mit dem wir Gaben aus so vornehmer Hand genießen.

Hermann Hesse

Eulenbergs Neue Bilder

Herbert Eulenberg hat einen zweiten Band Schattenbilder herausgegeben, die er „Neue Bilder" nennt, und die wieder bei Bruno Cassirer in Berlin erschienen sind. Der erste Band hat eine Reihe von Auflagen und viel Lob erlebt, und so war es bis jetzt Eulenbergs Schicksal, mit Tragödien durchzufallen und durch Feuilletons berühmt zu werden. Die „Neuen Bilder" sind genau im Stil der früheren, launige, flüchtige Charakteristiken bemerkenswerter Menschen, unter welchen nach Eulenbergs Geschmack die armen Teufel vorwiegen. Er hat eine besondere Liebe zu den Lenau, Bürger, Chopin, Verlaine, die untereinander verschieden genug, doch alle durch Schicksal und Schwäche zu Brüdern geworden sind, und diese treue, romantische Liebe allein wird dem verfemten Genie Eulenberg einst rettende Stimmen im Engelchor werben, wenn es ans letzte Zähneklappern geht. Einigemal hat er es sich etwas zu leicht gemacht und ist im Feuilleton stecken geblieben, so bei Justinus Kerner (gerade ihn hätte er mit Vorteil mehr von der literarischen Seite genommen!). Alles in allem aber ist der Band durchaus kein nachgeborener schwächerer Bruder des ersten, sondern ihm wohl ebenbürtig, und so wird er wohl auch seinen Weg machen, so daß meine Anzeige kaum notwendig wäre. Allein es war mir diesmal nicht so sehr darum zu tun, ein gutes Buch vor dem Untersinken retten zu helfen, als einem famosen Bruder, der irgendwo am Niederrhein sitzt und das närrische Deutschland liebt und bespuckt, ein dankbar vergnügtes Prosit zuzurufen.

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 9a
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Riefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Entscheidungsfrage für den Liberalismus / Von J. Fischer, Heilbronn

In der jüngsten Zeit hat sich eine politische Neugründung vollzogen, die für die innerpolitische Entwicklung Deutschlands von großer Bedeutung werden kann. Es hat sich in Leipzig ein „Reichsverein liberaler Arbeiter und Angestellter" gebildet, der in bewußtem Zusammenhang mit der Organisation des entschiedenen Liberalismus, der Fortschrittlichen Volkspartei, an der Förderung seiner Standesinteressen sowohl, wie an der Weiterentwicklung des ganzen Volkes arbeiten will. Das ist nach mehr als vierzig Jahren — seit der Zeit Lassalle die Arbeiter in den Gegensatz zur damaligen Fortschrittspartei hineintrieb, wieder ein erster ernsthafter Versuch von der Arbeiterseite selbst, mit vollem Bewußtsein und als organisierte Arbeitergruppe, auf dem Boden des Liberalismus ihre Zukunft zu bauen. Unnötig zu sagen, daß die vierzig Jahre deutscher Wirtschaftsentwicklung nicht ohne tiefe Einwirkung auf den Liberalismus gewesen sind. Er hat nach der Seite der Arbeiterbedürfnisse und des Arbeiterlebens wesentlich umlernen müssen, bis in einer größeren Zahl von Arbeitern die Überzeugung Raum gewinnen konnte, daß ihre Lebensmöglichkeit von dem bürgerlichen Liberalismus ehrlich mitgefördert werden wolle und könne. Denn wenn auch noch immer eine große Anzahl von Arbeitern bei Wahlen sich hinter die liberalen Parteien stellte, es waren doch vielfach solche, die nicht so sehr als bewußte Arbeiter und von den besonderen Bedürfnissen dieses Standes ausgegangen sind, sondern die mehr aus Tradition oder lokaler Stimmung heraus diese Richtung einhielten. Auf das setzte ja auch die Sozialdemokratie ihre Hoffnung, daß, wenn einmal das Klassenbewußtsein alle Arbeiter voll erfaßt hätte, sie dann alle auch zur Sozialdemokratie kommen werden. Und das ist nun an dieser Neugründung eben das besonders Beachtenswerte, daß sie herauswuchs und getragen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist von Arbeitern, die zum Teil in langem innerem und äußerem Kampf sich mit der Sozialdemokratie und ihrem Anspruch, die Arbeiterpartei zu sein, auseinandergesetzt haben, aber zu einem entgegengesetzten Standpunkt gekommen sind. Es sind Menschen, die durchaus begriffen haben, daß der Arbeiterstand seine besonderen Bedürfnisse in das neue Deutschland hereingebracht hat, die erfüllt werden müssen, wenn sein Leben befriedigend sich gestalten soll, die aber mit der Illusion einer vollständigen „Überwindung der Lohnarbeit" nichts anfangen können und sich von diesem Schlagwort auch nicht länger blenden lassen wollen. Nun ist aber gerade das ein schlagender Beweis für die sozialpolitische Wandlung im Liberalismus, daß es Wissenschaftler aus seinen Reihen sind, die an der Herausarbeitung einer neuen Rechtsgrundlage für das Verhältnis des Arbeiters zu den Betrieben in denen er tätig ist, in hervorragender Weise beteiligt sind. Während seinerzeit Schulze-Delitzsch mit seiner Genossenschaftsidee doch mehr das selbständige Produzieren des einzelnen im Auge hatte und einem möglichst großen Kreis von Arbeitern auch wieder ermöglichen wollte auf dem Umweg der Genossenschaftsbildung, hat der neuere soziale Liberalismus sich mit der Tatsache eines Millionenarbeiterstandes nicht bloß abgefunden, sondern auch seine wirtschaftlichen, politischen, geistigen, sozialen Anschauungen an den besonderen Bedürfnissen dieser Schicht mit orientiert. So kam die Wandlung in seinem Verhältnis zum Staatssozialismus, so kommt allmählich auch ein verständiges Zusammenarbeiten der Verbände der Unternehmer und der Arbeiter über strittige Fragen des Arbeitsverhältnisses. Man muß diese Tatsache besonders berücksichtigen, wenn man das Vorgehen der liberalen Arbeiter voll werten will, denn es ist auch mit eine Frucht der gesunden inneren Entwicklung, die der Liberalismus in dieser Hinsicht durchlaufen hat. Es hat ja keinen Zweck nun nach rückwärts Vorwürfe erheben zu wollen, daß die Liberalen der sechziger und siebziger Jahre nicht besser verstanden haben, was die neue Zeit an besonderen Aufgaben den Arbeitern gegenüber in sich schließt, aber soviel ist sicher, daß es der Sozialdemokratie nicht entfernt so leicht gegangen wäre, die Arbeiter vom Liberalismus zu trennen, wenn dieser damals schon eher verstanden hätte, welche Aufgaben er diesem Stande gegenüber hat. Und auch nur in der absoluten klassenmäßigen Absonderung der Arbeiter vom Bürgertum konnte die Sozial-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

demokratie die fanatische Einseitigkeit in die Köpfe der Arbeiter hineinhämmern, gegen die nun so ungemein schwer anzukämpfen ist.

Nachdem aber der Einfluß der Sozialdemokratie auf das Denken und Wollen der Arbeiter so weitreichend und der Glaube an die schönen Zukunftsversprechungen des Sozialismus so tief eingewurzelt war, mußte man diese Welle sich auch voll auswirken lassen und konnte von außen her verhältnismäßig wenig tun, um ihre Gewalt zu brechen. Das mußte sowohl Stöcker mit seiner christlich-sozialen Bewegung, wie Naumann mit seinem national-sozialen Verein erfahren, daß zu einer Zeit, wo das Ansehen der Sozialdemokratie noch absolut unerschüttert war in der Arbeiterschaft selbst — von Ausnahmen natürlich immer abgesehen — und wo doch auch beim Bürgertum die Voraussetzungen für eine verständige Behandlung der Arbeiterbewegung noch nicht in dem heutigen Maße gegeben waren, ein nennenswerter Erfolg nicht zu erzielen war. Die Arbeiter mußten erst selber anfangen der Sozialdemokratie gegenüber kritisch zu werden und nicht gläubig, sondern denkend ihr gegenüber zu stehen. Und die Sozialdemokratie mußte erst eine lange Periode guten äußeren Wachstums und eigener Machtsteigerung hinter sich haben, zu Einfluß und Verantwortung gekommen sein, bevor zu einer solchen Würdigung die Möglichkeit gegeben war. Inzwischen ist beides in hohem Maße gekommen. Der denkende Arbeiter läßt sich von einer so machtvollen Gruppe, die mit dem Anspruch des Welterlösers auftritt, nicht mehr mit Deklamationen und Resolutionen abspeisen, sondern will die Macht in fortschrittlichem Sinne genützt sehen. In dieser Hinsicht aber fehlt es, wenn man auf das Reich blickt, meilenweit und wenn man die Bundesstaaten ansieht, ist es liberale Politik die sie mit machen müssen und die viel erfolgreicher noch getrieben werden könnte, wenn sie auch offen nur als solche gekennzeichnet wäre. In sehr vielen Fällen aber herrscht die Reaktion, weil die fortschrittlichen Elemente einen zu tiefen Graben zwischen der „bürgerlichen" und der Arbeiterseite gezogen haben, als daß immer ein gemeinsames Schlagen dem getrennten Marschieren folgen könnte und würde. Das gilt sowohl in der Verfolgung wirtschaftlicher, wie politischer und kultureller Fortschritte. Und solche Erfahrungen haben manchen strebsamen aber praktischen Arbeiter wieder zu der verstandesmäßigen Überlegung geführt, daß ein Fortschritt nur mit dem ehrlich liberalen Bürgertum zu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammen möglich ist, daß aber dessen Programm auch weit und tief genug ist, um dem Arbeiter die Möglichkeit zu geben seine besonderen und über das heutige hinausliegende Ziele zu verfolgen. Daneben gehen dann auch noch die Erfahrungen, die aus allen staatssozialistischen Einrichtungen erwuchsen, und die auf dem Boden des Arbeiterrechts, des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung doch eine langsame Aufwärtsbewegung des Arbeiters in die Erscheinung treten ließen. Auch der Weg der Selbsthilfe, wie er in Gewerk- und Genossenschaften nicht von der Sozialdemokratie sondern von den alten Liberalen gewiesen und rechtlich begründet wurde, hat sich im Laufe der Zeit doch als viel erfolgreicher erwiesen, als die Sozialdemokratie in ihrem marxistischen Flügel und auch in ihrem Erfurter Programm Wort haben will. Um so unerträglicher mußte es gerade für denkende Arbeiter sein, wenn die Sozialdemokratie mit allerlei Machtmitteln einfach die Überzeugungen der Arbeiter vergewaltigte und dekretierte: der Arbeiter hat unbesehen einfach Sozialdemokrat zu sein oder er versündigt sich an seiner Klasse. Jemehr die Sozialdemokratie die rote Kirche wird, die weit mehr Selbstzweck ist als etwas anderes, um so mehr lehnen sich besonnene Arbeiter gegen dieses System auf, das der Arbeiterschaft mehr Nachteil als Vorteil bringt, ganz abgesehen davon, daß immer die Besten unter den Menschen sich dagegen wehrten, wenn man ihnen zwar Brot geben, aber sie in ihrer Überzeugung und persönlichen Unabhängigkeit vergewaltigen und rechtlos machen wollte. Die in Leipzig jetzt beisammen waren haben in diesem Kampf um die Freiheit der eigenen Überzeugung gegenüber der Sozialdemokratie mancherlei persönliche Erfahrung gesammelt und diese Erfahrungen mit haben sie getrieben nun aus der Vereinzelung heraus zu treten und durch Zusammenschluß zu suchen sich Rückendeckung zu geben. Dieser Reichsverein ist darum auch nicht aufzufassen als eine Sache die von einer Partei „gemacht" worden wäre, sondern als ein eigenes Bekenntnis der Kreise, die dahinterstehen und in gewissem Sinn sogar als direkte Reaktion gegen die Unfruchtbarkeit und gegen die Anmaßung der Sozialdemokratie. Es ist eine starke ideelle Macht, die dahinter steht, aber es ist noch mehr ruhige und verstandesmäßige Überlegung. Die Überzeugung, daß der sozialdemokratische Weg in die Sackgasse führt, und daß die Reaktion unheilvollen Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes hat, solange die Arbeitermassen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesen falschen Weg gehen, ist dem Teil der Arbeiter, der sich nun eine neue Organisation schuf, zur Gewissenssache geworden. Sie halten sich ihrem Stand und ihrem Volk gegenüber verpflichtet, neue Wege zu suchen, um die politische Macht der Arbeiterschaft fruchtbar werden zu lassen in Deutschland. Und in diesem Streben kommen sie zurück zu den Ideen und Grundsätzen eines entschiedenen und ehrlichen Liberalismus. Was Naumann auf seinem früheren Weg nicht erreichen konnte, weil es an der notwendigen Resonanz in der Arbeiterschaft fehlte, das erweist sich nach zehn Jahren weiterer Entwicklung und Erfahrung als ein Bedürfnis der Arbeiter selbst, wie auch des Liberalismus. Und das ist nun die ernste Frage, ob auch der Liberalismus das Bedeutsame dieser Sache erfaßt und gewillt ist, das Seine zu tun, um diesen neuen Zweig seiner organisierten Macht, der eine so bedeutsame Schicht des deutschen Volkes wieder in engeren Zusammenhang mit ihm bringen soll und will, günstig entwickeln zu helfen. Die programmatischen Erklärungen der Arbeiterdelegierten in Leipzig haben gezeigt, daß sie ihr Verhältnis zu Volk und Staat, wie zur Volkswirtschaft gefunden haben und die daraus resultierenden Pflichten zu übernehmen entschlossen sind. Vaterländische Größe ist mit als erstes Ziel des neuen Reichsvereins dargestellt worden und damit anerkannt, daß man ihm Rahmen und auf der Grundlage des ganzen Volkes auch den Aufstieg der Arbeiter betreiben will. Es ist als selbstverständlich anerkannt worden, daß eine weitere Demokratisierung des staatlichen Lebens eine wachsende Verantwortlichkeit des einzelnen Bürgers und auch der Arbeiter voraussetzt. Und so energisch auch die besonderen Arbeiterforderungen betont wurden, immer wurde daneben gestellt die gleichzeitige Verpflichtung, sowohl durch Förderung einer vernünftigen Wirtschafts- wie allgemeinen Politik, als auch durch Steigerung der persönlichen Leistungsfähigkeit des einzelnen Menschen zu einer Erhöhung des Ertrages der Volkswirtschaft im ganzen nach Kräften beizutragen.

Daß es nicht leicht ist, Arbeitgeber und Arbeitnehmer mit ihren unleugbaren und natürlichen Interessengegensätzen und wohl manchmal auch mit dem Unterschied des Gesichtskreises, der dem einen und dem andern zur Verfügung steht und sein Urteil in politischen Dingen maßgebend beeinflußt, zu gemeinsamem politischen Streben zusammen zu bringen, ist auch diesen liberalen Arbeitern klar. Es ist oft genug gesagt worden, daß man sich auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht nur an das eigene kleine Erleben im einzelnen Betrieb halten dürfe in der Beurteilung großer Fragen. Aber das Verhalten der Nationalliberalen, angefangen beim Sozialistengesetz bis auf die heutige Zeit in der preußischen Wahlrechtsfrage oder in der Behandlung und Förderung der gelben Gewerkschaften hat doch zu sehr das notwendige Maß an sozialpolitischem Verständnis für die moderne Arbeiterbewegung vermissen lassen, als daß es möglich gewesen wäre, auch sie als gleichwertige liberale Partei für das Verhältnis der neuen Vereinigung zu ihr anzuerkennen. Bei ihnen wie überhaupt beim gesamten Deutschen Liberalismus liegt darum in diesem Augenblick eine große Verantwortung. Wird er und werden auch die Regierungen diesesmal die Zeichen der Zeit und die Bedürfnisse der Stunde besser verstehen, als vor vierzig Jahren. Man sieht an dieser inneren Gesundung, die sich in der Arbeiterschaft selber vollzieht, sowohl innerhalb der Sozialdemokratie — soweit das bei den eigenartigen wirtschaftlichen Abhängigkeiten derer die Führer sein sollten möglich ist — wie jetzt auch durch diese Neugründung solcher Arbeiter, die sich durchaus als Bürger des deutschen Reiches fühlen, daß man mit Vertrauen und einiger Geduld und mit einer gerechten Behandlung mehr erreicht, als mit Gewalt und Ausnahmegesetzen. Die liberalen Arbeiter haben ihre Aufgabe begriffen. Nun ist es an den Trägern des Liberalismus in anderen Berufsschichten auch an ihrem Teil mitzuhelfen, daß jetzt wirklich erfolgreich genützt werde, was die Arbeiter und das vorwärtsstrebende Bürgertum in vierzigjährigem mühsamem Kampf mit den Rechtsparteien zum eigenen und zum Schaden des ganzen Volkes haben erfahren müssen. Noch ist viel geheimes Mißtrauen zu überwinden, das in der Entfremdung und gegenseitigen Unkenntnis sich gebildet hat und man wird nicht mit raschen und glänzenden Erfolgen rechnen dürfen. Darum ist eine taktvolle und verständige Behandlung dieser neuen Sache dringend geboten. Aber der Weg ist gewiesen und der Wille auf der Arbeiterseite ist vorhanden, obgleich die Arbeiter wissen, was sie damit an Anfeindung von rechts und noch mehr von links zu erwarten haben. Wenn es gelingt, diese auf die Zukunft hoffende und auf den Fortschritt angewiesene Schicht der Arbeiter aktiv für den Liberalismus zu gewinnen, dann kann dieser selbst mit elementarer Kraft an die Durchsetzung seiner Ziele gehen. Er und das deutsche Volk braucht für die Gestaltung der Zukunft die Unterstützung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

derer, die mit Mut und Glauben sie erstreiten wollen, weil ihr eigenes und das Schicksal ihrer Kinder nur gewinnen kann, wenn der Liberalismus zum Siege kommt. Die Lehrjahre waren schwer genug und das Lehrgeld ist weiß Gott ein teures gewesen. Wenn es aber jetzt klappt, dann war beides wenigstens nicht umsonst.

Elektrisches Fernsehen / Von Hans Dominik

Im Jahre 1880 brachte das bekannte englische Witzblatt „Punch" ein originelles Bild. Da war ein altes Ehepaar dargestellt, wie es in einem auf die Wand des Wohnzimmers projizierten Bilde seine in Indien lebenden Kinder Ball spielen sieht und sich gleichzeitig mit ihnen durch das Telephon unterhält. Jenes Bild war zweifellos durch die damals noch funkelnagelneue Erfindung des Telephons veranlaßt worden. Man hatte ja eben die Reichweite der menschlichen Sprache und des menschlichen Ohres durch Mikrophon und Telephon mit Hilfe der Elektrizität auf unglaubliche Entfernung verlängert. Da lag also für ein Witzblatt, dessen Beruf die Karikatur, die Übertreibung ist, der Gedanke wohl nahe, etwas Ähnliches für das andere edele Sinnesorgan des Menschen, das Auge, vorauszusagen.

Wie nun aber Professor B. Glatzel im Handbuch der Phototelegraphie und Telautographie erzählt, sollte dies scherzhafte Bild den Anstoß zu ernsthaften wissenschaftlichen Arbeiten geben. Noch im Jahre 1880 teilten die englischen Physiker Ayrton und Perry den „Times" und der „Nature" mit, daß diese Phantasiezeichnung keineswegs etwas absolut Unmögliches darstelle, und bereits im März 1881 führten sie einen Demonstrationsapparat vor, der im einzelnen noch grob primitiv, doch immerhin die Richtigkeit dieser Anschauung erkennen ließ. Seit jener Zeit hat man nicht wieder aufgehört, am Problem des elektrischen Fernsehens zu arbeiten und wenn man heut von der Erreichung des gesteckten Zieles auch noch ein gutes Stück entfernt ist, so sind die Fortschritte und einzelnen Erfolge doch unbestreitbar.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Vorbild des elektrischen Fernsehers finden wir in vollendetster Form in der Natur selber, in der Kombination: Auge, Sehnerv, Gehirn. Wir wissen, daß die von irgendeinem gesichteten Gegenstande ausgehende Lichtstrahlung durch die Pupille in das Auge fallen und hier nach dem Prinzip der Kameraobskura beeinflußt werden, derart, daß auf der Hinterwand des Auges, der Netzhaut, ein getreues Abbild des Gegenstandes entsteht. Wir wissen ferner, daß auf dieser Netzhaut der Sehnerv in vielen Hunderttausenden von feinen Stäbchen und Zäpfchen endet. Des weiteren ist bekannt, daß sich auf der Netzhaut ein lichtempfindlicher Stoff, der sogenannte Sehpurpur befindet, der sich unter dem Einfluß von Belichtungen zersetzt, sich aber in der Dunkelheit beinahe momentan in der alten Form wieder herstellt. Und weiter vermutet man mit ziemlicher Berechtigung, daß in Verbindung mit diesen chemischen Umwandlungen des Sehpurpurs elektrische Vorgänge, elektrische Ströme auftreten, die nun durch den Sehnerv zum Gehirn gehen.

Bis hierhin sind die Vorgänge beim menschlichen und tierischen Sehen ziemlich genau geklärt. Dagegen wird nun der weitere Verlauf recht rätselhaft. Man könnte ja vielleicht annehmen, daß der Sehnerv aus Tausenden und aber Tausenden unendlich feinen, nebeinander herlaufenden und voneinander isolierten Nervenfäden bestehe, welche die Erregungen an den einzelnen Zöpfchen und Stäbchen voneinander getrennt auch wieder zu nebeneinander liegenden Punkten des Gehirns hinleiten und dort jenen vollkommen geheimnisvollen Vorgang veranlassen, durch den das gesehene Bild der sehenden Person zum Bewußtsein kommt. Aber diese Annahme ist sehr unwahrscheinlich. Hat man doch bei oberflächlichen Verletzungen des Sehnervs gefunden, daß immer noch das ganze Bild und nicht nur Teile desselben zum Bewußtsein kamen. Man wird daher zu der Annahme gedrängt, daß der Sehnerv eine einzige homogene Leitung ist und daß die Übertragung der verschiedenen Bildpunkte ohne Verwirrung vielleicht durch Wechselströme von verschiedenen Wechselgeschwindigkeiten erfolgt.

Diese Annahme hat für die Technik eines elektrischen Fernsehers aber große Bedeutung. Die Natur zeigt uns dadurch, daß eine Bildübertragung mit einer einzigen Fernleitung möglich ist. Müßten wir annehmen, daß man für jeden der tausend und abertausend Bildpunkte eine besondere Lei-

Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

tung brauchte, so würde es um das Problem des elektrischen Fernsehers und um seine praktische Durchführung ja recht schlecht aussehen. Deshalb ist uns die Natur hier ein tröstliches Vorbild.

Und weiter scheint ein gewisser Mangel der Natur die Lösung des Problems zu erleichtern. Der menschliche optische Apparat ist immerhin ein wenig träge. Es ist ja bekannt, daß ein Lichteindruck eine volle zehntel Sekunde im Auge nachklingt, vermutlich weil es immerhin meßbare Zeit dauert, bis die elektrochemischen Vorgänge im Sehpurpur wieder zur Ruhe kommen. So läßt sich das Auge eine ganze Menge vortäuschen und dank diesem Umstande dürfte die Schaffung eines brauchbaren elektrischen Fernsehers wohl möglich werden.

Aber leicht ist das Problem keineswegs. Unendlich viel schwerer als das Problem der Telephonie. Denn beim Telephonieren erzeugen wir ja zeitlich hintereinander Schallwellen, können sie hintereinander in elektrische Schwingungen umsetzen, durch einen Draht zur Empfangsstelle leiten und dort wieder in Schallschwingungen umsetzen. Beim Bilde dagegen fehlt uns zunächst der wichtige Faktor der Zeit. Alle Punkte eines Bildes treten gleichzeitig nebeneinander auf, sollen gleichzeitig nebeneinander an der Empfangsstelle gesehen werden, und doch soll nur eine Drahtleitung zur Verfügung stehen, um diese Übertragung zu übermitteln.

Die Lösung dieser Aufgabe wird überhaupt nur möglich, wenn es uns gelingt, das menschliche Auge infolge der erwähnten Trägheit des Sehpurpurs zu betrügen. Aber dieser Betrug ist nicht leicht. Betrachten wir zur Begründung dieser Behauptung die Berechnung des französischen Physikers Brillouin.

„Brillouin nahm an, daß ein Bild von 4×4 cm in möglichster Naturtreue übertragen und dabei, um alle Einzelheiten genau wiederzugeben, in kleine Quadrate von $1/20$ mm Seitenlänge zerlegt werden sollte. Dies ergibt eine Gesamtzahl von 640000 Bildpunkten.—" Nun läßt sich aber das menschliche Auge, wie gesagt, nur auf eine zehntel Sekunde durch einen einzelnen Lichteindruck täuschen. Wenn es an ein dauerndes Bild glauben soll, so muß der Lichtwert eines jeden dieser 640000 Punkte nach spätestens einer zehntel Sekunde wieder in der passenden Weise belichtet werden. Dann sind aber in einer Sekunde 6.4 Millionen Bildpunkte zeitlich hinter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einander und scharf voneinander getrennt durch den Draht zu übertragen und für die einzelne Übertragung steht nur 1|6400000 Sekunde zur Verfügung. Dies Zahlenbeispiel beweist zwingend, daß alle Teile eines elektrischen Fernsehers im wahrsten Sinne des Wortes blitzschnell arbeiten müssen, daß sie im Gegensatz zum menschlichen Auge absolut keine Trägheit besitzen dürfen. Und an der Hand dieser Rechnung kann man nun die technischen Mittel betrachten, die uns heut zur Lösung des Problemes zur Verfügung stehen.

Zunächst wird es sich beim elektrischen Fernseher ebenso wie beim menschlichen Auge darum handeln, Lichteindrücke mit irgendwelchen Mitteln in korrespondierende Ströme umzusetzen. Da wäre an erster Stelle das Selen zu nennen, jenes wunderbare chemische Element, welches seinen elektrischen Widerstand abhängig von der jeweiligen Belichtung ändert, und daher bisweilen das elektrische Auge genannt wird. In der Tat hat das Selen in der Fernphotographie zu großen Erfolgen geführt. Es braucht nur an die Phototelegraphie des bekannten Erfinders, des Professor Arthur Korn erinnert zu werden, bei welcher mit Hilfe der Selenzelle ein Bild in Kabinettformat im Laufe von 12 Minuten auf einen lichtempfindlichen Film der Empfängerstation sehr genau übertragen wird. Aber der gewaltige Unterschied ist eben der, daß man hierbei volle 12 Minuten Zeit braucht, um alle einzelnen Punkte des Bildes von der Geberstation nach der Empfängerstation zu senden, während das bei einem brauchbaren Fernseher im Laufe einer zehntel Sekunde geschehen muß, wenn wirklich für das menschliche Auge eine getreue Kopie des Bildes geschaffen werden soll. Für solche Geschwindigkeit aber erscheint die Selenzelle viel zu träge. Sie muß nach allem, was wir bis jetzt über die optisch-elektrischen Eigenschaften des Selens wissen, ausscheiden.

Dagegen besitzen wir in den sogenannten lichtelektrischen Zellen, die zuerst von Heinrich Hertz studiert wurden, Anordnungen, die ihre elektrische Leitfähigkeit wirklich blitzschnell auf Belichtungen hin ändern, die praktisch überhaupt keine Trägheit zu besitzen scheinen. Es sind in der Hauptsache Platten aus Kalium oder Rubidium, die in gläsernen Gefäßen in einer Wasserstoffatmosphäre stehen und unter dem Einfluß einer mehr oder weniger starken ultravioletten Bestrahlung momentan den Leitungswiderstand von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Platte zu Platte durch das Gas ändern. So momentan, daß sie tatsächlich auf Belichtungsschwankungen ansprechen, die nur Millionstel einer Sekunde dauern.

Weiter wird es sich dann darum handeln, die extrem schnellen Stromstöße, die beispielsweise mit diesen Lichtzellen erzeugt werden, am Empfangsort wieder in Lichtwerte umzuwandeln. Es leuchtet wohl ein, daß irgendwelche mechanische Systeme, mögen sie auch so leicht sein, wie sie wollen, viel zu träge sind, um auf derartig kurze Schwankungen anzusprechen oder ihnen am Ende zu folgen. Aber unsere gegenwärtige Physik ist ja genugsam in die Mechanik des reinen Lichtäthers selber eingedrungen, den wir praktisch als ganz gewichtslos und frei von jeder Trägheit ansehen können. Da haben wir beispielsweise die schon von Nipkow für seinen Fernseher vorgeschlagene Faradayröhre.

Diese Anordnung beruht auf den Eigenschaften des polarisierten Lichtes. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf die Einzelheiten einzugehen und nur der Schlußeffekt mag geschildert werden. Er besteht darin, daß man von irgendeiner Lichtquelle aus einen Punkt beleuchten, und nun weiter die Helligkeit dieser Beleuchtung wirklich momentan und ohne irgendwelche Trägheit durch die bereits erwähnten extrem schnellen Stromstöße bis zur völligen Dunkelheit hin modifizieren kann. Dabei kommt keine Bewegung wägbarer Massen, sondern lediglich die Bewegung des Lichtäthers zur Anwendung, sei es im Draht als elektrischer Strom, sei es in der Luft als Lichtstrahl, und so erklärt sich das blitzschnelle, von jeder nachweisbaren Trägheit freie Wirken des Apparates.

Aber noch eine andere Anordnung steht zur Verfügung und ist auch bereits für den Fernseher vorgeschlagen. Es ist wohl bekannt, daß ein Kathodenstrahl, der aus einer Röntgenröhre auf einen Fluoreszenzschirm fällt, diesen zum Leuchten bringt. Kathodenstrahlen aber sind durch elektrische Ströme und Magnete beeinflußbar. So kann man einen einzigen haarfeinen Strahl nach allen Richtungen hin über den Schirm bald stärker, bald schwächer wirkend, hin und her zucken lassen, und wenn er in einer zehntel Sekunde alle Punkte des Schirmes bearbeitet, muß das Bild der anderen Station in leuchtenden Farben auf dem Schirme stehen.

Die bisher geschilderten Mittel erscheinen geeignet, bei sorgfältiger kon-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

struktiver Durchbildung das Problem des elektrischen Fernsehers zu lösen. Sie erfüllen vor allem die erste und wichtigste Forderung, sie arbeiten von Anfang bis zu Ende ohne alle wägbaren Massen nur mit dem reinen Lichtäther. Licht, das heißt Ätherbewegung, löst dabei auf der Geberstation in der lichtelektrischen Zelle das rasende Wirbelspiel der Elektronen aus. Elektrischer Strom, das heißt Ätherbewegung im Metalldraht, fließt von der einen zur anderen Station und mannigfach verschlungene Ätherbewegungen führen dort schließlich zur Entstehung eines sichtbaren Bildes.

Wenn die Technik aller dieser Dinge auch noch im Anfangsstadium steckt, wenn man bis jetzt nicht über ganz einfache Demonstrationsapparate hinausgekommen ist, so spricht doch alles für die theoretische Richtigkeit dieser Anordnungen.

Unendlich groß ist die Zahl anderer Vorschläge und Patente für Fernseher. Aber fast ausnahmslos arbeiten sie mit der Bewegung wägbarer Massen und erscheinen daher weniger aussichtsvoll. Dabei sind einige derselben recht interessant. Zum Beispiel die Idee, das Prinzip des chinesischen Zauberspiegels zu verwenden, viele Tausende von winzigen Elektromagneten hinter einem sehr dünnen Metallspiegel anzuordnen und nun durch passende Erregung dieser Magnete die Spiegelfläche derartig zu verzerren, daß der Spiegel das aus der Ferne kommende Bild zurückwirft.

Es ist erstaunlich viel Reichtum an Geist und Ideen auf das Problem verwendet worden. Bis jetzt, ohne das gesteckte Ziel voll zu erreichen. Aber es steht wohl zu hoffen, daß die aufgewendete Arbeit nicht verloren ist, sondern über lang oder kurz ihre Früchte tragen wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Klagen / Von Maxim Gorki

Autorisierte Übersetzung von August Scholz

Mein Partner war ein Offizier, der den letzten Feldzug mitgemacht hatte und zweimal verwundet worden war, einmal am Halse, den die Kugel ganz durchbohrt hatte, und einmal am Bein. Er hatte ein breites, stumpfnäsiges Gesicht und einen hellblonden Vollbart; der Schnurrbart war modern gestutzt. Er war an die Zivilkleidung noch nicht gewöhnt, beguckte sich immer wieder, verzog den Hals und zupfte mit den zitternden Fingern an der schwarzen Krawatte, in der eine allzu grell blinkende Busennadel steckte. Er hüstelte verdächtig, die Halsmuskel waren eingeschwunden, der große Kopf neigte sich nach rechts, als lausche er angestrengt auf irgendetwas, und in den müden, verschleierten Augen glomm ein unruhiger Funke. Die Lippen bebten, die heisere Stimme klang erregt, nervöse Verworrenheit herrschte in dem, was er sagte, und der rechte Arm fuhr, während er sprach, immer wieder durch die Luft.

„Ganz wunderschön!" sagte er, die flache Hand auf den kleinen Tisch legend, daß dieser sich überneigte und das Teebrett mit den Tassen und Gläsern dem Sprechenden in den Schoß rutschte. „Ach, zum Teufel! Entschuldigen Sie nur ... Sehr gut, ganz wunderschön! Das Volk, sagen Sie? Ich glaube nicht an das Volk!"

Er warf den Kopf in den Nacken, durchfuhr mit der Hand die Luft, als wenn er etwas abschnitte, und sprach eindringlich weiter:

„Ich diene seit elf Jahren, und ich habe dieses Volk, von dem Sie reden, zu Tausenden gesehen, in erlesener Gestalt sozusagen, lauter ausgesuchte Exemplare von zwanzig bis sechsundzwanzig Jahren — das kräftigste Alter, nicht wahr? Na, also — und ich glaube nicht an sie!"

Er sah mir scharf ins Gesicht, und ein schwermütig-schmerzliches Lächeln spielte um seinen Mund.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sie denken vielleicht, ich wolle damit sagen — es sei dumm? Ach nein, verzeihen Sie: es ist durchaus nicht dumm! Es sind im Gegenteil sehr befähigte Burschen — ja, ja, sehr! Selbst diese Tataren, Mordwinen und wie sie sonst heißen: sie sind keineswegs dumm und bekommen, wenn sie so mit den Russen in Reihe und Glied stehen, einen vortrefflichen Schliff. Aber all dieses Volk fühlt keinen Boden unter seinen Füßen — nicht in irgendeinem revolutionären oder sozialen Sinne, in diesem Sinne steht es auf festem Boden und wüßte ihn auch zu bearbeiten! Der Chinese, Verehrtester, ernährt sich ja bekanntlich auf seinem kleinen Fleckchen, das oft kaum zehn Faden im Quadrat mißt, ganz ausgezeichnet. Nein, was man da von Bodenmangel und so weiter redet, das haben Sie sich ausgedacht, um den Bauer zu kaufen! In diesem rein agrarischen, wirtschaftlichen Sinne besitzt er Boden genug. Aber ihm fehlt der ... wie soll ich sagen? ... der Boden im geistigen Sinne, wie? Ihm fehlt das Gefühl für das, was sein Eigen ist, verstehen Sie! Er hat keine Empfindung für das, was Rußland, was die russische Erde ist, da liegt der Haken! Fragen Sie den Bauern einmal, was Rußland ist! Aha! Der russische Bauer hat keinen Sinn, kein Verständnis für den Begriff Rußland — Sie wissen, wie ich das meine? Er ist zum Beispiel, wie man nachgewiesen hat, ein schlechter Arbeiter, und er weiß auch selbst, daß er schlechter arbeitet als er könnte. Warum das? Ja — warum soll ein Mensch, der nicht weiß, wer er ist, wo er ist und was morgen mit ihm geschehen wird — warum soll der gute Arbeit verrichten? Er denkt nur daran, wie er sich ernähren kann. Er lebt nicht — er ernährt sich nur ... Weiter nichts! Erlauben Sie, lassen Sie mich ausreden!"

Er hob beide Arme zum Himmel empor, blies die Backen auf und schwieg ein paar Sekunden, als bete er in Verzweiflung.

„Ich weiß — Sie wollen sagen: die Bildung, die Kultur und so weiter. Aber was sollen ihm Bildung und Kultur, wenn er keinen Winkel, keinen ... Punkt selbst hat, wo er diese Ihre Kultur in Anwendung bringen könnte? Er will gar nichts, will sich nicht bilden, nicht lernen, er braucht das alles nicht ... braucht es nicht, nein!"

Er leerte sein Glas Wein mit Wasser und fuhr mit der Hast eines Mannes, der müde ist und sich rasch entkleidet, um nur schleunigst ins Bett zu kommen, in seiner Rede fort:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Das ganze russische Volk — ist ein einziger Nihilist. Sie finden das schroff? Aber es ist richtig! Es glaubt an nichts. Es hängt in der Luft, dieses Volk. Es ist ein Material, das weniger als irgendein anderes zur Staatenbildung taugt, nichts läßt sich aus ihm machen, und wenn man sich auf den Kopf stellt. Es ist angeschwemmter Sand, ganz locker und weich, und wird in alle Ewigkeit locker und weich bleiben . . ."

Er hatte offenbar über das, was er sagte, viel nachgedacht, und wenn auch seine Worte etwas Verwischtes, Unpersönliches, Abgeleiertes hatten, so kam doch in seiner Stimme und in jeder Geste jene Kraft der Überzeugung zum Ausdruck, die nur in vielen schlaflosen Nächten gewonnen wird, in der großen, heißen Sehnsucht nach etwas, das man leidenschaftlich begehrt, das einem aber vielleicht nur undeutlich ins Bewußtsein getreten ist.

„Ich glaube einmal," sagte er, mit dem Halse zuckend und die Augen schließend — „das ganze russische Volk in einem einzelnen Menschen, einem Reservisten aus der Gegend von Nowgorod, allegorisch verkörpert gesehen zu haben. Es ist ein sonderbarer Zufall, sehen Sie, aber es kommt öfter vor, daß man sich einen Menschen, der einem zufällig einmal über den Weg gelaufen ist, für das ganze Leben merkt. Das ist mir auch hier begegnet: ich hatte während der Mobilmachung in Staraja Russa zu tun; ich stehe auf der Plattform, und die Soldaten werden eben in die Waggons gebracht; die Weiber heulen, die Betrunkenen brüllen, und die Nüchternen machen ein Gesicht, als sollte ihnen in der nächsten Stunde das Fell über die Ohren gezogen werden. Man sah gleich, was los war, verstehen Sie: das Volk, wohlgemerkt — das Volk! — war aufgestanden, um das Land gegen den tückischen Feind zu verteidigen, und so weiter. Teufel noch eins! Unter anderen bekümmerten Gesichtern sah ich da eins — eine echt großrussische Erscheinung: breite Brust, dichter Vollbart, mächtige Arme, eine Kartoffelnase, blaue Augen und ein so ruhiges Gesicht . . . ein Gesicht, so geduldig, weiß der Teufel, so überzeugt . . . überzeugt, ja, daß nichts Gutes zu erwarten sei, nichts Gutes je eintreten könne! Er hat die Hand auf die Schulter seines ganz in Tränen aufgelösten Weibes gelegt und sucht der Weinenden mit Grabesstimme, doch in aller Ruhe, verstehen Sie: in aller Ruhe, der Kerl! — auseinanderzusetzen, wem sie dies oder das verkaufen, was sie dafür nehmen soll und so weiter. Er hegt offenbar nicht die geringste Hoffnung, jemals heimzukehren,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und nicht um eine Mobilmachung handelt es sich für ihn, sondern um eine Liquidierung des Lebens, des ganzen Lebens, verstehen Sie! Ein recht heiteres Schauspiel, dieser ... dieser verdammte Fatalismus, mit dem der Mensch in den Kampf, in die Schlacht zieht! Fatalismus und Kampf — Sie verstehen, wie? Wenn Feuer und Wasser zusammenkommen, gibt es Dampf — hier aber war schon das reine Nihil vorhanden! Eine Null, ein bodenloses Loch! Ich sage zu ihm: ‚Na, alter Freund, was ist denn mit dir, he? Du sollst an einer so großen, heiligen Sache teilnehmen — und zeigst gar keinen Mut! Man muß Kampflust haben, Bruder, kriegerischen Geist, muß den Sieg erhoffen und eine ruhmvolle Heimkehr! Man muß', sag' ich ‚mit Begeisterung seine Pflicht tun, mit Feuer und Leidenschaft! Du sollst fürs Vaterland kämpfen, begreif' das doch!' ... ‚Ja, Euer Wohlgeboren, das begreifen wir schon!' meinte er. ‚Wir sind auch willens, alles zu tun, was uns geheißen wird.' — ‚Na,' sage ich, ‚möchtest du denn auch, daß wir den Sieg davontragen?' — ‚Uns ist's nicht um den Sieg zu tun,' meinte er da — ‚uns wär's schon lieber, es würde überhaupt kein Krieg geführt.' Pfui Teufel! Der Unteroffizier kam und schob ihn in den Waggon."

Der Offizier war in einer Aufregung, die fast krankhaft zu nennen war: rote Flecke traten auf sein Gesicht, das sich nervös verzerrte, die Wangen zuckten, in den Augen lag es wie tiefer Gram, und der rechte Arm fuhr durch die Luft wie der zerbrochene Fittich eines großen, wunden Vogels.

„Ganz wunderschön! Ich meldete mich freiwillig zum Eintritt in die aktive Armee. Ich wurde eingereiht, man gab mir eine Kompagnie, und ich machte mich auf den Weg, um sie einzuholen. In Tscheljabinsk stieß ich zu ihr, und wen sehe ich da? Meinen Nowgoroder! Pah! denke ich und stelle mich, als erkenne ich ihn nicht wieder. Er aber hat mich gleich erkannt und verschlingt mich mit seinen großen blauen Augen. Es war mir peinlich, verstehen Sie. Disziplin muß herrschen, gewiß, ohne vollkommene Unterordnung unter den Willen des Vorgesetzten geht's einmal nicht — aber ein klein wenig von der eigenen Seele, vom eigenen Verstande muß doch schließlich jeder in die Sache hineinlegen. Du darfst dich mir doch nicht ganz auf die Schultern setzen, mein Lieber, darfst nicht das unmündige Kind spielen wollen ...! Zeig' Leben, überhaupt! Sei ein ganz klein wenig Mensch ... soweit dir das möglich ist! Wenn einen so an die zweihundert

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blaue Augenpaare anstarren, verstehen Sie, und jedes in seiner stummen Sprache einem zuruft: ‚Mach' mit mir, was du willst, mir ist alles gleich...' dann wird einem doch ganz höllisch flau zumute, verstehen Sie! Diese Verantwortlichkeit für alle und jeden ... es ist, als ob einem plötzlich schwere Ketten angelegt würden ... Dazu gehört ein Napoleon, dem auch alles gleich ist! Ein Napoleon braucht nicht mit dem einzelnen Mann, mit den Hunderten zu rechnen — er lebt für Frankreich, um Frankreichs willen. Für den Durchschnittsmenschen ist das nichts, dieses Verhältnis von zweihundert erwachsenen Menschen zu ihm, dem einzelnen. So sehr er auch für Rußland leben mag: es übersteigt seine Kraft, dieses sonderbare Verhältnis. Überhaupt, der Durchschnittsmensch — ich weiß nicht, ob ich recht habe, aber ich denke zuweilen, es wäre besser, wenn er gar nicht existierte. Weiß der Teufel ... ich zum Beispiel: ich liebe Rußland, liebe es von Herzen, bei Gott, ich wünsche ihm Ruhm und Reichtum und Glück, ich bin bereit, jedes Opfer zu bringen, damit ihm diese Güter zuteil werden ... ganz sicher! Doch ach, was vermag ich zu leisten — ich, der Durchschnittsmensch? Ich habe zuweilen das ganz deutliche Gefühl, daß ich keinen Kopf, kein Gehirn besitze — verstehen Sie! Das ist durchaus nicht lächerlich! Das heißt, einem Idioten oder Frechling kann es vielleicht lächerlich erscheinen — aber die Idioten und Frechlinge bilden doch, mein' ich, noch nicht die Mehrzahl der Bevölkerung unseres Reiches. Man hat einen Kopf auf dem Rumpfe sitzen, und darin rührt sich etwas, wie wenn eine Katze mit einem grauen Zwirnknäuel spielte und die Fäden mutwillig verwirrte. Ist das vielleicht lächerlich? Ach, Väterchen: Sie glauben nicht, wie leid man sich selbst, und wie leid einem alles das ... dieses ganze Leben ... manchmal tut ...! Ich bin konservativ, verstehen Sie, ich glaube nicht an Europa, und weiß im übrigen auch nicht, woran ich sonst glaube ... Ich bin, wie gesagt, ein landläufiger Konservativer, ein Anhänger des ‚schwarzen Hunderts', wenigstens meiner Zeitungslektüre nach. Zuweilen jedoch scheint es mir ganz plötzlich, als sei ich der wildeste Revolutionär ... ja! Ein Revolutionär — weil sie mir alle leid tun, diese hypnotisierten Durchschnittsmenschen, die die Revolution, die Reaktion, die Metzeleien und all die sonstigen Niederträchtigkeiten, die von rechts wie von links kommen, ins Werk setzen. Weil ich nämlich ganz deutlich sehe, daß alles auf Sand gebaut ist, alles in der Luft hängt, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es in Rußland kein geistiges Fundament, keinen Boden gibt, auf dem man die Tempel und Paläste der Weisheit, die Festen des Glaubens und der Hoffnung errichten könnte — daß alles locker und weich, alles Geröll, alles angeschwemmter Sand ist, auf dem nichts gedeihen kann. Man sieht eine Schar Menschen und möchte ihnen zurufen: ‚Nun, Brüder, was tut ihr?' Und sie fragen plötzlich: ‚Was befehlen Sie uns zu tun? Da faßt einem der Gram ans Herz, und man — schweigt. So furchtbar ist dieser Gram, der einen packt, so unendlicher Schmerz um das gute, große Rußland ergreift einen, daß man schreien, laut brüllen und mit dem Schädel gegen die Wand rennen möchte . . . Diese Wand — sie besteht aus lebendigen menschlichen Leibern; in dem Falle, um den es sich hier handelt, ist es meine Kompagnie.

Ich fahre mit ihr durch Sibirien — und sehe: was für ein prächtiger, ernsthafter Menschenschlag! Ein wenig schwermütig und gedrückt — das ist leicht erklärlich, ist ganz natürlich, und ich, du lieber Gott, ich kann's wohl verstehen! Über alles, was das Dorf betrifft, urteilen sie vernünftig, klar und mit großer Sachkenntnis. Aber mitten im Gespräch kommt plötzlich dieser verwünschte Hexenzauber zum Vorschein, dieser Nihilismus, dieser orientalische Fatalismus — weiß der Teufel, was es eigentlich ist! Da beklagt sich einer, daß seine Arbeit auf dem Felde durch die vielen Klüfte und Schluchten, die immer abstürzen, so behindert werde — ja, zum Henker, so reguliert doch euren Acker! Wie man das anfängt? Ja, das müßt ihr eben lernen! Schweigend hören sie den guten Rat — und seufzen.

Der Waggon ist schmutzig, verräuchert, voll Unrat — aber wenn man es ihnen nicht zeigt, sie nicht darauf hinstößt, dann sehen sie es nicht, rampionieren die Bänke, stoßen die Farbe von den Wänden ab, spucken überall hin. Mit allem gehen sie in unverantwortlicher Weise um, klappern und schlagen — der Teufel weiß, weshalb — auf den Stationen mit den Deckeln der Wasserkufen, bis sie abbrechen, verstümmeln die Bäume, ruinieren alles und benehmen sich überhaupt wie Eindringlinge in einem fremden Lande. Was macht's ihnen aus — sie sind doch nur vorübergehend da! Dieses ‚vorübergehend'! Unterwegs mußte ich mit ihnen reden — und ich tat es gern, verstehen Sie! Ich soll doch mit diesen Leuten zusammen leben und sterben, soll sie anführen und lenken im Kampfe gegen den Feind,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und so weiter . . . ich bin also in gewissem Sinne von ihnen abhängig. ‚Nun denn,' sag' ich zu ihnen — ‚wir sind also auf dem Marsche, um Rußland zu verteidigen.' Sie blicken mich aufmerksam an — und ihre Augen scheinen mir so fremd, und ich habe keine Ahnung, was diese Menschen denken mögen. ‚Begreift ihr auch, was das ist — Rußland, das Vaterland?' frage ich. ‚Zu Befehl,' antworten einige von ihnen. — ‚Nun denn, Schwezow, was ist denn das Vaterland? Weißt du es?' frage ich meinen blauäugigen Nowgoroder, der, wie ich Ihnen schon sagte, sich meinem Gedächtnis ganz besonders tief eingeprägt hat. ‚Nun, Schwezow, so sprich doch!' ermuntere ich ihn. — ‚Ich weiß es nicht, Euer Wohlgeboren!' antwortet er mir — und, weiß der Teufel, ich seh's ihm an, daß er die Wahrheit spricht. Ich muß es ihm also klarzumachen suchen. Offen gesagt, hatte ich bis dahin selbst über den Gegenstand nicht weiter nachgedacht: Rußland — nun ja — ist eben Rußland! Es hat seine Grenzen, hat sein Herrscherhaus, seine Armee und so weiter. Das war alles, was ich mir so darunter vorstellte. Darüber aber, daß diese Armee aus dem Volke hervorgewachsen ist, und was eigentlich dieses Volk seiner geistigen Verfassung nach ist — nein, darüber hatte ich mir nie Gedanken gemacht . . . ‚Das russische Volk ist gutmütig und blond' — soviel wußte ich wohl, daß es jedoch nicht durchweg blond und nicht bloß gutmütig ist, das kam mir nicht in den Sinn . . . Ganz wundervoll! Wir sitzen also dort auf jener Eisenbahnstation fest und warten auf unsere Weiterbeförderung, und ich rede ein langes und breites über Rußland, über seine Ziele und Absichten am Stillen Ozeane — ich hatte ja die Zeitungen gelesen und wußte einiges über diesen Ozean. Ich rede und rede, bis ich endlich fertig bin, und frage: ‚Habt ihr's verstanden?' — ‚Zu Befehl, Euer Wohlgeboren,' antworten mir in aller Freundschaft unisono diese braven russischen Leute, die es angeblich so sehr drängt, an das Ufer des Stillen Ozeans zu gelangen und sich dort festzusetzen — und ich sehe es ihnen an, daß sie lügen: nichts haben sie verstanden, und an alledem, was ich sage, haben sie nicht das geringste Interesse. Und dieser Schwezow, verstehen Sie, tut es mir ganz demonstrativ kund, daß er nichts verstanden hat: er drängt mich mit seinen blauen Augen förmlich in die Ecke und will offenbar irgendeine Frage stellen, traut sich jedoch nicht recht. „Hast du alles verstanden, Schwezow?' frage ich ihn. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

‚Nein, zu Befehl.‘ — ‚Ja — wie kommt denn das?‘ — ‚Na, eben — so, Euer Wohlgeboren: nimmt man zum Beispiel an, die ganze Erde sei sozusagen ein Bezirk, so sind doch die Bauern überall von gleicher Art, wenn auch die Dörfer verschieden sind, alle sind sozusagen Nachbarn auf Erden, und wenn nun ein Dorf gegen das andere mit Knütteln loszieht, so muß man nun wohl meinen, daß dann alles Leben aufhört und keiner Vorteil hat, sondern nur Rauferei und Blutvergießen entsteht . . .‘ Uff!“

Der Offizier faßte sich an den Kopf, wiegte sich auf seinem Platze hin und her und stöhnte dabei.

„Zu dumm — ja! Das heißt, von ihrem Gesichtspunkte aus . . . mag es vielleicht als ein Ausfluß großer Gutmütigkeit und christlicher Gesinnung erscheinen, aber im Grunde genommen ist es doch nur ein Zeichen großer Unkultur! Etwas so Totes! Er lügt doch, zum Teufel — es kommt ihm durchaus nicht schwer an, zum Knüttel zu greifen und auf den Nachbar loszugehen: er hat es schon getan und wird es wieder tun . . . Ich sehe jedoch, daß die andern ihm beipflichten, während sie mich mit Augen ansehen, als wollten sie sagen: ‚Was, Bruder — der hat es dir ordentlich gegeben?!‘ So fremd ist der Ausdruck der Augen, die da auf mich gerichtet sind — ich wollte, Sie müßten das einmal selbst empfinden! Ja—a! Aber lassen wir das, lassen wir das! Ich brach meine Gespräche mit ihnen alsbald ab, nachdem ich einmal zufällig gehört hatte, wie sie sich über mich unterhielten.

‚Er meint's nicht schlimm, redet so aufs Geratewohl, um seine Seele auszurecken. Saugt sich an einem fest und drischt und drischt mit der Zunge!‘ Hol' euch der Teufel, denk' ich. Ja . . .

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedichte von Bruno Frank

Vor mehreren Jahren machte ich die Märzleser auf ein ganz kleines Gedichtbüchlein „Aus der goldnen Schale" von Bruno Frank aufmerksam. Seither ist von Frank ein Roman und ein Novellenbuch erschienen, und kürzlich kam ein neues Gedichtbuch von ihm „Die Schatten der Dinge" (Verlag Albert Langen, München). Der noch junge Dichter ist ein Moderner, aber kein Neuerer. Er erlebt und sucht Neues, er sieht persönlich und originell, aber er hat nicht das Bedürfnis, die Formen zu sprengen und nach außen hin originell und neu sich zu gebärden. Vielmehr hat er einen kultivierten Sinn für die klare Form, in der Prosa wie in der Lyrik, und in seinem neuen Gedichtbuch stehen wieder so schöne Sachen, daß ich nicht bloß durch eine Anzeige, sondern durch einige Proben auf das Buch und den Dichter hinweisen möchte.

Hermann Hesse

Die ewigen Lichter

Sooft ein großer Mensch die Augen schloß,
An denen wir so innig gern gehangen,
Da schien das Licht uns ausgegangen,
Das Glanz in diese Wohnstatt goß.

Doch wenn vom hohen Totenangesicht
Wir uns, erstaunend, rückwärts wandten:
Zwei andere große Augen brannten
In einem gleichen ernsten Licht . .

Und nimmer geht der Trost und Schimmer aus.
Geheimnisvoll und wechselnd übermalt er
Und unverloren überstrahlt er
Dies alte, weite Vaterhaus.

Gedächtnis

Der Tote, der sein Menschenschicksal spürte,
Bewahrt sein Siegel die Geschichte? Nein.
Ihr brennt sich ein, wer einen Weltbrand schürte.

Ein liebendes Erinnern bleibt allein,
Wo Dichtung mütterlich den Griffel führte . .
Mag auch der Name fremder Name sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An Gewisse

Genug nun endlich mit den Großmannsscherzen
Und mit dem Schönheitswahn, darauf ihr pocht!
Ich sag's euch im Vertraun, ihr stolzen Herzen,
Ihr seid nicht besser als ein Lampendocht,
Den man nicht anbrennt, um ihn nicht zu schwärzen..

Ihr leuchtet nicht. Und unsre Halle bliebe,
Gebötet ihr, in feuchter, dumpfer Nacht,
Darin sich Raubvolk umeinandertriebe —
Von Größe fern, auf Schönheit unbedacht.
Denn eins ist alles: Liebe. Liebe. Liebe.

Die Nacht und du

Solang du denkst
Und deine Schiffe lenkst
Nach eines Werks ersehntem Hafen,
Solange kann die Nacht nicht schlafen.
Es lebt in ihr, es lärmt in ihr..

Die Welle braust,
Günstiger Fahrwind saust,
Mit Jauchzen füllt den Raum dein Wille.
Erst wenn du ausruhst, wird es stille..
Denn Lärm und Schweigen sind in dir.

Unverloren

Wie sollten wohl dem unbekannten Zecher
Wir Perlen seines Bechers wichtig sein,
Da wir zerfließend sinken in den Wein
Und nichts verloren geht aus seinem Becher.

Größe ist sanft

Die finstere Braue ist der Halbheit Zeichen..
Größe ist sanft von Angesicht.
Wohlwissend: diese sind nicht meinesgleichen,
Beschämt sie doch uns Zufallsfreunde nicht.

So wie ein edler Herr auf einer Reise
Im Bauernhause schläft und ißt,
Und völlig birgt, daß er sein Schloß vermißt,
Und lobt das Bett.. den Most.. die rauhe Speise.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege

Die Amerikaner haben keine Zeit, Jubiläen zu feiern, sie müssen sich um Taft und Roosevelt die Köpfe blutig schlagen und nebenher eifrig berechnen, wie sie die Vorteile des Panamakanals so vollständig als möglich in die eigenen Taschen leiten. Das ist auch zweifellos eine ertragreichere Beschäftigung als Kriegsgeschichte lesen.

Aber wenn man auf die ungeheure Machtentfaltung der Union blickt, in der sich ein staatsbewußter Imperialismus rückhaltlos ausprägt, sucht man die Quellen der Geschichte zu fassen, aus denen dieses Kraftgefühl fließt. Und hier beginnt das erstaunliche Problem, daß es erst fünfzig Jahre her sind, daß dieses Staatengebilde den furchtbarsten Kampf um seine Behauptung führen mußte.

Der Sezessionskrieg 1861—1865 galt nicht so sehr der Abschaffung der Sklaverei als der Einheit des Staates — so weit ging das humanitäre Gefühl des Nordens nicht, daß er das Leben von ein paar hunderttausend Menschen der rechtlichen Stellung der Neger zum Opfer brachte. Das Erbe Washingtons mußte verteidigt werden. Die Frage der Sklavenbefreiung kam erst in zweiter Linie; selbst Lincoln, der die Befreiungsgesetze schließlich brachte, dachte gar nicht daran, diese Forderung als den Kern seiner Politik anzusehen und auszusprechen. Das staatspolitische Moment war bestimmend. Bisher war die politische Führung in den Plantagenstaaten des Südens gelegen, der eine politisch geschulte, wirtschaftlich unabhängige und herrschsüchtige Aristokratenschicht geschaffen hatte. Aber die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts begann den Norden mit neuen Menschenmassen anzufüllen: die östlichen Neuenglandstaaten industrialisierten sich, der bäuerliche Farmbetrieb erschloß den Weizenboden des Westens, Kulturzentren, Pflegestätten amerikanischer Denkart entstanden. So wuchs die wirtschaftliche, intellektuelle, moralische Macht des Nordens, dem Süden aber blieb die politische. Die Sklavenfrage war der Punkt, an dem sich die Auseinandersetzung zwischen beiden anschließen mußte. Der Norden hatte wenig Sklaven und brauchte keine: die Industrie konnte mit den tiefstehenden Schwarzen nichts anfangen, der kleinbäuerliche Farmer nicht viel mehr, für ihn war der Neger aus klimatischen Gründen auch ein zu großes Anlagerisiko. Die Macht des Südens aber ruhte auf der Ausbeutung des Sklaven; nur hier konnte sie getroffen werden. Zu der politischen Spannung trat dann religiöse, ethische Agitation, der gute Onkel Tom rührte die Frauen auf — so erhielt der an Verlusten, Scheußlichkeiten, Entbehrung und Verwüstung überreiche Krieg die Gloriole eines Kreuzzuges für die Menschlichkeit. Er war aber die Verteidigung des amerikanischen Staatsgedankens. Und weil der Kampf einen Mitbürger zum Besiegten hatte, ist man in Amerika nicht sehr geneigt, die patriotischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Großtaten beider Teile zu feiern. Man schont sich.

Wir Deutschen, von solcher Gefühlsschwierigkeit nicht beunruhigt, haben Anlaß gefunden, uns mit jenem vierjährigen Ringen zu beschäftigen durch ein merkwürdiges und dankenswertes Buch, das die Teilnahme und Rolle der Deutschen beschreibt. Wilhelm Kaufmann, ein Bruder des Breslauer Historikers, hat über vierzig Jahre mitten im deutsch-amerikanischen Schrifttum gelebt, in Fühlung mit den führenden Deutsch-Amerikanern, Karl Schurz und den andern; er hat sich völlig in die vorhandene übergroße amerikanische Literatur hineingeschafft und nun Jahre daran gesetzt, alle Quellen noch aufzuschließen, die verborgen strömten. Das Werk heißt „Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege" (Verlag R. Oldenbourg, München, 8 Mk.).

Es hat seine eigene charakteristische Entstehungsgeschichte, die ganz und gar unzünftig ist, aber um so fruchtbarer. Der Verfasser schreibt zuerst eine umfangreiche Skizze und sendet sie an etwa hundert Kriegsteilnehmer, Mitkämpfer und sachkundige Publizisten; sie alle helfen mit neuem Material, Ratschlag, Korrektur. Daraus entsteht eine zweite Bearbeitung, die im Sommer 1908 in über 80 deutsch-amerikanischen Zeitungen erschien. Diese Artikel wecken neues Echo, die Zahl der Mitarbeiter steigt auf 200. Dies ist der Weg zu dem nun abgeschlossenen Buch. Kann man sich einen schöneren denken, für einen Gegenstand wie diesen, der die Teilnahme eines Volkstums an einem großen geschichtlichen Akt der Demokratie darstellt?

Bis zu einem gewissen Grade ist das Buch eine Verteidigungsschrift, denn die amerikanische Geschichtslegende, die hinter dem Krieg aufwucherte, hat die Teilnahme der Deutschen unterdrückt, und hat für manche Fälle des Mißerfolgs die deutschen Unterführer verantwortlich gemacht. Diese Einzeldarstellungen, die den Vorgängen auf das Gelände der Schlachten nachsteigen und mit der Uhr in der Hand strategische Kilometerberechnungen unternehmen, sind gewiß lehrreich und verdienstvoll; aber sie müssen den Deutschamerikanern wertvoller sein als uns. Was uns fesselt, ist die moralische Leistung des Deutschtums in seiner Gesamtheit.

Rein zahlenmäßig: kein anderes Volk hat so viel Kämpfer gestellt als das deutsche, hat so sehr durch freiwilligen Zuzug den Sollstand überschritten. Es handelt sich um außerordentlich hohe Ziffern: 216000 geborene Deutsche, 300000 deutsche Nachkommen erster Generation und 234000 Mann altdeutschen Stammes standen im Feld. Sie kämpften fast alle auf der Seite der Union, gegen die Sklavenbarone des Südens; es sind verschwindend wenige, die in der Armee der Konföderierten fochten. Und dort, wo Deutsche in größerer Zahl im Süden saßen, wie etwa in Texas, wo ein behagliches deutsches Kulturleben blühte, blieben die Deutschen der Union treu und mußten diese Treue in blutigen Kämpfen mit ihrem Leben und Wohlstand den amerikanischen Mitbürgern zum Opfer bringen.

Man muß sich ein Bild machen, wie stark der Strom gewesen, der in den beiden Jahrzehnten vor dem Bürgerkrieg deutsches Volkstum über den Ozean trug. Kaufmann gibt folgende Zahlen: von 1840 bis 1860 wanderten 1386329 Deutsche nach Amerika, davon knapp 400000 während der ersten sieben vierziger und der drei letzten fünfziger Jahre, der Rest, rund eine Million, kam während der eigentlichen Flüchtlingsperiode, im Jahre 1854 allein 215000 Einwanderer. Bei etwa einer halben Million rechnet Kaufmann mit politischen Motiven, Führer und Masse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zusammengenommen; natürlich kann man diese Motivenreihe nicht säuberlich auseinanderziehen. Die Zahl der eigentlichen „Flüchtlinge", denen der Aufenthalt in der Heimat polizeilich unangenehm geworden wäre, ist daneben freilich gering; man mag etwa zu der Ziffer viertausend greifen, aber es war ein Menschenmaterial, wie es in der Geschichte der Auswanderungen sonst nicht vorkommt, zahlreiche „Intellektuelle", Offiziere und Handelstreibende, und der Strom, der ihnen folgte, brachte an Bauern und Handwerkern den fortschrittlichen regsamen Teil, der Vertrauen zu sich besaß, daß er es auf eigene Faust, ohne behördliche Überwachung, rascher zu etwas zu bringen vermöge. Dabei darf man nicht vergessen, daß der Anfang der fünfziger Jahre zu dem politischen Elend ein paar böse Mißernten brachte.

Dieses „Volk" mit seiner arbeitsamen Tüchtigkeit fand sich bald zurecht; aber der richtige alte Achtundvierziger war drüben lange eine unglückliche Figur. Er fand nicht das ersehnte Land der Freiheit, er kam in einer Zeit, da die großkapitalistischen Sklavenbarone die unbeschränkten politischen Herren waren. Es fehlte ihm, dem dogmatischen Idealisten, die Kenntnis der dornenvollen amerikanischen Staaten- und Verfassungsgeschichte: statt der reinen Lehre stieß er auf Kompromisse. Vor allem aber richtete er sich nicht auf ein dauerndes Amerikanertum ein: seine Augen schauten sehnsüchtig zurück nach der Heimat und er hielt sich bereit für die kommende Erneuerung der Revolution. Nach dem Jahre 71 kehrte dann auch eine große Anzahl zurück. Aber in den fünziger Jahren wußten viele nichts Rechtes mit sich anzufangen. Ihre wirtschaftliche Existenz war oft ganz dürftig; der Yankee jener Zeit war in seinen geistigen, künstlerischen Bedürfnissen von vollkommener Anspruchslosigkeit und hatte für die Kulturtalente dieser „schnurrbärtigen" Märtyrer keine Verwendung.

Das Exil ist, trotz aller Romantik, die darum gewoben wird, die schlechteste aller Schulen, weil sie Sektierertum züchtet und von der einfachen tüchtigen Arbeit entwöhnt. Es ist eine tragische Addition, wieviel menschliche Tüchtigkeit da zerbrochen wurde; Ehre jedem, der sich durchhielt. Die Gefahr der idealistischen Versumpfung drohte auch den revolutionären deutschen Klubs, denn die Männer von der geistigen Aufgeschlossenheit eines Karl Schurz, dieses Bürgers zweier Welten, waren nicht die Regel; die atheistische Propaganda, die sich gegen das englische Puritanertum wendete, war gerade auch nicht der Weg, den Einfluß dieser Gruppen auf das amerikanische Leben zu steigern — da kam die Bewegung gegen die Sklaverei, sie brauchte Redner, Agitatoren, Publizisten und sie riß die Deutschen aus ihrer Verdrossenheit und Programmschmiederei zu praktischen amerikanischen Zielen.

Die alten Achtundvierziger werden mit die Träger der neugegründeten, jungen republikanischen Partei, die redefähige Unterführer braucht, Menschen, die bestimmte Machtziele sub specie aeterni zu formulieren verstanden. So zogen sie hinaus, zu Versammlungen und Volksfesten, und die Amerikaner mußten erstaunen, mit welchem Feuer sich diese Männer ins Zeug warfen. Solches Feuer mußte weiter zünden. In der Tat ist diese Durchsetzung mit deutschem idealistischem Geist die Voraussetzung dafür, daß hinterher das Amerikanertum die Jahre des Krieges und der Enttäuschungen aushielt. Nicht wenig leistete darin die nach der Zahl der Blätter stark aufgeblühte deutsche Publizistik.

Der Krieg selber ist ein Kapitel für sich. Man muß erstaunen, daß er bei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der einfach gegebenen ziffernmäßigen, finanziellen, moralischen Übermacht des Nordens so lange dauern konnte. Das lag an der schlechten und fortgesetzt wechselnden Führung, die das eine Mal „politische" Offiziere emporhob und das andere Mal Militärs mit ungenügender Sachkenntnis. Der Süden besaß in Jackson, mehr noch in Lee Männer, die das Zeug zu ebenso kühnen als sicheren Strategen in sich hatten; der Norden hatte keinen einzigen Ebenbürtigen, dafür sehr viel geradezu unfähige Köpfe. Wir können hier diese kriegerischen Auseinandersetzungen nicht verfolgen, sondern nur sagen, was die allgemeinen Leistungen der Deutschen sind. Die früheren badischen und preußischen Offiziere schaffen überhaupt erst während des Krieges ein brauchbares Kartenwerk. Die deutsche Artillerie, vor allem Dilgers Batterien, ist am besten bedient. Die deutschen Heerführer schlagen sich mit wechselndem Erfolg. Die größte Rolle spielt Franz Sigel aus Sinsheim, der ehemalige badische Artillerieleutnant, der im Frühjahr 1849 die Revolutionsarmee gegen den Prinzen von Preußen geführt hatte; neben ihm erscheinen aus dem badischen Aufstand vor allem Willich, Schurz; auch Friedrich Hecker, der Held des badischen Oberlandes, ist 1861 als einfacher freiwilliger Unionssoldat ins Feld gerückt und hat sich durch Mut und Tüchtigkeit zu höheren Chargen emporgedient. Ebenso ist Osterhaus vom Gemeinen an aufgerückt, schließlich zum erfolgreichsten deutschen General; das ist deshalb nicht so einfach und glatt gegangen, weil die amerikanischen Berufsoffiziere, die „Westpointer", sich gegen diese „Eindringlinge" wehrten. Übrigens hatte, charakteristischerweise, die Mehrzahl der amerikanischen Berufsoffiziere, durch Abstammung und soziale Anschauung dem Süden verbunden, die Sache der Konföderierten erwählt.

Die Geschichte der Deutschen in Amerika ist freilich nicht so sehr Kriegsgeschichte als Bildungs- und Kulturgeschichte, mit den Namen Stallo, Lieber, Schurz, Kapp. Aber für die Verschmelzung der Eingewanderten in den amerikanischen Patriotismus ist der leidensvolle Krieg die Voraussetzung gewesen. Dieses Stück amerikanischer Volksgeschichte hat uns Kaufmann beschrieben; es ist zugleich ein Abschnitt aus der Geschichte der deutschen Demokratie. Theodor Heuß

Glossen

Die Großen und die Kleinen

Uns, die wir in Großstaaten leben, ist die Vorstellung eingepflanzt, die Macht eines Gemeinwesens, in kriegerischer und jeder anderen Beziehung, wachse im genauen Verhältnis seiner Volkszahl. Die Vorstellung irrt. Sie ist folgendermaßen abzuändern: Die Wehrkraft verschieden großer Volkseinheiten verhält sich nicht wie die Bevölkerungsziffern, sondern wie die Quadratwurzeln aus ihnen.

Gerade die Vorkämpfer nationaler Eigenart, Stammesbesonderheit und Qualitätskultur neigen dazu, dies zu übersehen. Wenigstens, sobald die Machtpolitik in Frage kommt. Die größenstolze alldeutsche Seele überwindet dann die altdeutsche. Man kann nicht selbstbewußte Folgerungen genug an die Tatsache des deutsch-französischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zahlenabstandes knüpfen; und vergißt dabei, daß es ein Rußland gibt, an dessen Menschenmasse und Menschenvermehrung gemessen wir mindestens in derselben hoffnungslosen Unterlegenheit bleiben, wie Frankreich im Vergleich zu uns. Französische und deutsche Volkszahl verhalten sich wie 3 : 5; deutsche und russische (Gesamtreich) wie 2 : 5. Deutschland übertrifft die Republik um 26 bis 27 Millionen; Rußland das Deutsche Reich um mehr als hundert Millionen. Deutschland vergrößert seinen Abstand von Frankreich um jährlich 700000; Rußland seine Überzahl um zwei Millionen im Jahr. Wenn Deutschland doppelt so groß ist wie Frankreich, ist Rußland dreimal so groß wie Deutschland ... Welche Hemmnisse trotzdem die russische Überlegenheit einschränken, ist bekannt. Eins von ihnen ist diese Größe selbst. Das gilt aber auch für uns. Man muß schon viermal so groß sein, wie der Gegner, um doppelt so stark zu sein.

Immerhin, europäische Mächte untereinander mögen Grund haben, auf die einfache Überlegenheit der Zahl zu trauen. Sie leben in annähernd gleichen Bedingungen; eine Volkszahl unter vierzig Millionen schließt fast schon, eine unter dreißig Millionen sicher von der Großmachtstellung aus. Und Staaten wie Belgien und Holland gleichen mehr Ausschnitten großer Verbände als Nationen im vollen Wortsinn. Sie sind vergleichsweise wehrlos, nicht, weil sie klein sind, sondern weil sie in unserm Kulturbezirk wie Provinzen leben. Man denke die siebeneinhalb Millionen Belgiens nach Nordafrika verpflanzt — und sie reichen für einen Staat, an dem sich eine Großmacht verblutet. Es bedarf nicht einmal so vieler. El Hiba mit Araberschwärmen des marokkanischen Südens kann Frankreich auf Jahre beschäftigen. Hunderttausend Druſen im Libanon, einige hunderttausend bulgarische Makedonen bringen den Osmanenstaat ins Wanken. Dreimalhunderttausend Montenegriner sind fast unüberwindlich. Die Albanesen sind Herren auf dem Balkan ... Wie ist dies möglich? Noch jedesmal hat die Verteidigungskraft eines kleinen Volkes den Angreifer peinlich überrascht. Die Engländer erfuhren es im Burenkriege, in Südwestafrika erlebten's auch wir. Und jetzt die Italiener in Tripolis. Auch wer die Großstaaten liebt, wird manchmal empfinden, welch eine Welt von Volksmöglichkeiten in ihrem Riesenorganismus untergegangen ist. Und mit welchem Kraftverlust die Einheit erkauft ward. Hier ist das Ganze nicht gleich der Summe seiner Teile, sondern viel weniger. Wie ein aus hundert Stücken geschmolzener Körper fünfmal weniger Oberfläche hat, als diese Stücke zusammen. Ein Millionstel der Erdoberfläche genügt, um einen Staat darauf zu errichten, mit Hof, Regimentern, geschichtlicher Eigenart und geistigem Umriß. Was wären die dreimalhunderttausend Buren, wenn sie einen preußischen Regierungsbezirk bevölkerten? Die Montenegriner innerhalb einer Großstadt?

Und noch eins kommt hinzu. Die Exoten, mit denen das in sich ziemlich friedliche Europa seit langem zu tun hat, sind als Halbkulturstaaten nicht schwächer, sondern verhältnismäßig weit stärker als ihre mächtigen Gegner. Auch hierin läßt sich das Gesetz der Kräfte proportion bis auf die Ziffern erweisen. Übrigens ist die Erfahrung ja alt, nur vergessen. Hans Delbrücks Kritik hat gezeigt, was von den unzählbaren Germanenheeren römischer Geschichtsdarstellung zu halten ist: daß in allen Fällen eine starke Übermacht der Legionäre nötig war, um Heerhaufen von wenigen Tausenden niederzukämpfen. Wie denn der durchschnittliche germanische Stamm nur 20000 bis 30000 Köpfe zählte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freilich, es waren 5000 bis 6000 Krieger darunter . . .

Wenn heute Montenegro mobil macht, so ruft es alle Männer von 18 bis 55 Jahren unter die Waffen. Das sind, nach Abzug der wenigen Untauglichen, ungefähr zwanzig v. H. der Gesamtbevölkerung! Soviel, als ob Deutschland ein aktionsfähiges, einheitliches Heer von 13 Millionen aufbrächte. Die wirtschaftliche Unverletzbarkeit der Halbkulturstaaten, ihre Gleichgültigkeit gegen Menschenverluste, ihr weiträumig leeres oder unzugängliches Land, ihre kriegstüchtigen persönlichen Eigenschaften: das alles zwingt den Gegner zu einem Aufwand, dessen Unverhältnismäßigkeit immer wieder verblüfft.

Trotzdem sie berechenbar ist. Im Kampf mit den Burenstaaten haben die Briten, bei hundertfacher Bevölkerung, zehnmal soviel Soldaten aufbringen müssen wie ihre Gegner. Italien ist an Volkszahl 30- bis 40-mal so stark wie Tripolis; es bedarf einer mindestens 6fachen Übermacht. Die Gegner Friedrichs von Preußen — 100 Millionen Volks gegen 5 Millionen — konnten, wären sie auch einig gewesen, doch höchstens die 4fache bis 5fache Streitmacht rüsten.

Das scheint ein Gesetz. Denn wären die Großen den Kleinen nach dem Maße ihrer Größe überlegen: es gäbe keine Staaten unter 40 Millionen mehr.

Hermann Friedemann

Fortschritte der Amerikanisierung Kanadas

Seit fünfzehn Jahren genießen englische Waren bei der Einfuhr in Kanada eine zollpolitische Bevorzugung. In diesem Zeitraum hat sich der Wert der englischen Einfuhr nach Kanada vervierfacht, indem er sich von 116 auf 468 Millionen Mark hob, aber das würde sich auch allein aus der erstaunlichen Entwickelung des Dominions erklären lassen und aus seiner starken finanziellen Abhängigkeit vom Londoner Geldmarkt. Die Bevorzugung hat nicht verhindern können, daß der Wert der Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Kanada in demselben Zeitraum sich versechsfachte, von 244 Millionen Mark auf 1424 Millionen stieg. In Wirklichkeit wird auch der amerikanische Handel durch die Bevorzugung englischer Waren im ganzen genommen gar nicht in eine schlechtere Lage gebracht als der englische, sondern seine natürliche günstigere Stellung büßt nur etwas an Gunst ein. Da Kanada sehr viel Nahrungsmittel und Rohstoffe aus den Vereinigten Staaten bezieht, auf denen entweder keine oder nur ganz niedrige Zölle ruhen, so muß der englische Handel im ganzen trotz der Bevorzugung mehr Zölle an Kanada entrichten als der amerikanische, und zwar um fast ein Viertel mehr. Im letzten Jahre führte Kanada ein

	aus England	
zollpflichtige Waren	360	Mill. Mark
zollfreie „	108	„ „
zusammen	468	Mill. Mark,
	aus den Vereinigten Staaten	
zollpflichtige Waren	788	Mill. Mark
zollfreie „	636	„ „
zusammen	1424	Mill. Mark.

Das will besagen, daß Kanada viele Güter aus den Vereinigten Staaten einführt, die es nicht wagen dürfte, zu verzollen, und die es unter irgend welchem Zollsystem von dorther beziehen müßte, weil England solche überhaupt nicht oder nicht für den Export produziert. Z. B. kaufte Kanada im letzten Jahre von amerikanischen Lieferanten für 88 Millionen Mark rohe Baumwolle, Tabak und Mais, für 80 Millionen Mark Holz; für 164 Millionen Mark Kohlen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist nun vorauszusehen, daß Kanada nicht lange ohne freiere Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten, als sie die Rücksicht auf das Mutterland bisher gestattete, auskommen kann. Zwei Länder, die sich in ihren verschiedenartigen Erzeugnissen gegenseitig ergänzen und sehr viele Interessen miteinander gemein haben, mit einer gemeinsamen Landgrenze von fast 4000 Meilen müssen ihren Güteraustausch auf die bequemste Weise zum größten Vorteil beider Teile regeln. Die Produktionsüberschüsse Kanadas, für die auswärtige Märkte gefunden werden müssen, werden bald den Bedarf Großbritanniens überschritten haben. In weniger als fünf Jahren wird Kanada mehr Weizen ausführen, als auf dem ganzen britischen Markte verkauft werden kann. Sir William Whyte, der Vizepräsident der kanadischen Pazifikbahn, behauptet, die Provinz Saskatschewan allein, eine einzige der drei großen Weizen produzierenden Provinzen des kanadischen Westens werde mehr Weizen hervorbringen als die gesamte nordamerikanische Union. Wenn die Anbaufläche in Saskatschewan sich nur weiter in dem Tempo ausdehne wie in den letzten Jahren, so müsse die Provinz in weniger als zehn Jahren ganz Kanada mit Mehl und Saat versorgen und England zugleich dreimal soviel Weizen liefern können als es brauchte, selbst wenn es von Rußland und Argentinien nichts mehr bezöge. England wird aber nie in der Lage sein, aufzuhören, auch aus andern Gegenden als seinen Kolonien Nahrungsmittel und Rohstoffe zu beziehen, weil es nie aufhören kann, dorthin Industrieprodukte zu exportieren. Die kanadischen Farmer *ihrerseits* legen auch gar keinen Wert auf eine Bevorzugung auf britischen Märkten; sie fordern Freihandel mit den Vereinigten Staaten.

Inzwischen schwillt der Strom der Einwanderung aus den Vereinigten Staaten in Kanada immer stärker an. Achthunderttausend Bürger der Union haben sich seit 1900 im Dominion niedergelassen; im Jahre 1911/12 150000, im laufenden Rechnungsjahre werden es voraussichtlich 200000 werden. Es kommen aus dem Nachbarlande fast lauter Farmer, die an Geld und Geldeswert durchschnittlich je über 1000 Dollar verfügen. Das amerikanische Element entwickelt sich in Westkanada rasch zum einflußreichsten Bevölkerungsteil, und in Ostkanada wird bereits von vielen befürchtet, die amerikanische Invasion werde noch zur Angliederung Westkanadas an die Vereinigten Staaten führen, wie die Überschwemmung von Texas mit amerikanischen Farmern einst zu dessen Einverleibung in die Union führte. Diese Befürchtung ist wohl grundlos, gewiß wird aber Kanada wirtschaftlich rasch zu dem werden, was Präsident Taft durch den Gegenseitigkeitsvertrag schon aus ihm machen wollte: ein Anhängsel der Vereinigten Staaten. Das deutete auch Staatssekretär Knox an, als er vor einiger Zeit erklärte: „Statt eine politische Vereinigung Kanadas mit den Vereinigten Staaten zu wünschen, ist es von höchster Wichtigkeit für uns, daß Kanada nicht nur getrennt von uns bleibt, sondern auch im britischen Reiche verharrt. Die Stärke Amerikas ist heute die Stärke der Vereinigten Staaten zusammen mit der Stärke Kanadas plus Großbritannien. Würde Kanada vom britischen Reiche losgerissen, sei es für seine Unabhängigkeit oder für eine Angliederung an die Union, so wäre kein solches plus mehr da." Es wird eine Zeitlang dauern, bis die Kanadier und die Yankees ihre Bestrebungen miteinander in Einklang gebracht haben. Dann werden sie sich über eine gemeinsame pan-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

amerikanische Politik verständigen, der Großbritannien seinen Imperialismus dienend unterordnen muß, solange ihm noch an der formellen Herrschaft über Kanada etwas gelegen ist.

Otto Corbach

Der Schrittmacher der Jesuiten

Das soll nicht etwa Herr Dr. von Bettinger sein. Er ist Jesuitenschüler, und seine Vorliebe für die frommen Väter ist erklärlich. Schon aus der Pietät. Unter allen Umständen ein schöner Zug. (Es ist solchem gegenüber häßlich und lieblos, den obersten Münchner Seelenhirten im Tone des Vorwurfs an seine Speierer Vergangenheit zu erinnern, da er den Bund des Klerikalismus mit der Sozialdemokratie segnete. Es ist willkürliche Logik, zwischen einst und jetzt, zwischen Speier und München einen Gegensatz zu konstruieren. Die für den kurzsichtigen Betrachter divergierenden Linien der Sozialdemokratenfreundschaft und Jesuitenliebe lassen von höherer Warte gesehen, mancherlei Zuneigung erkennen. Bismarck, dem ja auch seine Gegner gelegentliche gute Einfälle zugestehen, sagte einmal nach einer Anpreisung der Jesuiten als Bollwerk gegen die rote Flut: „Das glaube ich nicht, die Jesuiten werden schließlich die Führer der Sozialdemokratie sein." Neigung dazu würden sie gegebenenfalls sicherlich haben. D. h. wenn die Sozialdemokraten die stärksten Bataillone stellten. Denn mit diesen zu gehen, entspricht auch der Tendenz der Jesuiten. Das zur Rechtfertigung Dr. von Bettingers. Man soll auch dem Gegner gerecht werden.)

Selbstverständlich ist's auch nicht Freiherr von Hertling, dem hier der Charakter als Schrittmacher der Jesuiten verliehen werden soll. Man darf die Dinge nicht nach rhetorischen Äußerlichkeiten, man muß sie nach seelischen Selbstverständlichkeiten beurteilen. Dann wird man den Vorstoß zugunsten der Jesuiten als einen notwendigen Akt der Hertlingschen Psyche begreifen. Das schöne Wort, „kein Mensch muß müssen", hat ja noch mehr Ausnahmen als die alte Lateinregel, daß die Wörter auf is feminini generis sind. Besonders für den ultramontanen Menschen. Sein Erzbischof hat die Parole ausgegeben. Mag sein, vielleicht gehörte auch Herr von Hertling, wie früher die große Mehrheit der Maßgebenden in Bayern, einst zu den Gegnern der Betätigung der Jesuiten. Aber wie hieß es noch jüngst auf dem Aachener Katholikentag? „Sind wir einmal vom rechten Wege abgekommen, so schwenken wir auf Kommando des Papstes und unserer Bischöfe ein, wie eine Kompagnie Soldaten auf dem Exerzierplatz." Neben dem Erzbischof ist auch der klerikale Ministerpräsident nur einfacher Soldat.

Darum: Weder den Hertlingen noch den Bettingern wird man das „Schrittmacher der Jesuiten" als besonderes Kennzeichen in den Lebenspaß schreiben. Herr Dr. Oertel, der beträchtliche Leiter der bündlerischen Deutschen Tageszeitung, einer der Spiritus-Rektoren des Bundes der Landwirte und der Konservativen Partei, ist's, der sich diesen Ehrentitel verdient hat. In Kürschners „Deutscher Reichstag 1912" führt Herr Dr. Oertel 2 Sterne. Er selbst hat sich in seinem Blatte 3 Sterne als sein Schriftstellerzeichen verliehen. Sollen die nur 2 Kürschnerschen eine kritische Minderung bedeuten? Oder wär's, frei nach Bädeker, eine Empfehlung des in seiner chronischen weißen Weste doppelt umfänglichen Bündlerführers als besondere parlamentarische Sehenswürdigkeit? Auch nicht. Denn, was man Bethmann und Hertling nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glauben will, der selige Kürschner schwebte wirklich über den Parteien. Diese 2 Sterne sind eine seiner eigenartigsten und liebenswürdigsten Hieroglyphen. Hat der Reichsbote bei ihm 1 Stern, so heißt's: er erscheint zum 1.-mal in den heiligen Hallen des namenlosen Hauses; 2 Sterne: er erscheint zum 2.-mal zum 1.-mal oder unhöflicher: in der vorigen Session war er durchgefallen. Herr Dr. Oertel mußte, von den Sozis verdrängt (her mit dem Ausnahmegesetz!), aus der sächsischen Heimat in den preußischen Osten wandern und ließ sich in einem schlesischen Wahlkreise wählen. Das Zentrum verzichtete dort ihm zu Ehren auf einen eigenen Kandidaten.

Dieser Mann also mit den 3 Sternen in der „Deutschen Tageszeitung" geriet in ein für den deutschen Norden geradezu unerhörtes Entzücken über die Leistungen des Jesuitenpaters Cohauß auf dem jüngsten Katholikentage. „Die Rede war in der Form und im Inhalte ein Meisterstück. Wir haben selten so aus der Tiefe geborene, so markige, so erschütternde Worte gehört." Auch vom Standpunkte des bekenntnistreuen Evangelischen sei nichts gegen die Ausführungen des Jesuiten einzuwenden. Und was brachte die Rede, die „auch im Inhalte ein Meisterstück" war? Das Mittelalter wurde der Gegenwart als Vorbild und Ideal hingestellt. Und diese verabscheuungswürdige Gegenwart ist P. Cohauß die Zeit, da für Mein und Dein kein Platz ist, die Zeit der großen Panamaskandale, der großen Bankkrache, der Spionage im großen Stil, des weißen Sklavenhandels und der grauenhaften Prostitution, die Zeit der Postdiebstähle und Bankberaubungen, der Unterschlagungen und Wechselfälschungen, der Buchmacherei und der Engelmacherei, kurzum, die Zeit, in der für Geld alles feil ist, Ehre, Scham, Gewissen, Gattin, Kind und Vaterland." Es ist die Zeit, auf die es aus den offenen Schleusen der Hölle herniederregnet. „Hurra, hurra, hurra!" ruft begeistert *.* und faßt den großen Inhalt dieser überwältigenden Rede in die Worte zusammen: Zurück zu Gott! — Gemach! Weniger überschwengliche Interpreten deuten Cohauß wohl richtiger: Zurück zum Mittelalter! (Das seine schönste und letzte ultramontane Sittenblüte etwa in dem Rom unter den Borgias zur Entfaltung gebracht hat.) Zurück zum Mittelalter, neubearbeitet auf geistigem Gebiete durch den Jesuitismus und, nach *.*'s Sehnen und Hoffen, auf wirtschaftlichem durch den Bund der Landwirte. P. Cohauß und Dr. Oertel als Praeceptores und Regeneratores Germaniae!

Übrigens ist diese Haltung des Bündlerblattes keineswegs neu. Auch vom vorjährigen Katholikentage, auf dem die providentielle Großtat der Borromäus-Enzyklika gefeiert wurde, erklärte es seinen Lesern: es sei kein Wort gefallen, durch das gläubige evangelische Christen hätten verletzt werden können. Wie damals, so hält in den heutigen Jesuitenerörterungen ja ein großer Teil der konservativen Presse zurück, kann sich gelegentlich sogar zu energischen Worten aufschwingen. Doch im ganzen ist's und bleibt's Tatsache: seit dem Bruch des Bülowblocks bilden die Konservativen die gehorsame Gefolgschaft des Zentrums. Am rücksichtslosesten die Konservativen in der Gestalt des Bundes der Landwirte. Der aber hat, vor allem in Preußen, die Führung der Konservativen.

Und nicht nur sein Eintreten für die Jesuiten, Hertlings ganze Regierung ist nach dem Geschmack des Bündlerblattes und seiner Hintermänner. (10 Bethmann für einen Hertling.) Wo irgend wer irgend ein Fehl an dem ehemaligen Führer der Zentrumsfraktion des Reichstags entdecken will, da kommt *.*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit grimmigen Gebärden und hält seine weiße Weste schützend über ihn. Vizepräsident Frank prägte jüngst im bayerischen Abgeordnetenhaus das denkwürdige Wort: Einem Reichsratsmitglied Störung des Friedens im Lande vorzuwerfen, das geht doch zu weit. Unser Bündlerführer geht noch weiter als der Vizepräsident; es ist ihm ein Zeichen schwärzester Schlechtigkeit, wenn man einem braven Zentrumsmann oder gar einem Jesuiten irgend etwas abwegiges zutraut. Er sieht im Zentrum, im Ultramontanismus, dessen vollendetste Inkarnation der Jesuit ist, die notwendige Ergänzung des konservativen Schutzwalles um die bedrohten Throne (einschließlich eines möglichst lückenlosen Zolltarifs und möglichst hermetischer Grenzsperre gegen ausländisches Groß- und Kleinvieh, gefrorenes und nicht gefrorenes Fleisch und andere Dinge und Ideen, die den großagrarischen Wirtschafts- und hochkonservativen Privilegienbetrieb beeinträchtigen könnten).

Angesichts der historisch festgestellten und doch wohl nachgerade allgemein bekannten Tatsachen verrät es immerhin ein beträchtliches Quantum verwegenen Mutes, Ultramontane und Jesuiten als Stütze der Monarchie und des gefährdeten vaterländischen Gedankens gegen den internationalen Umsturz anzusprechen. Um die Haltlosigkeit solcher Fiktion zu begreifen, sind keine tiefgründigen historischen Studien erforderlich. Man braucht nur an die entrüstete Erklärung der portugiesischen Jesuiten zu erinnern, die, durchaus entsprechend der auch in diesem Punkte völlig neutralen Stellung der katholischen Kirche, es ablehnten, als grundsätzliche Parteigänger der Monarchie betrachtet zu werden; oder an das nicht minder bekannte Jesuitengelübde, in dem es heißt: „ich habe keine Eltern, ich habe keine Familie, Vater und Mutter sind mir gestorben; ich habe keine Heimat, kein Vaterland, keinen Gegenstand der Liebe und Verehrung als allein den Orden.“ Und gerade in dem hier festgelegten Sinne ist es durchaus richtig, wenn man sagt, daß die Geschichte des Klerikalismus, des deutschen insbesondere, eine Geschichte fortschreitender Verjesuitierung ist.

All dem gegenüber muß man bei den krampfhaften Versuchen in dem Bündlerblatte fragen: wer täuscht hier? Die Eingabe des bayerischen Episkopats an den Bundesrat zugunsten des Hertlingschen Erlasses sollte auch die freiwilligste Kurzsichtigkeit in ihrem affischierten guten Glauben erschüttern. Denn was jene Eingabe verlangt, ist in der Tat nichts anderes als die Beugung des Reichsrechts unter das kanonische Recht. Zurück zum Mittelalter! wie es P. Cohauß unter Dr. Oertels Beifall fordert.

Und was erhofft man denn in Wirklichkeit von der peinlich beschämenden Dienstwilligkeit gegenüber dem Zentrum? Die großen, schönen Phrasen sind im besten Falle Selbstbetrug. Aber auch die kleinen Vorteile, die man für die engeren Parteizwecke, für den Mandathunger und die Mandatängste erwartet. Die Kirche, der Ultramontanismus, die Jesuiten, das Zentrum — wie man's nun gerade nennen will — waren noch immer schlechte Bettgenossen. Wer sich mit ihnen einläßt, wird stets nur zu Vorspanndiensten benutzt ad majorem ecclesiae gloriam. Darum wird ein Schrittmacher der Jesuiten immer nur auf seine Kosten kommen, wenn er selbst ein Jésuite de robe courte ist, und das nehmen wir von dem Dreigestirn der „D. T. Z.“ doch noch nicht an. Also wird er nicht auf seine Kosten kommen. Er wird höchstens mit einigen Brosamen abgespeist, die, wenn er nicht selbst, dann jedenfalls die Seinen teuer werden bezahlen müssen. Bully

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dulce est desipere in loco

Eigentlich ist das regierende Zentrum vom Pech verfolgt. Nun ist es mal so weit, da kommen von allen Seiten ungeschickte Freunde und boshafte Gegner und lüpfen ihm das geistliche Kleid, daß der Pferdefuß unerfreulich deutlich herausschaut. Die Ahnenprobe seiner theoretischen Regierungsfähigkeit würde es nicht bestehen. Drum wird's froh sein, daß man über solcherlei altmodische Rücksichten hinaus ist. Immerhin, den schmerzerfüllten Ausruf: „Machen Sie es einem anständigen Menschen nicht unmöglich ....“ kann auch die kühnste Kunst nicht von den Blättern seiner Geschichte hinwegdeuteln. Da kommt nun der Bauernbündler Eisenberger und plaudert von der Zeit, da das Zentrum die Sozi großgezogen, da „das Zentrum teilweise in wilder Ehe mit den Sozi zusammenlebte“, da man die Sozialdemokraten der göttlichen Vorsehung unterstellte und die höchsten Kirchenfürsten in den Kot zog, die von solchem Verhältnis nichts wissen wollten. Und gleichzeitig wurde in der Münchner Abgeordnetenkammer unsanft daran erinnert, daß andere Kirchenleuchten diesem Verhältnis dennoch ihren Segen nicht vorenthielten und dazumal in Speier ihrer Freude Ausdruck gaben, daß in Bayern eine Behandlung der Sozialdemokratie wie in Preußen, wo Junker und Adel herrschen, nicht möglich sei. Dann kam noch eine wunderbare Korrespondenz, die durch die Zentrumspresse ging. Da wurde reuig bekannt, daß die Wahlkompromisse des Zentrums mit den Sozis ein „Verstoß gegen eine grundsätzliche konservative Staatspolitik“, „Prinzipienfehler“ gewesen seien. Heut würde „so etwas“ nicht mehr vorkommen können. Aber freilich, freilich (schön war's doch!), diese Bündnisse haben ihr Gutes gehabt, fügt der reuige alte Sünder schmunzelnd hinzu: denn diese Kompromisse haben gerade die Basis geschaffen für solche konservative Staatspolitik durch Herbeiführung einer stabilen Zentrumsmehrheit mittels eines neuen Landtagswahlrechts. Und wenn nun die andern vom Zentrum gelernt haben und seine Mehrheit durch dasselbe Mittel beseitigen wollen, das sie hochgebracht hat? Das Zentrum müßte da ehrlicherweise von jeder Kritik absehen. Aber diese Weise liegt ihm nicht. Doch vor allem: sobald sich das Zentrum wieder in gleicher Situation befindet, wird es auch zu dem gleichen „Prinzipienfehler“ greifen (falls die früheren Kontrahenten noch einmal darauf hineinfallen sollten). Das Zentrum hat's ja besonders leicht, sich für vollzogene Sünden Absolution gewähren zu lassen. Dulce est desipere in loco. Und vor allem, wenn's für einen „wohltätigen Zweck“ ist, wenn's in majorem ecclesiae gloriam geht!

R—i

Liberaler Byzantismus

Wo ist heute der stärkste Byzantismus? Jedermann wird denken, auf konservativer Seite. Hier ist aber höchstens Royalismus, und zwar ein sehr materiell begründeter nach dem alten Wort: und der König absolut, wenn er unseren Willen tut. Im übrigen herrscht ein selbstbewußter Stolz auch vor dem König. Dagegen zeigt sich auf der liberalen Seite häufig ein äußerst peinlicher Byzantismus.

Als kürzlich der Kaiser die Zeche Lothringen aus Anlaß des schweren Unglücks besuchte, da machten etliche liberale Blätter ein Geseires darüber, als hätte der Kaiser damit eine Heldentat größten Stils vollbracht, und als hätten die Bergleute über den Anblick des Kaisers den Verlust ihrer Angehörigen und Freunde völlig vergessen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch die leichte Erkältung des Kaisers in Wilhelmshöhe hat die liberale Presse zu spaltenreichen Artikeln veranlaßt. Bis ins kleinste hinein wurde das Befinden des Kaisers enthüllt, alle äußeren Merkmale der Krankheit wurden zweimal des Tages bis auf die Beschaffenheit der einzelnen Muskeln und der verschiedenen Drüsen beschrieben, der Appetit, die Speisen usw. wurden geschildert.

Besonders arg trieb es in dieser Beziehung ein Berliner Mittagsblatt. Da hieß es in einem Artikel aus Kassel: „Durch die Laubgänge des Schloßparks von Wilhelmshöhe huscht ein leises Raunen: Der Kaiser ist erkrankt! Je näher man dem Schlosse kommt, dessen Kuppel durch die Parklichtungen lugt und deren Purpurstandarte zwischen den Bäumen schimmert, desto stiller wird es ringsum. Einsam patrouillieren Gendarmerieposten . . . die Posten an den Aufgängen zum Schlosse stehen still wie immer. Hier verrät noch nichts die Erkrankung des Monarchen. Nur die Musik, die sonst im nahen Grand Hotel Wilhelmshöhe mit schmetterndem Klang durch den Park flatterte, ist verstummt, damit sie nicht die Ruhe des Kranken im Schlosse stört.

Die Straße von Kassel zum Schloß herauf wandern viele Leute. Sie alle drängen sich an die Gendarmen heran: „Herr Wachtmeister, wie stehts mit dem Kaiser?" Ein Achselzucken. Da kommt ein kaiserlicher Chauffeur mit dem goldenen Adlerkragen. Auch ihn bestürmt man mit der Frage. Dasselbe Resultat. An die Lakaien wenden sich die Leute, um Auskunft zu erhalten. Wen sollten sie auch fragen?

Alles dämpft die Schritte, ängstlich wird auch das mindeste Geräusch vermieden. Der Kaiser ist erkrankt . . .

Ein Diener, der über den Sandweg kommt, wird von mehreren Damen bestürmt. Mit leiser Stimme, als könnte auch das fern vom Schlosse gesprochene Wort die Ruhe des hohen Patienten stören, plaudert er von dem wenigen, was er weiß. „Die Kaiserin ist soeben beim Kaiser . . . Seine Majestät hat soeben das Bett verlassen . . . Ihre königliche Hoheit weilt beim Kaiser!" Es ist minimal, was der ergraute Diener verrät, aber der Menge dünkt es ein Schatz von Wissen."

In diesem Lakaienstile ging es weiter. Die N. Fr. Presse brachte sogar in einem großen Leitartikel eine ausführliche Würdigung der Person des Kaisers, als wenn es etwa zu Ende gehen könnte, oder als ob wenigstens die Erkältung einen besonderen Lebensabschnitt bildete.

Dem stelle man die würdige Haltung konservativer Blätter gegenüber! Die Post z. B. brachte am 28. morgens, wo liberale Blätter spaltenlange Berichte gaben, die lakonische Notiz: Die Abreise des Kaisers und der Kaiserin nach Potsdam ist auf Freitag vormittag $10^1/_2$ Uhr festgesetzt worden. Auch Kreuzzeitung und Deutsche Tageszeitung faßten sich recht kurz.

Wann wird unsere liberale Presse endlich anfangen etwas mehr Bürgerstolz zu zeigen? Bisher ist die harte Schule die königliche Gnadensonne entbehren zu müssen für das liberale Bürgertum völlig vergeblich gewesen.

Ähnlich steht die Sache bei den Kaiserbesuchen. Der Kaiser hatte von Zeithain bei Riesa aus, wo Paraden und Manöver stattfanden, in Dresden im Schlosse übernachten wollen. Es war ein einfacher Manöverbesuch. Was aber hatte die Stadt Dresden für Anstrengungen gemacht? — Man hatte Ehrenpforten und Pylone gebaut, Blumen und Girlanden in unheimlichen Mengen bestellt, die Gasthöfe hatten sich Waren ins Endlose beschafft und ihr Personal verdreifacht. Alle Geschäftsleute hatten gerüstet, die Schulen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sollten frei bekommen, kurz jeder rechnete auf einen guten Tag.

Durch die Absage des kaiserlichen Besuchs war natürlich eine große Katzenjammerstimmung eingetreten, die nur dadurch noch ein Pflästerchen erhielt, daß der Kronprinz mit etlichen Fürsten das Geschäft herausgerissen hat, wenn auch wohl der Ordensegen ausgeblieben ist.

Unseres Erachtens müßte es dem Kaiser viel lieber sein, er sähe das Volk bei der Arbeit im Wochenkleid. Immer nur die Städte und Provinzen, auch bei den geringsten Anlässen, im Feststaat zu schauen, verführt zu ganz falschen Vorstellungen, und der Geschäftspatriotismus anderseits verdirbt den gesunden Sinn des Volkes.

Das Verhältnis von Volk und Fürst bedarf bei uns wahrhaft einer dringenden Revision.

Hermann Kötschke

Mieter und Hausbesitzer

Als Mieter und als Hausbesitzer stehen sich heute in unseren Städten zwei sehr verschiedene Interessentengruppen grollend gegenüber. Es ist ein merkwürdiges und eigentlich ganz unmodernes Verhältns: auf der einen Seite eine Klasse von großen und kleinen Besitzern, geschlossen in Vereinigungen, auf der anderen Seite lauter Isolierte, Schwache und Starke durcheinander, und — von ein paar kleinen Mietervereinen abgesehen — ohne jede gemeinsame Vertretung. Die eine Partei befindet sich noch dazu in einer gewissen Zwangslage, der Mieter muß aus Rücksicht auf seinen Beruf oder sein Geschäft, auf die Erziehung seiner Kinder, auf seine Gesundheit oder Neigung in dieser oder jener Stadtgegend wohnen, eine Veränderung ist ihm oft nachteilig, zum mindesten aber mit Unannehmlichkeiten und Kosten verbunden. Der Mieter verhält sich daher auch mehr passiv. In einer Zeit aber, da alles auf Druck und Gegendruck berechnet ist, hat das zur Folge, daß die eine Partei die andere allmählich immer mehr bevorrechtet.

So muß sich heute der Mieter fügen und wohl ziemlich allgemein seine Wohnung einen Monat, ein Viertel- oder ein Halbjahr vorausbezahlen, selbst wenn er Beamter ist; als zahlungsfähiger Mann muß er Verträge unterschreiben, die ihn zu allen möglichen Entschädigungen verpflichten, (Verträge, die schon Richter als unsittlich bezeichnet haben) und andererseits kann der kleine Mieter auch die notwendigsten Reparaturen oft genug vergeblich verlangen. Kindergesegnete Familien abzuweisen wird allmählich zur Gewohnheit; an Stelle vieler Hausherrn, die anderswo wohnen, waltet der Hausmeister parteiisch, schikanös oder gleichgültig und gar an mittelalterliche Zustände erinnert es uns, wenn in München Brauereien als Hausbesitzer einzelnen Mietern kündigen, weil diese zufällig als Abstinenten ihren Ausschank verschmähten.

Dazu kommen dann noch die Mietssteigerungen! Gewiß, ein großer Teil derselben ist berechtigt: Steuern, Reparaturkosten, Löhne, alles ist gestiegen, aber wieviele Hausbesitzer gehen auch über das Maß hinaus und wieviele haben den herrschenden Wohnungsmangel, also eine Notlage, unbedenklich zu Steigerungen ausgenutzt!

Das Münchner Statistische Amt hat für das Jahrzehnt 1900/1910 eine durchschnittliche Mietsteigerung bei kleinen Wohnungen von 13, bei größeren von 10% nachgewiesen. In der Zeitschrift für Wohnungswesen werden an den leeren (und damit vor allem an den neuen Wohnungen) für die letzten sieben Jahre Preissteigerungen von 50,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und für eine einzelne Wohnungsgattung von über 70% berechnet. Wer zehn Jahre in München wohnt, weiß auch ohne diese Statistik aus eigener Erfahrung, daß er 10, 20 und mehr Prozent gesteigert worden ist und daß sein Nachfolger schon beim Einzug 10% mehr bezahlen mußte; jeder weiß aber auch, daß Mieter selten auch nur einen Versuch machen, abzuhandeln. Die einzige Antwort ist gewöhnlich der Auszug, der Erfolg der, daß man in der nächsten Wohnung mehr bezahlt.

Bei dieser Passivität der großen Mieterschaft, und der wirtschaftlich stärkeren insbesondere, darf es nicht Wunder nehmen, wenn nun die Organisationen des Hausbesitzes allmählich zum Angriff übergehen. In ihren eigenen Reihen behaupten sie (auf dem Deutschen Hausbesitzertag in Chemnitz 1911): „der wirtschaftlich schwächere Teil ist heute nicht der Mieter, — sondern der Hausbesitzer", und deshalb wenden sie sich jetzt mit Eingaben an Regierung und Magistrat, beklagen sich über die verdächtigenden Ausstreuungen ihrer Gegner, welche das Ansehen Münchens als Fremdenstadt gefährden, sie wenden sich gegen besagte, halbamtliche Zeitschrift ob ihrer „äußerst schädigenden Tätigkeit", und sie verlangen schließlich nach genauen amtlichen Feststellungen, wohl wissend, daß solche in wirklich brauchbarer Form so bald nicht gemacht werden und gemacht werden können.

Man muß es sagen, die Vereinigungen der Grund- und Hausbesitzer wissen ihre Sache gut zu vertreten. Ihre Leiter sehen die Dinge voraus und sorgen zeitig vor. Schon sinken nämlich die Grundstückspreise unter dem Eindruck der modernen Stadterweiterung und der Gartenstadtideen und schon entwickeln sich, ganz im stillen, die Gegner, welche dem Hausbesitz den Boden streitig machen: Auf dem einen Flügel, vom Staat unterstützt, die Baugenossenschaften mit der Masse der kleinen Leute, auf dem anderen Flügel die vom Eigenheim, die schnell wachsende Zahl der Villen- und Kottagebesitzer, und im Zentrum endlich, mit geistigem Rüstzeug, die Boden- und Wohnungsreformer.

Wirklich, dem Hausbesitzer mag's bange werden im zwanzigsten Jahrhundert. Inzwischen aber wird die Konjunktur noch ausgenutzt. —

Dr. Hermann Schmidt

Polizeilogik

Das Feuer, welches das Bühnenhaus und einen Teil des Zuschauerraumes des Theaters des Westens in Berlin zerstört hat, hat gleichzeitig wieder einmal den ungeheuren Wert, den polizeiliche Erlasse besitzen, beleuchtet. Die Sicherheitsgarantie, die unsere Theater bieten, stellt sich im Hirn eines Polizeigewaltigen etwa so dar: in den unserer Obhut unterstellten Theatern kann kein Unglück passieren, denn wir haben ausführliche Schutz-Bestimmungen, insbesondere Paragraph so und so aus dem Jahre so und so. Nun ist aber doch ein ausgedehnter Brand vorgekommen. Offenbar läuft er den Paragraphen so und so zuwider. Unbegreifliche, nie vorhergesehene Möglichkeit. Es heißt zwar, das Theater könne in zwei Minuten geräumt sein. Wer aber glaubt, ein Theater sei in zwei Minuten geräumt, wenn die Flammen von der Bühne in die Ränge schlagen, der kennt die Wirkungen des Schreckens schlecht.

Die Geschichte des Berliner Theaterbrandes ist unglaublich. Es ist eine der wichtigsten polizeilichen Vorschriften, daß der Bühnenraum von dem Zuschauerraum jederzeit durch einen eisernen Vorhang getrennt werden kann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da die Bühne gewöhnlich der Feuerherd ist, liegt alles an der absoluten Isolierung dieser gefährlichen Gegend. Gewöhnlich schließt der Vorhang den Bühnenraum nicht allein ab, sondern er befindet sich unter einer Wand, die natürlich nur Zweck hat, wenn sie eben so feuerfest ist, wie er selber. Im Theater des Westens funktionierte allabendlich der schöne, vorschriftsmäßige eiserne Vorhang. Die Wand darüber aber war eine Rabitzwand, d. h. ein mit Mörtel beworfenes Drahtgeflecht, die von Spiegeln bedeckt wurde. Diese dünne Wand macht natürlich den ganzen Vorhang illusorisch. Das Theater des Westens wurde oft polizeilich inspiziert, es wurden Ausstellungen gemacht und es wurde verbessert. Die Wand blieb. Der Erbauer und Besitzer in einer Person verließ sich darauf, daß ja die Polizei etwas sagen müßte, wenn die Wand verdächtig sei. Da die Polizei nichts sagte, mußte die Rabitzwand wohl alle nötigen Garantien besitzen. Der Erbauer wagte es, sich darauf zu berufen, daß sein Theater den Vorschriften aus der Zeit, in der es gebaut wurde, Genüge leiste. Und die Polizei? Sie bekennt, daß dem so sei. Die Vorschriften von 1909 gelten nur für die seitdem erbauten Theater. Es ist also gut, fortan nur noch Theater zu besuchen, die nach dem Jahre 1909 errichtet wurden. Für früher gebaute Theater gelten die primitiven Vorschriften aus dem 19. Jahrhundert. Die wichtigsten Bestimmungen auf alle Theater auszudehnen, dieser Gedanke erscheint einem polizeilichen Esprit logisch wahrscheinlich nicht ganz sauber.

Wären die bestehenden Polizeivorschriften, zum mindesten die allerfundamentalsten von ihnen, für alle Bühnen verbindlich, so müßte der Erbauer und Besitzer des Theaters zur Rechenschaft gezogen werden. Ein Theaterbesitzer sollte wenigstens durch die Furcht vor Strafe dazu gezwungen werden, die Paragraphen zu erfüllen. Das Vorhandensein gewisser vortrefflicher Bestimmungen schützt nicht vor den Flammen, das polizeiliche Selbstbewußtsein sollte nicht allzusehr gegen die Einsicht in vorschriftsmäßige Unzulänglichkeiten schützen. B.

Unser armer Hauptmann von Köpenick

Der Schuster Voigt, eine mit Humor gesegnete Existenz, hat unsere Langweile zu freudigem Dank verpflichtet. Als er eines Tages mitten im allerrichtigsten Deutschland sich erhob, einen Hauptmannsrock anzog, sich von der Straße weg Mannschaft holte, aufs Rathaus marschierte und die Stadtkasse erleichterte — da glückte ihm ein uns allen köstliches Experiment. Dieser Schuster hatte über seinen Stiefeln das moderne Deutschland nicht vergessen. Er wußte, der Gehorsam ist da, man muß sich seiner nur bedienen. Er kannte den Mechanismus und hatte Mutterwitz und Herzhaftigkeit genug, um auf den Knopf zu drücken. Es war der beste Witz, den man mit der Subordination machen konnte. Der Hauptmann von Köpenick hat sich das Verdienst erworben, den deutschen Michel über sich selbst zum Lachen zu bringen.

Und der deutsche Michel hat ausnahmsweise seinen Humoristen zu schätzen gewußt. Der Lebensernst hat sich gegen die lustige Figur, die wie ein famoser Anachronismus mitten in der Jetztzeitlichkeit auftauchte, sehr hübsch und aufrichtig dankbar benommen. Man hielt dem schnurrigen Mann ein gnädiges Gericht, und als er in die Freiheit durfte, schenkte man ihm Liebe, Ruhm und tatsächlich auch Geld. Und der ergötzliche Alte bewährte sich auch hier. Er kaufte sich ein Haus und einen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Garten und zog sich von der Welt zurück, um das Glück eines verschollenen Rentiers zu genießen. Das war ein gutes Ende für seine Lebenskomödie.

Aber die Zeitungen haben den schlauen Fuchs doch wieder hervorgelockt. Sie triumphieren jetzt, daß es ihnen geglückt ist, ihm sein ängstlich gehütetes Inkognito zu entreißen. Sie setzten hinter seinen zugkräftigen Namen ein Kreuz und rückten Nekrologe ein. Das vertrug er nicht, da mußte er dementieren. Verflucht! Schon „regnete es Anfragen aus aller Herren Länder, es kamen Angebote über Angebote von Varietés, ein neugieriger Besucher gab dem andern die Klinke in die Hand". So lange, bis er davonlief, Haus und Garten in Stich ließ und auf Reisen ging. Was nützt es? Jetzt sind sie auf seiner Spur, jetzt hören sie nicht auf, ihn mit fetten Überschriften zu versehen, als wäre er ein österreichischer Minister, der eine Bergpartie macht. Sogar ein gieriger Wirt, bei dem er Zuflucht suchte, hat ihn um den Schandlohn des Gedrucktwerdens verraten.

„Über seine weiteren Reisepläne ist nur so viel bekannt, daß er Anfang September . . ." „. . . um dann seine Reise fortzusetzen, die ihn unbedingt nach Wien führen wird, woselbst er übrigens schon vor vier Jahren geweilt hat. Er wohnte damals in einem Hotel in der inneren Stadt und hat sich hier so wohlgefühlt, daß ein neuerlicher Besuch zu seinen Lieblingsplänen zählt." Das ist doch wirklich ärgerlich. Der Mann hat sich sein Inkognito aus eigenster Kraft verdient. Gibt's denn keine Tarnkappe für unseren lieben armen Hauptmann von Köpenick?

Bev

Discite moniti

Seit Jahren tobt eine fanatisierte Schar gegen das Impfgesetz, sie schreit aus vollen Kehlen, wälzt Berge angeblich vernichtenden Materiales heran, und hat es mit ihrem Geschrei auch wirklich fertig gebracht, daß ein paar hunderttausend Unterschriften zwecks Abschaffung oder mindestens prinzipieller Abänderung dieses Gesetzes zusammenkamen. Wer die Volkspsyche kennt, wird darob nicht im mindesten erstaunt sein: Jede staatliche Zwangsmaßnahme ist an sich unpopulär, trifft sie außerdem noch den wahrhaftigen Leib des Staatsbürgers und sogar den des Neugeborenen, dann steigen aus der mühsam verhaltenen Kulturkloake Schwefeldämpfe en masse hervor! Alles schreit mit, Basen und Vetteln, Hebammen und verschlissene Stubengelehrte, alles „konstatiert", jeder Pickel am Gesäß vor oder nach der Impfung wird zur furchtbaren Anklage gegen das mörderische Verfahren. Daß sich Ligen zur Abschaffung des Gesetzes bilden, ist im Zeichen der Vereinsmeierei nichts Außergewöhnliches, daß als Herolde der volksbefreienden Idee verbohrte Fanatiker voranschreiten, der Einschlag der Neurose, der bei keiner der modernen Bewegungen und Strömungen fehlt. Bedenklicher ist es schon, wenn der Kampf gegen die Impfung zur ausschließlichen Weltanschauung und Lebensauffassung wird, wenn Reichstagskandidaturen von den impfgegnerischen Vereinen aufgestellt und, wie es irgendwo vor Jahren einmal auftauchte, der Vorschlag ernsthaft erwogen wird, ob nicht in das Vaterunser ein Passus aufgenommen werden soll, „Herr, befreie uns von der Impfung"! In dieser Epoche der Schlagwörter und des einsichtslosesten Gebrülles kommt zu rechter Zeit ein, man könnte fast sagen, ad hoc unternommenes Experiment. In

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Zurückweisung der impfgegnerischen Anklagen waren Stützpunkte bisher nur der Hinweis auf die wissenschaftliche Erhärtung des Impfzweckes, auf vergangene Zeiten, in denen die Pocken wüteten, auf die Anschauung der erdrückenden Mehrzahl der Ärzte und Fachmänner. Für die Bildung eines Massenurteiles zu wenig, um einzuleuchten und zu verfangen, die Menge braucht, das liegt an ihrer ganzen inneren Organisation, Demonstrationen ad oculos. Wie sollte man die aber beibringen, man konnte doch nicht die Pocken versuchsweise einschleppen, einen Teil der Bevölkerung impfen, den anderen nicht und dann mit Seelenruhe den Verlauf der Epidemie an der Versuchsreihe A und B beobachten. Da brachte just zur passendsten Zeit das närrische Leben einen tollen Zufall, die Realisierung des soeben skizzierten Experimentalversuches. Eine im April aus Rußland zugereiste Dame schleppte die echten Pocken in Frankfurt a. M. ein, drei Mitglieder der Familie, bei der sie zu Besuch weilte, erkrankten daran, der Verlauf war leicht, sie waren sämtlich in ihrer Kindheit geimpft und wieder geimpft. Zwei Hausgenossen, Tochter und Dienstmädchen, vor vier bezw. fünf Jahren erfolgreich geimpft, bleiben völlig verschont, dagegen erkrankt der niemals geimpfte behandelnde Arzt, einer der leidenschaftlichsten Führer der Impfgegner, schwer an echten Pocken, infiziert sein vierjähriges Kind und seine ihn in Gemeinschaft mit seiner Frau pflegende Cousine, verschont bleiben die Ehefrau, drei ältere Kinder und das Hausmädchen, die frühere deutliche Impfnarben aufweisen. Im Anschluß an diese Fälle erkranken noch fünf weitere Personen an Pocken, die drei ersten in der direkten Nachbarschaft. Dr. Spohr, der Träger der Erkrankung, hält es nicht für notwendig, die gesetzlich vorgeschriebene Anzeige von dem Ausbruch der Epidemie zu erstatten, als Impfgegner berührt ihn das öffentliche Wohl nicht, und erst im Laufe einiger Zeit kommt die Verheimlichung an den Tag. Kommentar zu diesem verantwortungslosen Gebahren überflüssig! Der Frankfurter „Ärztliche Verein" hat mit der Veröffentlichung des authentischen Herganges (Frankfurter Zeitung vom 24. VIII. Nr. 234) den in der Zwischenzeit versuchten Verdrehungen der Tatsachen ein Ende bereitet, er schließt sein Exposé mit der Feststellung: „Die Erfahrungen aus dieser Pockenepidemie sprechen eine beredte Sprache über den Wert des Impfschutzes. Nicht erkrankt sind die Tochter und das Hausmädchen bei der Familie, bei der sich die russische Dame aufgehalten, beide waren drei resp. vier Jahre vorher geimpft, nicht erkrankten die unter Impfschutz stehenden Familienmitglieder des Dr. Spohr, nicht die Angehörigen der übrigen Erkrankten, die Ärzte, das Pflegepersonal, die Sektionswärter, der Leichendiener, die Desinfektoren usw., die sämtlich geimpft waren, bzw. frisch geimpft wurden."

Quod erat demonstrandum!

Julianus

Die neuesten Krebsheilmittel

Seit Jahren arbeitet man allerorten in wissenschaftlichen Instituten daran, den Ursprung der Krebskrankheit zu entdecken, getrieben von der Hoffnung, damit auch die Heilung gefunden zu haben. Da kommt die Nachricht, daß zwei schwäbische Landdoktoren nicht eines, sondern gleich zwei Mittel gegen den Krebs gefunden und besonders mit dem einen Erfolge erreicht haben, die sehr beachtenswert sein sollen. Um es aber gleich zu sagen: die Mittel sind nicht neu, sondern schon erprobt und wieder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verlassen worden zugunsten anderer, denen es nachher ebenso erging. Und wenn es heißt, man wolle sie noch verbessern, so wird's damit gehen, wie wenn ein Dilettant sagt, sein Gemälde sei noch nicht fertig: es kann gar nicht fertig werden, weil es schon verkehrt angefangen ist.

An Mitteln, mit denen man vorübergehende Besserungen und scheinbare Heilungen der Krebskrankheit erreicht, fehlt es nicht; um so mehr, als solche auch ohne jede Behandlung vorkommen. Mehr aber sind auch die zwei schwäbischen Mittel nicht.

Das wird nicht hindern, daß viele unter den leider zahlreichen Hilfsbedürftigen nach Weilheim unter Teck pilgern werden. Darum schließen wir mit dem Spruch:

Willst du der getreue Eckhard sein,
Die Leute vor dem Schaden warnen?
Ist auch eine Rolle, die bringt nichts ein,
Sie laufen dennoch nach den Garnen.

Erhard

Für Italienfreunde

Es gibt in der Hauptsache drei Typen von Italienwanderern. Die einen sausen von Lugano oder Bozen bis Neapel durch und werden rasch fertig. Die andern saugen sich an einer der größeren Städte, meistens an Rom, für immer fest, kehren immer wieder dahin zurück und nehmen sich zwar immer wieder vor, nun bald auch die und jene andere Stadt und Provinz zu besuchen, kommen aber nie dazu. Wieder andere, und zu diesen gehöre ich selbst, haben zwar wohl das Ideal, Italien ganz kennen zu lernen, fressen sich aber aus Trägheit und Behagen im einzelnen so langsam durch den Kuchen durch, daß sie niemals fertig werden. So ist es mir gegangen, der ich bald zehnmal in Italien war und Rom noch nicht gesehen habe, obwohl ich schon zweimal ein Billett nach Rom in der Tasche hatte. Das eine Mal stieg ich in Orte, das andere Mal in Orvieto aus, und so kenne ich denn bis vor die Tore Roms hin Dutzende und Dutzende von italienischen Städten, Städtchen und Dörfern und habe allmählich jene Art von Liebe für Italien gewonnen, die nimmer sucht und rennt, sondern je und je mit einem stillen Wiedersehen zufrieden ist.

Gerade für diese Art von Italienfreunden scheint mir das Buch „Pilgerfahrten in Italien" bestimmt, eine Reihe von vorzüglichen Aufsätzen von Olga von Gerstfeldt und Ernst Steinmann (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig). Viele schöne Bilder schmücken das Buch. Olga von Gerstfeldt ist früh gestorben und kann nicht schöner und würdiger fortdauern als in dieser posthumen Publikation. Von ihren Aufsätzen sind die über Mailand, den Karneval von Venedig, über Francesco Landini und über zwei umbrische Städte wohl die schönsten, die paar Gedichte sind hübsch, ohne doch echte Lyrik zu sein. Von den Arbeiten Steinmanns sind die römischen und speziell die über Michelangelo besonders wertvoll.

Nachdenkliche Reisende finden hier eine schöne, hundertfach anregende Lektüre. Und jene Schnellreisenden, die mit dem ganzen Bädeker schon fertig sind, können hier erfahren, wieviel in Italien zu holen ist, wovon kein Handbuch weiß. Denn all das ist ja nur ein Strauß aus der Wiese, und wer eine Weile in dem Buch gelesen hat, der holt sich bald den Fahrplan her und beginnt für eine nächste Reise zu studieren.

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Selbstverwaltung der Kirche

Zu den jüngsten Verhandlungen über Trennung von Kirche und Staat

Von Dekan Holdermann

Die Forderung der Trennung von Kirche und Staat war bisher bei uns in Deutschland ausschließlich ein politisches Axiom und den kirchlichen Kreisen schon um deswillen verdächtig, weil es von einer Seite kam, deren Kennzeichen die Kirchlichkeit im allgemeinen nicht zu sein pflegt. Das einzige Mal, wo von der evangelischen Kirche selbst her in dieser Richtung etwas in erheblicherem Maß bemerkbar wurde, war in den 80er Jahren, als die Konservativen in Preußen unter Führung des Herrn von Hammerstein und der Kreuzzeitung die Parole der Selbständigkeit der evangelischen Kirche ausgaben. Aber sie meinten damit vor allem die Freiheit, die ihnen die Macht geben sollte, die freie Richtung zu unterdrücken. Damals haben die Männer vom Protestantenverein aufs schärfste gegen die Bestrebungen einer Loslösung der Kirche vom Staat sich zur Wehr gesetzt. Es muß ein starker Druck unmöglich gewordener Zustände sein, der nicht nur sie, sondern auch eine kirchenpolitisch so zurückhaltende Gruppe wie die „Freunde der Christlichen Welt" in ihren letzten Tagungen auf den Plan gerufen hat. Das hat der Fall Jatho fertig gebracht, und nichts ist bezeichnender für die tiefen Spuren, die er zurückläßt, als daß heute in seinen Fußstapfen aus der evangelischen Kirche heraus und durchaus nicht nur von „radikaler" Seite der Ruf nach Trennung kommt.

Aber was heißt Trennung? Der Begriff ist zunächst ein ganz leeres Schlagwort. In den Vereinigten Staaten, die man als Typus einer reinlichen Trennung anzusehen pflegt, werden die Sitzungen des Kongresses mit Gebet eröffnet. Der Staat nimmt die Sonntagsfeier in seinen Schutz,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellt Geistliche der verschiedenen Bekenntnisse im Heer, in der Marine, in Krankenhäusern, Gefängnissen an, erläßt strenge Gesetze gegen Blasphemie, in den Schulen der meisten Bundesstaaten ist Gebet oder Bibellesen obligatorisch, und der Einfluß der kirchlichen Gemeinschaften auf das ganze Volksleben ist außerordentlich groß, viel größer als bei unseren Staatskirchen. Frankreich hat die Trennung drakonisch durchgeführt, mit Eingriffen des Staates in die „Freiheit" der Kirche, wie sie kaum in Rußland mit seiner vollendeten Staatskirche ein Beispiel finden. In Belgien ist die Trennung Gesetz. Aber das Staatsbudget bestreitet die Gehälter der Geistlichen. Auch in Genf und Basel, den neuesten Beispielen, ist die Trennung vom Staat durchaus keine völlige.

Für Deutschland ist die Frage, was die evangelische Kirche anlangt, noch besonders kompliziert, weil wir in den verschiedenen deutschen Vaterländern und Landeskirchen ganz verschiedenartige Gebilde der Verbindung mit dem Staat haben, von der Staatskirche bis zur selbständigen öffentlichen Korporation. Darum ist auch das Bedürfnis nach Lösung ein ganz verschiedenes. In Baden z. B. ist es der Segen einer freien Entwicklung, die der Kirche frühzeitig eine für jene Zeit beträchtliche Selbständigkeit gegeben hat, daß das Verhältnis zum Staat nicht als so drückend empfunden wurde, wie z. B. in Preußen, und eine weitere Lösung, die ja auch hier kommen wird, ohne Erschütterung sich vollziehen kann.

Was man unter Trennung versteht, muß also schon genauer präzisiert werden. Das ist auf den obenerwähnten Tagungen geschehen. Auf dem Protestantentag ist als „Entstaatlichung" der Kirche gefordert worden: Verzicht auf den Bekenntniszwang, Beschränkung der Gesamtkirche auf die äußere Kirchenverwaltung, Freigabe der Religion an die Gemeinden, Fortfall des Kultusbudgets und des landesherrlichen Kirchenregiments. Dagegen soll die organisatorisch-rechtliche Gestaltung des Kirchenwesens abhängig bleiben vom Staat, d. h. dem im Staat organisierten Volkswillen.

Das ist, soweit es die Entstaatlichung der Kirche anlangt, ein klares und bestimmtes Programm. Aber es wird viel Ausdauer und Geduld erfordern, und man darf sich über seine baldige Erfüllung keiner Illusion hingeben. Es handelt sich hier um geschichtlich gewordene Gebilde von einem unglaublichen Beharrungsvermögen, und mit zähem Widerstand werden alle die Ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

flüsse, die an der Konservierung der jetzigen Zustände beteiligt oder interessiert sind, sich dagegen wehren. Die Aufhebung des Bekenntniszwangs, zweifellos ein Erfordernis innerlicher Reinlichkeit, wird der Orthodoxie nur nach den schwersten Kämpfen abgerungen werden können und vielleicht zur Sprengung der Kirche führen. Denn unseren Positiven fehlt der Geist weitherziger Duldung und der geschichtliche Sinn, der ihre Basler Genossen jüngst bei der dortigen Trennung der Kirche vom Staat befähigte, aus eigener innerer Erkenntnis der Notwendigkeit die Freiheit von jedem Bekenntnis in die dortige neue Kirchenverfassung aufzunehmen. Daß die Landesherren freiwillig auf ihr historisches Recht des Summepiskopats, als ein so starker Widerspruch es auch im heutigen paritätischen Rechts- und Verfassungsstaat empfunden werden mag, verzichten werden, ist kaum anzunehmen; auch billigerweise nicht zu erwarten. Die Aufhebung des Kultusbudgets in Preußen, das im dortigen Etat für 1910 rund auf 35 Millionen für die Kirchen, 24 allein für die evangelische Kirche, sich beziffert, würde eine Abwälzung auf den Weg der Kirchensteuer zur Folge haben, die an die evangelische Kirche fürs erste auch finanziell eine immerhin nicht leichte Anforderung und Belastungsprobe stellen würde.*

Das sind nur ein paar Schwierigkeiten, die nicht von dem in Aussicht genommenen Weg abmahnen, aber darauf hinweisen wollen, daß er lang und schwer sein wird. Darum tut man gut, sich klar zu machen, wo man anfangen muß. Man muß unterscheiden zwischen dem, was von der politischen Seite her geschehen muß: das ist die ganze staatsrechtliche Seite der Frage, und dem, was aus der Kirche heraus zu erfolgen hätte, ihre innere Gestaltung und Verfassung. An und für sich wäre es ja sehr wohl möglich, daß ein befriedigender Zustand in der Kirche aus ihr selbst heraus geschaffen würde. Ich habe auf das Beispiel von Basel hingewiesen. Aber auch in Deutschland haben wir Kirchen, sogar mit starkem Staatskirchentum, z. B. in den Hansestädten, mit einer weitgehenden Freiheit. Aber in Preußen scheint es nach Lage der Dinge ausgeschlossen, daß die Kirche sich selbst helfen kann. Dazu sind die liberalen Kräfte in ihr zu zersplittert, infolge eines rückständigen Wahlrechtes ohne Macht in den Synoden und vor allem das kirchliche Moment in ihnen viel zu schwach und indifferent im Vergleich zu den auf der Tradition stehenden Schichten, deren Macht

1*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Kirche — und nicht mit Unrecht — eben auf dem ruht, was den andern fehlt: auf der Stärke des Kirchlichen in ihnen.

Darum kann die Hilfe, welche den religiösfreien Elementen die zum Leben nötige Luft geben muß, nur von der politischen Seite her kommen. Mittels einer grundsätzlichen Änderung des ganzen Verhältnisses von Staat und Kirche, die das Kirchliche und Religiöse aus der Sphäre des am Staat orientierten organisierten Zwanges in die Sphäre der Freiheit hinüberführt, also den Schwerpunkt in die Gemeinde legt. Das kann nur geschehen mit den Kräften des politischen Liberalismus, dessen Wesen diese Tendenz selbst entspricht und dem es auch, ganz abgesehen davon, nicht gleichgültig sein kann, ob ein Faktor von der Bedeutung der Religion im Volksleben und der organisierten Religion, die wir Kirche nennen, in den Händen der rückwärts gerichteten Kräfte sich befindet.

Mit anderen Worten: Die Frage hängt ab — klar ist diese Erkenntnis auf dem Protestantentag zur Aussprache gekommen — von der parteipolitischen Konstellation, von der Überwindung der reaktionären Kräfte durch einen Aufstieg des Liberalismus und der Demokratie, in deren Gefolge auch freiere Luft in die Kirche kommt. In Preußen, wie so vieles andere: von der Wahlreform. Die Entscheidung, auch für die Kirche, fällt im preußischen Abgeordnetenhaus.

Daß die Dinge in dieser Frage, in der es sich ja freilich um eines der größten innerpolitischen Probleme, um Tod oder Leben der bisher herrschenden Schicht, um ein neues Preußen handelt, sich nicht überstürzen, weiß man nur zu gut. Und auch, wenn es einmal so weit sein wird, wird auch ein liberales Parlament viel Zeit brauchen bis zur Lösung so schwieriger oder heikler Partien, wie Aufhebung des Kultusbudgets, Fortfall des landesherrlichen Kirchenregiments sind, in denen der Liberalismus noch durchaus nicht einheitlich denkt. Aber an einem anderen Punkt, an dem es auch ihn brennt, wird er das Problem sofort anfassen müssen: an der Schule. Die Fragen der geistlichen Schulaufsicht, der Konfessionsschule, der Stellung der Kirche in der Schule — hier liegen Lebensfragen für den politischen Liberalismus, die er in seinem Sinn lösen muß. Vor allem um der Entwicklung in der katholischen Kirche willen, von der der Staat nach kurzem Lärm nun auch den Antimodernisteneid seiner Professoren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an seinen katholischen Fakultäten einsteckt. Auf die Dauer geht es aber schlechterdings nicht, daß der Staat in seinen Schulen bis zu den theologischen Fakultäten seiner Universitäten hinauf eine Macht gewähren läßt, die sich über ihn stellt, die ihre letzten Direktiven von jenseits seiner Grenzen holt und ihrem ganzen Geist nach, den sie natürlich auch der Jugend von der Volksschule bis zu den Konvikten einimpft, die freie Persönlichkeit zerdrückt. Von hier aus, von der römischen Kirche her, die wahrhaftig die Geduld des Staates in den letzten Jahren einer schweren Belastungsprobe unterzogen hat, wird das ganze Problem der Trennung von Kirche und Staat aufgerollt werden, auch für die evangelische Kirche. Und vielleicht bälder, als man meint.

Hier im Blick auf diese Auseinandersetzung, die kommen wird, kann man aber nur warnen vor der billigen Illusion, daß mit der Trennung, und je reinlicher sie gemacht wird, alle Schwierigkeiten, die dem Staat von den Kirchen kommen, gewissermaßen automatisch behoben sind. Das ist ein großer Irrtum. Man kann den Staat zwar von der Kirche, aber die Menschen nicht von der Religion trennen. Die Schwierigkeiten sind nur verschoben. Sie erscheinen wieder, anders und an anderen Punkten. In den Vereinigten Staaten sind die großen kirchlichen Organisationen des Protestantismus ein sehr einflußreicher Faktor für das Leben des Volkes, den kein Politiker außer acht läßt und die römische Kirche ist dort trotz Trennung zu einer gewaltigen Macht emporgewachsen. Was sie dem Staat noch zu schaffen machen wird, wenn sie erst einmal politisch sich betätigt, bleibt abzuwarten. Ebenso wie in Frankreich, wo sie trotz der vexatorischen Behandlung nicht zusammengebrochen ist, wenn sie dort erst einmal von dem furchtbaren Schlag sich erholt hat. Ihrem ganzen Wesen nach, vermöge dem die römische Kirche ein Staat im Staat ist, mit straffster Zentralisation und eiserner Disziplin, könnte sie in Deutschland viel eher sich in der Trennung zurechtfinden, als die evangelische Kirche, für die durch ihr grundlegendes Prinzip der Individualität die Gefahr eines Auseinanderstrebens der Kräfte, einer Zersplitterung des Organismus und damit eben auch einer Beeinträchtigung ihrer Einwirkung auf die Gesamtheit des Volkes viel größer ist. Eine Trennung, welche eine Zertrümmerung ihrer großen landeskirchlichen Körper zur Folge hätte, läge gerade im Hinblick auf die römische Kirche kaum im Interesse des Staates.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch muß man sich hüten auf evangelischer Seite von einem Dominat der Gemeinden anstelle des Staates eine restlose Sicherung der religiösen Freiheit zu erwarten. Es gibt eine Gemeindeorthodoxie, die noch härter drückt als die Staatskirche, die durch den auf eine mittlere Linie haltenden Einfluß des Staates immerhin etwas gedämmt wird, und eine Herrschaft des Geldsacks, die — darüber liegen in Amerika genug Erfahrungen vor — noch unwürdiger ist für die Kirche und die Pfarrer als die des Buchstabens, an der es übrigens in den Freikirchen auch nicht fehlt. In ihnen ist die Luft erfahrungsgemäß die enge der Absonderung, und einer protestantischen theologischen Wissenschaft, die wirklich diesen Namen verdient, wie sie bei uns in Deutschland als die erste der Welt unter dem Schutz des Staates an seinen Universitäten trotz aller Einflüsse der kirchlichen Reaktion besteht, haben die englischen Freikirchen und Amerika auch nicht entfernt etwas Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Eine Trennung nach diesem Muster würde das Ende der freien deutschen theologischen Wissenschaft und der protestantischen Fakultäten — was man nach dem Modernisteneid von den katholischen zu halten hat, weiß man — bedeuten, damit zugleich auch das Ende der wissenschaftlich-beruflichen und allgemeinen Bildung des evangelischen Pfarrers, der dann statt aus der freien und frischen Luft der universitas litterarum aus der Atmosphäre der Konvikte und geistlichen Seminare in sein Amt käme. Nicht gleichgültig! in tausenden von Fällen, wo der evangelische Pfarrer auch heute noch der geistige Führer und Anreger seiner Gemeinde ist, jede Woche auf sie einwirken kann durch sein Wort in den Versammlungen, die wir Gottesdienst nennen, zu jedem Haus den Passepartout des Seelsorgers besitzt und die ganze Jugend durch seinen Unterricht gehen sieht. Selbstverständlich würden dann die Kirchen vom Staat unabhängige Kirchenschulen gründen, wie sie in den Vereinigten Staaten zu Tausenden bestehen, und wie würde damit eine Organisation wie die römische Kirche bis hinauf zur kirchlichen Hochschule an Jugend und Volk arbeiten!

Der Ernst, die Schwierigkeiten und die Tragweite des ganzen Problems, die den Staat so gut berühren wie die Kirche, sind damit genügend angedeutet. Daß wir auf dem Weg zur Trennung auch in Deutschland marschieren, darüber ist mir kein Zweifel. Die Verhältnisse drängen dahin. Nun auch von der evangelischen Kirche aus, in der jetzt übrigens parallel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit der Aktion der freien Richtung nach demselben Ziel der Trennung eine Bewegung in den eng konservativ gerichteten und an Einfluß sehr starken sogenannten Gemeinschaftskreisen läuft, nur mit der entgegengesetzten Absicht: die Riegel an den Kirchtüren recht fest zu machen! Das Wort Trennung selbst ist eben leer. Das Entscheidende ist, wie die Trennung vollzogen wird. Auch „Entstaatlichung" der Kirche ist nur die negative Seite der Lösung, deren positiver Inhalt, wenn man sie auf die kürzeste Formel bringen will, heißt: Selbstverwaltung der Kirche.

Dazu ist nötig Freiheit der Kirche. Der staatliche Charakter der Kirche, der Religionspflege, des Pfarrers müßte aufhören, das Staatskirchentum mit seinem staatlichen, subventionierten Betrieb der Religion, mit seinen politischen, höfischen Einflüssen. Das macht die Kirche abhängig. Hier liegt auch ein Hindernis der Wirksamkeit der Religion und der zu ihrer Pflege organisierten Gemeinschaft bei ungezählten Menschen unserer Zeit, denen der behördliche, beamtliche, offizielle Charakter dieser Dinge etwas Unerträgliches ist und sie verdächtig macht. Denen — denken wir an die sozialdemokratischen Arbeitermassen! — die Kirche als Staatskirche eine Stütze des herrschenden Systems, eine Anstalt des Klassenstaates, der Bourgeoisie wird. Man braucht den Wert der Verfassungsformen ja nicht zu überschätzen für das religiöse Leben. Aber allein schon der ungeheure moralische Gewinn an Unabhängigkeit, an Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit, den die Kirche durch ihre Befreiung vom Staat erzielt, schlägt alle Bedenken tot. Der Segen der Selbstverwaltung ist aber noch immer und überall gewesen, daß sie Verantwortung und Interesse weckt, opferwillig macht und zur Selbständigkeit erzieht. Auch die Kirche würde das erfahren. Und in einer Kirche, die ein starker Selbstverwaltungskörper mit allgemeinem proportionalem Wahlrecht, das alle Kräfte in ihr gerecht zur Geltung kommen läßt, mit einer freiheitlichen Synodalverfassung ist und deren verfassungsmäßige Organe das volle Budgetrecht haben, diesem Nerv der Macht jedes öffentlichen Körpers, wird auch die mit persönlichen Momenten stark verwachsene und dadurch schwierige und heikle Frage des landesherrlichen Kirchenregiments ihre Lösung finden: Von Innen heraus, durch die Entwicklung des Gewichtes auf der Seite der Selbstverwaltung.

Die Selbstverwaltung bedingt neben der Freiheit der Kirche den Ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fluß des Staates auf die rechtliche Ordnung der kirchlichen Dinge. Nachdrücklich ist darauf in den Verhandlungen des Protestantentages und der Freunde der Christlichen Welt hingewiesen worden. Mit Recht. Um der Kirche willen, der — ich verweise auf die Ausführungen oben — es not tut, daß sie von der freien und unbefangeneren Luft des Staates sich nicht absperren kann. Aber auch um des Staates willen. Die Kirchen — denken wir vor allem wieder an die katholische Kirche! — sind so gewaltige Organismen, mit so mächtigen Triebkräften und Imponderabilien, mit so starken Einflüssen auf große Schichten des Volkes, daß der Staat sie mit etwas andern Augen betrachten muß, als irgendeinen Kegelklub oder Turnverein. Er hat ein Interesse gewichtigster Art an einer gewissen Kontrolle und Einflußsphäre. Wie das in praxi und im einzelnen zu machen wäre, ist eine cura posterior. Aber jedenfalls entspricht allein dieser Weg auch dem geschichtlich Gewordenen bei uns. Nur im Zusammenhang mit der Geschichte und in organischer Weiterentwicklung kann das große schwere Problem befriedigend gelöst werden, das bei uns durch die konfessionelle Spaltung unseres Volkes ja noch ganz besonders kompliziert ist, viel schwerer als anderswo.

Kunst und Politik / Von Dr. Hans Scholz

Die Wagnerfrage ist in unseren Tagen wieder einmal akut geworden. Zwar nur noch als ein Geplänkel mit der Nachhut der großen Armee, aber in ihren Dienst hat sich auch heute wieder manch klingender Name gestellt; nur gilt es diesmal nicht, einer jungen Kunst den Weg zu bahnen, sondern ein Alterswerk im warmen Haus zu hüten.

Daß doch gerade der Parsifal die Gemüter bis zur Forderung eines Sondergesetzes erhitzen konnte! Untersuchen wir doch einmal kühl und sachlich die Gründe dieser Forderung. Ward sie aufgestellt im Interesse der Kunst?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da früge es sich zunächst, ob denn dem Parsifal vor den anderen Schöpfungen Wagners der Vorrang wirklich gebühre, und, wenn ja, warum er dann schutzbedürftig sei. — Der erste Teil dieser Frage wird von vielen der besten Freunde des Meisters verneint werden. Es ist ein weitverbreitetes Vorurteil, daß die letzten Werke der Genien immer die reifsten und besten sein müßten. Beim Parsifal trifft, nach meiner und vieler anderer Ansicht, diese Behauptung nicht zu. Zwar müßte das Werk seinen Schöpfer verleugnen, wenn es nicht Episoden von hoher Schönheit, Teile von ganz eigenem Reiz enthielte; allein diesen stehen wieder solche von auffallender Schwäche entgegen — z. B. die Szene Klingsors und der Kundry zu Anfang des zweiten Aktes —; und was die berühmte Abendmahlszene betrifft, so spielt dabei die Regie eine verdächtig vorwiegende Rolle. Ich glaube nicht, daß bei der Enthüllung des Grals im Konzertsaal schon einmal jemand ernstlich ergriffen wurde, und fest steht, daß eine schlechte Aufführung im Theater diese Stelle der Lächerlichkeit preisgeben muß — während es bei der Ankunft Lohengrins, selbst mit dem unmöglichsten Schwan, auf eine Handvoll Statisten durchaus nicht ankommt und noch minder auf stimmungsvolle Beleuchtung. Und wie wirken die Meistersinger bei halbwegs ausreichenden Kräften auf der bescheidensten Provinzbühne! Nein: *als Ganzes betrachtet* steht der Parsifal, in Dichtung und Musik, hinter vielen andern Werken Wagners zurück. Es ist ein schlimmes Zeichen für ein Kunstwerk, wenn es gehegt werden muß, um zu wirken, wenn es zu seinem Bestehen einer eigens geschaffenen Treibhausatmosphäre bedarf. Ist es in Wahrheit lebensfähig, so kann es künstlichen Schutzes entraten; ist es nicht lebensfähig, so liegt seine künstliche Erhaltung nicht im Interesse der Kunst.

Oft werden kirchliche Gründe geltend gemacht. Der Parsifal, heißt es, sei ein weihevolles Werk. Aber jedes echte Kunstwerk, ob kirchlich gefärbt oder nicht, hat seine Weihe; eine Weihe, die keineswegs von besonderen Umständen, etwa von einer bestimmten Lokalität, abhängt. Bachs Christus singt die Einsetzungsworte in Frack und weißer Binde ohne ihre Wirkung im geringsten zu gefährden; der Prolog im Himmel und die Schlußszene des Faust kommen überall, wo sie gut gesprochen werden, zu ihrem Rechte — selbst wenn im einen Falle der Konzertsaal am Vorabend der Schau-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

platz eines Maskenfestes war, im andern Falle vielleicht der Trompeter von Säckingen über die Bühne des Stadttheaters ging.

Es fragt sich weiter: ist der Bestand der Bayreuther Festspiele an das ausschließliche Aufführungsrecht des Parsifal geknüpft? Wird die Gelegenheit, den Parsifal auch anderswo zu hören, nicht die meisten von Bayreuth fernhalten? — Aber abgesehen davon, daß die Irrfahrt des Parsifal über die andern Bühnen nur eine Sensation von kurzer Dauer werden dürfte und daß er sich ganz von selbst wieder auf Bayreuth beschränken wird, kann das allgemeine Interesse an Bayreuth nicht erkalten, so lange dieses in den bisherigen Bahnen fortwandelt, so lange allein dort die Möglichkeit gegeben ist, Wagners Bühnenwerke in wirklich idealer Weise vorzubereiten.

Geschieht dem Publikum ein Gefallen durch die Beschränkung des Parsifal auf Bayreuth? — Im Gegenteil! Für die Menge ist sie gleichbedeutend mit der Entziehung dieses Werkes; denn eine Reise nach Bayreuth kommt zumeist doch nur für Wohlhabende in Betracht, da Freikarten, zumal in Verbindung mit Reiseentschädigung, natürlich nur in beschränktem Maße zur Verfügung stehen.

Bleiben also die Erben Wagners! Lediglich in ihrem Interesse könnte von einer „Schützung" des Parsifal die Rede sein. Aber erinnern wir uns doch, daß die Familie Wagner ein Menschenalter hindurch, aus des Meisters Opern wie aus den Bruchstücken des Parsifal, das Recht der Einnahme in einem Umfange genießen durfte, der es ihr nun, sollten gleich die Festspiele ein geringes Defizit ergeben, zur Pflicht macht, das geistige Erbe Wagners würdig zu verwalten, auch ohne weitere materielle Vorteile.

In den letzten Tagen hat ein bereits viel glossierter offener Brief von Richard Strauß an den Schriftsteller Ludwig Karpath die Stellung des Komponisten zur Parsifalfrage beleuchtet. Für ihn gibt es da nur einen Richtungspunkt: Respekt vor dem Willen des Genies. Diesen Willen des Genies, dem wir im vorliegenden Falle Wagners Werk und seine Stätte verdanken, möchte Strauß nun aber auch auf außerkünstlerischem, auf politischem Gebiete respektiert sehen: ein einziger Richard Wagner soll die Stimmen hunderttausend anderer aufwiegen.

Über die engen Grenzen seiner politischen Einsicht strauchelte dereinst Wagner; über dieselbe Schwelle stolpert nun auch ein Kleinerer. Wir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brauchen seine Kritik über „das blöde allgemeine Wahlrecht" usw., den unparlamentarischen Ton, in dem er über unser Parlament urteilt, das sich z. B. mit Kulturfragen von größerer Tragweite zu befaßen hat, als es die Aufstellung einer lex Parsifal ist, nicht weiter tragisch zu nehmen; interessant ist nur seine Auffassung von Kultur, deren „Steigerung und Verfeinerung" ihm anscheinend so sehr am Herzen liegt.

Der Begriff Kultur schließt doch wohl eine Wirkung auf die Allgemeinheit ein. In je weitere Kreise eine kulturelle Errungenschaft dringt, desto freudiger ist es zu begrüßen. Von welchem Standpunkt aus wäre es also zu beklagen, wenn „der deutsche Spießbürger, statt fortwährend in den Kintopp und Operetten zu gehen," es künftig vorzöge, für „50 Pfennig den Parsifal zu hören?"

Der Gedanke, daß der Parsifal einmal für so wenig Geld zugänglich werden könnte, scheint aber Strauß unangenehm zu berühren. Er fürchtet, daß dies für die Franzosen und Italiener ein neuer Grund sein möchte, uns weiterhin für Barbaren zu halten. Strauß schätzt offenbar den künstlerischen Geschmack eines Menschen nach der Höhe seines Steuerzettels und hält nur denjenigen Kunstfreund für voll, dessen Mittel die Anschaffung eines Parkettsitzes zu mindestens 8 Mark gestatten. Freilich ist er, wie aus seinem politischen Bekenntnis hervorgeht, Aristokrat und wendet sich demgemäß mit seiner Kunst an die wenigen Zahlungsfähigen — an die Geldaristokratie. Es soll ihm unbenommen bleiben, die Eintrittspreise zu seinen Opern tunlichst in die Höhe zu schrauben und den Marktwert seiner Musik nach Möglichkeit auszunutzen — selbst durch Verträge, die, zugleich mit der Erwerbung der jeweiligen Novität, auf künstliche Wiedererweckung bereits dahingeschiedener Opern abzielen —: allein er wird es bei allem geschäftlichen Scharfblick durch kein Ausnahmegesetz der Welt verhindern können, daß die Geschichte über die Weite seines künstlerischen Horizontes und den Wert seiner Schöpfungen dermaleinst zu Gericht sitzen wird.

Die Wirkung eines Kunstwerkes auf die Nachwelt resultiert aus der Kraft dieses Werkes selbst, nicht aus noch so wohlgemeinten Stützungsversuchen seiner Schwächen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grenzfragen ärztlicher Ethik

Von Dr. Julian Marcuse

In seiner sozialpsychologischen Monographie „Der Arzt" sucht Ernst Schweninger den Begriff der Humanität im Sinne einer Sittenlehre umzuprägen in den der Menschlichkeit, als dem ursächlichen Moment primitiver ärztlicher Hilfeleistung. Aus der Reihe der Gedanken klingt einer heraus: die Gegenüberstellung bewußten menschlichen Handelns, von Überlegenheit und Erfahrung eingegeben, zu blindem Hinsichgeben, dem reinen Gefühlswert der sich opfernden Liebe. Und in diesem Sinne greife ich den Gedankengang Schweningers auf und führe ihn weiter, und zwar dorthin, wo die aristotelische Definition des Begriffes „Ethik" anhebt. Der Philosoph von Stagira bestimmte bekanntlich Wert und Unwert des menschlichen Wollens und Handelns als die Grundbegriffe sittlichen oder unsittlichen Verhaltens, ethische Handlungen sind also diejenigen, die einen sittlichen Wert haben. Und zu ihnen gehört, unberührt von dem Wandel und Wechsel der Moralpraxis in den jeweiligen Kulturperioden, das Handeln aus Menschlichkeit, das Gefühl für die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Mensch als treibendem, die Erkenntnis von der eigenen hilfebringenden Fähigkeit als ausführendem Moment. So bildet die Menschlichkeit Diadem und Purpurgewand des Helfers, und sie wird zur Scheidemünze zwischen Arzt und Patient. Die Bildung der Gesellschaft wirkt auf dieses ursprüngliche Verhältnis umgestaltend ein, die der Naturalwirtschaft entnommenen Motive machen den Weg zur Geldwirtschaft mit, der Erwerb, der bürgerliche Beruf mit der Notwendigkeit der Lebenshaltung, mit dem Wettbewerb werden zu äußerlich bestimmenden Faktoren. Noch geht der Sittenkodex des Hippokrates vom freien paragraphenlosen Appell an das sittliche Bewußtsein aus, das in jedem Menschen wohne, aber wenige Jahrhunderte später erscheint schon

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die erste Medizinalgesetzgebung, und sie erreicht ihren Höhepunkt in den Verordnungen Kaiser Friedrichs II. im 13. Jahrhundert. Überwuchernd legt sich über die ethische Grundauffassung des Verhältnisses zwischen Arzt und Kranken die Etiquette, die Beziehungen der Ärzte untereinander, und sie beginnt die freie natürliche Regung des einzelnen zu ersticken. Das ursprüngliche, die Wesenheit des Arztes allein erklärende Moment: seine Existenzberechtigung, Menschlichkeit und Hilfeleistung, bleiben wohl bestehen, allein sie treten als Wertung des einzelnen in dem festen Gefüge des sich entwickelnden Standesbewußtsein zurück, ja sie werden sogar zur wirtschaftlichen Anfechtung für diejenigen, die über die Norm von diesen ideellen Gütern Gebrauch zu machen scheinen. Die Entwicklung der Universitäten fördert den Zersetzungsprozeß innerhalb des ärztlichen Berufes, die mit den Prärogativen der Wissenschaftlichkeit ausgestatteten akademischen Lehrer treten in den freien Wettbewerb mit ein, und kraft ihrer Machtstellung beherrschen sie den Markt und — die Etiquette, die vor ihnen haltmacht. So häuft sich der Stoff für Konflikte, auf dem strittigen Gebiete steht der Kranke, der Hilfe sucht, und sein Leid, und um ihn herum die Schar der Helfer, in ihrem Tun und Lassen nicht bloß bestimmt durch den Satz suprema lex salus aegroti, sondern eingeengt und im Handeln gefesselt durch die starren Gesetze des geschriebenen und ungeschriebenen Sittenkodex.

Man vergegenwärtige sich: der Begriff der natürlichen Heilmethoden und ihre Anwendung in der Therapie wurde noch vor wenigen Jahrzehnten als ein so schwerer Verstoß gegen die Reputation der offiziellen Medizin angesehen, daß ihre Vertreter in eine Kategorie mit den Marodeuren der Heilkunde gestellt und beruflich geächtet wurden. Und auch heute sind manchenorts noch ähnliche Regungen bemerkbar, spricht doch zum Beispiel ein Arznei- und Verhaltungsbüchlein offiziellster Observanz über eine Reihe kleiner therapeutischer Maßnahmen die Acht aus, da ihr Ursprung aus dem Naturheillager stammt!!

Diese Zwangsfessel der Einreihung in die Standesgenossenschaft macht sich vor allem bemerkbar und fühlbar in jenen Situationen, wo das Krankenbett zur Begegnung mehrerer wird, wo die Konsiliartätigkeit anhebt. Hier wird die herrschende Meinung in der Medizin zum Schiboleth, und wehe dem, der ihr entgegenzutreten wagt, schon mancher hat seine freie Meinungs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

äußerung mit dem verdammenden Urteil der Fakultätspäpste büßen müssen. An sich ist die gemeinsame Beratung mehrerer Ärzte, das sogenannte Konsilium, der Ausgangspunkt mannigfachster Konflikte. Schon die Wahl läßt sie erstehen, da oft genug das Konkurrenzmoment gegenüber Qualifikation und Fähigkeit entscheidet. Daher in erster Reihe eine Autorität, die aus dem gewöhnlichen Bereich hausärztlicher Tätigkeit ausscheidet und als erwerbsmindernd nicht zu fürchten ist. Wie verschieden das Maß und die Beurteilung zwischen Arzt und akademischem Lehrer ist, zeigt die Tatsache, daß das Ratpflegen zwischen Arzt und Patient ohne Wissen des Hausarztes als ein gegebenes und allgemein anerkanntes Moment zur Einstellung der Tätigkeit des letzteren ist, das Raterholen bei einer Autorität, dem Professor, dagegen nie den Anlaß zur Kabinettfrage bildet.

Die akademische Laufbahn in der Medizin schafft mehr wie irgendwo in einer Wissenschaft Werte, denn sie erzeugt von vornherein im Publikum die Vorstellung einer ganz besonderen Prädestinierung zu ärztlichem Wissen und Können. Tragikomisch ist es, wenn berühmte Anatomen oder Pathologen — vor allem war es Virchow —, deren Namen weltbekannt, deren Handeln aber fernab von jeder praktischen Tätigkeit liegt, in fremden Landen und Städten von allen erdenklichen Preßhaften und Siechen aufgesucht und um Rat gefragt werden! Am eigenen Herd sucht Publikus sich wenigstens die Vertreter des jeweiligen Faches für seines Herzens und Leibes Notdurft aus und wallfahrtet zu ihnen. Dieser Gang, der natürlich nur ein Prärogativ der wirtschaftlich Starken darstellt, mehrt die Macht der akademischen Vertreter der Medizin ins Ungeheure und zeitigt eine Abhängigkeit und einen Nepotismus, wie sie zu den betrübendsten Erscheinungen der Gegenwart gehören. Ihre Domänen sind die preußischen Universitäten, in allererster Reihe Berlin, aber auch der süddeutsche Ring hat manchen Tropfen Wermut von diesem Geiste schon empfangen. Der Kultus der deutschen Metropole erinnert an Byzantinismus, würdelos schreiten hier vor allem die Jünger voraus. Nur die vom Lehrer sanktionierte Meinungsäußerung gilt, ja sogar wissenschaftliche Beobachtungen und Schlüsse unterliegen der Zensur. Ein Exemplum aus jüngster Zeit: Ein Forscher, aber ein Outsider ohne akademische Stellung, kommt auf Grund seiner Studien zu außerordentlich bedeutsamen, die Grundlagen bisheriger Anschauungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erschütternden Resultaten. Man fehdet ihn an, die Veteranen des Kollegiums können dem Gedankengang nicht mehr folgen. Ergo gilt die Untersuchung als abgetan; allein ein jüngerer, noch nicht zum Inquisitor gewordener Akademiker geht den Spuren nach und findet die Tatsächlichkeit der Beweisgründe, er will sie öffentlich vertreten, da erklärt der Ordinarius, dem er in seiner kliniſchen Stellung unterworfen, „das geht nicht, da erregen wir Anstoß bei A und B und C, die nichts davon wissen wollen". So geschehen im Frühjahr 1910! Und merkwürdig, wie die ethischen Begriffe dehnbar sind: Einen armen Teufel von Feld- und Wiesenarzt verurteilte einstens das Ehrengericht, weil er Patienten mit Hilfe des Bakschisch anwarb — Hebammen und Hotelportiers sind meist die Empfänger —, und seit Jahren bestand — dem Wissenden nicht erst durch die vor einigen Jahren erfolgten Enthüllungen geoffenbart — ganz offiziell und offiziös in Berlin ein sogenanntes Bureau für russische Konsultationen, das in regsten Geschäftsbeziehungen zu Leuchten der Wissenschaft stand.

Auch die chemische Industrie trägt ihr Scherflein zu der veränderten Auffassung ethischer Begriffe bei: Sie operiert mit Aufsichtsratstantiemen und interessiert für ihre Produkte die kliniſchen Institute. Eine einzige, aus diesen hervorgegangene und mit der Gegenzeichnung des Leiters versehene Arbeit sichert den Absatzmarkt, denn für den Haufen ist der „Wirklich Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Y. in X." die Inkarnation der Beweiskraft. Oder sie kauft sich ihre Handelsagenten aus der Reihe des ärztlichen Proletariates und sucht mit deren Assistenz für ihre fragwürdigen Produkte nach neuen Absatzgebieten. Zu diesem Zweck werden ad hoc medizinische Zeitschriften begründet und — wie ein trauriges Beispiel aus kaum verflossener Zeit zeigte — unter den verwerflichsten Manövern Piratenzüge inszeniert, die die ganze Skrupellosigkeit der Handelskompagnie Kaffeehändler plus Arzt vor Augen führten!

Unvergessen bleiben die Urteile der Standeskammern über die zulässige Höhe und Breite des ärztlichen Schildes, über Form und Zeilenmaß der Ankündigungen, über erlaubte und unerlaubte Gastspielreisen und ähnliches mehr. Der ganze Geist mittelalterlicher Zunftordnung feiert in diesen Enunziationen seine Auferstehung und knebelt den Söldner, während die Hierarchie schrankenlos sich ihre eigenen, nur vom Nutzwert eingegebenen Wege

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sucht. Auch hier ist Ethik einzig und allein eine wirtschaftliche Machtfrage, und sie verschiebt ihre Grund- und Grenzlinien je nach der dem einzelnen und einer geschlossenen Kaste immanenten Stellung in der öffentlichen Meinung. Und diese Stellung ist nur zum Teil das Ergebnis eigener Persönlichkeit, ein anderer Teil beruht auf dem eigengearteten Wesen der Materie Medizin, auf dem Doppelbegriff Wissen und Kunst.

Da sie als Wissenschaft in erster Reihe eine Erfahrungswissenschaft ist, die ärztliche Behandlung dagegen eine Kunst, so sind zum Zustandekommen des Erfolges all die Faktoren erforderlich, die die Persönlichkeit, das Objekt der Kunst, beeinflussen. Und wie in der darstellenden Kunst Auffassung und Blick, Intuition und Gestaltungsgabe den wahren Künstler scheiden von dem Haufen der Handwerker, so auch in der ärztlichen, in der die Deduktion oft genug nicht das Ergebnis logischer Schlußfolgerungen, als vielmehr das Fazit eines künstlerisch geübten Blickes ist. Hieraus entsteht zum großen Teil die Verschiedenheit der ärztlichen Auffassungen über Ursachen und Wesen des Leidens, über Kraft und Wirkung der Heilmittel, die nicht bloß von Geschlecht zu Geschlecht, sondern die von einem Arzt derselben Periode zum andern, ja selbst im Leben eines Arztes von einem Zeitabschnitt zum folgenden wechseln. Mit diesem Faktor als einer im Wesen jeder Erfahrungswissenschaft gegebenen Größe ist zu rechnen, und der Grundsatz „le système est mort, vive le système" ist der Geschichte der Medizin tief eingeprägt. Diese Veränderlichkeit der Grundauffassungen läßt um so stärker jenes psychologische Wechselspiel aufkommen, das als Suggestibilität das Verhältnis von Arzt und Patient so intensiv beeinflußt. Schon in der Persönlichkeit des Arztes, seinem natürlichen oder künstlich erzeugten Nimbus, dem Milieu, mit dem er sich umgibt, seiner Fähigkeit, alles Menschliche zu verstehen und andererseits zu beeinflussen, liegen mächtige suggestive Einflüsse, welche die jeweilige Behandlung des Einzelfalles wirksamst zu unterstützen imstande sind; diese suggestive Beigabe der materia medica ist als therapeutischer Faktor von nicht zu missendem Werte und wird wohl kaum je ganz zu entbehren sein. Allein da ärztliche Geistesarbeit im Rahmen gesellschaftlicher Entwicklung nicht bloß übernommenen Pflichtenkreisen, sondern auch wirtschaftlicher Verwertung dient, ist der Moment gegeben, wo der Konflikt zwischen sittlichem und unsittlichem Handeln einsetzt.

Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Suggestion im weitesten psychologischen Sinne kann zum treibenden Element werden und zeitigt in ihren Auswüchsen die Vermessenheit des eigenen Ichs, die starre Abgeschlossenheit gegen die Meinung anderer, den Hochmut der Unfehlbarkeit. Der Erfolg raubt die Achtung vor dem Handeln anderer, setzt sie herab, und aus der idealen Aufgabe der Medizin wird ein Zerrbild wirtschaftlicher Konkurrenz. So nimmt der Kampf häufig genug Formen an, die in ihrer Skrupellosigkeit vor nichts zurückschrecken und Handeln und Tun selbst dem Patienten gegenüber beeinflussen. Das Wohl und Wehe der Kranken bleibt zwar noch das treibende Moment der Berufspflicht, allein die einzuschlagenden Wege, die Wahl der Behandlungsmethoden und ähnliches sind nicht mehr ausschließlich der Ausfluß wohlerwogener objektiver Betrachtung, sondern angefressen von den Erwägungen des Konkurrenzkampfes. Moralisten und Ideologen im ärztlichen Stande haben zu allen Zeiten und bei allen Völkern diese und ähnliche sittlichen Mängel gegeißelt und dem Zeitalter, in dem sie lebten, die Schuld daran beigemessen. Dieser Schluß haftet an der Oberfläche: Nicht die Zeitverhältnisse sind es, die als wesentliches Moment heranzuziehen sind, als vielmehr die Janusnatur der Medizin — halb Wissen, halb Kunst — und der durch den freien Wettbewerb erzeugte Drang nach wirtschaftlichen Gütern und nach Befriedigung des Ehrgeizes. Diese Fragen treten weit aus dem Rahmen der Standesbegriffe heraus, in die man sie gern einschachtelt, und werden zu sittlichen Postulaten, und die Erzeugung von Neid, Mißgunst und Haß wird maßgebend für die Wertschätzung der Wissenschaft selbst. Wo Methoden und Wege ihrem innersten Wesen nach schwanken, sinkt im Augenblick, wo die Vertreter der Wissenschaft gegenseitig ihre Leistungen diskreditieren, die Achtung vor der Disziplin selbst und ihrem Können und leistet dem Eindringen zersetzender Elemente willfährigen Vorschub. So begreift ethisches Handeln der Ärzte untereinander in ihrem Verhältnis zum Klienten auch die Sicherung der Wissenschaft und ihrer unumgänglich notwendigen Stellung im Gesellschaftsorganismus in sich und wird zum Bollwerk gegen im Trüben fischendes diplomiertes oder undiplomiertes Freibeutertum. Es spinnen sich also auch hier die Fäden sittlicher Vervollkommnung weiter und weiter und führen zur Gesundung menschlicher Einrichtungen. „Lasset uns besser werden, dann wird's auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besser sein", dieses Dichterwort bleibt auch in der Gegenwart mit ihrem bedenklichen Streben nach Zunftzwang und äußeren Fesseln die immer wiederhallende Losung!

Klagen / Von Maxim Gorki

Autorisierte Übersetzung von August Scholz

(Fortsetzung)

in andermal, als wir auf einer Station längeren Aufenthalt hatten, sehe ich etliche von meinen Leuten in einer Gruppe zusammenstehen, und mitten unter ihnen steht Schwezow und hält ein Häufchen Erde auf der flachen Hand, reibt sie mit den Fingern, riecht daran wie ein altes Weib, das eine Prise Schnupftabak nehmen will, und macht in seiner unbeholfenen Weise irgendwelche Ausführungen. ‚Was gibt's denn?' frage ich. — ‚Ach, nichts Besonderes, Euer Wohlgeboren — Schwezow hat uns hier nur etwas erklärt, über die Mischung der Erde . . .' — ‚Was erklärst du ihnen denn da?' frage ich. Mit unheimlicher Ruhe beginnt er nun in mir unbekannten Ausdrücken von der Beschaffenheit des Bodens zu sprechen, von den Erdarten, vom Erdgrund, Erdsaft, Erdhaltigkeit und so weiter, und alle verstehen ihn und stimmen ihm bei, während ich nichts begreife und sie mir ansehen, daß ich nicht begreife. Ich halte ihnen gleich eine Rede über die Notwendigkeit, den heimatlichen Boden zu verteidigen, für ihn in den Kampf zu ziehen, sie aber antworten mir: ‚Wir kämpfen ja schon für ihn und um ihn, Euer Wohlgeboren — solange wir leben, kämpfen wir um ihn und sind stets bereit, ihn zu verteidigen!' Es war eine peinliche, lächerliche, klägliche Situation.

Ich war mir, mit einem Wort, sehr bald vollkommen klar darüber, daß ich mit Leuten in den Kampf ziehe, die nicht verstehen, warum eigentlich gekämpft werden solle. Ich hatte ihnen nun den rechten kriegerischen Geist einzuflößen . . . Ja, das war meine Aufgabe! Aber sie glaubten leider nicht ein Wort von dem, was ich sagte, jeder einzelne von ihnen schien im tiefsten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herzensgrunde davon überzeugt, daß dieser Krieg — von mir begonnen sei, daß ich allein und sonst niemand ein Interesse daran habe! Mitunter hätte ich am liebsten laut auf sie losgeschrien. Namentlich dieser Portnow ... oder vielmehr Schwezow ... brachte mich mit seiner stumpfen Ruhe zur Verzweiflung: sieht mich immer nur an und — schweigt. Er schweigt — seine Fratze aber scheint auf alles gefaßt, was da kommen mag: ‚ich will ja alles tun, was du befiehlst,' scheint sie zu sagen, ‚alles, was du willst ... doch ich — ich habe nichts davon, ich weiß von nichts, trag du nur alle Verantwortung, du ganz allein!'

Und mit diesen Leuten, die alles auf fremden Befehl hin zu tun bereit waren — kam ich auf dem Kriegsschauplatze an — unser Bataillon war mit zur Deckung des Rückzuges von Mukden bestimmt. Ich lag mit meiner Kompagnie im Dickicht, in den Uferlöchern an irgendeinem dummen kleinen Flusse; am andern Ufer sahen wir von weitem die Japaner herankommen — auch ein sehr ruhiger Menschenschlag, nur daß ihre Ruhe in dem Bewußtsein der wichtigen Aufgabe wurzelte, die sie zu lösen hatten, während unsere Aufgabe darin bestand, einen Rückzug mit möglichst geringen Verlusten auszuführen.

‚Schont nur eure Patronen!' sage ich meinen Leuten. Nun, sie schonen sie. Zerlumpt, beschmutzt, ermüdet, unsagbar gleichgültig liegen sie da und sehen zu, wie dort der Feind Kette auf Kette übers Feld herankommt, flink und gewandt, wie die Ratten ... Irgendwo hinter uns feuert die Artillerie, von rechts ertönen Salven, bald sind auch wir an der Reihe. Ein Höllenspektakel tobt ringsum. Meine Nerven sind stumpf geworden, der Kopf schmerzt mich, und ich glühe am ganzen Leibe, als schmorte ich an dem langsamen, qualvollen Feuer meiner trostlosen, ohnmächtigen Wut.

Hinter mir vernehme ich Schwezows eindringlich ruhige Stimme: ‚Es sind so leichte, kleine Kerle, und gut ausgerüstet sind sie, und vor allem sind sie hier zu Hause, kennen das Land auf Schritt und Tritt, jedes Erdloch, jeden kleinen Hügel — wie können wir uns da mit ihnen messen? Und dann — ist der Mensch auf seinem eignen Grund und Boden eben stark, auf der angestammten, eigenen Scholle — unbesiegbar ist er da, der Mensch!' Die andern hören ihm zu und räuspern sich oder schnauben zum Zeichen des Beifalls.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich sagte dem Manne nun, verstehen Sie, daß, wenn er nicht sofort den Rand hält, ich ihn ohne weiteres ... — und ich setzte ihm die Mündung meines Revolvers auf die Stirn. Die blauen Augen glotzten mich, je eins an jeder Seite des Laufes, ohne jede Spur von Erregung an, und er meinte: ‚Was wollen Euer Wohlgeboren sich erst die Mühe machen, mich werden ohnedies schon die Japaner totschießen!'

Ich schämte mich im Innern, und ich wußte nicht, wie ich aus der dummen Lage herauskommen sollte — doch da kam der Befehl, daß wir weiter landeinwärts Aufstellung nehmen sollten. Ohne einen Schuß abgegeben zu haben, so wie wir gekommen waren, brachen wir auf, wie denn meine Kompagnie überhaupt in der ersten Zeit eine etwas merkwürdige Rolle spielte: man schickte uns von einem Ort zum andern, als wüßte man höhern Orts von den seltsamen Reden Schwezows und als sei man bemüht, verstehen Sie, meine Kompanie immer gerade dahin zu schicken, wo meine Leute sich so recht am Platze fühlten. Hungrig und müde, wie betäubt, ziehen wir hin und her, sehen, wie die Kosaken dahersprengen, wie die Artillerie vorüberrasselt, wie die Wagenzüge des Roten Kreuzes den Truppenteilen folgen ... Ganz wunderschön!

Die Nacht war hereingebrochen. Wir lagen da irgendwo auf den Anhöhen herum, und die Japaner marschierten gerade auf uns zu. Ohne Hast kamen sie näher, doch in zahlloser Menge, von allen Seiten, ohne Ende. Und ich sehe — es kam mir, verstehen Sie, wie ein Traum vor: sehe, wie eine Artillerieabteilung querfeldein auf uns zukommt und wie auf ihrer rechten Flanke plötzlich ein Flämmchen aufleuchtet, und bei dem Feuerschein erblicke ich voll Schreck ein rundes Mongolengesicht — er raucht, der Teufelskerl! Wie er nur darauf kam, sich gerade jetzt eine Zigarette anzuzünden? Wollte er seinen Soldaten zeigen: ‚seht, wie tapfer ich bin!' — oder hatte er vor lauter Angst den Kopf verloren? Jedenfalls rauchte er. Von allen Seiten knatterten die Salven, auch meine Kompanie schoß natürlich — jene aber kamen näher und näher, und zwar so furchtbar langsam, verstehen Sie, ganz unglaublich langsam! Als ob sie alle ganz genau wüßten, daß ihre Sache sicher und unverlierbar sei und daß sie darum keine Eile hätten. In Wirklichkeit mag es ja anders gewesen sein, mir aber schien es eben so, kann ich Ihnen sagen. Und die verdammte Zigarette dort drüben glüht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Dunklen und flammt bei jedem Zuge so gleichmäßig, so ruhig und sicher auf — man sieht gleich, daß sie dem, der sie raucht, großes Vergnügen bereitet. Meine Leute schießen nach ihr, und ich rate ihnen, tiefer zu halten, damit sie dem Manne ein paar blaue Bohnen in die Brust oder in den Bauch jagen. Sie folgten meinem Rat — doch ich sah, wie er seine Zigarette ruhig zu Ende rauchte und den Stummel im Bogen zur Seite warf, daß er eine Feuerlinie in der Luft beschrieb. Die Sache mag Ihnen unbedeutend oder vielleicht gar albern erscheinen — nun ja: allzu bedeutsam ist sie nicht, mir aber schien sie damals recht charakteristisch: ich hätte es jedenfalls nicht fertiggebracht, mir eine Zigarette anzuzünden, bevor ich eine Geschützsalve abfeuern ließ. Ich besitze nicht die Ruhe, die dazu gehört, sich vor dem Tode eine Zigarette anzuzünden, ich besitze nicht die Zuversicht, daß ... ja—a ... Ich bin meinen eigenen Leuten ein Fremder, und weder die Todesfurcht noch sonst etwas vermag mich mit ihnen in innigere Beziehung zu setzen. Wir sind, dem Geiste nach, Leute verschiedenen Stammes: sie sind Soldaten, und ich bin ihr Vorgesetzter, weiter nichts. Ich verstehe sie so wenig, wie sie mich verstehen, wir haben kein Mitgefühl füreinander, wir lieben einander, offen gesagt, nicht und fürchten uns ein wenig voreinander ...

Ich erinnere mich an einen Vorfall aus jenen Tagen: wir hatten einen chinesischen Spion gefangen, und er saß da, auf der Erde, und zwei Mann bewachten ihn — mein Schwezow und ein Tatar, Chubaidulin mit Namen. Ich höre, wie Chubaidulin sich mit dem Chinesen in irgendeinem verrückten Jargon ganz gemütlich unterhält.

‚Dein Land ist sehr schön ...‘ sagte Chubaidulin.

Der Chinese antwortet ihm, das Russische radebrechend, wie etwa auch Schwezow geantwortet hätte:

‚Ihr habt mein Land verwüstet — das ist unser Ende ...‘

Schwezow selbst aber meinte:

‚Wir haben keine Schuld, Bruder ... Uns hat man gesagt: Marschiert — und so sind wir eben hermarschiert. Wir sind selbst ein Ackerbau treibendes Volk. Wir können euch verstehen. Wir‘ — und so weiter ... ganz in der Tonart, wie die Bauern in den Erzählungen unserer alten Schriftsteller reden. Und dabei lügt er, lügt ganz unverschämt! Hab' ich's

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch oft genug mit eigenen Augen gesehen, wie sie — nicht gerade er, ich will ihn nicht beschuldigen — aber überhaupt sie, unsere Soldaten, auf den Höfen der Mandschuren gehaust haben ... ohne Notwendigkeit, ohne Sinn und Verstand haben sie in dumpfer Bosheit alles ruiniert, was ihnen unter die Hände kam. Dutzendweise fällten sie die Bäume, wenn sie nur ein einziges Stämmchen brauchten, verbrannten die Hütten, zertraten die Saatfelder, zerbrachen die Möbel ... ja, ja! Nun, man hat ja darüber genug geschrieben, und ich kann es bestätigen: ja, es war so. Ich muß aber hinzufügen, daß sie auch auf dem Heimwege nach Rußland sich nicht besser betrugen, sondern alles verdarben, was sie nur verderben konnten. ‚Einem Bettler ist nichts teuer', sagt ein koreanisches Sprichwort — das kann ihnen vielleicht in gewissem Maße zur Rechtfertigung dienen ... Es mag Sie vielleicht befremden, daß ich das sage — aber meine Seele hat schwer, schwer darunter gelitten, und es ist kein Wunder, daß meine Worte hart und böse klingen ...

Ich hörte die Unterhaltung der drei und dachte im stillen: ‚Das ist alles sehr schön, meine Lieben, und gewiß auch sehr christlich gedacht, aber es ist jetzt unzeitgemäß, denn wir stehen mitten im Kriege.'

An demselben Abend noch wurde dem Chinesen der Prozeß gemacht; ich rief den Unteroffizier und befahl ihm:

‚Nimm Schwezow und Chubaidulin mit und laß den Spion erschießen!'

Sie gingen. So ruhig schritten sie dahin! Ich folgte ihnen in einiger Entfernung. Der Abendhimmel war wie in ein Feuermeer getaucht. Der Chinese stand, das Gesicht zur Sonne gekehrt, an einer Wand ... ein hochgewachsener, stattlicher Bursche war es! Vor ihm standen, den Nacken mir zugewandt, die beiden Soldaten. Sie schossen, der Chinese neigte sich vor, als wollte er sich zum Abschied verneigen — ‚lebt wohl!' — und fiel, mit dem Gesicht zur Erde, nach vorn. Sie nahmen Gewehr bei Fuß und standen da. Alles ringsum, auch sie selbst, sind vom Abendrot übergossen. Der Sonnenuntergang, verstehen Sie, hat dort immer etwas so Seltsames, Unheimliches: als wolle das scheidende Gestirn den Menschen drohend zurufen: ‚Ich scheide — für immer, für immer! ...'

In jener Nacht konnte ich keinen Schlaf finden. Wir hatten Karten gespielt, doch ich langweilte mich, warf die Karten hin und ging fort. Lange

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ging ich wie im Schlafe umher, als ich plötzlich neben einem Baume Schwezow erblickte: er stand da und betete. Er hatte den Hals vorgestreckt, ganz so wie ein Ochse im Joch, der Kopf neigte sich tief zur Erde hinab, und mit der Hand berührte er abwechselnd seine Stirn, seine Schultern und seine Brust. Alles geschah ganz langsam. Als er meine Schritte vernahm, wandte er sich um und nahm eine gerade Haltung an. Ich trat auf ihn zu und sah, alles an ihm war, wie zu jeder anderen Zeit, vollkommen in Ordnung. Ich fragte ihn irgend etwas. — ‚Zu Befehl, nein,' antwortete er. Dann platzte ich heraus:

‚Hat dir wohl leid getan, der Chinese, he?'

Er dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

‚Ja, ein klein wenig.'

‚Ihn am Leben zu lassen ging doch nicht gut an . . .'

‚Zu Befehl, nein.'

‚Warum nicht?'

‚Weil's eben . . . ein Spion war . . .'

Ich hatte das Gefühl, daß er einer Sache beipflichtete, die er innerlich nicht billigte, daß er die Verantwortung für den Tod dieses Menschen ganz und gar mir, nur mir allein zuschob. Sein hölzernes Gesicht und dieser stumpfsinnige, demütige, an einen Ochsen erinnernde Blick — sie verurteilten mich beide in der unzweideutigsten Weise.

Ach, ich könnte noch so viele kleine Einzelzüge erzählen, nicht nur von Schwezow allein, natürlich . . . aber in seiner Schweigsamkeit, seiner demütigen Bereitwilligkeit, alles zu tun, was ihm anbefohlen wird, seinem Bemühen, alle Schuld und Verantwortung von sich zu weisen und gerechtfertigt dazustehen, scheint er mir ganz besonders typisch . . . ja. Ich sah in Nagasaki einen Franzosen — ein Kriegskorrespondent war es wohl oder irgendein Agent, Gott mag's wissen: die Franzosen haben so eigentümliche Gesichter, verstehen Sie, so scharf geprägt, wie ziseliert — wenn man sie ansieht, denkt man sofort: muß das ein kluger, geistreicher Mensch sein! Wie nennen sie das doch selbst — spirituell, intelligent? Ja — solch ein Spiritueller also stand auf dem Perron, die Hände in den Taschen und sah aufmerksam durch sein Pincenez zu, wie unsere gefangenen Krieger in die Waggons verladen wurden und dabei einen Trauermarsch pfiffen. Weiß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Henker, ja — ich dachte damals: finie l'alliance! Was für ein Vorteil, was für ein Nutzen kann aus dem Bündnis mit einem Volke erwachsen, das gleichgültig bleibt, wenn es geschlagen ist? Das nicht begreift, warum es geschlagen wurde, warum es überhaupt Krieg führen soll — das, mit einem Wort, überhaupt nichts begreift? Jahre sind seit jener Zeit vergangen, und die Allianz besteht noch immer. Vive la France, vive la Russie — alles ist in schönster Ordnung! Aber glauben Sie mir, es wird nicht mehr lange dauern, und wir werden ganz mutterseelenallein dastehen, wir werden der große Sumpf sein, der Europa vor den Einfällen der Mongolen schützt, wie wir es von jeher gewesen sind. Das ist die Rolle, die uns von Ewigkeit her und für alle Zeiten zugewiesen ist. Und wir werden ganz passiv bleiben bei der Erfüllung dieser unserer Aufgabe: die Mongolen werden zu uns kommen und mitten unter uns versinken wie in einem Sumpfe — wie die Mordwinen versunken sind. Sie sagen, das sei Pessimismus? Keineswegs! Ich bin mit meinem Volke in Fühlung gekommen und darüber zum Fatalisten geworden. Wir sind ja alle Fatalisten, Nihilisten — ach, genug davon! . . .

(Schluß folgt)

Rundschau

Seemacht und Kolonien im britischen Weltreich

Der kanadische Premierminister Borden hat am 30. August einen fast zweimonatigen Aufenthalt in England beendet und die Heimreise angetreten. In einer Abschiedskundgebung für die englische Öffentlichkeit quittierte er vorher dankend über die Gastfreundschaft, der er sich erfreuen durfte, und über die „wertvollen Informationen", die ihm im Reichsverteidigungskomitee gegeben worden. Nichts aber hatte er zu sagen von irgendwelchen Ergebnissen seiner Beratungen mit den Londoner Staatsmännern über eine Beteiligung Kanadas an der britischen Reichsverteidigung. Wie Hohn klang es, wenn er in Bezug auf diese „höchstwichtige Angelegenheit" erklärte: „Der Druck der gegenwärtigen Session des Parlaments hat uns verhindert, die vollständige Information in seiner endgültigen Form zu erhalten; wir erwarten aber, daß sie uns sehr bald nach unserer Rückkehr nach Kanada erreichen wird, wo sie ohne unnötige Verzögerung im kanadischen Parlament beraten werden soll." Während seines Aufenthaltes war Herr Borden nie so

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

recht aus sich herausgegangen. Stets wurde er wortkarg, wenn er über die Reichsverteidigung reden sollte, und suchte seine Zuhörer durch einige fesselnde Bilder von den Fortschritten und den glänzenden Aussichten Kanadas über die Dürftigkeit seiner Mitteilungen hinwegzutäuschen. Deutlich wies er nur immer wieder darauf hin, daß sich die Kanadier als eine besondere Nation fühlen, und daß sie, um die britische Reichsflotte stärken helfen zu können, eine Stimme in der Politik, die über Krieg und Frieden entscheide, haben müßten. Eine hierauf bezügliche „vollständige Information in endgültiger Form" mag allerdings schwer aus verantwortlichen englischen Staatslenkern herauszubringen sein; Herr Borden wird wohl auch in Kanada noch recht lange darauf zu warten haben.

Kurz bevor die kanadischen Minister in England anlangten, hatte Herr Churchill bei einem Festmahl der englischen Schiffbaumeister eine hochtrabende Rede gehalten, worin er den Anschein zu erwecken suchte, als wollten die Kolonien es durch ihre Rüstungen dem Mutterlande nur erleichtern, seine Seestreitkräfte für die Wacht in der Nordsee bereit zu haben. Die Flotten der Kolonien, meinte er, würden die britischen Interessen in allen außereuropäischen Gewässern schützen, so daß die Hauptflotte noch vollständiger als bisher in den heimischen Gewässern, d. h. auf dem entscheidenden Kriegsschauplatze gegenüber Deutschland, zusammengezogen werden und bleiben könne.

Diese Rede war nichts als ein Bluff. Die britische Admiralität würde bisher nicht so großen Wert darauf gelegt haben, die Kolonien davon abzuhalten, sich eigene kleine Flotten zuzulegen, statt die Reichsflotte unmittelbar zu verstärken, wenn sie die englischen Interessen außerhalb Europas durch koloniale Seestreitkräfte je wirklich geschützt und gefördert wissen könnte. Auf der britischen Reichskonferenz im Jahre 1909 gab die Admiralität eine Erklärung ab, worin es hieß: „Wenn die Frage der Reichsverteidigung zur See lediglich als ein Problem der Marinestrategie zu betrachten wäre, so würde man finden, daß das größte Kraftergebnis aus einer bestimmten Aufwendung erzielt würde, wenn der Grundsatz einer einzigen Flotte zugleich mit einheitlicher Ausbildung und einheitlichem Kommando aufrecht erhalten bliebe. Sollte das einfache strategische Ideal ausschlaggebend sein, so würde also das Maximum an Kraft gewonnen werden, wenn alle Teile des Reiches nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse und Hilfsquellen das ihre zur Entwicklung der Reichsflotte beitrügen." Die Admiralität konnte sich also nur schwer darüber beruhigen, daß die Reichsdiplomatie, der ängstliche Rücksicht auf das Selbstgefühl der Dominions am Herzen lag, es den Kolonien doch frei stellte, der Reichsverteidigung in anderer Weise zu dienen, sei es, daß sie kleine Sonderflotten schüfen oder nur dem Mutterlande bestimmte Lasten abnähmen, die es bisher für das Reich trug, auf daß es dafür um so mehr für die Verstärkung der Flotte tun könne. Neuseeland allein handelte im Sinne der Admiralität, indem es sich erbot, dem Reiche einen Dreadnaught zu schenken, der der Admiralität ganz zu freier Verfügung stehen sollte. Das Commonwealth zog es vor, sich eine eigene „Babyflotte" zuzulegen. Kanada hatte ursprünglich unter Sir Wilfried Laurier dieselbe Absicht, tat aber nichts. Die neue Regierung fühlt sich daran nicht gebunden, ist sich aber auch noch nicht schlüssig, welche Flottenpolitik sie einschlagen soll.

Die Times unternahm es, während des Aufenthaltes der kanadischen Mi-

Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

nister in London, wieder für das ursprüngliche Ideal der Admiralität Stimmung zu machen. Sie tadelte den Eigensinn der australischen Bevölkerung, die sich nur unter dem Schutze eigener Schiffe unter eigener Leitung sicher fühle, und sprach von der Gefahr einer unabhängigen Commonwealth-Politik im Stillen Ozean, die dem Reste des Reiches arge Verlegenheiten bereiten könnte. Man habe zu wählen zwischen getrennten Flotten und getrennter Politik und einheitlicher Flotte und einheitlicher Politik. Das Reich könne nicht in Friedenszeiten 3, 4 oder 5 Flotten, dagegen in Kriegszeiten eine haben. Getrennte Flotten bei Anbruch eines Krieges zu dem kooperativen Leben einer zusammengehörigen Reichskraft zu galvanisieren, sei unmöglich. Die australische Presse hat der „Times" darauf einmütig mit starker Entrüstung geantwortet, daß das Commonwealth auf seinem bisherigen Standpunkte in der Rüstungsfrage beharren müsse. Nach den Abmachungen während der Reichskonferenz im Jahre 1909 solle die australische Flotte eine der drei Einheiten der britischen Ostflotte bilden, die später noch durch eine kanadische Einheit zu ergänzen wäre. Davon scheine man in London jetzt nichts mehr wissen zu wollen. Verlegenheiten könnten die australischen Rüstungen den übrigen Teilen des Reiches schon deswegen nicht bereiten, weil sie lediglich defensiven Zwecken dienten. Übrigens habe die Regierung des Commonwealth die Reichsregierung zweimal um Anschluß an den Protest gegen die amerikanische Panamakanalbill ersucht, ohne überhaupt eine Antwort erhalten zu haben.

Aus dieser Auseinandersetzung geht klipp und klar hervor, daß man in London über die Aufgaben einer britischen Reichsverteidigung zur See ganz andere Ansichten hegt, als in Australien. Hat man dort nur Sinn für die Wacht in der Nordsee, so blickt man hier auf Japan und die nordamerikanische Union und sucht sich diesen beiden, um die Herrschaft auf dem Stillen Ozean miteinander wetteifernden riesigen Mächten gegenüber zu behaupten. Nach den Vereinbarungen auf der britischen Reichskonferenz von 1909 sollte die australische Flotte bestehen: aus einem Panzerkreuzer, drei geschützten Kreuzern der Bristolklasse, sechs Zerstörern und drei Unterseebooten. Davon sind fertig: die drei Zerstörer Paramatta, Yarra, Warrago; in England im Bau begriffen sind der Panzerkreuzer Australia (19000 tons, Invincible-Klasse), der kleine Kreuzer Melbourne (5600 Tonnen, verbesserter Bristol-Typ); deren Schwesterschiff „Sydney" ist kürzlich in Glasgow vom Stapel gelassen worden; der dritte Kreuzer „Brisbane" wird in Australien gebaut; die drei Zerstörer „Dervent", „Swan" und „Torrens", sowie die drei Unterseeboote sind in England in Auftrag gegeben. Inzwischen hat der australische Admiral Hindersons ein weiteres, großzügigeres Flottenprogramm ausgearbeitet und dafür die Zustimmung des Parlaments gewonnen; dieses erstreckt sich über 22 Jahre, nach deren Ablauf Australien 8 Dreadnaughts, 10 geschützte Kreuzer, 18 Zerstörer und 12 Unterseeboote besitzen soll. Außerdem sind starke Küstenbefestigungen in Aussicht genommen. Wenn das Commonwealth mit seiner verhältnismäßig noch sehr geringen Einwohnerzahl zu solchen Anstrengungen für seine Verteidigung zur See neben der Landverteidigung, für die es ja schon mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht begonnen hat — entschlossen ist, so denkt es dabei nichts weniger als an eine Stärkung der englischen Angriffskraft gegenüber Deutschland. Weit entfernt, die deutschfeindliche Tendenz der englischen

Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Flottenpolitik zu unterstützen, bieten die australischen Staatsmänner vielmehr ihren ganzen Einfluß auf, um die Londoner Machthaber davon zu überzeugen, daß in Japan der Todfeind der britischen Weltherrschaft zu sehen sei.

In diesem Sinne bedeutete ja schon der glänzende Empfang, den Australien im Jahre 1908 der großen amerikanischen Armada auf der Rundfahrt durch den Stillen Ozean bereitete, eine Demonstration gegen die englisch-japanische Freundschaft, welche der Londoner Regierung nach dem russisch-japanischen Kriege doch vorwiegend dazu diente, ihre politischen Kräfte in Europa für eine deutschfeindliche Politik zusammenzufassen. Australien ebensowenig wie Kanada will die britische Reichsregierung bei einer Politik unterstützen, die sich zugunsten Japans gegen Amerika richtete. Darum bedeutete die vor zwei Jahren vorgenommene Einschränkung des britisch-japanischen Bündnisses, welche es für eine amerikafeindliche Politik und damit für die nächsten Zwecke des japanischen Imperialismus unbrauchbar machte, ein Entgegenkommen gegenüber den Kolonien. Keineswegs indessen wollen die Kolonien auf einen Schutz ihrer Interessen gegenüber den Vereinigten Staaten durch das Mutterland verzichten. Darum soll dieses jetzt im Streit um das Panamakanalgesetz beweisen, daß die Zugehörigkeit zum britischen Weltreich für Kanada und Australien in Hinsicht auf feindliche Absichten Onkel Sams noch etwas bedeutet. Man könnte sich ja sonst ruhig dessenimperialistischenPlänenpreisgeben, da auf ihn gegenüber Japan mehr Verlaß ist als auf das Mutterland. In Kanada hat man jedoch in dieser Richtung ebensowenig Zutrauen zum Mute John Bulls als in Australien. Der bekannte Führer der französischen Kanadier, Bourassa, schrieb kürzlich in seinem Blatt „Le Devoir“: Schon vor zehn Jahren habe er während seines Aufenthaltes in England aus Unterhaltungen mit britischen Staatsmännern und Publizisten die endgültige Überzeugung geschöpft, daß die Reichsregierung, ganz gleich, welche Partei am Ruder sein möge, eher alles andere geschehen lassen werde, als einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten zu riskieren. Er wolle nicht britische Staatsmänner einer verbrecherischen Nachlässigkeit und Feigheit zeihen, aber er sage, daß sie, und zwar mit Recht, glauben, Großbritannien würde durch einen Krieg mit den Vereinigten Staaten nichts gewinnen, weil es gewaltige finanzielle Verluste erleiden und zu Hause Hungersnot und soziale Revolution heraufbeschwören würde. „Dies weiß man in Washington besser als in Ottawa, Montreal und Toronto, wo wir tief in beschränkter Gemütsruhe und kindischen Anmaßungen unserer kolonialen Unverantwortlichkeit befangen sind.“

Nach alle dem ist kaum anzunehmen, daß Mr. Churchill sich selber ernst nahm, als er mit dem Gedanken spielte, daß die Kolonien durch ihre Rüstungen beabsichtigen könnten, das Mutterland instand zu setzen, ganz in der Sorge um die Abwehr der „deutschen Gefahr“ aufzugehen. Die Staatsmänner an der Themse wollen auf dem Festlande nicht den Gedanken aufkommen lassen, daß England ein dringenderes Interesse an einer dauernden Verständigung mit Deutschland empfinden müsse als dieses, um die deutsche Staatskunst nicht nach einem hohen Preise dafür begehrlich zu machen. In Wirklichkeit könnten selbst stark beschleunigte Rüstungen der Kolonien von England nicht die Notwendigkeit abwenden, seine Seestreitkräfte über kurz oder lang wieder zu dezentralisieren. Noch ist Japan finan-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ziell von England zu stark abhängig, um britische Interessen im fernen Osten bedrohen zu können. Diese Abhängigkeit verringert sich aber von Jahr zu Jahr, und in gleichem Maße verwandelt sich die britisch-japanische Freundschaft in eine Gegnerschaft. England selbst hat ja schon vor einigen Jahren durch die Befestigung Singapors angedeutet, daß es der japanischen Freundschaft nicht traue. Je mehr diese schwindet, desto rascher muß die englische Diplomatie sich darüber schlüssig werden, wie sie sich — sei es im Guten oder Schlimmen — mit Deutschland auseinandersetzen will, um mit ihm zu einem dauernden Einvernehmen zu gelangen. Ohne ein solches wird England nicht mehr lange der Aufgabe gewachsen sein, das britische Weltreich gegen äußere Gefahren zu schützen oder vor einem Zerfall infolge auseinanderstrebender innerer Kräfte zu bewahren.

Otto Corbach

Hochkonjunktur?

Mit welchem Mangel an Vertiefung die wirtschaftliche Tageskritik den Pädagogen spielt, kann nur der ermessen, dem die wissenschaftliche Disziplinlosigkeit der Leute, die ihre Krämerherkunft nicht abschütteln können, bekannt ist. Man glaubt gar nicht, welcher Arroganz die Stilstolperer nach erfolgloser Drehbockpraxis fähig sind. Kaum dem Windelstadium der Portokassentätigkeit entwachsen, werden sie Weltpolitiker. Solange ihre Urteilskraft sich an der Wechselschiebung eines armen Schächers oder an der Anfechtbarkeit eines Bilanzkontos erproben kann, sind sie noch erträglich. Sie werden komisch, wenn sie an Begriffe sollen: der Krotoschiner Buxkindetailliſt Mayer bewundert sie auch bei diesen Analysierverbrechen und sogar der Bankdirektor mittleren Kalibers macht sein Kompliment. Wenn sie wenigstens in ihrer angestammten Sphäre bleiben wollten, aber in jeden Quark begraben sie ihre Nase. Diesen Leuten ist die Kursentwicklung einer Speisefettaktie wichtiger als Karl Marx oder Ricardo. Sie haben nie Wirtschaftsforschung getrieben und haben doch den weitgreifenden Gestus des Präzeptors.

So reden sie auch jetzt wieder Herrn Mayer und dem mittleren Bankdirektor eine internationale Hochkonjunktur ein. Daß sie alle zwei Monate mindestens ihre Konjunkturansicht ändern, sei nur beiläufig bemerkt. Das Vorhandensein einer Hochkonjunktur wird mit einem Eifer gepredigt, der nahezu verdächtig ist. Ist doch in solchen Zeiten die Gefahr einer Interessenkollision weit geringer als in Niedergangsperioden, den Zittermonaten des Inseratenchefs. Begründet wird die Behauptung folgendermaßen: Produktion und Gewinne der Schwerindustrie steigen, wovon auch die verwandten Industrien profitieren. Der Außenhandel wächst, Preise und Börsenkurse gehen aufwärts. Ergo haben wir eine Hochkonjunktur. Eine Berliner Handelszeitung hat nicht genug an einer deutschen Hochkonjunktur, sie präsentiert ihren Lesern gleich eine internationale. Und zwar wird mit einigen Ziffern, die wie fast alle Wirtschaftszahlen, nicht unantastbar sind, eine Beweisführung angetreten, zu der doch etwas mehr gehört als Korrespondentenklugheit. Ins Wesentliche geht man nicht, prüft nicht, wann der Begriff „Hochkonjunktur" erfüllt ist und blendet das Publikum mit Worten.

Was haben wir zunächst unter „Konjunktur" zu verstehen? Das Verhältnis von Angebot und Nachfrage zu einer bestimmten Zeit. In primitiven

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirtschaftsperioden ist diese Relation zu bestimmen, da die Wirtschaftskomplexe klein und leicht übersehbar sind. Die Schwierigkeit beginnt mit dem Umsichgreifen der wirtschaftlichen Mannigfaltigkeit. Der geschlossene Hausstand mit Eigenproduktion zum Zweck des Eigenkonsums, auch die Wirtschaftsfamilie mit kleinem Handel, konnten die Bedürfnisstärke leicht fixieren. Selbst die Zünfte hatten noch diesen großen Vorteil. Komplizierter wurde die Kontrolle mit der freien Konkurrenz. Die Konjunktur war nicht mehr zu messen, nicht mehr zu prognostizieren. Was war die Folge? Überproduktion und Krisen. In Einzelgewerben, in der Volkswirtschaft und in der Weltwirtschaft. Der wissenschaftliche Sozialismus nimmt diese Kalkulationsverwirrung zum Ausgang einer Gesellschaftsmaxime. Mit steigender Wirtschaftsintensität wird die Erzeugungsfreiheit immer gefährlicher, sie wird so gefährlich, daß sie selbst im engen Rahmen zu Katastrophen führt. Denn abgesehen von der Unmöglichkeit, den Bedarfsumfang vorauszusehen, werden die Produktionsbedingungen immer verschiedenartiger, die Konkurrenz bewirkt ein heilloses Schwanken der Gestehungskosten. Die Konsequenz dieser Unsicherheit ist die Rückkehr zur Konvention, die man am Ende der Zunftzeit gesprengt hatte. Die Sehnsucht nach Konjunkturübersicht, nach Stetigkeit, nach Regulierungsmöglichkeiten, treibt die Feinde zueinander. Aber auch der Zusammenschluß kann die Gesundung der Relation „Angebot-Nachfrage" nicht verbürgen. Wir haben in dieser Beziehung manches jammervolle Kartellfiasko erlebt. Schon flüchtet man aus den zerbrochenen Syndikatsformen in straffere Konstitutionen. Dieser Prozeß kennzeichnet das moderne Wirtschaftsleben.

Ob die neuen Zentralisierungen der Konjunkturregulierung viel dienlicher sein werden, als die losen Kartelle, muß abgewartet werden. Jedenfalls war bisher eine Konjunktursicherheit nicht zu erzielen. Selbst die vorsichtigsten Kaufleute gingen fehl. Die Größe des Angebotes vermag die Gesamtorganisation einer Industrie für einen bestimmten Zeitpunkt festzusetzen, den Umfang der Nachfrage kann sie nicht erkennen. Erst der Vereinheitlichung von Produzenten und Konsumenten könnte Konjunkturklarheit bringen. Ist es jedoch einer Organisation gelungen, einen Überblick zu gewinnen, so verkalkulieren sich die Kartelleitungen oder die sonstigen Körperschaften anderer Industrien. Die Gesamtkonjunktur, daß heißt das Verhältnis von Angebot und Nachfrage in der gesamten Volkswirtschaft oder gar in der Weltwirtschaft, wird daher immer in sich unendlich zersplittert sein. Dem Außenstehenden, dem Kritiker, ist es kaum möglich, einzudringen und es muß eine Kühnheit genannt werden, die Konjunktur einer großen Wirtschaft mit dem Prädikat „gut" oder „schlecht" zu bezeichnen. In einem Staat mit bald 70 Millionen Einwohnern sind die Wirtschaftsregungen jeden Augenblick unendlich variabel. Die Bedürfnisse wechseln schnell und die raschen Besitzverschiebungen tun ein übriges. Auch läßt man die Natureinflüsse außer acht, die Ernten, die Witterung, kümmert sich nur wenig um die Betriebe, die der öffentlichen Kontrolle nicht unterliegen usw. Es ist auch unmöglich, in die tausend Motive und Wirkungen einzudringen, von denen eine Konjunktur abhängig ist. Wir müssen es aufgeben, für bestimmte Zeiten bestimmte Konjunktururteile zu fällen, wir sind höchstens berechtigt, Vermutungen anzustellen. Von einem Segment aus lassen sich jedoch sicherlich keine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Allgemeingültigkeiten aussprechen und so hoch steht niemand, daß er den Zentralblick hätte. Hätte jedoch einer diese Position, so würde auch er nichts anderes sehen, als einen tollen Wirrwarr, hier Konjunkturjubel, dort Konjunkturangst, vielleicht ein Überwiegen der Freude oder des Jammers. Selbst in Zeiten, die wir Krisen nennen, gibt es eine große Zahl Wirtschaftsglücklicher. Zu jeder Zeit bestehen Überproduktionen und Mängel zugleich. Eine Gesamtaufwärtsbewegung, eine Gesamtabwärtsbewegung, keines von beiden tritt je ein, wohl mag man aus Symptomen schließen, ob mehr verdient als verloren oder mehr verloren als verdient wird.

Damit erledigt sich auch die Frage: Haben wir eine Hochkonjunktur? Wir würden sie haben, wenn bei angemessenen Preisen die Gesamtnachfrage das Gesamtangebot überstiege. Das ist sicherlich nicht der Fall und da wir nicht wissen, inwieweit das nicht der Fall ist, können wir auch die Konjunktur nicht charakterisieren. Wir dürfen uns durch partielle Erscheinungen nicht beirren lassen. Oft schon hat sich in Zeiten überwiegender Abschwächungen gezeigt, daß wir noch von einer guten Konjunktur gesprochen hatten, als schon vieles faul war. Das sollte zu denken geben und den Unfehlbarkeitspropheten die Lust nehmen, durch apodiktische Konjunkturbezeichnungen das Publikum zu verwirren.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Banzai-Patriotismus

Diesen Import haben die rührigen Geister des Wehrvereins uns erfunden. Eine Lehre, neu und urtümlich zugleich, soll über dem zweifelsmüden Westen aufgehen: Yamato Damaschii, der „japanische Heldengeist". Wir wollen ihn prüfen.

. . . Sakurai, japanischer Leutnant zur Zeit des ostasiatischen Krieges, hat seine Erlebnisse während der Belagerung von Port Arthur geschildert. Überwindet man den Fremdheitswiderstand, so bleibt ein schlichter, ehrenhafter Bericht, soldatisch und karg; freilich noch hinter Schleiern, in die mancherlei Zeichen, Wortblumen eines fernen Empfindens gestickt sind. Keines persönlichen. Auch ohne die selbstverleugnende ostasiatische Redeweise spricht jedes Wort mit der Stimme eines gesamten, in Wollen und Ausdruck unbegreiflich einheitlichen Volkstums. Dies Buch der „Menschenopfer", wird uns gesagt, soll das Blut des Westens regenerieren helfen. Noch die stärkste europäische Überzeugung ist unterhöhlt: Hier sind nicht Skrupel noch Zweifel. Hier ist eine Hingegebenheit restlos verwirklicht. Jagt die Griechen aus den Schulen und lehrt euren Kindern japanischen Heldengeist. Damit der kranke Wille genese . . . Die so sprechen, sind falsche Propheten. Ihr Geist darf nicht unserer sein.

Gewiß weckt Sakurais Bericht, wie alles unbeirrt Starke, Bewunderung. Was in jeder anderen Zone nach unerträglicher Phrase klänge, ist hier bescheidene Wahrheit. Wir jungen Leute sprachen „Mobilmachungsgebete". Wer zurückbleiben muß, gibt sich aus Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zweiflung den Tod. Die Gefallenen werden bitter beneidet, wer verstümmelt am Boden liegt, entschuldigt sich. Soldaten und Offiziere schwören einander, im nächsten Kampfe zu sterben; der Überlebende zürnt mit dem Himmel. Ein Gefreiter bezeichnet sich in einem Briefe an seine Angehörigen als „verstorben". Aus Höllenvisionen tauchen die Kämpfer nur entschlossener, todesdurstiger auf. — Dennoch, was läßt die Erzählung, statt hinreißend, kalt und immer kälter wirken? So kälter, je größere Dinge berichtet werden? Es ist die Menschenstimme, die ausbleibt. Nicht, weil dies Heldentum unecht schiene: weil es echt ist, graut uns davor. In all der Schlichtheit, mit der das Unerhörte vorgetragen wird, spürt man fast etwas wie Sehnsucht nach der Bravade. Sie wäre doch menschlich. Auch das würden wir verstehen, wenn die Konvention des Ausdrucks, die patriotische Formel das Empfinden verriegelte. Aber es ist nicht an dem. Diese Menschen sprechen nicht, sie empfinden konventionell. Zum wenigsten bleibt uns die Grenze zwischen Form und Seele verborgen. „Infolge . . . der berühmten Tugenden seiner Majestät schlugen unsere Armeen den mächtigen Feind." Glaubt der Mann an das, was er sagt? Im Munde eines Europäers wäre es höfische Redensart — aber die Japaner sterben mit solchen Worten. Nach einer frostigen kaiserlichen Anerkennung scheint ihnen der Tod eines Heeres zu wenig, „um den tausendsten Teil der Liebe ihrer Majestäten zu vergelten" . . . Wer löst das Rätsel? Wer sagt uns, was sich verbirgt, wenn kluge Japaner ihr ganzes Volk vom Kaiserhause abstammen lassen? Wenn sie im Namen eines Fürsten leben und sterben, den sie niemals gekannt haben? Nicht einmal kennen wollten. — „Diejenigen, die auf Vorposten starben, waren traurig, daß sie nicht auf dem ruhmreichen Schlachtfelde sterben konnten" . . . Eine Kompagnie wird am Entscheidungskampf vielleicht nicht teilnehmen können: „Und im Vergleich mit diesem Schimpf würde unser einmütiger Selbstmord nur eine Kleinigkeit gewesen sein." So klingt das ganze Buch. Nur einmal — — Ein Russe wird gefangen. Er spricht zu seinen Besiegern: „Ich habe ein liebes Weib. Sie muß sich sehr um mich ängstigen. Unser Offizier sagte uns, die japanische Armee sei zerbrechlich wie eine Gipsstatue. Aber im Gegensatz zu unseren Erwartungen sind sie stark wie die Teufel. Eher als ich fechte, um getötet zu werden, muß ich mein Leben für mein Weib erretten. Wenn ich sterbe, wird sie sich betrüben und verrückt werden. Die Japaner sind mir über, es ist albern, zu fechten, wenn man weiß, daß man sicher durch die japanische Armee getötet wird." Das ist, dies einzige Mal, eines Menschen Stimme.

Denn mit jedem Wort des Japaners schließt sich ein neuer Riegel. — Es gibt ein Buch, das öffnet ihm einige wieder: Percival Lowells „Seele des fernen Ostens." Hier ist erschütternd wirksam erwiesen, was uns die Ostasiaten ewig fremd macht: ihre völlige Unpersönlichkeit. Menschen, die keinen Geburtstag haben, deren Sprache zwischen „ich" und „du" und „er" keinen Unterschied kennt. Die ihr Weib zum erstenmal sehen, wenn im Familienrat die Heirat beschlossen ist. Denen jeder Beruf außer dem überlieferten undenkbar bleibt. In deren Kunst und Religion, in deren Staat und Gemeinschaft das Individuum ein ungedachter Begriff ist . . . Und eben die Schrift des Sakurai bestätigt alles, was der Engländer sagt. Man findet den Menschen nicht. So häufig wie „Tränen der Sympathie" fließen: die Darstellung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bleibt unempfindlich trocken, wie man bei uns im sechzehnten Jahrhundert schrieb. Cortez hat so berichtet. Manchmal blüht zwischen den Schlachtberichten überraschend eine Sprachblume, ein suggestives Wort der Naturbeobachtung auf. Dann aber gehört es nicht dem Schreibenden. Es mag empfunden sein, aber von der unpersönlichen Gesamtheit empfunden. Nicht anders als der Offizier spricht sein Bursche, wenn Soldaten von Eltern Abschied nehmen, klingt es wie vorgedruckt. Sollte ihr Fühlen nicht ebenso sein? Es ist leicht, sich hinzugeben, wenn man sich niemals besessen hat. Yamato Damaschii: Sie streben nach Anstandsregeln.

Wie könnte dies Heldentum uns Vorbild sein? Wir lassen es gelten. Wir wissen auch, daß Feigheit in keiner Gestalt dem Menschen erlaubt ist. Nur auf die Stufe der Banzaiberauschten können wir nicht mehr zurück. Uns ist die Tat eine Frucht der Erkenntnis, und Hingabe ein Wissen: wofür. Wußten es die Japaner? Rußlands Volk, sagt Sakurai, mußte unterliegen, weil es an die Tugend des Zaren nicht glaubte. Er weiß nicht, daß er nicht Rußland, daß er sein eignes Volk damit richtet. Japanischer Heldengeist ist nur um den Verlust des Besten feil, was die abendländische Menschheit erkämpft hat. Daß Erkenntnis zuweilen mit Kraft bezahlt werden muß, ist keine neue Wahrheit, und Renan hat es an der großen Geschichtsvision seines „Priesters von Nemi" noch einmal erwiesen. Demnach ist der Preis nicht zu hoch. Und die Fähigkeit, sich über Fürsten nicht zu täuschen, mehr wert, als der Erfolg eines Krieges. Was soll uns die Todesverachtung der Unbewußten? Von dieser Art Mut, sagt ein Zenturio bei Bernard Shaw, hat meine Bulldogge mehr als das ganze römische Heer.

Von einem beim ersten Aufgebot Übergangenen wird erzählt. Er sagt: „Ich will meine Treue und Vaterlandsliebe durch den Tod beweisen." „So vorbereitet, zog er einen Dolch aus der weißen Holzscheide und durchschnitt sich den Unterleib, indem er unter einem Tränenschauer ein Banzai für seinen Kaiser flüsterte" ... Soll diese sinnberaubte Handlung uns lehren, wie Menschen sein sollen? Ich denke nicht. Der Banzaipatriotismus wäre ein schlechtes Geschenk.

Hermann Friedemann

Cantianer

Im Privatleben glaubt man noch hie und da an uneigennützige Wohltäter (N. N. 100 Mark). Im öffentlichen ist man beträchtlich skeptischer. Sogar wenn jetzt das Zentrum die Jesuiten als selbstlose Staatsretter empfiehlt, gibt's Idioten, die das nicht einsehen mögen. Und nicht nur unter den Lesern des Simplizissimus. So weit sind wir bereits.

Macchiavelli trägt keineswegs die Hauptschuld, daß die Politik so schlecht im moralischen Kurse steht. Lange vor ihm gehörte der den Jesuiten zur Last gelegte Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel" in der Politik zum gängigsten Handwerkszeuge. Was die Praxis der Jesuitenmoral in der Popularisierung dieses Grundsatzes so anstößig macht, ist ihr völliges Verflachen zur Kasuistik, der Mangel der Feststellung eines maßgebenden Prinzips (technisch: eines höchsten Gutes), an dem die Einzelfälle gemessen werden können. Denn was man so als mildernde Umstände bei ihrer Aburteilung ins Feld zu führen pflegt, das ad majorem gloriam ecclesiae oder des Ordens, hängt doch mit ihren rabulistischen Moralbetrachtungen nur sehr locker zusammen. Höch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stens: eine Kirche, die das Sündigen und Absolviertwerden so leicht macht, braucht auch ernsthafte Konkurrenz nicht zu fürchten.

Der Vorwurf, der dem Principe des Macchiavelli gemacht wird, geht in ähnlicher Richtung wie der gegen die Jesuitenmoral. Auch er stellt für die Legalisierung der bedenklichen Mittel, die er empfiehlt, keine höheren allgemeinen Zwecke auf, er gibt nur Anweisungen für die Befriedigung der Ehrsucht und Herrschsucht. Das glänzende Schlußkapitel über Italiens Einheit und Freiheit kann nur als ein beschönigendes Mäntelchen gewertet werden.

Aber gerade hiermit hat Macchiavelli Schule gemacht. Der politische „Cant" ist nicht nur eine moderne Bezeichnung für die salbungsvolle Maskierung egoistischer und nicht einwandfreier Ziele. Auch die Technik dieses Cant hat sich gewaltig entwickelt, und er ist im heutigen politischen Leben zum populärsten Hausmittel geworden. Heuchlerische Salbaderei, um die eigene Blöße und Boshaftigkeit zu verdecken und den Gegner mit ungezügelter Phantasie anzuschwärzen.

Exempla anzuführen erübrigt eigentlich. Sie wachsen wild an allen Straßen. Ein unübertreffbares Schulbeispiel ist das wütende Anathema des Zentrums gegen die Liberalen, die die Sozis als Genossen im Kampfe gegen den Rückschritt betrachten. Trotzdem es selbst der Sünde bloß ist. Meinetwegen mag es hinzusetzen: Doch alles was mich dazu trieb, Gott, war so gut! ach, war so lieb! Aber öffentlich tapfer weiter schmälen über die, die in dem gleichen Falle, obschon die eigene Sünde festgestellt und eingestanden ist, das kann nur jemand, der jesuitische Exerzitien im Cant höchst erfolgreich durchgemacht hat. Auch in die von Arbeiterfreundlichkeit überfließende sozialpolitische Herzkammer des Zentrums ist kürzlich gründlich hineingeleuchtet worden. Die Exsudate dieses Zentrumsorgans enthüllten sich ebenfalls als Cant. Im Juliheft der jesuitischen „Stimmen aus Maria Laach" wurde ein Brief Windthorsts veröffentlicht, der das Gesetz über die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter für unheilvoll erklärte, weil dadurch der Einfluß der Kirche auf die Arbeiter wesentlich geändert werde; die Kirche werde ihre Sorge verdoppeln müssen, wenn sie ihren Einfluß auf die arbeitenden Klassen nicht ganz auf den Staat übergehen lassen wolle. — Von diesem einzig wahren und ausschließlichen Motive, die Verteidigung und Festigung der kirchlichen Herrschaft hört man aber niemals bei der Begründung der sozialpolitischen Anträge des Zentrums (das übrigens keine politische Partei ist).

Das weiteste und stets fleißig beackerte Feld öffnet sich dem Cant in der auswärtigen Politik. Kommen die Großen und Starken zu den Kleinen und Schwächeren als Befreier von irgendeinem Übel, einer Mißwirtschaft, einem Bedrücker oder gar als Bringer höherer Kultur, dann ist für die mit diesem tugendsamen Streben zu Beglückenden tiefes Mitleid am Platze. So bemüht sich Frankreich mit stupendem Erfolge, den Marokkanern auf dem Wege friedlicher Durchdringung statt der traditionellen Unruhen und Wirren die mit Recht so beliebte französische Einigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit zu bringen. So wird Persien von Rußland (mit englischer Beihilfe) zu Tode saniert. Wie Japan ein freies Korea geschaffen, so will England jetzt Tibet vom chinesischen Joche befreien. Die Mongolei soll unter den Auspizien des russischen Doppelaars die bekannte Selbständigkeit erhalten, und wenn die reformatorischen Bewegungen in China und der Türkei scheitern, so sind daran

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehr beträchtlich die guten Freunde und getreuen Nachbarn schuld.

In der politischen Bilanz des Präsidenten Taft wurde es als einer der beträchtlichsten Aktivposten gebucht, daß er die Fahne der internationalen Schiedsgerichte mit so schöner Begeisterung schwang und den Staaten lückenlose Schiedsgerichtsverträge bot. Von dem mit England versprach man sich wunderbare Dinge, eine herrliche Zukunft, wo die beiden großen angelsächsischen Nationen weltbeherrschend zusammenwachsen würden. Freilich machte man wohl diesseits wie jenseits geistige Vorbehalte, nicht zum Vorteile des anderen. Und jetzt, wo im Panamakanalstreit England ein Schiedsgericht verlangt, schüttelt Taft würdevoll das Haupt. Die Sache ist ihm viel zu klar für ein Schiedsgericht. Im Grunde hat er recht: nicht jetzt sollen die Engländer durch nachträgliche Auslegung übers Ohr gehauen werden, sie wurden's schon vor einem Dutzend Jahren, als der Hay-Pauncefotevertrag abgeschlossen wurde. Die Frucht der damals geglückten List will die Union sich jetzt nicht gefährden lassen. Verständlich, und ähnlich würde es in manchen schiedsgerichtsreifen Fällen gehen. Wenn man Werktags als Weltkind listig nach seinem Vorteil späht, soll man Sonntags nicht mit niedergeschlagenen Augen, das Gebetbuch unterm Arm durch die Straßen ziehen. Sonst setzt man sich der üblen Nachrede aus, daß man der Sekte der Cantianer zugeschworen. — Unsere politischen Kraftmeier sprechen nach dem englisch-amerikanischen Zwischenfall sofort wieder von einem vernichtenden Schlage, den der ganze „Schiedsgerichtsrummel" erhalten habe. Auch damit schießen sie übers Ziel hinaus. Man soll die Entwicklungen im Völkerleben nicht künstlich und nicht gewaltsam überstürzen. Das ist die Lehre, die (wieder einmal) auch aus dieser Enttäuschung gezogen werden mußte. Alle Übertreibungen und alle Heuchelei, aller Cant fällt schließlich doch auf den zurück, der damit hausieren geht.

Die modernen politischen Cantianer wissen nichts von des alten Kant kategorischem Imperativ. Kommt er doch auch im Privatverkehr meist nur in beträchtlich erweichtem Zustande zur Anwendung. Das Kapitel Politik und Moral ist oft behandelt worden und je öfter, desto geteilter sind die Ansichten.

Für den Staat können weder im Verhältnis zu seinen Angehörigen noch zu fremden Staaten die landläufigen Sittengebote mit ihren überragenden Liebespflichten gelten. Denn nicht auf Nächstenliebe, sondern auf Selbstliebe sind die Staaten angewiesen, auf die Erhaltung der eigenen Macht und Wohlfahrt.

Und — nicht zur Rechtsidee — wohl aber zum geltenden Recht, das von ihm geschaffen, muß der Staat die gleich freie Stellung einnehmen. Auch der Deutsche Bund unerfreulichen Angedenkens war für ewige Zeiten gegründet und jede Änderung seiner Verfassung erforderte Einstimmigkeit. Die war nicht zu erreichen, und eine Besserung der deutschen Zustände war ohne Rechtsverletzung nicht möglich.

Wenn aber der Staat den Liebes- und den Rechtspflichten der Ethik anders gegenüber steht, als der einzelne, ist er deshalb nicht moralinfrei. Salus publica suprema lex, das ist das Sittengesetz, unter dem Staat und Politik steht. Aber da hapert es schon. Hier wie überall steigen hinter jeder scheinbar gelösten Frage neue Fragen auf. Die Salus publica ist das große X. Jeder deutet's auf seine Weise. Das l'Etat c'est moi war nicht eine Originalerfindung Ludwigs XIV. und ist nicht mit ihm gestorben.

Immerhin: man wird den gesteigerten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verbrauch politischer Feigenblätter nicht lediglich als ein Zeichen zunehmender Heuchelei im öffentlichen Leben betrachten dürfen. Auch als ein Zugeständnis an den Gedanken: die Politik muß sich moralischer geben, moralischer werden. Sicher psychologisch wertvoll. Und für später, später, im weiteren Verlauf menschlicher Entwicklung, wenn die Namen Erzberger und Hertling, Heydebrandt und Pechmann sub specie der Weltgeschichte längst als vorübergehende Erscheinungen der Vergessenheit verfallen sind, darf man hoffen, daß dann auch Politik und Moral sichtbarer als heut dem gemeinsamen Ziele menschlichen Fortschritts dienstbar werden.

Bully

Was lehrt der Fall Traub?

Jatho-Traub — wer wird der Dritte im Bunde? Oder glaubt man, die zwei Exempel würden nun genügend abschreckend wirken? Möglich.

Als in den 90er Jahren die sozialen Pastoren gemaßregelt wurden, waren es zwar etwas mehr, die aus dem Amt gedrängt wurden, außer mir Naumann, Göhre, Wenck. Aber das genügte dann auch reichlich. Die übrigen zogen ihre Fühlhörner ein, und seitdem ist die Kirche vor sozialistischen Anwandlungen bewahrt geblieben.

Wahrscheinlich wird der Gang der Dinge hier derselbe sein. Traub hatte nach Jathos Absetzung sehen wollen, ob die Kirche Leute mit seinem Wahrheitssinn und seinem Mut den Dingen ins Angesicht zu schauen noch verträgt. Die Kirche hat den Fehdehandschuh aufgenommen und gezeigt, daß konsequente Denker mit größter Leichtigkeit die Grenze des Erlaubten überschreiten. Es gehört schon viel guter Wille und Kunst im Kompromissemachen dazu, wenn man noch drin bleiben will.

Es sieht nicht so aus, als wenn es noch viele frische Kräfte in der Kirche gibt, die in Traubs Fußtapfen treten wollen. Dazu ist die evangelische Kirche nicht mehr jung genug, ihre Ideale nicht mehr so stark, daß in die Lücke des einen zahlreiche Scharen nachzudringen bereit wären.

Es hat ja einmal in der Kirche eine Zeit gegeben — vor 100 Jahren, da ertrug sie die freiesten Köpfe, da gab sie der Wissenschaft, oft sogar einer nicht immer tiefen, völlig Raum. Aber heute ist doch der Gehalt der Kirche viel mehr erschüttert als damals. Heute stehen die Gebildeten zur ganzen Kirche viel kritischer als zur Zeit des Rationalismus. Wenn schon jetzt Ebbe herrscht in den Listen der Theologie-Studierenden, so wird es vielleicht bald wieder werden wie in den 70er Jahren, wo offene und kritische Köpfe zu allem anderen eher Neigung hatten als zur Theologie.

Die Kluft zwischen Kirche und Wissenschaft wird sich vertiefen. Die Kirche wird eine Anstalt für Kompromisse. Bekenntniskirche kann sie nicht gut mehr werden. Dazu ist die Orthodoxie unter sich selbst zu uneinig. Alte Bekenntnisse lassen sich nicht aufpolieren. Aber die Unmündigen, die Zaghaften, die Leute mit doppelter Moral bekommen die Herrschaft in der Kirche.

Traub wird in der Kirche bleiben ebenso wie Jatho. In Dortmund hat man sich sogar auf den Irrweg eines Gnadengesuchs an das so viel angefochtene Summepiskopat des Königs eingelassen. Die gestürzten Herren wollen ohne Talar eine Reformation durchsetzen. Von unten auf wollen sie mit ihrem Anhang durch die Selbstverwaltungskörper, mit den Kirchenwahlen den Behörden einheizen. Ein schwacher Versuch, so löblich er auch ist. Immerhin — wo Kampf ist, ist noch Leben. Und wir werden mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

größter Sympathie, auch mit Hilfe unserseits die Kämpfe verfolgen.

Aber schließlich gilt es doch sich einen neuen Unterschlupf zu gewinnen. An die freien Geister ergeht immer mehr der Ruf dafür zu sorgen, daß man irgendwo ungestört sein Haupt niederlegen kann. Wenn die Kirche die aufrichtigsten Männer von sich stößt — sollen wir eines anderen Zeichens warten, uns nach neuen Propheten umzuschauen?

H. Kötschke

Literaturpogrom

Lebensfragen pflegen weder durch Enqueten noch durch Aufsätze gelöst zu werden. Immerhin verraten die Stimmen, die sich darin äußern, mit wie vielen nützlichen und unnützen Fragen sich unsere Zeit zu beschäftigen gezwungen sieht. Gezwungen, ja. Denn unser Leben muß bis in den letzten Winkel durchleuchtet, untersucht, zergliedert, umgestülpt, ausgeklopft und wieder auf vernünftige Füße gestellt werden. Es löst sich so in unendlich viele Fragen auf, dem allseitigen Bedürfnis des Beantwortens zuliebe. Eigentlich pflegt es seine Fragen selber zu erledigen, ohne voraufgegangene, erkenntniskritische Genehmigung, aber diese Abwicklung ist zu versteckt und zu einfach. Man findet in der stillen Teilnahme keine Zuschauer, oder höchstens posthum. Weshalb man sich lieber an der Zwischenaktsmusik mit der Problemtrommel beteiligt.

Das neueste, von einigen höchst wichtig genommene Problem ist der jüdische Schriftsteller. Es soll sogar mit dem Judenproblem zusammen eins der größten der Menschheit sein, wie es zum Beispiel im Kunstwart zu lesen ist. Es wird da aus Zeitproblemen auf neue Menschheitsprobleme geschlossen. Welch ein Irrtum! Die Menschheitsprobleme ändern sich nicht. Wer sich von einzelnen äußeren Zügen beirren läßt, gerät ins Wesenlose, und das geschieht jetzt mit dem „jüdischen Schriftsteller“ auch. Aus der inneren Krisis einiger namhafteren Vertreter wird eine Krisis des ganzen Typs gemacht. Als ob das Bedürfnis eines Schriftstellers, sich mit Problemen seiner Rasse zu beschäftigen, einem Drange entspräche, sich von der Kultur loszulösen, in der er aufgewachsen ist und seinen Mann gestellt hat. Mag bei einigen die Gefahr vorliegen, daß sie in dem Glauben, einen geraderen Weg zu sich selbst zu finden, sich ganz mit ihrer Rasse identifizieren; wenn sie, statt die Rassenfrage, wie gebührlich, hinter der Kulturfrage zurückstehen zu lassen, sich als Vertreter der einen Rasse mit der anderen auseinandersetzen, so darf man das als ein in die Zukunft weisendes Symptom nicht überschätzen. Es ist und bleibt persönliche Angelegenheit der einzelnen. Sie machen das gefährliche Experiment, einen Schritt abseits aus ihrer Adoptivkultur zu tun und für sich als Juden zu interessieren, auf eigene Gefahr — und auf die Gefahr hin, von reifen Geistern zurückgewiesen zu werden. Sie täten vielleicht gut, nicht daran zu rühren, denn in der Folge werden sie sehen, daß es gerade kein allgemeines Problem war.

Aber das ist Entwicklungssache. Irgendwann stößt jeder Bildner im Verfolgen seiner mit zunehmenden Jahren nach größerer Klarheit strebenden Lebenslinie auf einen Schlackenhaufen, der sich, von Jahr zu Jahr immer wieder zur Seite geschoben und aufgesammelt, zuletzt nicht mehr übersehen läßt — es sei denn, der Mann resignierte und ließe sich ohne Mut zur Überwindung zur Ruhe nieder. Der jüdische Schriftsteller (eigentlich ist der Dichter gemeint) steht vom ersten be-

Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

wußten Zuſammenſtoß mit dem Leben an täglich und ſtündlich in einer beſonderen Auseinanderſetzung mit der kulturellen Umwelt, die dem nichtjüdiſchen erſpart bleibt. Das pfeffert ſein ganzes Weſen, mag er auch noch ſo ſanft von Natur ſein, mit einem ihn ſelbſt beſtrafenden Widerſpruchsbedürfnis, das durch äußere Erfolge beruhigt, aber nicht ausgetilgt werden kann, weil die Urſachen bleiben und die wohlmeinend unterdrückten Erfahrungen ſich im geheimen durchſetzen. Irgendwann, nämlich wenn die äußeren Probleme erlöſchen, die ſeiner Begabung adäquat waren, drängt ſich dann das Bedürfnis der nachträglichen Auseinanderſetzung doppelt ſtark auf. Der Dichter findet, daß dieſes Problem ihn viel zu nahe angeht, um es auf der Suche nach Motiven ungeſtraft totſchweigen zu dürfen. So wird es eine Zeitlang „ſein" Motiv. Aber nichts mehr und nicht länger.

Aus dieſer ſekundären, in keine Kulturentwicklung übergreifenden Problematik wird aber den jüdiſchen Dichtern eine Raſſendivergenz angehängt. Ein: aha! endlich haben wir euch! Als ob aus Waſſermann, Hofmannstal, Schnitzler oder Georg Hirſchfeld der Wille einer beſonderen Raſſe ſpräche und nicht die europäiſche Kultur des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts. Um jenes zu behaupten, muß man ſich gewaltſam ein deutſches Kunſtauge aufpropfen, das aus ganz beſtimmten eng und tendenziös gewählten Elementen zuſammengeſtoppelt iſt. Aber wieviele moderne, nichtjüdiſche Elemente würden, wenn dieſes Verfahren eine erfolgreiche Objektivität zuließe, in der deutſchtümelnden Ecke niederhocken dürfen? Und wo bliebe gar der Platz für die Genies unſrer klaſſiſchen Zeit mit ihren ganz ausdrücklich kosmopolitiſchen Zielen?

Die gewiſſe Raſſentheorie will es, daß der jüdiſche Dichter der „germaniſchen" Kultur Lebewohl ſage und ſich auf das Weſen „ſeines Volkes" zurückziehe. Es wird von Zielen geſprochen, die nur durch klare Trennung des Weges erreicht werden können!! Solches fordern beſcheidene Gemüter, die ſich über Weſen und Ziel aller Kultur ſo reſtlos klar ſind, daß man ihnen nur zu folgen braucht, um ſofort die vollkommenſte Kunſtblüte hervorzuzaubern. Ein kleines Literaturpogrom, und der germaniſche Phönix wird frei von allen Hinderniſſen ſeine Schwingen regen dürfen. Seine öffentlich von Wagner, innerlich aber von Scheffel und Julius Wolff abſtammenden Neſtputzer ſind aber doch gar zu vergeßliche Leute. Weder ahnen ſie die Univerſalität des Genies, noch die Belangloſigkeit der Durchſchnittstalente, die allein von ihren geräuſchvoll gemachten Richtungen emporgehätſchelt werden. Sie wiſſen nichts mehr von dem Kosmopolitismus Goethes, Kants, der Humboldts und ihrer Kreiſe; von den Mühen unſerer genialſten Männer in allen Lagern, den Deutſchen von der Enge ſeines geiſtigen und formalen Horizontes zu befreien. Sie wiſſen nichts von der „Raſſenloſigkeit" unſerer Raſſigſten, die trotz ihrer unbeſtreitbaren germaniſchen Abkunft ſich immer wieder an den fremdeſten Kulturen großſäugten.

Wie wär's, wenn Juden, Romanen und Hellenen ſich an den Großen der deutſchen Literatur rückwirkend rächen und ſie auf das Leben ihres Volkes zurückverweiſen würden? Ein Gegenpogrom veranſtalteten, um nachträglich alles „Unechte" aus der deutſchen Kultur wieder hinauszuwerfen? Um des „ſäuberlich getrennten Marſchierens nach dem gleichen Ziele" willen? Daß die jüdiſche Raſſe ſeit Heine kein führendes Dichtergenie von internationaler Geltung hervorgebracht hat, iſt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihr eigenes Pech. Aber ist's dem reichsdeutschen Genius viel besser ergangen? Warum also aus den Rätseln der geistigen Offenbarung eine handgreifliche Bestimmungsmarke machen, als wäre die Menschwerdung eine Industriesache? Warum? Nun ja, die stets lebendige Nachfrage am Phrasenmarkte will gedeckt sein.

Hermann Gottschalk

Der standhafte Prinz

Misterium in drei Aufzügen nach Calderon von Georg Fuchs

Mit der Reklame, die wir von den Höhen des Ausstellungsparkes gewöhnt sind, wurde der verfuchste „standhafte Prinz" Calderons im Hoftheater in Szene gesetzt. Wir wurden vorher belehrt, daß dieser katholische Operntext ein Misterium sei.

Warum Misterium? Weil „Jedermann" Erfolg hatte. Und warum die romantisch katholische Gebärde, vielleicht, weil Hertling Ministerpräsident ist??

— — — — — — — — — —

So zeigt sich dieses theatralische Gebilde aus Gorg Fuchsens Hand in Summa als eine Spekulation, bei der der große Name Calderons als Aushängeschild gelten muß — wie eine gesetzlich geschützte Reklameschutzmarke und bei der „der Verein für Volksfestspiele" der sich im wesentlichen aus demokratisch-sozialistischen Kreisen rekrutiert, genarrt wurde.

„Was gehn uns diese theatralisch überhitzten Katholizismen an?" so mochten sich am Schlusse die durch Langeweile gepeinigten Festspielbesucher fragen. — Sie lehnten mit großer Einstimmigkeit dieses Opus ab, für das die Reklame den Namen Goethes angerufen hatte. Der tote Goethe kann einer totgeborenen Verballhornung nicht zum theatralischen Leben verhelfen! Die Verse, die aus allen Monumentalschlagern der letzten Zeit zusammengeholt erscheinen (von Ödipus bis Jedermann), zeigen alles eher als den Geist Calderonschen Rittertums.

Schade, daß das Hoftheater diese großen Geldaufwendungen (auch wenn sie gedeckt werden), die viele anerkennenswerte Arbeit und seinen Willen, mit der Zeit mitzugehen, nicht in den Dienst einer würdigeren Sache gestellt hat.

Alfred Mayer

Der bedrohte Parzival

„Wirf's in die Welt und laß dich kreuzigen!"
Peter Altenberg.

„Für mich gibt es", schreibt Richard Strauß, „in der Parzivalfrage nur einen Richtungspunkt: Respekt vor dem Willen des Genies." Richard Strauß, dem Künstler, geht es um die „unbeschränkten Rechte des geistigen Eigentümers." Daß er diese Auffassung mit so kriegerischer Vehemenz ausspricht, jenseits des Horizontes von „Juristen und Politikern", soll ihm nicht vergessen werden. „Ich habe seinerzeit den achttägigen Verhandlungen des deutschen Reichstages persönlich beigewohnt, wo die Vertreter des deutschen Volkes, mit ganz wenigen Ausnahmen in beneidenswerter Unkenntnis der Materie über Urheberrecht und Schutzfrist debattierten. Ich habe selbst gehört, daß ein Herr Eugen Richter die Rechte von armseligen 200 deutschen Komponisten — die Erben Richard Wagners mit eingeschlossen — zugunsten von 200000 deutschen Gastwirten zu Boden trat. Dies wird auch nicht anders werden, solange das blöde allgemeine Wahlrecht bestehen bleibt und solange die Stimmen gezählt und nicht gewogen werden, solange nicht beispielsweise die Stimme

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des einzigen Richard Wagner 100000 und ungefähr 10000 Hausknechte zuſammen eine Stimme bedeuten. Dann würde ich vielleicht auch im „Goethebund“ nicht mehr die Phraſen hören: von den Rechten der deutſchen Nation, die befugt ſein ſoll, das Genie, das ſie bei Lebzeiten verbannt und verhöhnt hatte, noch 30 Jahre nach ſeinem Tode auszuplündern und ſein Werk in den kleinſten Provinzbühnen zu proſtituieren.“

Es iſt eine Sache, wert, daß man ſie empfinde, und zwar empfinde in der Stille des Gemütes und diſtanziert vom Trubel der Meinungen. Der imperatoriſche Wille Richard Wagners hat den Parzival aus der Kauſalkette der zeitlichen Ereigniſſe auszuſchließen verſucht. Er hat dieſem Werk eine Weiheſtätte beſtimmt, einen Ausnahmeort. Der Gedanke, der Bayreuth geſchaffen hat, der große Feſtſpielgedanke konnte unſerer wertnivellierenden Zeit, wie ſehr er ihr auch not täte, nicht ſtandhalten. Der Berlinismus kennt keinen Reſpekt. Konſum iſt die Loſung. Wer verſteht noch die unberührbare Ausnahme:

Herrlich geträumtes Bayreuth! Als ob' nicht jeder Meiſter dieſen Wunſch träumte von dem Tempel, der ein Werk umſchließt, von der unvergänglichen und geheiligten Inſel mitten in der Lebenswildnis, die nur die Seele betritt auf der Suche nach der Seele. Richard Wagner hat dieſen Traum am Beginne des modernen Deutſchland zu erzwingen verſucht. Eine ruhmvolle Tat, die heute ſchon der Geſchichte gehört und bereits wie Hiſtorie anmutet. Was wurde aus ſeinem Bayreuth? Das Reiſeziel der Snobs. Die Zwingburg der Familie Wagner, wo ihre Leibeigenen und Vaſallen ſich mit getrübtem Urteil verſammelten. Ein internationaler Geſelligkeits- und Geſellſchaftsort. Eine Sache der Saiſon und der Senſation. Dort gab die Plutokratie ihre Viſitkarten ab.

Und was ward aus dem Parzival? Sein Schöpfer hat den Leuten geſagt, daß der Parzival für ſie zu hoch iſt, und nun müſſen alle Leute, aber auch alle ihn haben, und jedermann muß ſich ſelbſt und allen anderen Leuten den Beweis erbringen, daß der Parzival für ihn *nicht* zu hoch iſt. So hat ſein Schöpfer den Parzival des natürlichen Schutzes der erhabenen Werke beraubt, weil er ihn allzu nachdrücklich ſchützte. Die hohen Werke pflegen ſich nämlich ſelbſt zu ſchützen dadurch, daß ſie nicht verſtanden werden. Der Meiſter überlaſſe ſein Lebenswerk ruhig allen. Und ſein Erhabenſtes wird unter den Genießern ſelbſtändig eine ſtrengſte und engſte Auswahl treffen. Es wird ſich des Genuſſes der Unbefugten unerbittlich erwehren und mit der Zeit in jene Iſolation zurückkehren, aus der es gekommen iſt.

Bayreuth iſt ein hiſtoriſches Beiſpiel geworden für den ſcheiternden Trotz des Übermenſchen. Die Erde iſt für die Vielen da und die Verwicklungen, wenn nicht die Gemeingeiſter, ſondern die Alleingeiſter die Parlamente bevölkerten, ſind nicht auszudenken. Der Karren geht richtig auf dem platten Boden, aber nicht durch die Lüfte weg. Und die Werke des Geiſtes haben ſich vom Ich, das ſie getan hat, loszulöſen. „Wirf's in die Welt und laß dich kreuzigen!“ Die Werke ſollen ſich immer wieder vermiſchen und immer wieder abſondern. Sie gehören der Idee, ſind alſo inkommenſurabel, bleiben immer wieder als Reſt zurück, um immer wieder in neue Gleichungen einzugehen. Sie gehören jedem und keinem, der Autor hat ſie, wie die Mutter ihr Kind, an die Welt verloren. Und die Welt wird an ihnen handeln, wie ſie handeln muß, nach dem Geſetz der Welt, ob in Bayreuth oder überall.

Berthold Viertel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leichenpredigt auf einen deutschen Künstler

Nun halte ich die Blätter wieder in der Hand, die fast schon gilben, und ihre Traurigkeit und Todesahnung greift mir schmerzhaft an das Herz: verhaltene Klagen eines, der von unten kam und auf der halben Höhe seiner Künstlerschaft verraten war und hoffnungslos erlahmte. Nun sehe ich die abgehärmten, überscharf markierten Züge wieder, die hohe Stirne und die eingefallenen Schläfen: Spuren, die der bohrende Gedanke und der Hunger gruben. Laßt mich von ihm erzählen, der jetzt tot und ruhig ist und ein deutscher Künstler war.

Er war ein schwäbischer Gesell und schnitzte Holz, als ihn ein Kunstfreund aus der großen Hansestadt entdeckte und seine Sehnsucht stillte: Bildhauer zu werden. Da ging sein Glück und Unglück an. Er folgte seinem Gönner in die Hansestadt, der er gab, was er zu geben hatte und sein Bestes war. In seinem Proletarierleibe lebte eine Seele, die adlig war und kindlich gläubig nach der Adelsbrüderschaft verlangte. Wie er sie liebte, diese fremden Herren, die George heißen und so königlich stolzieren: ihre müde Geste und den Faltenwurf des Mantels und den Rhythmus ihres Schreitens; wie er gierig auch sein kleinstes Reich begehrte, das ausgeglichen in sich selbst beruhen würde und Erfüllung sei. Und wußte doch bereits, daß dieses Reich der satte Magen ist, der Adel gibt und distanziert. Denn sein Geist war ohne Illusion und unerbittlich, dem jenes andern gleich, der in derselben Stadt dieselbe Not erlitt und dennoch stark genug blieb, um Elise zu verlassen. Wenn die Hamburgerin durch das Foyer des Schauspielhauses rauschte, wo der Hebbel steht, und des Stadttheaters, wo der Hanns von Bülow steht, beugte sie sich nicht zum Sockel nieder, der des Künstlers Namen trägt, wußte nicht um ihn, der in einer Mietskaserne zwischen den Theatern hungerte und fror. Habt ihr in fressen sehen, wenn ihr ihn zu Tisch geladen hattet? Ihr lächeltet vielleicht — und hättet weinen dürfen. Wart ihr auf seiner kalten, leeren Bude, wenn er das Modellierholz mit verklammten Fingern führte? Das war mir ein Mäzen und rechter Kenner, der einen Sack voll Kohlen in die Höhe seines eingefrorenen Künstlertumes schaffen ließ. Als es nimmer ging, verkroch er sich aufs Land, in einen abgelegenen Winkel, wie ein wundes Tier, wurde zurückgeholt, beauftragt und belobt und schlecht bezahlt; machte alles, was sich bieten wollte: glatte Senatorenköpfe und gegipste Komponisten, Selbstkostenpreis und Ausverkauf — und verstrickte sich nur immer enger in sein Elend. Immer neue Sorgen wurden, ohne Zutun, hießen Kinder, hießen Pflichten, und während ihm die laute Anerkennung wohlwollend auf die Schulter klopfte, brach sein ausgesogener Leib langsam in sich zusammen. Da hatte er begriffen, was es heißt: ein deutscher Künstler sein in einer reichen Handelsstadt, und tat das Fenster auf, das in die Freiheit ging, und sprang zurück in seine Tiefe und ein wenig tiefer noch ins Grab. Lieber Hermann Haas: nun spielen wir den Totenwächter und den Leichenredner und rühmen deine Arbeit, beklagen dein Geschick — und messen das Kulturniveau des Vaterlandes an der Leistung seiner schöpferischen Kräfte...

Ich halte meine kleine Hebbelbüste an das Licht und lese aus den abgehärmten, überscharf markierten Zügen, aus der hohen Stirne und den eingesunkenen Schläfen alles Seelenleid und alle Leibesnot, die den stolzen Geist zerbrechen.

Leonhard Adelt

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Berchtoldsche Initiative und die Krise in der Türkei / Von E. Nivel

Moskau, den 6. September (24. August) 1912

Im Heft 35 des „März", das hier soeben eingetroffen ist, ist ein Artikel von Herrn Julius Sachs „Die Praxis der Graf Berchtoldschen Initiative" abgedruckt, zu dem ich mir gestatten möchte folgendes als Ergänzung hinzuzufügen. Herr Sachs macht einen prinzipiellen Unterschied zwischen den früheren Interventionsversuchen der Mächte in der Türkei und dem jetzigen Vorschlag des Grafen Berchtold, in der Türkei die Dezentralisation zu verwirklichen. „Heute spricht man", schreibt Herr Sachs, „von Dezentralisation, weil man die Türkei erhalten will, weil man ihr ein ethnisch-dezentralistisches und konstitutionelles Wesen sichern will." Mir scheint ein solcher Unterschied nicht vorzuliegen. Es mag sein, daß Graf Berchtold wirklich die Türkei in ihren jetzigen geographischen Grenzen erhalten will. In den diplomatischen Dokumenten, bei denen noch immer das bekannte Wort gilt, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen, ist es nicht immer leicht, den wirklichen Sinn zu entdecken. Wir wollen daher auf die Absichten des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen nicht weiter eingehen, möchten aber darauf hinweisen, daß der Versuch die Türkei zu dezentralisieren unmöglich zur Erhaltung des jetzigen ottomanischen Reiches führen kann. Graf Berchtold hat in seinem Vorschlag das Grundproblem des türkischen Staates berührt — das Nationalitätenproblem — und so sanft und vorsichtig er sich an dies Problem auch heranmachen möchte, so gibt es doch eine Logik der Dinge, die stärker ist als die Absichten der europäischen Diplomatie. Berchtold schlägt vor, die Verwaltung in der Türkei zu dezentralisieren. Kann das aber geschehen?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das diese Frage nicht bejaht werden kann, folgt ohne weiteres aus der Statistik des türkischen Reiches. Diese Statistik ist außerordentlich mangelhaft, aber immerhin wenigstens so weit genau, daß man einige Schlüsse aus ihr ziehen kann. Die Bevölkerung des ottomanischen Reiches beträgt, wenn man die fast unabhängigen Vasallenländer abzieht, ungefähr 24 Millionen, die in wenigstens 15 selbständige Nationen zerfallen. Davon bilden die Türken (Osmanen) ungefähr 8½ Millionen, von denen die Hauptmasse in Kleinasien wohnt. In den europäischen Provinzen der Türkei, deren Einwohnerschaft auf 6¼ Million geschätzt wird, gibt es kaum 1½ Millionen Türken. In Syrien, Arabien und Mesopotamien sind die Beamten und Soldaten fast die einzigen Türken. Nach den Osmanen kommen die Araber, die etwa 3 Millionen stark sind, zu denen noch vielleicht die ungefähr 1½ Millionen Syrier und Aramäer, welche die arabische Sprache angenommen haben, zuzurechnen sind. Die Armenier bilden etwa 2 Millionen, ungefähr so stark sind auch die Griechen; die Albanesen werden auf 1¼ bis 1½ Millionen geschätzt, die Bulgaren auf mehr als 1 Million, die Serben auf zirka 0,5 Millionen, die Rumänen (Kutzowalachen) auf 100—200,000. Dann kommen noch ungefähr 1—1½ Millionen Kurden, zirka 600,000 Juden, ungefähr 0,75 Million Tscherkessen usw. Diese Ziffern zeigen deutlich, daß die Osmanen im türkischen Reich, abgesehen vielleicht von Kleinasien, eine Minorität sind: sie bilden im ganzen Reich kaum ein Drittel und in der europäischen Türkei, die für den Graf Berchtoldschen Vorschlag an meisten in Betracht kommt, kaum 25 Prozent. Es ist also klar, daß das türkische Element der Zahl nach kein Recht hat in der Türkei eine herrschende Rolle zu spielen. Nun kann ja manchmal eine quantitative Minorität im Staat dennoch dominieren, wenn die übrigen Nationalitäten des Reiches kulturell sich auf niedrigerem Niveau befinden, als die herrschende Minorität. So war es z. B. in Österreich bis zum Jahre 1848, wo die Deutschen, die ebenfalls quantitativ in der Minderheit waren, jedoch infolge ihrer kulturellen und ökonomischen Überlegenheit herrschen konnten. Aber auch in Österreich hörte dieser Zustand auf, sobald die slawischen Stämme aus ihrem „unhistorischen" Zustand herausgetreten sind und sich allmählich sowohl kulturell als auch sozial dem Niveau der Deutschen nähern. In der Türkei war und ist von einer kulturellen Überlegenheit der Osmanen keine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rede. Unter den nicht-türkischen Nationalitäten des Reiches sind mehrere dem herrschenden Stamm in dieser Hinsicht sogar überlegen, und wenn man unter den nicht-christlichen Bestandteilen der Bevölkerung der Türkei nach einer Kultur sucht, so wäre sie vielmehr bei den Arabern als bei den Osmanen zu finden. Die Türkei war eben das typische Beispiel eines Militärstaates, dessen Macht einzig und allein auf der physischen Stärke der Rasse der Eroberer beruht. Sobald diese Macht verschwunden ist, sobald die Türkei aufgehört hat in militärischer Hinsicht ein den europäischen Staaten äquivalenter Gegner zu sein, ist auch jeder Existenzgrund des türkischen Reiches verschwunden. Gleichzeitig ist auch die Grundlage verschwunden, auf der die Vorherrschaft des Osmanenstammes in der Türkei beruhte.

Die Türkei dezentralisieren, d. h. sämtlichen anderen Nationalitäten dieses Reiches Gleichberechtigung verschaffen, heißt daher mit anderen Worten, das türkische Element wenigstens in den europäischen Vilajets auf das Niveau einer nationalen Minderheit zu bringen. Das ist etwas, was die türkische Regierung niemals wird zugeben wollen. Man hat jetzt sehr viel, anläßlich der letzten Ereignisse in der Türkei, davon gesprochen, daß die Jung-Türken den Grundfehler begangen hätten, die Türkei zentralisieren, sämtliche nationalen Unterschiede in ihr nivellieren zu wollen. Sicher war das ein Fehler des jetzt gestürzten jungtürkischen Komitees. Dieser Fehler mußte von ihnen gemacht werden. Einer türkischen Partei, wie es die Jung-Türken sind, ist es kaum zu verdenken, daß sie sich bemüht haben, die Vorherrschaft ihres Stammes zu erhalten. Voraussichtlich wird jede türkische Partei, die am Ruder ist, denselben Fehler wiederholen, denn es ist kaum anzunehmen, daß die Türken sich freiwillig von Herrschern in Beherrschte werden verwandeln lassen.

Wohl aber kann das, wozu die Türken unfähig sind, von den vereinigten Bemühungen Europas bewerkstelligt werden, und das ist es, worin die Bedeutung der Graf Berchtoldschen Initiative besteht. Wenn sein Vorschlag nicht nur eine der zahllosen diplomatischen Noten bleiben sollte, die zwischen den europäischen Staaten in der orientalischen Frage gewechselt wurden, sondern wenn ein ernster Versuch gemacht werden sollte, seine Vorschläge auch zu verwirklichen, so könnte Europa allmählich die Balkanfrage lösen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwar erfordert eine solche Aufgabe natürlich ungeheures, ja man kann sagen, übermenschliches Geschick. In dem Wirrwarr der Nationalitäten der Balkanhalbinseln Gleichgewicht herzustellen, ist eine Aufgabe, die nicht zu den leichten gehört, und es ist kein Wunder, daß sich die europäische Diplomatie davor scheut an diese Frage heranzutreten, und immer wieder bemüht ist, auf der Balkanhalbinsel, den status quo aufrecht zu erhalten. Das Resultat dieser Politik sind auch die fortwährenden Unruhen auf der Balkanhalbinsel, wo fortwährend Blut vergossen wird und die europäischen Mächte alle Hände voll zu tun haben, um das dortige künstliche Gleichgewicht nicht zerstören zu lassen. Daß ein solcher Zustand aber doch unhaltbar ist, ist klar. Die Schwierigkeit eines Problems ist noch kein Grund es ungelöst zu lassen. Natürlich kann die Lösung nur darin bestehen, daß den Türken die Vorherrschaft in der europäischen Türkei genommen wird. Einen andern Sinn kann eine Dezentralisation angesichts der oben skizzierten nationalen Zusammensetzung der Türkei nicht haben. Und Graf Berchtold gehört das Verdienst, daß er den Mut hatte, dieses Problem wenigstens zu stellen. Wie es gelöst werden wird, wird natürlich nicht nur von ihm, sondern von der Gesamtheit der Faktoren abhängen, die die europäische Orientpolitik beeinflussen. Es kann sein, ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die Konkurrenz der verschiedenen Mächte auf der Balkanhalbinsel diesen Versuch vereiteln wird. Damit ist aber die Notwendigkeit einer solchen Lösung, wie sie Graf Berchtold vorschlägt, nicht aus der Welt geschafft. Es ist nicht einzusehen, worin der Unterschied zwischen der Initiative Berchtolds und den früheren Interventionsversuchen der Mächte bestehen soll. Sie unterscheidet sich von ihnen nur dadurch, daß zwischen ihnen der kurze Zeitraum des Jungtürkischen Regimes liegt. Nach der Proklamierung der türkischen Verfassung im Juli 1908 konnte es scheinen als ob es der Türkei gelingen würde selbständig ihre nationalen Probleme zu lösen. Jetzt hat aber Europa eingesehen, daß darauf nicht zu rechnen ist, und daher kehrt es wieder zur früheren Interventionspolitik zurück, die diesmal die Form des Berchtoldschen Vorschlags angenommen hat.

Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die Berufsarbeit der Mütter

Von Dr. R. Kempf

Eigentlich ist die Frage, ob die Berufsarbeit der Mütter, also ihre Teilnahme an der volkswirtschaftlichen Produktion, notwendig ist, so oft sie auch gestellt wird, sehr merkwürdig. Alle Ideale des heutigen deutschen Mannes konzentrieren sich auf die nur im Hause waltende Gattin und Mutter, die zu allermeist der Kindererziehung lebt und nebenbei — ohne von dieser wichtigen und heiligen Aufgabe abgezogen zu werden — ihr Hauswesen in Ordnung hält. Im Leben aber ist solcher Idealzustand nicht nur sehr selten möglich, sondern gerade die eigenen Ansprüche des Mannes selbst gehen nach anderer Richtung. Denn im Durchschnitt der deutschen Familien geht notgedrungen die Besorgung des Hauswesens, in dem das körperliche Wohl des Mannes eine ganz besonders wichtige Stelle einnimmt, den reinen Erziehungsaufgaben voraus, und trotz aller abweichenden Kritik in der Theorie wissen im Leben die Ehemänner einen guten Verdienst der Gattin sehr wohl zu schätzen. Auch historisch betrachtet ist diese Frage merkwürdig; sie kann ja erst seit kurzer Zeit überhaupt gestellt werden. Die „Nur-Hausfrau" unserer Zeit gab es früher einzig in jenen Volkskreisen, in welchen großer Reichtum eine ausnahmsweise günstige Lebenshaltung möglich machte, wo also nach allen Richtungen hin für Luxus Raum war. Die Masse des deutschen Volkes lebte noch vor 100 Jahren von der Landwirtschaft, also von einem Produktionszweig, welcher seit Menschengedenken auf Frauenarbeit mitbegründet war. In rein landwirtschaftlichen, ganz besonders aber in bäuerlichen Gebieten ist daher die Berufsarbeit der Frauen noch heute so verbreitet, daß sie jener der Männer gleichkommt, d. h., daß bis auf die Greisinnen fast alle erwachsenen Frauen landwirtschaftliche Arbeit verrichten. Das Bauernland Bayern z. B. hat unter den Berufstätigen in der Landwirtschaft 51,4% Frauen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf 48,6% Männer. Zudem trugen auch die Städte früher landwirtschaftlichen Charakter, was die Lebensarbeit der Frauen und Töchter der Bürger und Gewerbetreibenden in hohem Maße beeinflußte; ebensowenig waren damals die Beamten auf Geldgehalt in unserem heutigen Sinne gestellt. Zu dieser mehr oder minder ausgedehnten landwirtschaftlichen Frauenarbeit kam noch die Berufsarbeit jenes Teils der weiblichen Bevölkerung, die irgendwie der Gutsverfassung untertan ihren Grundherrn Gespinste, Gewebe oder andere Erzeugnisse des Hausfleißes zu liefern hatten.

So waren die Frauen dieser Zeit mehr oder weniger stark in die volkswirtschaftliche Produktion eingestellt, und es ist nur der frühere Zustand in neuer, äußerer Form, wenn mit der Industrialisierung und Urbanisierung unseres Volkes die innerhäusliche Produktionsarbeit der Frau ländlicher Zeiten jetzt zu einer außerhäuslichen geworden ist. Die moderne Arbeitsverfassung schließt es für die Frau so gut aus wie für den Mann, daß die außerhäusliche Produktion wieder innerhäuslich werde. Die Fragestellung, ob außerhäusliche Berufsarbeit der Frauen sich weiter ausbilden dürfe, ist demnach bei unserer heutigen Wirtschaftsweise hinfällig. Ebensowenig kann man, streng genommen, fragen, ob die Teilnahme der Frauen an der Güterbeschaffung weiter so *zunehmen* dürfe, wie sie es in letzter Zeit getan habe, da dieselbe gegenüber dem Zustand früherer Jahrhunderte, absolut betrachtet, *zurückgegangen* ist und keine frühere Zeit eine gleich große Menge wirklich berufsloser „Nur-Hausfrauen" aufzuweisen hatte wie die Gegenwart. Ganz präzise geformt muß die Frage lauten: Soll Frauenerwerbsarbeit, wo sie innerhäuslich nicht mehr möglich ist, überhaupt aufhören, und soll das, was jetzt nur gewissen Volkskreisen möglich ist, immer mehr allgemeiner Zustand werden: daß nämlich auf dem Arbeitsertrag des Gatten und Vaters allein sich die wirtschaftliche Existenz der weiblichen Bevölkerung aufbaut? Wenn wir diese Forderung theoretisch betrachten, könnten wir sehr viel sagen über sorgfältige Kindererziehung, kulturell hochstehende Häuslichkeit usw. Sobald wir die Frage aber praktisch ins Auge fassen, werden wir zugeben müssen, daß die Grundlage aller Kindererziehung und aller hochstehenden Häuslichkeit *genügende Mittel* zur Bestreitung des Lebensunterhalts sind, d. h. die wirtschaftliche Fähigkeit des Familienganzen, über eine genügend große Menge von Konsumgütern zu verfügen. Alle Wünsche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach Kultur des Familienlebens zerflattern in nichts, so lange das Volk nicht zu leben hat. Wir müssen daher fragen: sind die Völker und ist insbesondere unser deutsches Volk heute schon reich genug, um auf die produktive Arbeit des weiblichen Geschlechtes verzichten zu können; sind in der Masse des Volkes die Männer allein imstande, mit ihrem Arbeitsverdienst die weibliche Bevölkerung zu erhalten? Wir wissen, daß in allen Kulturländern die Berufsarbeit der Frauen eine annähernd gleich große ist. Die meisten Differenzen in den statistischen Zahlen erklären sich aus Verschiedenheiten im Zählungsmodus oder aus dem verschieden großen Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung. Auf die weite Verbreitung des Bewußtseins seiner wirtschaftlichen Not im arbeitenden Volke selbst haben die großen wirtschaftlichen Erschütterungen Englands in letzter Zeit ein deutliches Schlaglicht geworfen. Trotz ihres glänzenden Aufschwungs wird die englische Volkswirtschaft noch lange nicht auf Frauenberufsarbeit verzichten können, so wenig das Rentnerland Frankreich bisher dazu imstande war. Und wir in Deutschland? Kürzlich wurde nachgewiesen, daß allein in Groß-Berlin 600000 Menschen in Wohnungen leben, wo jedes Zimmer fünf und mehr Personen beherbergt. Man halte einmal einer solchen Zahl die schönen Worte von kulturell hochstehender Häuslichkeit und sorgfältiger Kindererziehung gegenüber! Wie groß ist die Armut in den hier einbezogenen Familien, wie groß selbst eine oder zwei soziale Stufen höher hinauf! Denn nicht nur *ein* Raum der Wohnung solcher Familien ist so stark bevölkert, sondern *jeder* Raum, d. h. also die ganze Familie verfügt entweder nur über einen Raum oder sie ist, vielleicht mit Aftermietern und Schlafgängern zusammen, so personenreich, daß auf ihre zwei Räume 10 und mehr Personen kommen. Eine Scheidung von Wohn- und Schlafzimmer, Wohnzimmer dabei als Wohn*küche* gefaßt, kann nicht mehr stattfinden. Ein gewisser Unterschied liegt lediglich darin, daß in einem Raum nur geschlafen und Wäsche getrocknet wird, im andern Raum geschlafen, gewohnt, gekocht und gewaschen. Bei solchen Wohnverhältnissen, ja sogar noch dort, wo auf zwei Räume 6—8 Menschen treffen, verlieren die Begriffe von Reinlichkeit, Ordnung, Hygiene, Gemütlichkeit, selbst Schicklichkeit, die wir ins Leben mitbringen, ihren gewohnten Sinn. All das wird physisch unmöglich: unmöglich für jeden Erwachsenen ein eigenes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bett aufzustellen; unmöglich auch nur die Erwachsenen nach dem Geschlecht zu trennen; unmöglich richtige Körperreinlichkeit und die nötige Zurückhaltung vor dem anderen Geschlecht der Jugend anzuerziehen; unmöglich in dieser Vereinigung von Koch- und Waschdunst und Ausdünstung arbeitsmüder Menschen und bei der Arbeit getragener Kleider und Schuhe die Hygiene des Wohnens aufrecht zu erhalten. Die Fähigkeit der Frau, aus dem Lohn des Mannes das Bestmögliche zu machen, kann sich in solchen Verhältnissen nur kümmerlich entfalten. Hier ist das Geld, das die Frau verdienen kann, wertvoller als ein Mehr an Zeit, die sie ihrem armseligen Haushalt etwa zu widmen vermöchte. Solche Verhältnisse sind aber nicht etwa Berlin allein eigentümlich. In jeder rasch wachsenden Stadt, ja in jedem sich industrialisierenden Landbezirk treffen wir die gleichen kulturwidrigen Wohnverhältnisse, und die ärmere agrarische Bevölkerung haust vielfach nicht besser; nur daß bei ihr die Beschäftigung im Freien manche üblen Wohnungszustände wieder ausgleicht.

Noch eine andere Momentaufnahme über die weite Verbreitung von Armut ist uns in letzter Zeit gegeben worden. Ein Münchener Kinderarzt, Dr. Oppenheimer, wollte Material gewinnen für wissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiete der Wachstumslehre und nahm deshalb Wägungen und Messungen an einer größeren Zahl von Volksschulkindern vor. Ausgewählt wurden hierzu eine zentral gelegene Volksschule, die nach den Münchener Wohn- und Schulverhältnissen wenigstens teilweise von Kindern besser gestellter Eltern besucht wird, und eine Peripherieschule, die in einem typischen Arbeiterviertel gelegen war. Das Ergebnis der ganzen Untersuchung war ein derartig trauriges, daß Dr. Oppenheimer auf eine wissenschaftliche Verwertung seines Materials verzichten mußte. Interessant bleibt aber die soziale Seite der Untersuchung. Da von den Knaben in München alle irgendwie besser gestellten mit dem 10. Lebensjahr aus unseren Volksschulen ausscheiden und in Mittelschulen übertreten, ergeben die Zahlen der Mädchen ein konstanteres, d. h. ein für alle 8 Schuljahre gleichmäßigeres Bild. Nun zeigte sich nach diesen Untersuchungen, daß bei den Mädchen der Vorstadtschulen nur 23 % normal ernährt sind, bei den Mädchen der zentral gelegenen Schulen immerhin fast 46 %; oder nach einer anderen Vergleichung: die Kinder der Vorstadtschule bleiben im Gewicht und im Wachs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tum 2 Jahre zurück hinter normal ernährten Kindern der gleichen Altersstufe, die, von besser gestellten Eltern stammend, Gymnasien oder Töchterschulen besuchen. Was für diese beiden Münchener Schulen gilt, trifft mit sehr geringen Variationen auch für die anderen zu: Will man nicht besonders bescheidene Anforderungen an die Körperbeschaffenheit der Kinder des Volkes stellen, so zeigen sich über 75% der Kinder der Arbeiterviertel unterernährt, von den Kindern anderer Stadtteile mit gemischter Bevölkerung immer noch mehr als die Hälfte! Wir reden in Deutschland so viel davon, daß unser wachsendes Volk unser wahrer Reichtum sei, daß die Zukunft unserer Nation auf der Kraft unserer Jugend beruhe. Was können wir aber an Kraft und Leistungsfähigkeit von einer so geschwächten Jugend erwarten! Die angeführten Zahlen sind ein Beweis dafür, daß das Familienleben der unteren Volksschichten ein ständiger Kampf mit Mangel und Entbehrungen ist nnd stets auf der Grenze wirklicher Not dahingleitet, die bei jedem unvorhergesehenen Zwischenfall als schwer zu vertreibender Gast ins Haus tritt. Zu einer genügenden Ernährung der Kinder und der weiblichen Familienglieder reichen die verfügbaren Mittel nicht aus; kaum daß sie dem Vater hinreichende Kost für seine Arbeit sichern können. Wenn diesen erschreckend hohen Ziffern von Unterernährung und zurückgebliebener Wachstumsentwicklung nicht überall gleich hohe Ziffern der Militäruntauglichkeit entsprechen, so mag dies dem Umstand zuzuschreiben sein, daß für den jungen Mann zwischen beendigter Lehre und Dienstpflicht einige Jahre liegen, in welchen er bei verhältnismäßig hohem Lohn nur für sich allein zu sorgen hat, so daß er manche Schäden seiner Ernährung in der Kindheit auszugleichen vermag. Niemals aber kommt eine derartige Periode verhältnismäßig hoher Einnahmen für die jungen Mädchen, weshalb diese mit der ganzen Schwächlichkeit ihrer Kinderjahre und ihrer blutarmen Mädchenzeit an die Aufgaben der Mutterschaft herantreten. Die Tuberkulosesterblichkeit der weiblichen Jugend ist nicht zum wenigsten aus diesem Grunde so hoch, und eine Reihe der Gefahren junger Mutterschaft würden für einen genügend ernährten Körper nicht ins Gewicht fallen.

Gegenüber solchen weitverbreiteten Erscheinungen der Armut ist es notwendig zu fragen: Kann die Verbesserung der Technik des Konsums innerhalb des Einzelhaushalts hier Abhilfe schaffen oder sind alle Versuche in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieſer Richtung nutzlos, ſo lange die Einnahmen des Einzelhaushaltes nicht nennenswert gehoben werden können? Die Bedeutung eines verſtändigen Konſums innerhalb des Einzelhaushaltes iſt keineswegs gering. Denn er erhöht oder vermindert die Tragkraft der Einnahmen. Aber das, was die Frau als Regulatorin des Konſums zu leiſten vermag, entfernt ſich immer mehr von der univerſalen Bedeutung einer volkswirtſchaftlich wichtigen Lebensaufgabe, je enger begrenzt die Einnahmen werden, je weniger mit Zeit und Arbeitskraft allein eine Änderung im Zuſtand des Haushaltes herbeigeführt werden kann, d. h. je weniger der Lohn des Mannes der Familie genügende Mittel für Lebensunterhalt und Wahrung der Sitte zu ſichern vermag. Wo ſchon ein Plus von 10 Pfennigen im täglichen Familienetat für Ernährung nicht ertragen werden kann, da iſt der Konſum durch die äußere Not ſo ſtark feſtgelegt und außerhalb aller Variationsmöglichkeit geſetzt, daß die Zeit als gelderſparender Faktor ihre Bedeutung verliert. Selbſtverſtändlich erwarten wir eine Hebung der Lebenshaltung des Volkes durch weitere Erhöhung der Männerlöhne. Aber wir müſſen die Grenzen dieſes Aufſtiegs wohl erwägen. Die ſchwerſten wirtſchaftlichen Kämpfe vermögen kaum eine Lohnſteigerung von 10—15% zu bewirken, während die langſame aber ſtetige Verteuerung des Lebensunterhalts den ſprunghaft erkämpften Einkommenserhöhungen entweder vorauseilt oder ſie in kurzer Zeit immer wieder einholt. Wenn wir auf eine ſo große Erhöhung der Männerlöhne warten wollten, daß die jetzt von Frauen geleiſtete außerhauswirtſchaftliche Arbeit im Volkseinkommen erſetzt werden könnte, müßten wir mindeſtens die Zeit unſerer Urenkel erleben, und wenn gar noch die Männerlöhne darüber hinaus eine Erhöhung der gegenwärtigen Lebenshaltung möglich machen ſollte: dann werden wir wohl zeitlich dem Zukunftsſtaat nahe kommen.

So wird es wohl dabei bleiben müſſen, daß wir unſere gegenwärtige Kulturhöhe nur erhalten und eine Steigerung derſelben nur dann zu erreichen vermögen, wenn auch heute noch, wie in allen früheren Zeiten, die Frauen an den produktiven volkswirtſchaftlichen Aufgaben teilnehmen und es ſich mit der Regelung des Konſums allein nicht genügen laſſen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Psychologie des Redners

Von Privatdozent Dr. Oscar Ewald

Ich will hier vom Redner sprechen: das heißt, von jenem Menschen, dem das Element der Rede ebensosehr die Selbstoffenbarung seines innersten Wesens, das durchströmende Ereignis seines Lebens ist, wie dem Künstler der Gestaltungstrieb, dem Philosophen die Macht und Majestät des Gedankens. Von diesem, dem absoluten Redner will ich sprechen. Nicht von den Menschen, denen das Wort nicht mehr ist als eine Gelegenheit oder ein Mittel zum Zwecke; ein Schaustück, mit dem sie zu prunken lieben, oder ein Instrument des Wollens und Handelns. Solche Menschen sind Redner aus äußerer, nicht aber aus innerer Notwendigkeit. Ihnen ist das Wort lediglich eine Brücke zur Tat oder zum Erfolge, welche sie deshalb hinter sich abbrechen, sowie sie am Ziele angelangt sind.

Wir dürfen den absoluten Redner aber auch nicht in der Sphäre des Gedankens suchen; wir dürfen ihn keineswegs mit dem Sophisten verwechseln. Denn der Sophist, der alle Kunst der Rede aufbietet, um sowohl für als wider dieselbe Sache mit demselben Schein des Rechtes zu plaidieren, tut dies letzten Endes nicht um der Rede willen, sondern wiederum einem andern Zwecke zuliebe, der weit über sie hinausgelegen ist. Er will sich entweder unter allen Umständen den äußeren Erfolg sichern: und dann ist es ein praktischer Zweck. Oder er will den Nachweis dafür erbringen, daß es eine allgemeine Wahrheit nicht gibt, daß die Entscheidung des Streitfalles nicht von der inneren Logik der Gründe und Gegengründe abhängt, sondern lediglich von der Art, in der beide vorgebracht werden. Hier ist der Zweck ein theoretischer: denn auch wer das Vorurteil einer absoluten Wahrheit, die Grundlage aller Theorie, widerlegen will, hat, sofern er eben eine Widerlegung versucht, ein theoretisches Interesse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Auge. Beide Male also liegt der Schwerpunkt außerhalb der Rede selber. Das Wort ist entweder ein Sprungbrett zur Tat oder der Hebel einer Weltanschauung. Und darum kann, wer es in diesem Sinne führt, nicht der absolute Redner sein.

Wir dürfen ihn weder in der Sphäre des Gedankens suchen, noch im Machtbereiche der Tat, wohl aber in einer Region, in welche die Tat ihre Schatten wirft. Dem Künstler und Denker nämlich ist das Wort stets ein *Ereignis*, das von den Schwingen der großen Idee oder des großen Symbols getragen wird. Für den Redner hingegen ist es die *schöpferische* Tat selbst — nicht ihre Vorbereitung und ihr Abschluß.

Dieses ist die wahre Definition des Redners: wie sie zu verstehen und vor allem, wie sie zu begründen ist, soll das folgende lehren.

Eines muß an erster Stelle bemerkt werden: der Redner ist nicht ohne diejenigen zu begreifen, die ihn *hören*; sein untrennbares Korrelat ist die *Masse*. Ohne sie ist er nichts als eine Möglichkeit, erst durch sie wird er zu einer schicksalsschweren Realität. Ebenso bleibt aber auch die Masse ohne ihn träger, ungeformter Stoff, Chaos — Masse; die von ihm allein ihre Form und Richtung erhalten kann.

Und wodurch vollzieht sich diese wechselseitige Ergänzung, dies Ineinandergreifen beider Hälften? Offenbar muß ihnen etwas gemeinsam sein, etwas sehr Wichtiges und Wesentliches. Die Kräfte, die in der Masse aufgespeichert sind, sie liegen auch in ihm latent und harren der Befreiung, des Umsatzes zur Wirklichkeit. Was in jener, auf unzählige verschiedne Individuen versprengt und zerstreut, nach Ausdruck und Gestalt ringt, das macht, gleichsam in einen einzigen Punkt zusammengezogen, das Wesen des Redners aus, den man unter diesem Aspekte als die *Masse im Singular* zu bezeichnen versucht wäre. Denn aus ihrem Stoffe scheint er gebildet, welcher in ihm freilich eine Verdichtung und Konzentration, einen fixen Mittelpunkt gefunden; aus ihrem Wollen erwächst seine Wirksamkeit; und daher mündet sie auch in ihr Wollen — woraus sich wiederum die Wirkung erklärt, welche sie übt. So erscheint der Rhetor als das *stärkste, unmittelbarste Organ der Masse*.

Allein das ist cum grano salis zu nehmen. Würde er wirklich so ganz von der Masse her dirigiert, von ihr getragen — wenn auch als ihre zuhöchst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ragende Spitze, wie der Mast eines Schiffes — dann müßte er unbedingt gleich diesem vom Anfangspunkte bis zum Endpunkte an ihrer Bewegung teilnehmen, so daß man sie an der seinigen ablesen könnte. Geometrisch läßt sich solch ein Verhältnis auch als das zweier Parallelen darstellen. Dies trifft indessen für das Verhältnis des Redners zur Masse so wenig zu, daß sich dasselbe eher mit dem zweier Geraden vergleichen läßt, die sich konvergierend in einem Punkte schneiden, um dann wieder in unendlicher Divergenz auseinanderzugehn. Was beiden, der Masse und dem Redner, gemeinsam ist, das ist die erlösende Macht des Wortes. Was sie trennt, ist der Umstand, daß die Erlösung beide Male etwas ganz andres bedeutet: die Masse wird durch das Wort *zur Tat*, der Redner wird durch das Wort *von der Tat erlöst*.

Um dies erfassen zu können, müssen wir die Bewegung, welche beide vollziehn, in ihre einzelnen Phasenzustände zerlegen. Drei Phasen werden durchlaufen. Die erste Phase ist die der Vorbereitung. Die Phase der dumpfen, ungelösten Spannung, dem Zustande vor dem Gewitter vergleichbar. In diese Stimmung führt uns der dritte Akt von Shakespeares „Cäsar" ein. Die Atmosphäre steht unter einem ungeheuren Drucke, es sind in ihr Spannkräfte gehäuft, die sich von Augenblick zu Augenblick entladen müssen. Man mißversteht den wahren Redner aber von Grund aus, wenn man meint, er sei minder elementar als die Masse, am Ende überhaupt gar nicht von innerer Erregung durchzittert, er stehe von Anbeginn über der Situation, auf nichts andres bedacht, als in kalter Erwägung das Spiel der Kräfte mathematisch zu berechnen, um es beherrschen und zu seinem Vorteile leiten zu können. Zweifellos gibt es auch solche Redner — und es sind schlaue Demagogen und Ochlokraten. Aber sie fallen wieder unter den Begriff des praktischen Sophisten, der, wie jener des Sophisten überhaupt, aus unsrer Betrachtung ausgeschieden werden mußte. Der Redner, von dem allein ich hier spreche, handelt aus innerer Notwendigkeit, ähnlich wie der Künstler, der sein Werk nicht deswegen schafft, um Geld zu verdienen oder um Beifall zu ernten oder um einen Titel zu erjagen, sondern weil in ihm etwas ist, das sich nicht verschließen kann, das sich offenbaren muß — sonst würde es das Gehäuse seiner Seele sprengen. Und so *muß* sich auch der Redner mitteilen, er kann nicht schweigen, auch wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es sein unbedingter Vorteil erheischte, auch wenn er dadurch, daß er das Siegel der Schweigens bricht, seinen Untergang heraufbeschwörte. Der Redner kann ebensowenig schweigen wie der Vulkan den Flammenmassen in seinem Innern Einhalt gebieten kann. Dies Bild soll uns mehr sein als ein vages Gleichnis. Es soll uns zugleich auf dasjenige hinweisen, was den Schlüssel zu unserem Problem enthält: daß der Redner ein Kraftphänomen ist und bloß als solches verstanden sein will. Ein Kraftphänomen, wie es der große Cäsar, der große Eroberer, der große Staatsmann ist; wie es alle diejenigen sind, die wir Männer der Tat nennen. Bloß mit der fundamentalen Einschränkung, daß der Redner der letzteren Kategorie nicht angehört, daß er kein Mann der Tat ist eben deshalb, weil ihm das Wort selber zur Tat wurde. Nicht nebenbei mache ich diese Einschränkung, nicht in Parenthese, sondern so, daß sie in den Mittelpunkt meiner Analyse rückt; daß von ihr alles Licht, daß von ihr die Lösung der Frage selbst ausgeht. Diese eigentümliche Paradoxie nämlich macht den Redner aus: wiewohl alles in ihm auf die Tat angelegt ist, wiewohl seine Seele, einem Raubtiere gleich, sich zum Sprunge nach der Tat krümmt, verschließt er sich doch vor ihr, rettet er sich vor ihr — durch das Wort; dasselbe Wort, welches, vom Standpunkte der Masse gesehn, die Tat weckt, erstickt die Tat für den Redner selber.

Und nun habe ich dies im einzelnen zu erläutern. Vorderhand stehn wir noch innerhalb der ersten Phase, der der Vorbereitung. Von beiden Seiten kommen die Impulse zusammen und greifen ineinander wie die Zähne eines Räderwerkes. Die Masse, hilflos im Dunklen tastend, verlangt nach dem Redner, auf daß er ihr eignes Drängen kläre und ihm den Weg weise. Der Redner, in seiner Einsamkeit nicht mehr als ein Schatten, der der Verkörperung bedarf, verlangt nach der Masse, wie die Kraft nach dem Stoffe begehrt. Eben weil Materie und Kraft untrennbar verbunden sind, weil die eine nicht ohne die andre existieren kann, ist auch der Zusammenhang zwischen der Masse und dem Redner ein unlösbarer. Ihr bloßer Wille bedingt seine Existenz, erzwingt sie, ebenso wie sein Wille den ihrigen bindet. Sie beschwört ihn herauf, um von ihm beschworen zu werden.

Und damit hebt die zweite Phase an: Mark Anton hat die Tribüne be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stiegen. Unzählige Blicke sind auf ihn geheftet, zuerst gereizt und feindselig, denn Brutus hat vor ihm gesprochen und seine Worte haben Widerhall gefunden. Antonius muß die Gemüter umstimmen und mit sich fortreißen. Diese doppelte Aufgabe ist ihm gestellt. Hier aber liegt die Versuchung außerordentlich nahe, das Problem mißzuverstehen, es übermäßig zu vereinfachen. Als ob es Shakespeare in der Forumszene bloß darauf angekommen wäre, die Urteilslosigkeit, Passivität und Bestimmbarkeit der Menge darzustellen und dementsprechend den Antonius als den Typus des Demagogen, des Volksverführers zu zeichnen, der nach unserer Analyse wiederum unter den Begriff des praktischen Sophisten, nicht unter den des absoluten Redners fällt. Das hieße, der Größe dieser Situation nicht gerecht werden. Das hieße, den inneren Zusammenhang des Redners mit der Masse wieder aufheben, ihn in eine Summe von Zufälligkeiten auflösen, die nach Belieben ausgeschaltet werden könnten. Vielmehr hängt das Schwergewicht der Notwendigkeit an den Worten des Antonius und vor allem an der Wirkung seiner Worte. Der tote Cäsar ist das Schicksal des römischen Volkes in noch höherem Maße, als es der lebende war. Seiner magischen Macht kann keiner entrinnen, am wenigsten Antonius, dem bloß der Umstand, daß er darum weiß, seine erhöhte Stellung gibt. Julius Cäsar, dessen Silhouette von Shakespeare anscheinend bloß in ein paar Strichen festgehalten wird, so daß sie sich in den dunklen Hintergrund der Szene zu verlieren droht, — Julius Cäsar ist dennoch, weniger als Person denn als Phänomen, die treibende Kraft des Ganzen. Bloß die äußere Hülle wird durch die Dolchstöße der Verschworenen zerstört, aber die lebendige Macht der Gestalt wächst von Akt zu Akt, bis sie schließlich riesenhaft alles andere überschattet: Philippi ist ihr letzter und größter Triumph. Um es zu wiederholen: Cäsar ist das Schicksal der ganzen Nation; und dieses Schicksals empfänglichstes aber auch stärkstes Organ, das darum die leisesten Schwingungen der Volksseele aufzufassen und zu meistern vermag, ist Mark Anton der Redner. Er könnte das Volk nicht wieder zum Cäsar bekehren, wenn er ihn nicht selbst im Innersten erlebt hätte und von ihm gebunden würde. Denn das geheuchelte Wort, das Wort, das einer bloß zu seinem Vorteil wendet, hat keine intensivere Wirkung als schauspielerische Masken und Gebärden: die wohl stürmischen Beifall nicht aber weltbewegende Aktionen entfesseln können.

Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Bloß was aus inneren Notwendigkeiten kreist, wird zur Macht wie zum Werte. Das Spiel aber, es sei so fein, so raffiniert wie immer, hat keine Dauer, als die des Augenblickes.

Der Redner ist ähnlich wie der Künstler, aber doch wieder in anderer Bedeutung, Meister über den Stoff, weil der Stoff ihn meistert. Der wesentliche Unterschied liegt darin, daß der Künstler produktiv ist, da im letzten Grunde auch der Stoff seiner Innerlichkeit entströmt, während der Redner diesen von außen übernimmt. Durch große Ereignisse gebunden werden und die anderen an sie binden: das ist die Bestimmung des Rhetors, die das weiteste Ausmaß und zugleich die Schranken seiner Fähigkeiten in sich schließt. In diesem Sinne erscheint er als ein Organ der Vermittlung. Er bereichert die Substanz des welthistorischen Geschehens nicht um ein Atom, hierin grundverschieden von den genialen Schaffenden, Künstlern und Denkern, aber auch von den Männern der Tat, den elementaren Naturen, Eroberern und Politikern; wohl aber überträgt er ihre Bewegungsform auf die Massen.

Die Bedeutung Cäsars wird durch Antonius in keiner Weise gehoben, wie sie durch ihn auch nicht verringert werden könnte, wenn er seine Kräfte in den Dienst der republikanischen Partei gestellt hätte. Was Antonius vermag, ist bloß dies: der Bedeutung den wirksamen Ausdruck zu verschaffen. Und das vermag er, weil er sich selber besser begreift, als der unglückliche Brutus, der Cäsar überwinden zu können wähnt, indem er ihn seiner Idee opfert; während doch diese Idee, so stark sie in ihm waltet, nicht imstande ist, den Schatten des gemordeten Imperators, der blutige Rechenschaft fordert, von seinem Zelte abzuwehren. Von ihm empfängt er bei Philippi den Untergang; so hebt sich der Irrtum, den Brutus beging, durch seinen Tod von selbst auf.

Deshalb hat Brutus auch keine Macht über das Volk: weil er sich noch im Volke mißversteht. Und es ist ein leichtes für Antonius, die Wirkung seiner Rede zu zerstreuen, die auf keine Realität, sondern auf den Sand ideologischer Phantome gebaut ist. Man überschätzt die Kunstgriffe des Antonius, weil ihre Wirkung eine so ungeheure ist. Aber man vergißt, daß der weitaus größere Teil dieser Wirkung auf Rechnung des toten Cäsars kommt und daß Antonius, bildlich und wörtlich gesprochen, im wesentlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nichts anderes tut, als daß er das Bahrtuch von der Leiche reißt und noch einmal die furchtbare Realität des Mordes vor das Auge seiner Hörer bannt. Es ist, wo es sich um ein Werk der Rache handelt, von großer Bedeutung, daß man erinnert wird, und vor allem, wie man erinnert wird: so nämlich, daß die Schwere des Verlustes, der sonst durch die Zeit gemildert würde, einem stets von neuem zum peinigenden Bewußtsein gebracht wird. Antonius geleitet seine Bürger langsam, Schritt für Schritt, in methodischer Steigerung zu Cäsar zurück, er läßt sein Bild mehr und mehr vor ihnen in alter Lebendigkeit erstehen, bis sie beginnen, ihren Schmerz und ihre Unruhe zu verstehen, bis die Unruhe zum allgemeinen Aufruhr wächst und die qualvoll lange Spannung sich in dem Schrei löst: „Kommt, Brände, Feuerbrände! Zum Brutus! Zum Cassius! Steckt alles in Brand!" —

Aber Antonius bleibt mit einemmal stumm auf der Tribüne stehen, der Fluß seiner Rede erstarrt zu einem steinernen Lächeln, und bloß der Glanz seiner Augen ist wie der Wiederschein eines fernen Feuers — aber es ist etwas Irrendes, Traumverlorenes in diesem Glanze, als spiegelte sich darin keine Wirklichkeit, sondern ein Phantom. Der Orkan, den die Macht seines Wortes entfesselt, ergreift ihn nicht mehr. Mag er die Gegner entwurzeln, mag er ihn selbst hinwegfegen — — stumm, mit verschränkten Armen, verharrt er auf der Tribüne. Was er sieht, bedeutet ihm kein Schicksal mehr, sondern ein bloßes Schauspiel. Sieg und Niedergang wiegen gleichschwer. „Unheil, du bist im Anzuge; nimm, welchen Lauf du willst!" Wer könnte den Sinn dieses Ausspruches erfassen, ohne in ihm das Problem des Redners zu lösen? Er ist barer Widersinn, wenn dem Redner das Wort das Mittel zur Tat wäre. Aber nein, darin eben liegt der Irrtum, dem hier ein Ende bereitet werden soll. In der ersten und zweiten Phase sahen wir Redner und Menge einander im tiefsten ergänzen: gleichsam als die beiden Hälften eines und desselben Phänomens, deren jede, für sich genommen, allen Sinn und Inhalt einbüßt. Die dritte Phase, in die wir nunmehr eintraten, ist die Phase der absoluten Trennung. Denn das Wort, welches die Menge zur Tat frei macht, erlöst den Redner von der Tat. Er hat in ihm selbst alle Möglichkeiten des Tuns so erschöpfend vorweggenommen, daß ihm die größte welterschütternde Aktion,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu der es die Masse beflügelt hat, nicht mehr wie ihr als Höhepunkt, als Vollendung, überhaupt nicht mehr als Realität erscheint, sondern als ein Schauspiel, als ein Bild, eine Phantasmagorie. Er mordet die Tat durch das Wort, welches ihr doch scheinbar zum Leben verhalf: und sieht nun, ein stummes, versteintes Lächeln auf den Lippen, das Volk ihren entseelten Leichnam wie ein Götzenbild heulend durch die Straßen tragen.

Klagen / Von Maxim Gorki

Autorisierte Übersetzung von August Scholz

(Schluß)

Wenn ich so mitunter beim Kompagnieexerzieren mir diese kalte Wand von Menschen ansehe, die mir alle fremd sind, dann durchzuckt mich ein stechender Schmerz, und ich möchte in bittrem Hohne rufen:

‚Heda, du, Fatalist — den Bauch rein!‘

Wie ich nach Nagasaki kam, möchten Sie wissen? Sehr einfach. Mein Freund Schwezow hat mich großmütig den Japanern als Gefangenen überliefert. Buchstäblich — überliefert! Ich war hier am Halse und am Bein verwundet worden und hatte obendrein noch einen Kolbenschlag gegen das Knie bekommen — na, jedenfalls lag ich fest, und wie ich zur Besinnung kam, war ich so schwach, daß ich mich nicht rühren konnte. Mein Hals war noch nicht verbunden, nur so oberflächlich mit Lumpen umwickelt. Es war früh am Morgen, mir zur Seite sitzt, gleichfalls verwundet, mein Schwezow, und noch zwei andere lagen da, beide blessiert. Auch Tote hatte es ziemlich viel gegeben, bei uns wie beim Feinde. Schwezow war eben dabei, irgend jemandem das nackte Bein so recht hausmütterlich mit japanischem Verbandzeug zu umwickeln; sein eigenes Gesicht ist gleichfalls ganz entstellt, alles voll Blut, und auf dem Kopfe hat er etwas wie einen Weichselzopf sitzen. Ich frage ihn, wo er verwundet ist.

‚An beiden Beinen, an der Hüfte und am Kopfe, Euer Wohlgeboren!‘ antwortete er bereitwillig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

‚Wenigstens ist er mit dem Leben davongekommen — Gott sei Dank!‘ sagte ich mir im stillen.

Ich höre, wie er mit heiserer Stimme sagt:

‚Man muß die Japaner rufen, daß sie rasch kommen und uns wegbringen ... Euer Wohlgeboren könnten hier verbluten ...‘

Ich vermag kein Wort zu sprechen, nicht einmal das Blut, von dem mein Mund ganz voll ist, vermag ich auszuspeien. Da beginnt er zu schreien, ganz auf Nowgoroder Art, verstehen Sie:

‚Heda, ihr dort — kommt her! Heda!‘

Und er winkte mit der Hand, als rufe er seine Freunde herbei. Und die Freunde kamen: solche kleine, adrette Sanitätssoldaten, und einer von ihnen kann sogar ein paar Brocken Russisch. ‚Hier ist ein Offizier, er muß weggebracht und verbunden werden ...‘ erklärt ihm Schwezow. Der Japaner tritt auf Schwezow zu und sagt höflich zu ihm: ‚Erlauben Sie, zuerst müssen wir Sie verbinden!‘

‚Nein,‘ sagte Schwezow, ‚zuerst kommen Seine Wohlgeboren ’ran.‘

Und alles das sagte er in einem Tone, daß nicht eine Spur menschlichen Mitleids für mich aus seinen Worten hervorklang und daß sie auch in mir, in meiner Seele, keinen Schatten von Dankbarkeit weckten ...

Ich wurde verbunden, man gab mir irgend etwas zu trinken — dann legten sie mich auf eine Bahre und trugen mich fort. Die Leichtverwundeten kamen mit mir, während Schwezow zurückblieb. Er starb dann auf der See, während des Transports in die Gefangenschaft.

Er starb ganz geschäftsmäßig und ruhig, als vollbrächte er die wichtigste Handlung seines Lebens, und ich beobachtete ihn und ärgerte mich, offen gesagt, über diese Geschäftsmäßigkeit.

‚Es stirbt sich nicht leicht, Schwezow, wie?‘ fragte ich ihn.

‚Das ist Gottes Sache ... nicht die unsrige ...‘ flüsterte er.

Ich glaube Ihnen diesen Menschen nicht klar genug geschildert zu haben ... ich versteh’s leider nicht besser. Ich habe weiter kein Material über ihn, weiß nicht, was er sonst noch im Leben getan und getrieben hat. Das Schwergewicht liegt bei ihm eben in dem ruhigen Blick dieser abgrundtiefen blauen Augen ... in diesem einzigen Fünkchen, das zuweilen ganz tief im Hintergrunde dieses Blickes erglühte. Dieses Fünkchen birgt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den heimlichen Widerspruch gegen mich, den Vorgesetzten, in sich, gegen alles, was ich sage, was ich befehle, wovon ich gelegentlich ihn zu überzeugen suchte.

... Ich erinnere mich, wie wir einmal in den Trancheen lagen — ein starker Frost herrschte, der Wind wehte eisig kalt, irgendwo feuerte die Artillerie, und der Boden ringsum, dieser unselige Boden, der unser Blut in Strömen getrunken hatte, bebte und dröhnte.

‚Na, Schwezow, frierst du?'

‚Zu Befehl, Euer Wohlgeboren ...'

So ruhig sagt er das, so ruhig, verstehen Sie!

‚Der Kampf geht gleich los. Dann wird dir warm werden, he?'

‚Zu Befehl. Vor dem Tode fürchtet man freilich weder Hitze noch Kälte ...'

‚Warum vor dem Tode? An den Sieg mußt du denken, nicht an den Tod! ...'

Er schweigt. Und sie alle sehen mich so sonderbar von der Seite an und schweigen. So merkwürdig solid schweigen sie, wie die Felsen.

Man fühlt sich unter diesen Geschöpfen verdammt einsam und verlassen ... Es rührt sich so etwas Kindliches in der Seele ... und durch den Kopf gehen einem ganz seltsame Gedanken ... man möchte diesen Leuten zurufen:

‚Brüder! Auch ich bin ein Russe ... auch ich bin ein Sohn eures Landes ... wir sind Menschen eines Stammes! Was denkt ihr? Warum schweigt ihr?'

Sie krümmen sich vor Kälte, räuspern sich und blicken vor sich hin in den kalten, blaugrauen Nebel, der den Feind verbirgt. Ganz ruhig blicken sie hin, ja.

Ein Schauer überläuft mich — ein wirklicher Schauer, ich scheue mich nicht, es zu sagen ..."

Ein nervöses Lächeln zuckte über sein verhärmtes Gesicht, die müden Augen schlossen sich halb, und mit den Fingern der rechten Hand durch die Luft fahrend, fuhr er ganz leise, mit heiserer Stimme fort:

„Man muß etwas tun, mein Herr ... was meinen Sie? Man muß ihnen etwas sagen ... etwas, das uns ihrem Herzen näher bringt ... Man muß doch schließlich sein eigenes Volk verstehen lernen und ... von ihm verstanden werden! Sonst ist's unmöglich zu leben ... geradezu unmöglich! ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

... Ich hatte einen Ordonnanzsoldaten, Tschuchnow hieß er, ein Trunkenbold und Dieb, und ein Syphilitiker dazu. Er stahl mir einmal meine Stiefel — ich verzieh es ihm. Er verkaufte einem Tataren meine alten Epauletts. Ich nahm ihn wie einen Schuljungen bei den Ohren — und verzieh ihm. Ganz wunderschön! ...

Ich hatte damals einen kleinen Roman ... mit einer Nachbarin, der Frau eines kleinen Beamten. Sie besuchte mich öfters zur Nachtzeit und nahm dabei ihren Weg durch eine Öffnung im Gartenzaun, die dieser Halunke hergestellt hatte. Man brauchte nur ein Brett zu entfernen, verstehen Sie — und ein schmaler Durchgang war fertig, den man ohne Mühe passieren konnte. Einmal nun kam Sascha — so hieß sie — zu mir, ganz beschmutzt mit irgendeiner abscheulichen Flüssigkeit: sie schämt sich, ist ganz entsetzt und einem hysterischen Anfall nahe ... Sie war, wie sich herausstellte, durch jene Geheimtür gegangen, oben am Zaune aber hatte irgend jemand eine mit Teer gefüllte Blechbüchse befestigt, und als nun Sascha das Brett herausnahm, wurde sie vom Kopf bis zu den Füßen mit dem abscheulichen Zeug begossen. Wer hatte den Bubenstreich ausgeführt? Ich rufe meinen Tschuchnow herbei und sehe es gleich an seinen Spitzbubenaugen, daß er die Sache ins Werk gesetzt hat. ‚Warst du es?' sage ich. Er versuchte zu leugnen, gestand es jedoch schließlich. Ich war niedergeschmettert ... nicht einmal schlagen konnte ich ihn. Tags darauf sagte ich dann zu ihm: ‚Hör' einmal — warum hast du das getan? Ich habe dich zweimal vor dem Kriegsgericht bewahrt, du weißt doch, wie streng die Strafen auf Diebstahl sind! Warum spielst du mir nun einen solchen Streich? Habe ich dir je etwas Böses getan?'

Er schweigt. Nun — und ich jagte ihn fort, in die Kompagnie zurück.

Ich nahm mir eine neue Ordonnanz: Milowidow, ein tüchtiger Schlosser, konnte lesen und schreiben, las Zeitungen — in der Front aber und was die Disziplin anbetraf, gar nicht zu gebrauchen. Ein findiger, kluger Junge, doch dabei ein unverbesserlicher Händelsucher und Krakeeler. Er machte sich aus nichts etwas und schätzte das Leben nicht einen Pfifferling wert, doch sein ganzer kecker Wagemut war, möcht' ich sagen, auf kein rechtes Ziel, nur so ins Leere gerichtet ... Er gehörte der Strafabteilung an und hatte noch gar vielerlei auf dem Kerbholz, er tat mir jedoch leid, und so bat ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mir ihn vom Kompagniechef als Ordonnanz aus. Anfangs kam ich ganz gut mit ihm aus, er verrichtete seine Dienstobliegenheiten sehr pünktlich, eines Tages jedoch, als ich mich rasierte, sah ich im Spiegel sein Gesicht: er sah mich von der Zimmerecke her so beleidigend an, wie mich nur ein Feind ansehen kann, der mich geringschätzt ... Was fällt dem Teufelskerl ein? denke ich. Ich fange an, ihn zu beobachten und sehe ihn immer häufiger diese abscheulichen Grimassen schneiden, die mich in der Seele empören.

Endlich, wie ich eines Tages in guter Stimmung bin, nehme ich mir ihn vor und sage freundlich zu ihm:

‚Hör' einmal, Jegorka, warum schneidest du immer solche Gesichter hinter meinem Rücken, he?'

Er war zuerst verwirrt und blinzelte schuldbewußt, dann aber richtete er sich kerzengerade in die Höhe. Ich fragte nochmals und nochmals, ganz mild, so freundschaftlich, wie ich nur irgend konnte, denn ich meinte es wirklich gut mit ihm und hatte den aufrichtigen Wunsch, zu ihm in ein angenehmes menschliches Verhältnis zu kommen und ihn begreifen zu lernen ...

Und da wuchs mein Jegorka plötzlich zu seiner ganzen Höhe empor und lachte mit seinem ganzen Körper, vom Kopf bis zu den Stiefeln, und sagte mit einer so beleidigenden Vertraulichkeit und sichtlichem Behagen:

‚Weil Alexandra Petrowna Sie seit mehr als einem Monat mit dem und dem Leutnant betrügt ... ich habe es selbst gesehen, wie er im Garten, hinter der Laube ...' und so weiter — nun, Sie können sich denken, was für gemeine Bauernworte er da gebrauchte ...

Ich hörte aus seinen Worten ganz deutlich die Schadenfreude heraus, die er über die für mich so beschämende Angelegenheit empfand. Ich jagte ihn natürlich zum Teufel ...

Später einmal fragte ich ihn:

‚Sag' einmal, Milowidow, warum hast du mir die Geschichte damals nicht sofort erzählt, als du davon erfuhrst?'

‚Kann's wirklich nicht sagen, Euer Wohlgeboren ...'

Das war natürlich eine Lüge: er wußte sehr gut, warum er es mir nicht erzählt hatte. Es machte ihm Spaß, mich als den genarrten Einfaltspinsel zu sehen ... ganz natürlich, ja! Es machte ihm Spaß, es gefiel ihm so ... Das, mein werter Herr, ist das Volk, in dessen Mitte wir, die Intelligenz,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dahinleben ... Wir sind darin wie jenes Eiland dort inmitten der dunklen Wogen. Sie umspülen es seit unvordenklicher Zeit, sie nagen, nagen daran und vernichten es langsam, leise, unmerklich ...

Doch das Eiland ist hartes Felsgestein — wir aber sind lebendige Menschen, und unser sind gar so wenig, verstehen Sie! Ganz verdammt wenig! ... Niemand kann darüber nach meiner Meinung so richtig urteilen, wie gerade der Offizier: er sieht es handgreiflich klar, wie verschwindend dünn die Oberschicht jener Menschen ist, die die Welt vorwärtsbringen wollen, im Vergleich mit der großen Masse ihnen feindlich gesinnter, unversöhnlicher Individuen, die nach ihrer eigenen, uns unverständlichen Räson leben und ... und vielleicht unbewußt den Augenblick erwarten, da sie sich alle, überall, auf dem ganzen Erdball erheben, um uns zu vernichten ... Wir müssen den Kampf mit ihnen aufnehmen ... und müssen siegen.

Sie meinen, das sei ein Phantasiegebilde? Aber gibt es wohl irgendein Phantasiegebilde, das nicht seinen Stützpunkt in der Wirklichkeit, seine Wurzeln im Leben hätte? ...

... Ich glaube nicht an den Sozialismus: er ist eine Erfindung der Juden, ein Versuch, das in der Welt zerstreute Volk zu sammeln. Sozialismus, Zionismus — das ist scheinbar für sie ganz dasselbe. Ich weiß es nicht, ob das stimmt, aber es ist meine Meinung.

Ein Russe kann kein Sozialist sein — es fehlt ihm irgend etwas dazu. Ich habe die russischen Sozialisten gesehen, werter Herr, habe mit ihnen diskutiert und mich zuweilen sogar von ihren Zukunftsideen hinreißen lassen — aber die Ernüchterung ist bei mir sehr bald eingetreten ... Sozialisten, die einander nicht leiden können, die die Persönlichkeit eines Genossen nicht respektieren, weil er vielleicht den Namen Marx mit schnarrender Stimme ausspricht ... was sind mir das für Sozialisten! Das ist bei uns so eine Sache für den Augenblick, für einen Feiertag ... Heute ist man Sozialist, und morgen vielleicht schon Gott weiß was ... Das läßt sich leider nicht ändern, das ist nun einmal unsere Art! Denken Sie an die Lockspitzel ... nun gut, die wollen wir als abgetan ansehen ... Aber etwas anderes: wer ist an der Selbstmordepidemie schuld? Das sind diejenigen, die gestern der Jugend zuriefen: ‚Nur vorwärts!‘ und heut kommandieren: ‚Halt! Auf der Stelle — marsch!‘ Ja, ja — sie sind in den meisten Fällen schuld an

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesem Hang zur Selbstvernichtung ... Sie suggerierten den jungen Seelen alle diese idealistischen Phantastereien — und nun, da sie die Partie verloren haben, sind sie ruhig zur Seite getreten, während jene, verlassen und führerlos, wie sie sind, nichts Besseres wissen als den Tod ... Den Tod! Ich kenne den Sinn der Worte: ‚Ich habe das Leben satt!' — ja, werter Herr, ich kenne ihn! Aus diesen Worten spricht die Enttäuschung: der Zauber ist geschwunden, in dessen Banne sie dereinst gestanden — wo aber sind jene, die sie bezaubert und ... getäuscht haben?

Gewiß, auch sie sind Russen, und das entschuldigt vielleicht ihre Schwäche, ihren Verrat. Nicht zu entschuldigen dagegen ist, daß sie, die ihrem innersten Wesen nach Nihilisten sind, die Jugend so lange irreführten, indem sie die Rolle von Gläubigen, ja von Fanatikern spielten.

Der Glaube verlangt Disziplin; wenn ich glaube: ‚so muß es sein und nicht anders!' — dann muß ich mich unterordnen, muß meinen Willen bewußt und frei überleiten in den Gesamtstrom all der einheitlich gerichteten, dem gleichen Ziele zustrebenden Einzelwillen. Und das eben verstehen wir nicht ... vor kurzem noch Sklaven und Leibeigene, wollen wir heute alle Herrscher sein und — kommandieren ...

Nicht mit Unrecht sagten die Alten von uns, den Slawen: ‚Sie stimmen in nichts unter sich überein, leben alle in Feindschaft miteinander, und keiner will sich dem andern unterordnen' ... Ja, ja, ich weiß, was Sie einwenden wollen, aber ich spreche von der Notwendigkeit, sich einer Idee unterzuordnen ... von der Einreihung des eignen Willens in den Gesamtwillen der Nation: das ist's, was uns unbekannt ist ...

Ich habe mancherlei gelesen, bin des Deutschen mächtig, habe die Deutschen kennengelernt — sie besitzen Disziplin, sie sind aktiv und wissen, was sie wollen. Ich weiß nicht, ob sie Sozialisten sind in jenem tieferen, jüdischen Sinne des Wortes — das heißt durch und durch, bis auf die Knochen ... mit jenem höllisch entwickelten Gemeingefühl, jener Gabe, sich gegenseitig zu helfen ... Jedenfalls aber besitzen die Deutschen Disziplin, so viel weiß ich sicher! Und zwar eine Disziplin, die nicht auf der Furcht beruht, verstehen Sie — sondern auf dem Gewissen! Gemeinsame Arbeit — gemeinsame, bewußte Verantwortlichkeit ...

Wir aber sind gerade darum für eine Kultur ungeeignet, weil wir unserem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

inneren Wesen nach zur Disziplin unfähig sind. Wir ordnen uns unter — und verstecken unsern eigenen Willen irgenwo in einen heimlichen, dunklen Winkel der Seele. Irgend jemand kommandiert: ‚Links schwenkt, marsch!‘ — und wir gehen nach links. Und ein anderer ruft: ‚Rechts schwenkt, marsch!‘ — und sogleich marschieren wir nach rechts. Immer jedoch ist etwas Unfreies darin... etwas Lärmendes, Schreiendes, Unaufrichtiges, dem der Glaube, das Pathos fehlt... Unser persönlicher Wille ist irgendwo im Winkel verborgen — er paßt sich wohl allen Bewegungen des Körpers an, ist jedoch mit keiner einverstanden... In einem Volksliede heißt es:

‚Wir schreiten nicht von selber,
Die Not ist's, die uns führt...‘

— das ist echt national, glauben Sie mir!... Wir sind, möcht' ich sagen, geborene Anarchisten... alle miteinander! Aber eben — passive Anarchisten..."

Er war ganz erschöpft, ganz blaß, hatte die Augen geschlossen und sagte, als steige eine quälende Erinnerung vor seiner Seele auf, mit leiser, schnarrender Stimme:

„Ein schreckliches Volk... unglücklich und schrecklich, verstehen Sie..."

Und er duckte den Kopf, als hätte eine unsichtbare, schwere Hand ihm im Zorne einen Schlag versetzt.

Rundschau

Ein neuer Roman aus der großen Revolution

Die Literatur über die französische Revolution ist im Laufe der Jahre ins Unabsehbare geschwollen, und wohl kaum eine Epoche der Geschichte hat so vielfältige und verschiedenartige Darstellungen gefunden wie diese. Freilich zeichnen sich die historischen Monographien, die wir besonders von französischen Schriftstellern besitzen, nicht gerade durch Exaktheit in tatsächlicher Beziehung aus, und die beiden glänzendsten und pathetischsten Darstellungen zweier sehr antipodischer Geister, Thiers und Carlyles, nehmen es mit der geschichtlichen Wahrheit nicht allzu genau. Daß die grandiosen Bilder der Revolution von jeher auf dichterische Gemüter besonders anziehend gewirkt haben, liegt in der Natur der Sache. Aber seltsamerweise haben bisher selbst starke künstlerische Behebungen diesem ungeheuren Stoffe gegenüber versagt, und so besitzen wir in der Tat nicht eine einzige in sich geschlossene und vollendete dichterische Darstellung der Revolution. Dickens „Tale of Two Cities" hat sicher seine Vorzüge, aber hier verschwinden doch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die großen Linien allzu sehr unter allerhand rührendem Detail und jener Sentimentalität, die gerade uns Menschen der Gegenwart diesen Dichter einigermaßen fernrückt.

Nun hat Anatole France der Welt einen neuen Roman geschenkt, der wohl als die bedeutendste literarische Darstellung der großen Revolution gelten darf. Er ist unter dem Titel „Les dieux ont soif" vor einigen Wochen bei Calmann-Lévy erschienen und hat in Frankreich berechtigtes Aufsehen erregt, während er in Deutschland noch so gut wie unbekannt ist. Wir schätzen Anatole France längst als einen der feinsten und subtilsten Geister nicht nur seiner Heimat, sondern Europas, und was ihm an elementarischer Dichterkraft, an visionärer Phantasie und dämonischer Leidenschaft abgeht, das ersetzt er durch eine ganz eigenartige und sublime Geistigkeit, durch einen gewissen, schwer zu definierenden Zauber weltmännischer Überlegenheit und innerlicher Freiheit, sowie durch die virtuose Sicherheit in der Handhabung der künstlerischen Form. Das Wort „tout ce qui n'est pas clair n'est pas français" ist bei ihm zu lebendigster Bedeutsamkeit ausgeprägt; ohne nüchtern, ohne mechanisch zu sein, tragen seine Bücher den Stempel wundervollster Klarheit und besonnensten Aufbaus, und wer sich ihrer im Original erfreuen darf, wird die feine Ausprägung jedes einzelnen Gedankens bewundern und stilistische Genüsse erleben, wie sie bei uns nicht allzu häufig sind.

Zwei Klippen sind es, an denen die Mehrzahl der Künstler bei einer dichterischen Ausgestaltung der großen Revolution zu scheitern pflegt: einmal an der grenzenlosen Fülle des Stoffes, die die Auswahl der einzelnen dichterisch wirksamen Momente ganz außerordentlich erschwert, dann aber auch an der so naheliegenden Versuchung eines sentimentalischen Pathos, einer Häufung grausiger und rührender Episoden, wie sie weder der nüchternen geschichtlichen Wahrheit, noch den höheren Gesetzen der Kunst entsprechen. Um diesen ungeheuren Stoff zu meistern und in eine einheitliche künstlerische Form zu zwingen, bedurfte es eines kühlen, überlegenen Geistes, wie Anatole France, und wenn seiner Darstellung die Wucht der Empfindung und der Überschwang des Enthusiasmus fehlt, so darf sich hier ein feinerer Geschmack an der schlichtesten und reinsten Menschlichkeit, der sichersten und vollendetsten Psychologie und einer zwingenden Logik in der Verknüpfung der Geschehnisse erquicken. Man braucht nicht eben ein Ästhet im üblen Sinne des Wortes zu sein, um einer derartigen delikaten und alle pathetischen Effekte vermeidenden Darstellung, die alles Menschliche in das Licht des Tages rückt und Hell und Dunkel mit klarer Besonnenheit mischt, den Vorzug vor jenem brausenden Pathos zu geben, das schließlich auch geringeren Talenten gelegentlich gelingt und sie nur allzu leicht in den Augen der Menge über die mit feineren Mitteln arbeitenden, wahrhaften und echten Meister emporhebt.

Im Mittelpunkt der Handlung steht der Maler Evariste Gamelin, ein Schüler Davids, und die Handlung spielt sich in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraume vom 21. Mai 1793 bis zum Sturze Robespierres, Ende Juli des folgenden Jahres ab. Schon diese stoffliche Begrenzung ist ein Beweis für die reife Virtuosität, mit der Anatole France den spröden Gegenstand gemeistert und komprimiert hat. Die von ihm dargestellte Periode bedeutet in der Tat den Extrakt der ganzen Revolution, den bedeutungs- und schreckensvollen Höhepunkt des gigantischen Dramas, dessen Folgeerschei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nungen wir noch heute — im Guten wie im Bösen — in unserem gesamten geistigen und sozialen Leben täglich erfahren. Und es ist doppelt schwierig, in dieser Epoche katastrophaler Erschütterungen, eines in der Weltgeschichte vor- und nachher unerhörten Blutvergießens und eines chaotischen Durcheinanderwehens aller Leidenschaften die sicheren und ruhigen Linien jener Menschlichkeit festzuhalten, die im Grunde allein den würdigen Vorwurf jeder künstlerischen Darstellung bildet. Man ist versucht, Dämonen oder Engel, Heilige oder Verbrecher zu zeichnen. Anatole France tat mehr: er zeichnet Menschen und erregt so in uns eine tiefere und nachhaltigere Erschütterung als sie die pathetischsten Deklamationen Carlyles und die romantischsten Darstellungen unerhörter Begebenheiten und Schicksale je hervorrufen könnten.

Evariste Gamelin ist ein fanatischer Anhänger Robespierres, und mit dem Jünger ist hier zugleich der Meister treffend porträtiert. Wir modernen Menschen, die wir Skeptiker geworden sind, stehen dieser seltsamen Sekte, in der Blutdurst und kindliche Gläubigkeit, Terrorismus und schwärmerische Neigung zur harmlosen Idylle eine höchst merkwürdige Verbindung eingegangen waren, einigermaßen verständnislos gegenüber. Wundervoll hat Heinrich Heine Robespierre charakterisiert: „Maximilian Robespierre", so heißt es in der „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", „der große Spießbürger von der Rue Saint Honoreé, bekam freilich seine Anfälle von Zerstörungswut, wenn es das Königtum galt, und er zuckte dann furchtbar genug in seiner regiciden Epilepsie; aber sobald vom höchsten Wesen die Rede war, wusch er sich den weißen Schaum wieder vom Munde und das Blut von den Händen, und zog seinen blauen Sonntagsrock an mit den Spiegelknöpfen, und steckte noch obendrein einen Blumenstrauß vor seinen breiten Brustlatz." So baut auch Anatole France die Psychologie Gamelins auf der Basis eines ethischen Idealismus, einer fanatischen Gläubigkeit auf, wie sie mehr oder minder allen epochalen Bewegungen der Menschheit zugrunde gelegen hat. Schält man die Idee aus ihrer trüben und unvollkommenen Gestaltung heraus, so ergibt sich als Grundlinie der französischen Revolution ein religiöser Fanatismus, der das Reich Gottes, ein Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durch das Radikalmittel der Guillotine auf Erden begründen wollte. Gewiß mischen sich ausreichend andere Motive und besondere psychologische Zustände, denen man vielfach Bezeichnungen aus der klinischen Pathologie beilegen kann, mit hinein, aber die führenden Geister unter den Schreckensmännern waren durchaus von dieser spezifisch religiösen Paranoia besessen, und für den objektiven Historiker und Psychologen dürfte es nicht leicht sein, die Grenze zwischen Mohamed, dessen Spuren von Blut triefen, und Danton, Marat oder Robespierre zu ziehen. Es entspricht einer tiefen Erkenntnis, daß der Dichter Gamelin, der als richterliches Mitglied des Revolutionstribunals ungezählte Opfer aufs Schafott geschickt, einen achtjährigen Knaben mit den Worten umarmen läßt: „Enfant! Tu grandiras libre, heureux, et tu le devras à l'infame Gamelin. Je suis atroce pour que tu sois heureux. Je suis cruel afin que tu sois bon. Je suis impitoyable pour que demain tous les français s'embrassent en versant des larmes de joie."

Um diesen mit meisterhafter Psychologie gezeichneten Helden gruppiert sich eine reichliche — aber nicht zu reichliche — Anzahl charakteristischer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Personen, deren Schicksale sich zwanglos und organisch dem Gamelins einfügen und unterordnen. Seine Geliebte, Elodie Blaise, die Tochter eines Kunsthändlers, hebt sich als eine meisterliche Schöpfung voll bezwingender Lebenswahrheit von den anderen hervor: ein typisches Weib, zärtlich, von katzenhafter Schmiegsamkeit und Schlauheit, die an dem schönen, ernsten, kühnen, von idealistischem Feuer und sublimem Blutdurste erfüllten Maler mit den wehenden schwarzen Locken voll vibrierender ästhetischer Wollust hängt und ihn mit der ganzen überlegenen Klugheit des liebenden und geliebten Weibes zu lenken weiß. In der Zeichnung Elodies und ihres väterlichen Ladens, der L'amour-Peintre, einem stillen Häuschen, mit grünen Fensterläden, roten Nelken und einer friedlich leuchtenden Lampe, einer Idylle in all den Greueln der Revolution, hat France eine hohe Meisterschaft bewährt, und von der feinsten psychologischen Erkenntnis der weiblichen Psyche legen insbesondere zwei Züge in Elodies Wesen Zeugnis ab: während Evariste von Gewissensbissen über das von ihm vergossene Blut gequält wird, und nur in ethischen Maximen Trost und Rechtfertigung zu finden sucht, berauscht sich Elodie, nach anfänglichem entrüstetem Abscheu, an den blutigen Bildern, und bei dem Gedanken, von dem Geliebten aufs Schafott geschickt zu werden, „erzittert ihr Fleisch in Entsetzen und Wollust"; als später Evariste mit Robespiere zusammen dem Richtbeil erlegen ist, entläßt sie den Nachfolger ihres Geliebten, den starken blühenden Philipp Desmahis nach einer Liebesnacht mit den gleichen Worten der Zärtlichkeit, die sie vorher für Evariste gehabt hatte. Diese natürlich sehr — vielleicht etwas zu sehr — berechnete Stilisierung des Dichters ist von unendlicher Feinheit: über Blut und Leichen triumphiert der Geist der Gattung, und ein Seufzer der Liebe ist der letzte Laut auch der großen Revolution.

Die anderen, mit wenigen, sparsamen Strichen gezeichneten Typen geben den Hauptpersonen an lebensvoller Feinheit nichts nach: der philosophisch-heitere Brotteaux, der noch auf dem Wege zum Schafott seinen Lucrez liest, der herrliche milde und edle Pater Longuemare, die Cocotte Athenaïs — all diese Unschuldigen werden von dem furchtbaren Rachen der Revolution verschlungen: die Götter haben Durst, und „la sainte guillotine va toujours". Aber niemals versinken wir in weichliches und sentimentales Mitleid, dessen Hervorrufung in das Ressort eines geringeren Dichters fällt: sondern wir durchstreifen das Labyrinth des Grauens, begreifend und wissend, erkennend und verzeihend, und selbst in das Dunkel des Kerkers, auf das Beil des Henkers und auf das Blut der unschuldigen Opfer fällt ein Strahl jener erhabenen Gesinnung, die wir mit Worten wie Weisheit oder Menschenliebe nur sehr unvollkommen bezeichnen.

Der äußere Erfolg dieses unsensationellen, unsentimentalischen Buches in Frankreich soll außergewöhnlich stark sein: nicht etwa nur in literarischen Kreisen, sondern in den weitesten Schichten der Bevölkerung. Das sollte uns, dem Volke der Dichter und Denker, einiges zu denken geben. Wenn Frenssen, Herzog und Otto Ernst ernstlich als Höhepunkte künstlerischer Entwicklung verehrt werden, so dürfte ein deutscher Artist von der intellektuellen Subtilität Anatole Frances vergebens um die Gunst unseres Volkes werben. Und so scheint es in der Tat, daß wir von unseren Nachbaren jenseits des Rheines an künstlerischer Kultur doch noch dieses oder jenes lernen könnten.

Dr. Herbert Stegemann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Redner

Das war im Katholischen Arbeiterverein zu Gütenbach. Man hörte Vorträge. Herr Abiturient Schindler, sagt der Bericht, sprach über „Staat und Kirche"; unser Herr Präses verbreitete sich in lehrreicher Weise über die „Vorbedingungen zu einem gesunden Schlaf . . ."

Die Wahl des Themas, das ist nicht zu leugnen, macht den Leser schmunzeln; und das korreferierende Blatt verfehlt auch nicht, dies Schmunzeln in Worte zu fassen. Man spürt den Kern einer Anekdote . . . Aber die Anekdote gerät trotzdem nicht. Warum? Die Verteilung der Gegenstände „Staat und Kirche" — „Gesunder Schlaf" unter die ungleichaltrigen Redner ist eben doch kein Zentrumsschwank. Vielmehr, sie veranschaulicht etwas sehr Menschliches; ich kann ihr meine Teilnahme nicht versagen.

Die beiden Redner, nämlich, sind ewige Typen. Ihr werdet sie immer treffen; bei allen Parteien, in allen Lebensschichten. Und immer werden sie bei der Wahl ihres Gegenstandes dieselben Neigungen haben. Sollte wirklich der Präses lieber von Staat und Kirche sprechen, der Abiturient über gesunden Schlaf? Nicht doch. Den Abiturienten interessieren die Vorbedingungen zu einem gesunden Schlafe nicht: weil er auch ohne sie gut schläft; Staat und Kirche — hoffentlich — brennend. Welches Thema soll er behandeln? Der Präses versteht etwas von Gesundheitsregeln. Er wird seinen Zuhörern Brauchbares mitzuteilen haben. Sollte er aber (was fraglich ist) von Staat und Kirche selbst mehr wissen als der Mulus, so wird eine Scheu seines Lebensalters ihm den Gegenstand unerquicklich machen. Er wird ungern, und also schlecht darüber reden. Die Verteilung war richtig.

Es gibt ja Ausnahmen. Sonst aber bleibt es ein Vorrecht der jungen Jahre, Begriffe zu sehen wie Wirklichkeiten. Das wird ihre Überlegenheit. Staat und Kirche sind da, sind Dinge, sind wie mit Händen zu greifen. Man kann von ihnen sprechen, wie man später von Menschen oder Geschäften spricht. Und man ist in Wahrheit sachverständiger, als man sein wird. Mindestens für den Durchschnitt kommt die Zeit, und kommt ziemlich früh, wo er nicht mehr fähig ist, Begriffe zu erleben. Dann ist es eine Last, über Gott und Freiheit, über Staat und Kirche zu reden. Verallgemeinerungen fangen an, einen zu ängstigen; es entsteht der Rednerschlag, dem die echte Phrase zur unechten wurde. Nur Dummheit verweist den Vorwitzigen auf die Jahre, in denen er mehr davon „verstehen" wird: da doch dies Wort auf Sachen, nicht auf Begriffe anwendbar ist. Der Mulusredner hat recht, wenn er es nicht billiger als mit „Gottheit und Weltall" tut. Von ihm kann man lernen, daß es dies Thema noch gibt. Er ist sachverständig, denn er hat es erlebt. Die Vertraulichkeit, mit der junge Menschen die Nebelriesen des Gedankens behandeln, kann sich köstlich äußern; selbst (und manchmal gerade) wenn sie sich als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kälteste Nachprüfung gibt. Ich werde die tiefe Komik in der Ausdrucksweise eines Studierenden nicht vergessen, der seine Kritik mit dem Satze begann: „An dem vom Herrn Vorredner konstruierten Gotte hab ich folgendes auszusetzen . . .“ Als spräche er von Zigarren. Aber freilich, er spricht von Dingen, die ihm vertraut sind.

Vertraut, nicht: bekannt. Dies ist zweierlei. Nur zu sprechen, wo man „sach“verständig ist, wäre Philisterdoktrin. Und wäre zum Einschlafen. Der Gedanke entzündet sich nur am Wort, Teilnahme ist wichtiger als Unfehlbarkeit: der Gedankenredner soll uns recht sein. Auch der andere: der Sachredner. Der des Begrifflichen müde ward. „Der Mensch,“ sagt Johannes V. Jensen (und mancher mit ihm), „muß einmal fertig werden und gehen. So gewiß es zum Menschentum gehört, gedacht zu haben, so kläglich ist es, beim Denken stehen zu bleiben . . .“ Darum unser mit den Jahren wachsender Widerstand gegen die Philosophie. Es ist ein Reichwerden und ein Verarmen. Freiwillig bescheiden wir uns, über die Vorbedingungen eines gesunden Schlafes zu sprechen . . .

Denn beides ist erlaubt: Der Redner ohne Substanz und der Redner ohne Begrifflichkeit. Nicht wertvoll, aber duldbar. — Es gibt jedoch einen dritten Typ.

Folgendes Inserat liest man in vielen Blättern. „Wie werde ich Redner? Wem wäre nicht schon einmal beim Anhören eines Vortrages, sei er nun politischer, wissenschaftlicher oder gesellschaftlicher Natur, im Parlament, Verein oder in einer Volksversammlung, oder sei es im beruflichen und Erwerbsleben, der Gedanke gekommen: Wenn ich doch auch so reden könnte! Wie ist es nur möglich, so fragt sich mancher Zuhörer, daß dieser Redner, von dem ich und andere genau wissen, daß er keineswegs klüger ist als wir, in so leichter und glänzender Weise die Rede handhabt?“ Tja, wie ist das möglich? Möglich wird es durch einen Fernkursus. „Es kommt nur darauf an, daß Sie die richtigen Mittel kennen und anwenden lernen, um sich zu einem Meister der Redekunst auszubilden.“ . . . „Nach Absolvierung dieses Kursus werden Sie das sein, was Sie wollen: ein Redner, der überall zu jeder Zeit frei von Befangenheit über jedes Thema in wohlgesetzter Rede überzeugend und eindrucksvoll sprechen kann.“ Der Ton ist auf das Freisein von Befangenheit zu legen. Wie schwer haben es sich die attischen Sophisten gemacht! Sie wirkten, bei aller Vorurteilslosigkeit, doch durch Geistesdressur; die besten von ihnen aus einer Menschenerkenntnis von achtbarer Tiefe. Hier ist der Redner absolut geworden. Klugheit ist ihm nur hinderlich. Anlaß, Bereitschaft, Sachhingabe empfindet er als Störungen. Gleich den Bezieher der „menschlichen Macht“, des bezwingenden Blickes, der magnetischen Gewalt, der Energie binnen fünfzehn Minuten, ist er für das abgekürzte Verfahren. Das Mundwerk läuft. Und der Fortentwicklung steht ein Hindernis weniger im Wege.

Hermann Friedemann

Do ut des

Man mag vom Ministerium Hertling und seinen Taten denken was man will; eins ist sicher, es wird allerlei Material liefern für Schulbeispiele zu politischen Grundsätzen und Theoremen. Hervorragend brauchbar ist hierzu eine der neuesten Leistungen Exzellenz v. Hertlings, die schöne Rede zugunsten des Lotterievertrags mit Preußen. „Wer sich selbst auf die Seite stellt, wird von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anderen auf die Seite gelegt, wo er die Unterstützung der anderen sehr notwendig hätte." Der zarte Wink wurde überall verstanden. Das „Bayerische Vaterland" rief sofort: Kuhhandel! Das ist natürlich ein plumper Ausdruck, der gegenüber einem Diplomaten von Hertlings Range unziemlich ist. Der Politikus, der auf Reputation in seinem Gewerbe hält, nennt's Do ut des-Politik. Dem Nichtzünftigen erscheint sie oft von vornherein verwerflich; obschon festzustellen ist, daß solch Zartgefühl eines doktrinären Idealismus mehr und mehr nur in älteren Auflagen des deutschen Büchermarktes fortlebt. Denn in dieser Richtung hat gerade die Politik des Zentrums und des Bundes der Landwirte fortbildend und vorbildlich gewirkt. Kein Kanitz, keine Kähne! Keine Jesuiten, kein Lotterievertrag!

Do ut des als juristische Formel entstammt dem römischen Recht. Ihre Übertragung auf die politische Methode und die Lebenspraxis überhaupt ist natürlich auch — älter als das Zentrum. Bismarck formulierte den ihm selbstverständlichen Gedanken im ersten Reichstagsdezennium einmal: „In allen politischen Verhandlungen ist das Do ut des eine Sache, die im Hintergrunde steht, auch wenn man anstandshalber einstweilen nicht davon spricht." Die Anstandsrücksichten, auf die hier Wert gelegt wird, wurden allgemach wohl ein wenig zu sehr vernachlässigt. Deshalb ist jener Grundsatz als Hauptstück der politischen Methode diskreditiert worden. — Von gewissenhaften Forschern ist der Gedanke Do ut des über das lateinische manus manum lavat bis zu dem griechischen Philosophen Epicharmus verfolgt, der ein halbes Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung lebte. Von ihm wird der Vers überliefert: Die Hand wäscht die Hand, gib etwas, so magst du auch etwas kriegen. Und nach beträchtlich mehr als zweitausend Jahren brachte Goethe die gleiche Erwägung in die Verse:

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir tut niemand was zu lieb;
Hand wird nur von Hand gewaschen,
Wenn du nehmen willst, so gib!

Das wurde kürzlich recht unfreundlich unserem Reichskanzler zugerufen, als er, nach der Verjüngungskur in Gastein, in dem historischen Buchlau unter der Führung des Grafen Berchtold einen Achtender erlegt hatte. Man hätte ihn die Jägerfreude ungestört genießen lassen sollen, nachdem er in angestrengter Unterredung mit seinem österreichisch-ungarischen Amtsbruder gegenseitige „volle Übereinstimmung" festgestellt hatte; wie das ebenso ebendort in dem schöneren Sommer 1908 dem Vorgänger des Grafen Berchtold, Ährenthal, mit Herrn Iswolski gelungen war. Der Genius loci Buchlaus scheint also durchaus friedseliger Natur zu sein. Damals übrigens hatte Rußland den Kürzeren gezogen. Österreich erhielt seine Hälfte der vollen Übereinstimmung, Bosnien, während Rußland seinen Anteil der Do ut des-Abmachung, die Öffnung der Dardanellen, an dem Widerspruch seiner besten Freunde, England und Frankreich, scheitern sah. Vorläufig. Schließlich kommt's doch zum Ziel. Wohl um den Preis des englischen Protektorats in Ägypten und anderer Zugeständnisse auf fremde Kosten. Denn das ist natürlich die höchste diplomatische Vervollkommnung des Do ut des, das Leder für das Do aus fremden Fellen schneiden. Was für uns, außer dem Bethmannschen Achtender, bei der neuen Buchlauer Zusammenkunft herausschauen wird, steht dahin. Daß wir dabei zu kurz kommen, kann nur ein beschränkter Nörgler denken, den kein Kriegerverein in seiner Mitte dulden dürfte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als Mann mit zugeknöpften Taschen wurde der glückliche Buchlauer Schütze apostrophiert wegen seiner Haltung in der Frage, die zurzeit mehr als die Balkanfrage und die Jesuitenfrage die Gemüter bewegt, wegen der Lebensmittelteuerung. Sie wird allmählich zu einem drohenden Notstand. Und noch sind wir nach sachverständigem Urteil keineswegs „auf der Höhe". Die Regierung verhält sich konsequent passiv. Die „N. A. Z." hatte sogar den unglaublichen Geschmack, der Preissteigerung eine gute Seite abzugewinnen als ein Zeichen der zunehmenden Kaufkraft der Bevölkerung, als einen erfreulichen Erfolg unserer Wirtschaftspolitik. Im letzten Reichstag, in dem Zentrum und Konservative über die unbestrittene Mehrheit verfügten, waren bereits, mit Unterstützung eines Teiles der Nationalliberalen und des Zentrums, die Aufhebung der Futtermittelzölle und die Zulassung von Gefrierfleisch beschlossen worden. Der Kanzler lehnte es ab, diesen Weg zu betreten. Ganz im Stile des Bundes der Landwirte wurde das Gebäude des Zolltarifs als ein unverletzliches Ganzes hingestellt, an dessen Struktur auch nur das kleinste zu ändern, als eine Schädigung der höchsten Interessen gebrandmarkt wurde. Die Mehrheit für ähnliche maßvolle Forderungen, wie sie der vorige Reichstag genehmigte, würde in diesem noch größer sein. Es ist keine unbillige Forderung, daß in einer ernsten Situation, wie der gegenwärtigen, auch die Vertretung des Volkes zum Worte kommt. Der Reichstag aber hat es bisher nicht verstanden, sich diejenige Berücksichtigung zu erkämpfen, auf die er Anspruch machen muß, wenn er die Aufgaben erfüllen will, die der der Regierung gleichgestellten Volksvertretung obliegen. Eine Regierung, die wirklich über den Parteien steht, müßte maßvolle Wünsche, wie die vom Reichstag befürworteten, schon aus politischer Klugheit erfüllen. Tut sie das nicht, so bringt sie sich in den Verdacht, einseitige Interessen zu fördern, durch deren Vertretung sich die große Mehrheit des Volkes geschädigt fühlt. Zumal, wenn sie keine besseren Gründe für ihre Haltung anführen kann, als den durchsichtigen von der Einheitlichkeit des Zollsystems und den ebenso fadenscheinigen von dem schlechten Beigeschmack des Gefrierfleisches. Solche gastronomische Fürsorge ist zu gütig, um ernst genommen zu werden, und das Fleisch auf den Freibanken, zu denen sich die Armen drängen, wird auch nicht viel köstlicher sein.

Do ut des. Das Prinzip ist nicht aus der Politik zu verbannen. Was kannst du armer Teufel bieten? Das ist die Gewissensfrage, mit der sich die hohen und niederen Kontrahenten in der politischen Arena gegenübertreten. Aber es gibt auch hier eine Grenze, die nicht überschritten werden darf. Wenn man in die Tiefen des Kuhhandels hinabsteigt, wo wichtige allgemeine Interessen beiseite geschoben werden, wo Gabe und Gegengabe in schreiendem Mißverhältnis stehen, wo man teueren Preis zahlt, um nur fortwursteln zu können, da gleitet man von sonst praktikablem Wege erträglicher Politik auf Abwege und Holzwege. Da gilt es, die Spaziergänger mit kräftigen Mitteln zur Umkehr zu nötigen.

Lehnte man im Reich um der guten Meinung der konservativen Agrarier willen noch weiter jeden ernsten Versuch, den Notstand zu mildern, ab, oder drückte man, um der Nebensächlichkeit des Lotterievertrages willen beide Augen bei der Verletzung des Jesuitengesetzes zu, dann würden wir in Situationen geraten, die Recht und Pflicht zu ernstem Widerstande geben. Denn das wären Symptome einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politiſchen Tendenz, die in ihren Konſequenzen die Grundlagen des Reichs erſchüttern muß. Dieſes Reich aber, um das die Nation mit ſchweren Opfern gerungen — jahrzehntelang gegen die Unweisheit der Regierungen — iſt nicht Privateigentum gewiſſer „maßgebender“ Kreiſe, und wir wollen es uns nicht ruinieren laſſen. Auch hier heißt's: Do ut des.

Bully

Der neue Panislamismus

Der Panislamismus iſt früher allgemein ſehr überſchätzt worden; heute wird er meiſt unterſchätzt. Dieſe Bewegung hat jetzt wirklich angefangen, eine Gefahr für europäiſche Machtſtellungen im nahen und fernen Orient zu werden. Erſt die Schickſale der Türkei ſeit der Abſetzung Abdul Hamids und die Vorgänge in Marokko, Tripolis und Perſien haben die mohammedaniſche Welt gründlich in Gärung gebracht. Aus Indien wird berichtet, daß man dort kein mohammedaniſches Blatt mehr zu Geſicht bekommen könne, das nicht mit Klagen über die Ungerechtigkeiten, denen Mohammedaner in andern Ländern ausgeſetzt ſeien, über eine angebliche Verſchwörung aller chriſtlichen Mächte gegen die mohammedaniſchen Staaten, mit Aufforderungen zur Unterſtützung der Türken im Krieg um Tripolis durch Geldmittel und mit dunklen Andeutungen in Hinſicht auf eine künftige Notwendigkeit für alle Mohammedaner, ihren Glauben zu verteidigen, angefüllt wären. Man hat ſeit einem Jahre in Städten wie Delhi, Lahore, Peſchawar, Lucknau ein ſeltſames Kommen und Gehen geheimnisvoller Türken und Araber wahrgenommen und an den größeren Wallfahrtsorten wie Singier ſah man in den letzten Monaten auffällig viele Pilger aus Konſtantinopel und Bagdad. Die indiſche Polizei hat auch feſtgeſtellt, daß das nördliche Indien noch nie von entfernt ſo vielen Arabern und Türken bereiſt wurde, wie im letzten Frühjahr. Einen gefährlichen Grad ſcheint die Erregung des Islams in Afghaniſtan erreicht zu haben. Dort betrachtet ſich der Emir ſeit dem Sturze Abdul Hamids und des Schahs Mohammed Alis als den Beſchützer der mohammedaniſchen Welt, als ihre einzige übrig gebliebene Hoffnung. Seine herausfordernde Haltung gegenüber Perſien läßt vermuten, daß ſein Ehrgeiz ihn zu gewagten Unternehmungen anſtachelt.

Von großer Bedeutung für die Zukunft kann der Wandel der Geſinnung werden, der ſich in der mohammedaniſchen Welt in den letzten Jahren gegenüber den buddhiſtiſchen und konfutſeaniſchen Völkerſchaften vollzogen hat. Die Anhänger des Propheten teilen die Menſchheit in zwei große Teile ein: in Götzendiener, Medhuſi und Bücherbeſitzer, Eli Kitab, und letztere wieder in ſolche, die den arabiſchen Propheten anerkennen, und ſolche, die ihn nicht anerkennen, aber doch eines der vier heiligen Bücher: Tora, Bibel, Pſalmen, Koran, beſitzen und daher toleriert werden dürfen. Den Medhuſi, alſo auch Buddhiſten oder Konfutſeanern wird kein Recht auf menſchliche Behandlung ſeitens der Anhänger des Islams zuerkannt; ihr Leben und Eigentum braucht nicht geachtet zu werden. Solche Unduldſamkeiten veranlaßten einſt die Parſen, aus Perſien auszuziehen, und ſich in Indien niederzulaſſen, wo ſie heute zu den treueſten Anhängern der britiſchen Herrſchaft gehören. Erſt das Schauſpiel der Entwicklung Japans zu einer modernen Großmacht brachte einen Stimmungsumſchwung hervor. Der Gedanke einer politiſchen Intereſſengemeinſchaft zwiſchen mohammedaniſchen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und buddhistischen Völkern überwand allmählich den Glaubensfanatismus. Heute sieht der Islam auch im Chinesentum einen heimlichen Verbündeten gegenüber den christlichen Mächten. Im Jahre 1907 erschien ein Buch des Molla Suleiman Schekri Effendi aus Anatolien über dessen Reise durch die von Mohammedanern bewohnten Teile der alten Welt. Darin wird die freundschaftliche Gesinnung der chinesischen Regierung für die Mohammedaner im Reiche der Mitte (etwa 30 Millionen) überschwenglich gelobt und in Gegensatz gestellt zu der „grausamen Intoleranz" der Engländer in Indien oder Ägypten. In der Tat hat sich die Haltung der Pekinger Machthaber gegenüber ihren muselmanischen Untertanen seit den großen Mohammedaneraufständen in Yunnan und Ostturkestan völlig geändert. Schon unter dem alten Regime wurde ein in Ili erscheinendes türkisches Blatt von Peking aus mit Geldmitteln amtlich unterstützt. Wes Geistes Kind dieses Organ aber ist, lehrt folgende Äußerung: „Europa ist zu anmaßend geworden. Es will uns unserer Freiheit berauben! Es will uns vernichten. Wir müssen uns rühren und einen machtvollen Widerstand vorbereiten. Wir müssen uns mit allen technischen Fortschritten vertraut machen und fremde Industrien einführen, so daß wir den Europäern rasch ebenbürtig werden". Das nachrevolutionäre China ist erst recht islamfreundlich. Als sich Dr. Sun Yat sen, der geistige Urheber der chinesischen Revolution, im vorigen Jahre in Marseille nach langer Verbannung zur Heimreise einschiffte, machte er einem Ausfrager gegenüber auch Bemerkungen über den Islam. „Die Chinesen", sagte er, „werden nie den Beistand vergessen, den ihnen ihre mohammedanischen Landsleute zugunsten der Ordnung und Freiheit leisteten. Der Islam hat viele Vorzüge und es ist ein Jammer, daß man ihn in Europa völlig verkennt. Übrigens hat man in Europa fast soviel Furcht vor dem Panislamismus, wie vor der gelben Gefahr".

Der Panislamismus hat in den heiligen Stätten Mekka und Medina vorzügliche Mittelpunkte für seine Propaganda. Dort strömen Pilger aus allen Enden der mohammedanischen Welt zusammen, von dort aus können also leicht alle mohammedanischen Völkerschaften geistig beeinflußt werden. Es mag viel Illusinär-Phantastisches in den mohammedanisch-buddhistisch-konfutseanischen Verbrüderungsideen liegen; sie entsprechen aber dem europafeindlichen demokratisch-nationalistischen Sinnen des asiatischen Zeitgeistes, können also wohl einmal große realpolitische Bedeutung gewinnen.

Otto Corbach

Die Arbeitervillen?

Von allen den sozialen Problemen, die uns umdrängen, bildet das der Arbeiterwohnung in den Städten eines der unermüdlichsten. Es ist erklärlich, denn die Wohnungsfrage bildet den Schnittpunkt einer ganzen Reihe anderer Probleme. In dem Kampfe um rationelle Wohnverhältnisse geht es nicht nur um die Gesundheit der lebenden Generation, sondern auch um die der folgenden, um die roten Backen der Jugend, die wir so nötig haben. Die Zahl der Familien, deren Wohnung nur aus Zimmer und Küche besteht, ist in Arbeiterstädten außerordentlich groß; in Berlin sind es etwa zweihunderttausend, und in diesen zweihunderttausend Zimmern wohnen weit über eine halbe Million Menschen. Das ist noch die mittlere Schicht. Es gibt noch etwa fünfunddreißigtausend „Wohnungen", die aus einem einzigen Zimmer, das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht einmal immer heizbar ist, bestehen. Man stelle sich die Luft- und Lichtverhältnisse dieser Wohnungen, die Trostlosigkeit dieser Hinterhäuser und Höfe vor, um die Reform der Arbeiterwohnung als eine soziale Pflicht zu empfinden.

Das Grundübel ist die Mietskaserne. Vier fünfstöckige Häuserblöcke, die einen schmalen Hof umschließen, können keine gesunden Wohnungen enthalten. Die Herkunft der Mietskasernen aus Bodenspekulation und Grundverhältnissen führt in das Dunkel unserer sozialen Zustände. Solange sich diese Zustände nicht ändern, wird der Mietskaserne nicht entscheidend beizukommen sein. Inzwischen ist jede Reform zu begrüßen, die der Gegenwart Möglichkeiten und der Zukunft Erfahrungen vor Augen hält.

Daß bei einer endgültigen Lösung der Frage die soziale und die architektonische Lösung zusammengehen werden, beweist Howards Garten-Fabrikstadt bei London. Etwas Ähnliches wird nun auch im kleinen in Berlin versucht. Eine Baugenossenschaft hat an der Grenze des ehemaligen Rixdorf, in Britz, Einfamilienhäuser für Arbeiter errichtet, deren Mietpreise nicht höher sein sollen als die Mietpreise der herkömmlichen Kasernenwohnungen. Die Häuser enthalten Zwei- und Dreizimmerwohnungen mit Küche, Keller, Boden und Bad. Zu jedem Haus gehört ein Garten. Sämtliche Gärtchen zusammen bilden einen großen grünen Hof. Die Ecken des Baublocks werden durch Zweietagenhäuser gebildet, die Einzimmerwohnungen (mit Dachgarten) enthalten. Der Typ des Einfamilienhauses ist also: Erdgeschoß mit Zimmer und Küche, Obergeschoß mit Zimmer und Bad. Oder erweitert mit Küche und Kammer und zwei Zimmern im Obergeschoß. Die Mietpreise schwanken zwischen 32 und zirka 60 Mark monatlich. Jeder Mieter wohnt abgeschlossen für sich. Das englische Ideal ist vollkommen erreicht. My house is my castle. Der Arbeiter bewohnt eine Villa.

Der Versuch der Rixdorfer Baugenossenschaft, ein billiges Einfamilienhaus mit Garten an die Stelle der Mietskasernenwohnung zu setzen, möchte theoretisch eine Erschütterung des Glaubens an die Rentabilität der fünfgeschossigen Bauweise mit Höfen bedeuten. Auch rechnerisch soll es schon bewiesen sein, daß die Mietskaserne keineswegs die beste Bodenverwertung darstellt. Dies könnte das Rixdorfer Unternehmen ja nun endgültig dartun. Aber gerade hier mangelts. Erstlich erfolgte die Erwerbung des in Britz bebauten Grundes zu außerordentlich günstigen Bedingungen. Der Fall Britz kann also nicht ganz als typisch gelten. Zweitens ist, um die billigen Mietpreise herauszubringen, im Bau an allem gespart worden. Die Mauern sind dünn, die Zimmer werden durch Drahtwände geschieden. Das sind Nachteile, die vielleicht eine ganze Anzahl Vorteile wieder wett machen. Drittens und letztens aber: das Arbeitereinfamilienhaus ist nicht für den Arbeiter. Für den Mann, der jede Mark in der Hand umdrehen muß, bevor er sie ausgibt, sind die Britzer Wohnungen immer noch zu teuer. An dieser entscheidenden Stelle gerät das Unternehmen auf einen toten Punkt.

Das Mietskasernenelend ist Massenelend, wer hier Besserung schaffen will, muß für die Masse denken. Das Britzer Unternehmen denkt noch zu individualistisch. Es will dem Arbeiter zu viel auf einmal geben. Die Verbesserung der Wohnverhältnisse muß nicht gleich zum Einfamilienhaus führen. Die eifersüchtige, prinzipielle Isolierung jeder Familie mag englisches Ideal sein, der deutsche Arbeiter erträgt gewiß vier Familien in einem Hause, nachdem er früher dreißig bis vierzig ertragen mußte. Ein zweistöckiges Haus mit Garten ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch keine Mietskaserne, erfordert nicht die Fundamentierung eines fünfstöckigen und nützt den Boden doch besser aus als es durch das reine Einfamilienhaus geschieht. Es kann billiger sein, gehört nicht dem einzelnen, sondern der Masse.

Das Einfamilienhaus für Arbeiter, die Arbeitervilla, widerspricht überhaupt dem Begriff des Arbeiters. Die Betonung des einzelnen ist bei der Arbeiterschaft, deren Kraft und Wirkung im festen Zusammenschluß liegt, am wenigsten angebracht. Arbeiterwohnungen werden unter normalen Bedingungen nicht in Einfamilienhäusern zu finden sein. Sie werden schon Massenwohnungen bleiben müssen. Nur muß das System dieser Wohnungen nicht das Mietskasernensystem bleiben. Den Bau von Arbeitervillen zu versuchen ist jedenfalls ein Irrtum.

Tatsächlich ist nun auch die Zahl der eigentlichen Arbeiter in der Rixdorfer Baugenossenschaft nicht groß. Im Jahre 1911 hatte die Genossenschaft 1678 Mitglieder, darunter befinden sich 1125 Arbeiter aller Berufe. Der Zusatz „aller Berufe" bedeutet aber: Handwerker, Händler usw. Das Verzeichnis der Mitglieder weist nur hier und da den einfachen Titel Arbeiter auf. Es geht also mit dem Einfamilienhaus, wie es schon mit vielen schönen Dingen erging. Sie waren fürs Volk, worunter man die Arbeiter in erster Linie verstand, bestimmt, und kamen der nächst höheren Schicht der Bevölkerung zugute. Der Arbeiter stand und steht noch heute mit leeren Händen da. Verzichtet man aber auf den Arbeiter und will Einfamilienhäuser errichten, dann kann man sie auch etwas fester bauen als es in Britz geschieht. Für die nächste Schicht werden sie selbst dann nicht allzu teuer sein. Der jetzige Versuch ist eine Halbheit.

Erfreulich dabei ist die Art, wie eine Genossenschaft von Interessierten sich das Gute und Wünschenswerte selber schafft. Der Geschäftsanteil jedes Genossen beträgt 200 Mark. Mehr als 15 Geschäftsanteile können nicht erworben werden. Wie in Howards Gartenstadt darf die Dividende einen gewissen Prozentsatz nicht überschreiten. Das sind gesunde Prinzipien. Was zu wünschen übrig bleibt ist freilich immer noch die Lösung des Problems der Arbeiterwohnung. Vielleicht ließe sich auf der Grundlage ähnlicher Genossenschaften mit anderen Baugrundsätzen auch diesem Problem einmal erfolreich nahe kommen.

Es bliebe noch ein Wort über die architektonische Seite des Unternehmens zu sagen. Man hat sich nach Möglichkeit der Einfachheit beflissen, aber das Ganze kommt über etwas Spielerisches im Eindruck nicht hinweg. Es liegt an der Kleinheit der Häuschen, die eine gewisse Ärmlichkeit nicht verstecken können, trotzdem sie sich zu Fronten zusammenschließen. Auch hier würde ein etwas höherer Block, energisch zusammengenommen in richtigen Verhältnissen, stärkere Wirkung tun, und den Rhythmus der Masse schöner und kraftvoller zum Ausdruck bringen. Mängel der inneren Rechnung müssen eben notwendig auch zu Fehlern der äußeren Rechnung werden.

Alfred A. Baeumler

Gartenstadt und Säuglingssterblichkeit

Laut und lauter ertönen die Klagen der volksbedürftigen Regierungsmänner über den Rückgang der Population: die Greuelkunde hingegen, daß der Tod in Deutschland von Jahr zu Jahr anderthalb Hunderttausend der allerzartesten Menschenleben dahinrafft, von denen nach autoritativer Schätzung vier Fünftel durch bessere Fürsorge für Schwangere und Gebärende zu retten wären, findet noch immer nicht das Echo einer ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlossenen Reformbereitschaft. Genau ebenso viele Entbindungen, als jene Quote der Menschenvergeudung ausmacht, werden heute lediglich unter dem Beistand von Hebammen und ohne Berufung eines Arztes vollzogen. Fast 50% gesunder unehelicher Kinder sterben nach ihrer Entlassung aus den Gebäranstalten infolge ungenügender Stillung durch die Mütter. Viertausend Frauen gehen in Preußen jährlich an Kindbettfieber zugrunde ...

Viel einzelnes ist geschehen, aber nichts Durchgreifendes. Man läßt die Menschen nach wie vor krank zur Welt kommen und vergißt, daß es so etwas wie eine Prophylaxis gibt. Es ist längst festgestellt, daß das große sommerliche Säuglingssterben an Brechdurchfall auf das Konto der schlechten heißen Proletarierwohnungen zu setzen ist. Verdorbene Innen- und Außenluft nebst 34 bis 36° Celsiustemperatur ergeben keine sonderlich animierende Atmosphäre für unbetreute Wöchnerinnen und neugebackene Weltpassagiere. Nun kommt zu allem Überfluß noch die Statistik der deutschen Gartenstädte, um den üblen Einfluß der Großstadtwohnung auf die Lebensfähigkeit der Säuglinge zahlenmäßig nachzuweisen. In der Gartenstadt Hellerau, die zu Anfang dieses Jahres bereits 1450 Einwohner zählte, starben im Vorjahre von 100 Lebendgeborenen während des ersten Lebensjahres 5, dagegen in Dresden 14,81, in Leipzig 17,12, in Chemnitz 22,3! Im ganzen entfielen auf 1000 Einwohner in Hellerau 6 Todesfälle — in Dresden 13,7, in Leipzig 13,8, in Chemnitz 15,0.

Länder entwickelterer Kulturen können seit langem mit derlei Erfahrungen und Nachweisen dienen. In England, wo sich übrigens seit 1908 die „Childrens Bill" sehr sorgfältig der Findlinge annimmt, kommen im Durchschnitt der Großstädte auf 100 Neugeborene 14,5, im Landesdurchschnitt 12,1 Todesfälle. Damit vergleiche man nun die Statistik der Gartenstädte: Letchworth bei London 3,8, Bourneville bei Birmingham 8,0, Port Sunlight bei Liverpool 6,5%. Mit ungleich wuchtigeren Zahlen treten die deutschen Großstädte auf den Plan: Essen 13,9, Mannheim 19,6, Magdeburg 21,7, Köln 19,1 und Nürnberg 20,9%. Daß die Arbeiterkinder in Port Sunlight durchschnittlich ein größeres Maß und Körpergewicht erreichen, als die gleichaltrigen Kinder der reichen Liverpooler Bürger, darf nicht unerwähnt bleiben. Die Differenz ist oft erstaunlich und wächst anscheinend mit den höheren Altersstufen. Übrigens beträgt die Durchschnittssterbezahl im vereinigten Königreich 16, in Port Sunlight dagegen nur 8 bis 9 pro Tausend; die Geburtenzahl dort 26 — hier 45 bis 46!

Vernünftige Wohnkultur: das einzige Mittel, den minderwertigen, unzureichenden Geburtenüberschuß durch einen höherwertigen quantitativ zu ergänzen und qualitativ zu paralysieren .....

Dr. Max Adler

Reklame

Herr Müller hat sich zwanzig Jahre lang seinen Mund mit Eukalyptuswasser gespült. Es hat ihm behagt. Es gehörte zu den mannhaften Beharrlichkeiten, mit denen er sich, als eine in sich selbst abgerundete Persönlichkeit, gegen die wechselnden Narrheiten der Welt abschloß. An den zähnefletschenden, stirnlockigen Schönheiten all der zahllosen -ols und -onts, die inzwischen auf- und niedertauchten, ging er mit seinem festen Glaubensbesitz ungerührt vorüber. Aber niemand protestiert ungestraft gegen seine Zeit, und wen sie durch das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lächeln ihrer Plakate nicht besiegt, dem kriecht sie ins Ohr hinein.

Man kann sagen, vom fünfzehnten Jahre seiner Eukalyptikerzeit an fühlte sich Herr Müller durch das Wort Ikol bestritten. Wieso, das blieb ihm selber zunächst unbekannt. Er kannte es aus dem Anhang der Witz- und Familienblätter, durch wechselnde Bilder unauffällig unter den Text geschmuggelt. Er pflegte über die Findigkeit des Fabrikanten zu lächeln, ohne daß ihm jemals die Bedeutung des Wortes aufgefallen wäre. So wenig hatte er sich je von Eukalyptus losgedacht. Aber selbst, als er sie endlich entdeckte, sich das Dahinterstecken eines Mundwassers vergegenwärtigte, wurde er noch nicht stutzig. Er ärgerte sich höchstens über seine Zudringlichkeit, wie über eine von hundert Fliegen, eine, von der wir nicht ahnen, daß sie vorausbestimmt ist, uns zu stechen und zu vergiften.

Aber die Vergiftung mußte ohne sein Wissen schon stattgefunden haben. Denn als er langsam, ganz innerlich, sich zu wehren anfing, fühlte er sich schon von allen Seiten eingekreist. Zu spät war ihm sein Wissen gekommen, zu spät als Warner. Denn nun, seit er wußte, daß Ikol ein Mundwasser sei, fühlte er sich mit seinem Eukalyptus aus aller menschlichen Geltung gedrängt. Mit einer Macht, die ungeheuer war. Ein Mensch, der nicht Ikol gebrauchte, verstand seine Zeit nicht mehr! Das war die unerschütterliche Anmaßung, mit der sich das Wort in das Herz des Zeitgenossen drängte. Und gegen diesen Stachel, der schon in dem seinigen saß, als es zur Abwehr zu spät war, suchte er sich endlich aufzubäumen. — Das war sein Untergang.

Noch wußte er nicht genau, was von ihm gewollt wurde. Aber instinktiv suchte er ein Gegengift. Er begann, sich für die fletschenden, stirnlockigen und sogar reizend dekolletierten ·ol und ·ont-Damen zu interessieren. Ein Trugschluß seines Unbewußten. Es meinte, hier genüge ein Bündnis des Eukalyptus mit seinen minderwertigen, doch immerhin daseinskampfberechtigten Schwestern. Weil die drohende Alleinherrschaft des Ikol dumm und ungerecht wäre. Aber wohin waren sie nun, die lithographischen und polychromen Reize alle? Entkräftet, verblichen, wirkungslos! Hundert dieser fröhlichen Handgreiflichkeiten wogen das eine Wort nicht auf.

Unter dieser ohnmächtigen Entdeckung ungefähr fing wohl die Krisis an. Das Aufdämmern eines ernsten Zweifels. Denn nie zuvor war Herr Müller mit der Realität eines Wortes zusammengestoßen. Er besaß in seiner Konstitution nichts von intellektueller Überlastung. Worte sagte man und vergaß sie wieder. Aber hier hatte sich eines losgelöst von allen. Ein ganz sinnloses, saudummes sogar, und konnte ihn ärgern, sein Gleichgewicht in Frage stellen, ihm am frühen Morgen den ganzen Tag verderben, wie ein altes Weib, das einem über den Weg läuft. Und warum? Weil er im Laufe der Jahre mit dem Eukalyptuswasser eine Personalunion eingegangen war. Weil er sich versteifte, in seinem Fortgebrauch eine wesentliche Demonstration seines freien und unzweifelhaften Ichs zu erblicken. Und das wieder, weil er die zeitliche Notwendigkeit des Ikols verkannte. Er wollte nicht ikolreif sein! Das wäre durchaus kein Ehrgeiz für ihn! . . . Wer aber die Schleichwege der Psychose kennt, wird keinen Augenblick im Zweifel über das sein, was hierauf kommen mußte. Daß Ikol seine größere, weil sozial konjugierte Realität immer stärker geltend machen, die persönliche aber des Herrn Müller sich immer mehr in die Sphäre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der bloßen Wortbedeutung verflüchtigen würde.

Es fing damit an, daß rings um Herrn Müller die sozialen Verbindungen abgeschnitten wurden. Sachte, aber unaufhaltsam. Irgendwo hatte er eine alte Beziehung. Dann fiel die Frage: gebrauchen Sie auch Ikol? Es gibt doch nichts herrlicheres! Und entweder folgte ein polternder Protest mit anschließendem Glaubensstreit, oder, und das wurde mehr und mehr die Regel, Herr Müller entfernte sich stumm, auf Nichtwiedersehen. Gegen Ende des zwanzigsten Eukalyptusjahres wurde es zwischen ihm und seinen ältesten und letzten Freunden reif. Am Stammtisch, bei Gott! Unter bisher vernünftigen Menschen. Ikol stellte sich als ein ernsthafter, tiefsinniger Gesprächsgegenstand mitten hinein! In wunderlicher Verbindung mit einem Schauspielhaus, mit höherem Mäcenatentum, einer internationalen Hygieneausstellung bis zu einem Geheimratstitel hinüber. Es war zuviel! Einer war hier nicht mehr bei normalem Bewußtsein. Um sich jeder von vornherein fruchtlosen Debatte zu entziehen, nahm Herr Müller das Stigma auf sich und verschwand. Für immer. Bald darauf entzweite ihn Ikol mit seiner Haushälterin, die es hinter seinem Rücken seit drei Jahren schon, in seinem Hause! gebrauchte, und als er die Kanaille fort hatte, warf er seine sämtliche Literatur hinterher. Damit hatte die Trennung bereits auf seinen Sachbesitz übergegriffen. Er löste seine Abonnements, schwur aus Feindschaft gegen den Annoncenteil ewigen Krieg jeder geistigen Beschäftigung, wechselte täglich sein Kaffeehaus, bis ihn niemand mehr kannte und stellte den Gebrauch der Sprache ein. Denn hinter jeder Unterhaltung drohte die verhängnisvolle Frage. — Und endlich starb Herr Müller für sich selber ab. Er brauchte des Morgens nur zu erwachen, um in sich selbst sofort einen Ikolmenschen zu wittern, mit dem er auf Kosten seiner Erben einen scherbenreichen Krieg zwischen Spiegeln und Töpfen führte. Er war vollständig in eine Eukalyptus- und eine Ikolpartei zerfallen.

Behufs Friedensschlusses begab er sich endlich ins Sanatorium. Ein völlig erschöpfter, im Kampfe um seine Individualität zerbrochener Geistesinvalide bat um Schutz gegen die Ikolmenschheit einschließlich seines zweiten Ichs. Sein ganzes Vermögen vermachte er dem, der ihm bis an das Ende seiner Tage Ruhe vor diesem Gesindel verschaffen würde. Der Arzt schöpfte Hoffnung aus der Hoffnungslosigkeit seines Kampfes. Er brauchte den Patienten nur zur Übergabe zu zwingen, und der Friede schloß sich von selbst. Vorsichtiger Eukalyptus-Entzug mit gleichzeitig nachdringender Ikolisation — — und eines Tages, als Ikoliker erwachend, müßte Herr Müller aufatmen, vom Kampfe befreit, ein Mitglied der obsiegenden Partei.

Es gelang. Es gelang wirklich. Für den kleinen Rest war die Kunst des Arztes nicht verantwortlich zu machen. Es war nicht vorauszusehen, daß Herr Müller eines Tages, ein dem Leben zurückgeschenkter Zeitmensch, auf der Höhe der Maximiliansbrücke eine visionäre Begegnung haben würde. Eine Begegnung mit seinem verratenen Eukalyptus. Wie es geschah, wird kaum jemals an den Tag kommen. Es muß ein furchtbarer Anfall von Reue und Zerknirschung gewesen sein. Denn Herr Müller obliegt seitdem der leidenschaftlichen Durchführung seines alten Kampfprogramms in Eglfing.

Und die Moral von der Geschichte? Du sollst dich der Reklame nicht widersetzen. Die Reklame ist ein Stück sozialer Menschheit. Eine Bindung durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sachen, wo — außer der Dummheit — persönliche Dienstbarkeiten versagen. Sie ist immer stärker als du. Anstandshalber ein Stückchen Individualität vorschützen, meinetwegen, dann aber nachgeben. Denn jeder Reklameerfolg ist ein Schritt zur Einheit. Als wohin der Fortschritt der Menschheit unaufhaltsam steuert.

Hermann Gottschalk

„Als Vagabund um die Erde"

Harry Francks Buch „Als Vagabund um die Erde" hat allenthalben Begeisterung erweckt; seinen literarischen Qualitäten kann es diesen Erfolg nicht verdanken. In einer peinlichen Sprache erfahren wir, daß es unter allen Himmelsstrichen übelriechende Menschen gibt, daß Massenquartiere keine Elitehotels sind, daß der wandernde Proletarier selten durch ästhetische Betrachtungen bewegt wird, daß die Befriedigung des Hungers und die Angst vor der Polizei die Pole seines Denkens sind, und einige neckische Badeszenen belehren uns, daß für die orientalische Frau die weiße Haut unseres Vagabunden einen perversen Reiz zu besitzen scheint, vice versa von den Hagenbeckschen Völkerschaustellungen zur Genüge bekannt. — Was die Rezenzenten dieses Buches aufjubeln ließ, war dieses: Es handelt sich um einen Vagabunden mit Hochschulbildung, um einen Menschen, der einen akademischen Grad erworben hat und Energie genug besitzt, mit einem Kodak und 105 Dollars eine Reise um die Welt anzutreten, ja, der Kritiker der „Neuen Rundschau" trägt kein Bedenken, H. Franck neben Kipling und Jensen zu nennen, obwohl er uns über den Inhalt des Buches nicht mehr zu sagen weiß, als daß eine 500 Seiten bis an den Rand angefüllt sind mit Wissenswertem über Herbergsbetten und Landstraßenvolk, über die Spannkraft des Menschenkörpers und die Widerstandsfähigkeit der Menschenseele".

Wenn die Energie eines Menschen durch eine Bagatelle konsequent in Bewegung gehalten wird, resultiert der Spleen; Herr Franck opfert unbedenklich ein Jahr seines Lebens, um das interessante Problem zu lösen, ob „ein Mann ohne Geld, Waffen oder Gepäck den Erdball umkreisen kann".

Die Unfähigkeit, ein selbständiges Werturteil zu fällen, die Gleichgültigkeit gegen die Skala der Werte, setzt den Amerikaner instand, Sport und Whisky, Wissenschaft und Kunst mit derselben Entschlossenheit anzugehen. Der Champion-Boxer und Richard Wagner rangieren für ihn in einer Ebene, sind doch beide Meister ihres Faches.

In den olympischen Spielen haben freilich die Amerikaner gesiegt; aber die Körperkraft ist kein Gradmesser der Kultur, denn die Welt der Werte ist längst eine Welt des Geistes geworden, und ein windungsarmes Gehirn kann nicht durch die strammste Wadenmuskulatur ersetzt werden — deren erotischem Zauber ich damit nicht nahetreten will.

Gewiß, die Gabe, ein Feuilleton zu schreiben, ist noch kein Äquivalent für einen Buckel, aber ich kann es doch nicht glauben, daß Körperkultur, Sportfexerei und Amerikanismus zur Erlösung der Menschheit führen werden.

Dr. Franz Eißler

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Chemnitzer Tagung / Von Carl H. Winter

Die Reaktionäre aller Parteien haben alle Ursache, unzufrieden mit dem Verlauf des Chemnitzer Parteitages zu sein. Wo immer geistige Überlieferungen sich zu wandeln beginnen, sind diese Wandlungen begleitet von schroffen dogmatischen Ausprägungen der bedrohten Glaubenssätze durch ihre Anhänger. Legitimität und der Absolutismus haben ihre schroffsten Vertreter in jenen kleinen italienischen Despoten gefunden, in einer Zeit, als ihre Herrschaft schon in den letzten Zügen lag. Und nichts kennzeichnet das staatsmännische Genie Bismarcks deutlicher, als seine Doktrin von der Rechtmäßigkeit des Absolutismus in Zeiten des Verfassungskonfliktes und die Unbefangenheit, mit der er diese Doktrin fallen ließ, in dem Augenblick, wo er dieser Maske nicht mehr bedurfte, und Gelegenheit zum Anschluß an den Konstitutionalismus fand, von dem er wußte, daß er allein die lebensfähige politische Doktrin seiner Zeit war. Die elf Konservativen des preußischen Landtages, auf die er sich während der Konfliktszeit stützte, waren nicht weniger heftige Verfechter der reinen Lehre, als es die Radikalen in der heutigen Sozialdemokratie sind. Bismarck blieb nach Überlieferung und Überzeugung sein Leben lang Konservativer, aber er dachte nicht daran, jene Lehre, die in Stahl ihren dogmatischen und in ihm selbst eine Zeitlang ihren praktischen Vertreter gefunden hatte, als den wirklichen und alleingültigen Konservatismus anzuerkennen. Seine Antwort auf Vorhaltungen war die Frage, was man denn konservieren wolle. Eine Frage, die die konservative Doktrin bis heute noch nicht begriffen, geschweige denn beantwortet hat.

Heute geht im Grunde der gleiche Gegensatz durch alle Parteien. Überall der Kampf zwischen rechts und links, zwischen Alten und Jungen, zwischen Doktrin und Fortschritt. Und überall eine scharfe Ausprägung dessen, was man für die reine Lehre der Partei hält. Herr von Heydebrand versteigt sich zu einer Formulierung des konservativen Standpunktes, der nicht anders

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als wahnwitzig genannt werden, und von ihm selbst unmöglich ernst gemeint sein kann; der Gedanke des katholischen Zentrums wird mit nie dagewesener, durch nichts veranlaßter Heftigkeit verfochten, und bei den Nationalliberalen wird der Schatten Bennigsens von freikonservativen Mitläufern heraufbeschworen, die nie liberal waren und ihren Anschluß an die Partei zu einer Zeit vollzogen haben, als die natürlichen Parteikonstellationen vollkommen verwirrt waren. Und fast dieselben Gegensätze zeigen sich ja nicht nur innerhalb der katholischen und evangelischen Kirchen, sondern auch innerhalb der jüdischen Kultusgemeinden. Hinweg über alle Gegensätze der Partei und Konfession, fühlen sich überall die Vertreter der bedrohten reinen Lehre durch eine tiefe innere Sympathie verbunden.

Der Vorwärts verteidigt warm den protestantischen Oberkirchenrat und das Zentrum fühlt sich zum Beschützer der protestantischen und jüdischen Orthodoxie berufen. Ab und zu zeigt freilich ein Lichtblitz dem unbefangenen Beschauer, daß es sich nicht um einen Kampf zwischen Ideen, sondern um den Gegensatz zwischen Doktrin und Vernunft, zwischen Tod und Leben handelt. So wenn es sich zeigt, was keinem Kundigen jemals zweifelhaft war, daß der Bund der Landwirte, der sich zum Hüter des konservativen Dogmas gemacht hat, politisch völlig indifferent ist. Die Geschichte der kleineren Landtage erzählt auf jedem Blatt von dem Gefühle der gewissen Solidarität, das die bündlerischen Abgeordneten mit den sozialdemokratischen verbindet, und das begründet ist in der Sympathie der einen Klassenvertretung für die andere. Schwarzburg-Rudolstadt ist keineswegs eine Ausnahme, sondern ein Beispiel von der Regel. Aus denselben Gründen haben die Vertreter der Reaktion ein durchaus natürliches Interesse daran, daß die Sozialdemokratie im Zustande der Erstarrung erhalten bleibt. Sie werden lieber und eher mit einer reaktionären Sozialdemokratie sich abfinden und Geschäfte machen, als mit einer solchen, die den Boden der praktischen Politik betreten hat und ihn nicht zu verlassen entschlossen ist.

Und dafür scheint nicht die geringste Aussicht vorhanden zu sein. Der Parteitag hat deutlich genug gesprochen und zu erkennen gegeben, daß man nicht geneigt ist, gewonnenes Terrain wieder zu räumen. Es läßt sich aus der Ferne nicht beurteilen, welche Arbeit hinter den Kulissen nötig war, um dieses Resultat zu erzielen, aber es darf gesagt werden, daß die Berichte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

davon wenig erkennen lassen. Soweit prinzipielle Gegensätze zur Diskussion standen, sind sie in voller Klarheit und ohne Beimischung verfälschender, phrasenhafter und demagogischer Einwürfe zur Darstellung gekommen. Nicht zur Entscheidung. Denn die Resolution Haases über den Imperialismus wurde zwar einhellig, aber einhellig mit Vorbehalten angenommen. Radikale und Revisionisten waren sich darüber einig, daß damit das letzte Wort noch nicht gesprochen ist und am liebsten hätte man die Beschlußfassung vertagt. Die Resolution ist nichts als ein vorläufiges Notgesetz. Selbst der Genosse Hildebrand, für dessen Kolonialprogramm doch sicherlich beim besten Willen in dem heutigen Parteiprogramm kein Platz ist, hat die besten Aussichten auf ein erfolgreiches Wiederaufnahmeverfahren. Man hat seine verwegenen Ausführungen mit vollkommener Ruhe angehört, und auch hier sachlich so entschieden, wie man heute nach Lage der Dinge nun einmal entscheiden muß.

Der Schwerpunkt der Chemnitzer Tagung lag auf einem ganz anderen Gebiete. Es handelte sich um die Entscheidung über die künftige Führung der Partei, die der Genosse Ledebour nach einem wohl vorbereiteten Plane für sich und seine Gruppe zu erobern hoffte. Aber der Plan war zu schön, um wahr zu sein; der kühl rechnende Demagog hatte zu genau gerechnet, und der Parteivorstand machte die Ablehnung des Ledebourschen Wohlfahrtsausschusses zur Kabinettsfrage wie die Reichstagsfraktion die Belassung von Sitz und Stimme auf dem Parteitage. Es wurde alles so ganz anders, wie er es sich gedacht hatte, und ihm blieb nichts übrig, als über Verkennung seiner guten Absichten zu klagen. Daß es so kommen mußte, war keineswegs vorauszusehen. Seit Wochen und Monaten berichteten die Parteiblätter über die Versammlungen der örtlichen Organisationen in geradezu stereotyper Weise: Die Versammlung lehnt den vorgeschlagenen Parteiausschuß ab und wünscht eine Ergänzung des Parteivorstandes durch sieben unbesoldete Beisitzer. Überall setzten die Teilnehmer der Eisenacher Sonderkonferenz die Weisung ihres Inspirators fast ohne Widerspruch durch; unter den dem Parteitage vorgelegten Anträgen zur Organisationsänderung lauteten noch nicht zehn Prozent auf Unterstützung des von der Kommission beantragten Parteiausschusses, über neunzig Prozent sahen in dem Wohlfahrtsausschuß mit den drei großen L (Ledebour, Liebknecht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lensch als Direktoren) das alleinige Heil. Denn es sollte ein Wohlfahrtsausschuß werden. Ohne Abgrenzung der Befugnisse, also mit absoluter Gewalt. Der Genosse David hat dieser grotesken, aber deshalb nicht weniger gefährlichen Idee mit seinem glücklichen Wort von den Befruchtungs- und Hineinredungsräten ein rasches Ende bereitet. Er fand die im Grunde selbstverständliche Unterstützung durch den Parteivorstand, dessen Stellungnahme bis zum letzten Augenblick zweifelhaft war, der aber doch schließlich entschlossen war, sich nicht nur die Ausführung der Parteigeschäfte, sondern auch die Führung der Partei, zu sichern. Damit fiel der Antrag Ledebour: seine Mannen brachen schmählich die geschlossenen Eide und stimmten gegen die Resolution, die sie selbst erst in ihren Organisationen durchgesetzt hatten.

Eine noch größere und für alle unerwartete Überraschung brachte die Debatte über die Reichstagswahlen und die sogenannte Dämpfung des Wahlkampfes. Diese Aussprache hatte von vornherein keinen Anspruch auf besondere Beachtung, als ein Reden über Dinge, die geschehen sind. Für die künftigen Wahlen konnte sie kaum bedeutungsvoll werden, denn niemand kann sagen, wie die Kombination der Parteien in fünf Jahren sein wird. Daß diese Verhandlungen nun doch von grundsätzlicher Bedeutung geworden sind, verdanken sie der Rede Scheidemanns, die nach Inhalt und Form wohl eine der besten war, die je auf einem Parteitage gehalten wurden. Sie sagte nur Selbstverständliches, aber diese Selbstverständlichkeiten waren diktiert von einem entschiedenen Willen zu praktischer und aktiver Politik, die, ob radikal oder revisionistisch gesinnt, die Sozialdemokratie gar nicht anders machen kann, als wie Scheidemann zeigte. Scheidemann ist nach wie vor Radikaler, aber nach Lage der Dinge ist eine Führung der Partei heute, und wahrscheinlich noch auf absehbare Zeit nur durch Radikale möglich. Der Liberalismus hat gar kein Interesse an einer Verwischung der Grenzen; er hat aber ein erhebliches Interesse an einer vernünftigen und starken Führung der sozialdemokratischen Partei. Und in dieser Beziehung hat Scheidemann Eigenschaften entwickelt, die niemand ihm zugetraut hat.

Es ist natürlich ein vollkommener Unsinn, zu glauben, daß die Mauserung der Sozialdemokratie — ein Schlagwort, unter dem jeder, der es ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

braucht, sich etwas anderes denkt — gewissermaßen die Auflösung in eine große liberale Partei zur Folge haben könnte. Ein Huhn bleibt bekanntlich auch nach der Mauser was es war, und die Sozialdemokratie wird immer eine radikale Arbeiterpartei bleiben. Es handelt sich bei alledem nicht so sehr darum, eine neue theoretische Grundlage zu finden, sondern vielmehr die alte zu verbreitern. Sie ist längst zu eng geworden, sie war eine Sektenverfassung mit Glauben und Verheißung und allem, was dazu gehört. Im Grunde eine unpolitische Grundlage. Heute gilt es eine Politisierung dieser Partei, eine Beseitigung der längst als unerträglich empfundenen Fesseln. Freilich nicht nur eine Lockerung. Die italienische und die französische Partei hat unter wesentlich ungünstigeren Bedingungen gezeigt, daß das sehr wohl möglich ist ohne Gefährdung des Parteicharakters.

Die Sozialdemokratie hat alle Ursache, zufrieden mit dem Verlaufe des Parteitages zu sein. Nicht weil der Revisionismus „gesiegt" hätte, davon kann keine Rede sein, niemals kann eine so entschiedene Minderheit eine so entschiedene Mehrheit besiegen. Aber seine Stellung als Minderheit und seine Berechtigung als solche in der Partei scheint gewährleistet. Menschlich betrachtet zeigte die Tagung eine lückenlose Reihe höchst anziehender Momente. Von diesem Standpunkt aus kann man sogar dem verwegenen Versuch Ledebours, die Parteigewalt an sich zu reißen, Geschmack abgewinnen. Von welcher Spannung war die Luft erfüllt von dem Augenblick an, wo der Geschäftsordnungsantrag Ledebours gegen den des alten Bebel angenommen wurde. Es war der Kampf zwischen dem alten Wolf und den jungen, die nur auf einen Fehlsprung des müde gewordenen Führers warten, um ihn zu zerreißen, wie ihn Kipling im Dschungelbuch dargestellt hat. Mit welcher Meisterschaft hat Bebel den geheimnisvollen Radek abgetan. Wider die offizielle Parteilogik zwar und mit völlig bürgerlichen Argumenten, den Radeks Ansichten sind deshalb nicht weniger stichhaltig, weil er möglicherweise ein dunkler Ehrenmann ist. Aber alles fühlte, daß der alte Führer noch Kraft genug besaß, um einen tückischen Gegner niederzuschlagen, und mit Radek war Ledebour erschlagen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Entente im Mittelmeer

Von Julius Sachs (Wien)

Im Laufe des letzten Jahrzehntes haben sämtliche Angehörige des Dreibundes eine gleicherweise in der Expansionspolitik begründete Krise ihrer auswärtigen Politik durchgemacht: Deutschland hatte die Marokkoaffäre, Österreich die Annexionskrise, und heuer hatte Italien den Tripoliskrieg. Diese Krisen haben auf die Entwickelung des Dreibundes wie auf die der Entente Einfluß genommen. Und zwar war das Ergebnis der beiden ersten Affären — in dem uns hier interessierenden Sinne — 1. eine Stärkung der Entente (indem England Frankreich in der Marokkoaffäre unterstützte), 2. eine Verschärfung des dubiosen Charakters der Rolle Italiens in dem Bundesverhältnisse (indem es Frankreich in Algeciras unterstützte und gegen die österreichische Annexion mit Rußland sympathisierte). Die Ergebnisse der Tripolisaffäre sollen heute nur an den wichtigsten in der Mittelmeerfrage zusammenlaufenden Faktoren beleuchtet werden.

Man sieht vor allem, daß die beiden die Weltpolitik bestimmenden Verhältnisse, nämlich der englisch-deutsche Gegensatz und das Aufhören des französisch-englischen Gegensatzes, das die Folge des ersten ist, durch den Krieg gefördert worden sind: die englische Konzentration in der Nordsee ist ein Zeichen des verschärften Gegensatzes, und die dadurch begründete Annäherung an Frankreich hat dessen Mittelmeerkonzentration zur Folge. Es ist dies ein Fortschritt gegen die Marokkoaffäre, in der England seine Sympathien noch zwischen Frankreich und Spanien teilte. Der allgemeine Ententegedanke erscheint gestärkt durch die Vergrößerung dieser flottenpolitischen Pläne bis zur Einbeziehung Rußlands und zur förmlichen maritimen Einkreisung Deutschlands durch die konzentrierte russische, englische und französische Flotte. Schließlich hat das Aufhören des französisch-englischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegensatzes zur Verschlechterung des französisch-italienischen Verhältnisses beigetragen.

Gerade von der Tripolisaffäre mußte man eine besondere Krise des Dreibundes erwarten, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Der Krieg wurde zwischen den zwei Mächten geführt, die seit jeher zwischen den beiden Gruppen stehen. Die Türkei lebt von dem Lavieren zwischen ihnen, und Italien war wegen seiner auswärtigen Politik auf das Schwanken angewiesen. 2. Der Krieg wurde im Orient geführt und verlangte von den Mächten Stellungnahmen zu Orientfragen, die ja stets die internationalen Gruppierungen bestimmt haben. 3. Der Krieg bedeutet das Ende einer politischen Ära, und er brachte die Spannung jenes Augenblickes, in dem ein neuer Weg gewählt werden muß. Dies ist folgendermaßen zu verstehen: einerseits läuft der Dreibundvertrag aus, andererseits ist Italiens Mittelmeerpolitik eben durch die Eroberung von Tripolis, die das Ziel der Akkorde mit Frankreich und England war, realisiert und damit aber auch erschöpft. Italien muß also einen neuen Weg wählen — ganz zum Dreibund oder ganz zur Entente hin? —, und auch für England und Frankreich, das nun Marokko erworben hat, sind neue Entschlüsse notwendig. Zunächst war also Tabularasa und eine Ratlosigkeit geschaffen, die sich in dem Zögern der Mächte angesichts des Krieges ausdrückte.

Bald aber brachte der Krieg selbst mit seinen Hauptfakten (Eroberung von Tripolis, Bombardement eines syrischen Hafens, Dardanellensperre und Besetzung der ägäischen Inseln) neue Tatsachen, neue Forderungen, neue Empfindlichkeiten. Zunächst ergab sich eine Verschärfung des Verhältnisses Frankreich—Italien und England—Italien. Durch die Eroberung von Tripolis wird Italien selbst zur Mittelmeermacht und an der Aufrechterhaltung der Kommunikationen interessiert. Frankreich erblickt in ihr eine Gefahr für sein Mittelmeerreich, wenn das in Tripolis, an der Flanke von Bizerta und des französischen Afrika installierte Italien das Meer in seiner Mitte beherrscht und seinen Einfluß bis nach Syrien, Cypern, Kreta und in den Balkan ausstrahlt. Durch die Beschießung von Beyrut wurde die Stimmung gereizt, und die Schiffszwischenfälle gaben Anlaß, sie zum Ausdruck zu bringen. Vor allem fand die Eifersucht Ausdruck in der vorsichtigen Ausnützung der Lage durch England und Frank-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reich, die Solum resp. Dschanet nahmen. Die Besetzung der ägäischen Inseln schließlich bedrohte Englands große Mittelmeerinteressen, und gar der Wunsch Italiens, Rhodos zu behalten, reizte England, das für sich nicht die Sudabei erlangen kann. Italien forderte schon im Februar eine Verstärkung seiner Flotte gegen die Frankreichs, während auf der französischen Seite der Plan auftauchte, Korsika zu einer Flottenbasis gegen Italien zu machen und Tunis so auszugestalten, daß von dort aus bei Beginn der Feindseligkeiten eine Division nach Sizilien geworfen werden könne. Frankreich, das an die Eroberung Marokkos schreitet, ist noch lebhafter am Mittelmeer interessiert und wünscht die absolute Sicherheit, jederzeit in Krieg und in Frieden seine Truppen von Afrika ins Mutterland hinüberwerfen zu können. Insbesondere fürchtet es bei Ausbruch eines Krieges, die italienische Flotte könnte den Transport des 19. Armeekorps aus Algier nach Frankreich verhindern. Es will darum aus dem Mittelmeer einen französischen See machen, so daß Frankreich und Algier französische Provinzen und nicht Kolonien seien. Vorwegnehmend stellen wir jetzt hier folgenden Parallelismus im Plane auf: England konzentriert seine Flotte in der Nordsee, um bei Kriegsausbruch seine Truppen unter dem Schutze der eigenen Flotte nach Deutschland werfen zu können. Frankreich tut dasselbe für das Mittelmeer. Während noch vor zwei Jahren England eine Verstärkung der französischen Flotte im Mittelmeer mit einer Verstärkung der eigenen beantwortet hätte, überträgt es zum Teil jener den Schutz Ägyptens. Während früher Italien eine Verstärkung der Flotte des Mittelmeerverbündeten hätte begrüßen müssen, erschrickt es heute vor dieser. Tatsächlich ist der französische Plan durchaus in imperlistischem Geiste gedacht.

Die Italiener, deren ganze Expansionspolitik eine Mittelmeerpolitik ist, forderten seit jeher für ihre Rasse die Herrschaft des Mittelmeeres. Sie bekämpfen die imperialistische Auffassung der Franzosen, die im Mittelmeere die absolute Vormacht beanspruchen. Während Frankreich von zwei großen Meeren bespült wird und einen Teil seiner Tätigkeit über den Ozean lenkt und eine große Kontinentalmacht und Weltkolonialmacht auch bleiben würde, wenn es im Mittelmeer eine zweite Rolle spielte, liegen die Dinge für Italien anders. Frankreich könnte auch ohne Vormacht eine Großmacht bleiben, während England dieselbe lebensnotwendig braucht. Auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das demographische Moment entfällt für die imperialistische Behandlung, da die französische Bevölkerung weniger zunimmt, als die italienische.

Auch das Verhältnis England-Italien hat sich verschlechtert. England sieht mit scheelem Auge auf seiner wichtigsten Verkehrsader und Brotstraße das Emporstreben der italienischen Flotte und hat, mag man auch die technischen und finanziellen Fähigkeiten Italiens bezweifeln, an der Art, wie Deutschland seine Flotte ins Leben zauberte, die Skepsis verlernt. Ferner würde eine Kombination italienischer Positionen in Tobruk und Rhodos die englischen Positionen in Solum und Cypern neutralisieren. Neben diesen direkten wirken die indirekten Ursachen; mit der Erledigung der Marokkoaffäre, in der England mehr noch als Frankreich interessiert war, erfährt das englisch-französische Verhältnis eine Verbesserung und damit verliert England ein Hauptinteresse, Italien zu fördern, das es stets gegen Italien gefördert hat. Englands Politik war früher die Preußens. Wenn es die Italiener schon in deren Einigungszeit freundlich behandelte, lag der Grund darin, daß es im Mittelmeer ein Gegengewicht gegen die französische Macht schaffen und Italien zu seinem Gendarmen im Mittelmeer machen wollte.

England erkannte diese Änderung der Verhältnisse und suchte eine neue Politik einzuleiten, die in zwei Phasen verlief. Im Juli ging von London der Plan aus, zwischen England, Frankreich, Italien einen neuen Mittelmeerakkord zu schließen. Dieser war nicht nur gegen die italienischen Interessen, sondern gegen den Dreibund gerichtet. Gegen Italien war er gerichtet insofern, als die Erhaltung des Status quo im Mittelmeer — die Mittelmeerfrage ist zurzeit nur im Ägäischen Meer akut — für Italien eine Enttäuschung seiner dortigen Okkupationspläne bedeutete; zugleich war dieser Versuch, die Diskussion an sich zu reißen und ohne Befragung der Zentralmächte einen definitiven Zustand zu schaffen, ein Schlag gegen die Zentralmächte. Die größeren Vorteile wären auf Seite Englands gewesen, mit der Sicherheit, in allen Fragen betreffs Ägypten — wohin in einem Kriege Deutschland zielen würde — Italien mit sich zu haben; ferner auf seiten Frankreichs, das an Italien Unterstützung bei der Konsolidierung seines nordafrikanischen Reiches und besonders bei der Behandlung der Marokkofrage, die noch viele Schwierigkeiten mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschland bringen wird, finden würde; auch wären gewisse tunesische Peinlichkeiten im französischen Sinne erledigt worden. Dem gegenüber wollte man Italien nur freie Hand in Tripolis lassen. Vor allem war die Lage Italiens darum ungünstiger, weil seine Mittelmeerfrage nicht bloß eine afrikanische, sondern eine in die Beziehungen mit den Zentralmächten hinübergreifende ist, so daß der Akkord seine ganze internationale Politik in sich ziehen müßte. Es handelte sich nicht mehr wie früher um einen besonderen Teilakkord mit Frankreich und um einen zweiten solchen mit England, wie sie mit der Allianz mehr oder weniger verträglich waren, sondern um einen inkompatiblen Generalakkord, der deutlich gegen den Dreibund intoniert war. Denn am Grunde dieses englischen Wunsches, den Mittelmeerzustand zu garantieren, lag der, sich frei der Nordsee widmen zu können! Dieser erste Schritt war die Fortsetzung jenes politischen Planes, der zwei Monate vorher das englisch-französische Flottenbündnis gezeitigt hatte, und der Versuch, auch Italien in dasselbe hineinzuziehen und ein englisch-französisch-italienisches Flottenbündnis zu schaffen. Der Zusammenhang ist klar. Wir haben an dieser Stelle schon im August 1911 einen Zusammenhang zwischen der Abänderung des englisch-japanischen Vertrages und Marokkoaffäre dargelegt[1]) und die Rückkehr Englands ins Mittelmeer prognostiziert. Nun sollte, wie im Vorjahre das Meer des fernen Ostens, jetzt das des nahen Ostens festgelegt und freie Hand für die Nordsee geschaffen werden. Das Flottenbündnis mit Frankreich konnten wir schon aus der ersten Rede Churchills prognostizieren[2]). Der englisch-deutsche Gegensatz wirkt fort als der stärkste Faktor der Weltpolitik, wie aus dem zweiten Schritt zu erkennen ist.

Das Fehlschlagen des ersten hatte zur Folge, daß England sich ganz mit Frankreich zusammenschloß, das seine Maske abwirft und offen gegen Italien auftritt, denn gegen dieses ist die Mittelmeerkonzentration gerichtet. Frankreich erscheint als der Leutnant Englands im Mittelmeer; die französische Flotte wird zu einer Verlängerung der englischen und nach deren Prinzip, dem des Zweimächtestandards und der typisch englischen Forderung der Überlegenheit und Vormacht, aufgestellt. Die zwei nächststarken Flotten,

[1]) 8. August und 22. August 1911.

[2]) Öster. Volkszeitung, 28. März 1912.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denen die französische überlegen sein muß, sind die Flotten Italiens und Österreich-Ungarns. Schon die im englischen Parlamente gehaltenen Reden haben die österreichische Flotte an die Seite der italienischen gestellt. Direkt und indirekt werden so Italien und Österreich-Ungarn genähert, zumal die Spannung dieser beiden Staaten durch die Verschiebung der italienischen Interessen an die entgegengesetzte Küste des Mittelmeeres vermindert wird.

Wenn man zu Beginn des Krieges sagte, in seiner Folge würde Italien von dem Dreibund abgetrennt und die Türkei in diesen eingeführt werden, so könnte man heute, die Charakteristik der Übertreibung beibehaltend, das Gegenteil sagen. Italien wird dem Dreibund genähert. Aber wie bei allen Unternehmungen der Entente handelt es sich auch hier mehr um große Gesten als um große Taten und die Sache sieht mehr politisch als militärisch aus. Die Endsituation ist eine flaue. Die Annäherung Italiens an die Zentralmächte ist mehr eine innere. Kann es denn wagen, sich mit England und Frankreich zu entzweien, die seine beizeitigen Nachbarn in Nordafrika werden? Und wollen etwa diese beiden Mächte Italien so sehr in den Dreibund treiben, daß dessen defensive Klausen in Offensivklausen umgewandelt würden? Wenn eine Situation flau ist, müßte es Sache der Politiker sein, ihre Flauheit durch einen kühnen Gedanken wettzumachen und nicht erst auf einen Zufall zu warten, wie er zum Beispiel gegeben wäre, wenn Deutschland etwa eine Station an der afrikanischen Küste hätte. Dann könnte man die innerliche Annäherung Italiens auch zu einer äußeren machen und die große, dem Dreibund anhaftende Schwäche, nämlich seine maritime Inferiorität, beheben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

John Henry Mackay*)

Von Dr. Herbert Stegemann

John Henry Mackay gehört zu den merkwürdigsten künstlerischen Erscheinungen der Gegenwart. Als Dichter der Anarchisten in verhältnismäßig jungen Jahren zu einer Art europäischer Berühmtheit gelangt, dann aber schnell vergessen, weil seine stolze und eigenwillige Natur keinen Zwang, keine Rubrizierung duldete und es verschmähte, den Anarchismus zu einer literarischen Spezialität auszubilden: als Lyriker von den Berufenen anerkannt und bewundert, von der großen Masse scheu gemieden: als Persönlichkeit unbekannter, geheimnisvoller und problematischer als jede andere — so etwa steht Mackay vor uns: heute, da der Ertrag seines reichen Manneslebens in einer endgültigen achtbändigen Gesamtausgabe vorliegt.

Dieser Mensch ist für die Kritik und die zünftigen Literaten eine höchst unbequeme Erscheinung. Zunächst weil ihm das Odium des Anarchismus anhaftet. Und wir sind zwar sehr modern, sehr freiheitlich geworden und lassen alle Richtungen — vom aristokratischen Ästheten bis zum bramarbasierenden Demagogen herab — gelten: aber dem konsequenten Anarchisten gegenüber empfinden wir doch durchweg ein leises Grauen — es sei denn, daß seine Weltanschauung eine christliche Basis, etwa im Sinne Tolstoys, zeigt, wodurch sie uns gleich ein gut Teil verständlicher und sympathischer wird. Gerade der individualistische Anarchismus ist seltsamerweise und belustigenderweise heute, im Zeitalter des lautesten Individualismus, äußerst unbeliebt. Je mehr der moderne Mensch an einzelnen Dogmen und Autoritäten aufgibt, desto stärker und bestimmter scheint er die Notwendigkeit zu empfinden, einen letzten Bestand an Abhängigkeits- und Glaubensgefühlen zu

*) John Henry Mackays Gesammelte Werke erschienen soeben in einer achtbändigen, musterhaft ausgestatteten Gesamtausgabe bei Bernhard Zack, Treptow-Berlin. Einzelausgaben sind bei demselben Verlage erschienen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewahren: er will sich den Glauben an die Masse, der als die letzte pièce de résistance übrig geblieben ist, nicht nehmen lassen und lehnt daher die eben bezeichnete Weltanschauung mit einer gewissen Gereiztheit ab. Es soll hier nicht im allgemeinen Stellung genommen werden zu den Problemen des individualistischen Anarchismus, die sehr komplizierter Natur sind und für den objektiven Beobachter weder ein unbedingtes Ja noch ein unbedingtes Nein zulassen, sondern es soll nur die allgemeine Abneigung gegen die anarchistische Weltanschauung nach Möglichkeit erklärt werden.

Der Kritiker hat also, wie gesagt, instinktmäßige Schwierigkeiten, dem Anarchisten Mackay den ihm gebührenden Platz unter den Dichtern der Gegenwart anzuweisen. Aber es kommen noch andere Gesichtspunkte, andere Zusammenhänge hinzu. Wir Deutschen haben von jeher die leidenschaftliche Neigung gehabt, Persönlichkeiten möglichst restlos auf eine Formel zu bringen und sie dann in eins der Fächer des großen Schrankes, den wir Literatur- oder Geistesgeschichte nennen, fein säuberlich einzupacken. Das ist bei Mackay aus mehr als einem Grunde ganz außerordentlich schwierig. Denn man kann jede Zeile, die er geschrieben hat, kennen — eine intellektuelle Belastung, der sich erfahrungsgemäß die meisten Kritiker nicht auszusetzen pflegen — und es bleibt doch etwas Seltsames, Unbegreifliches an diesem Menschen: es scheint nämlich, als ob hinter seiner Kunst, gegen die sich im einzelnen manche mehr oder minder begründeten kritischen Einwände erheben lassen, noch etwas Höheres, Größeres, durchaus Andersgeartetes stehe — ein Wille, eine Individualität, eine Persönlichkeit oder wie man es nennen will: und zwar eine durchaus inkommensurable, spröde und unzugängliche Persönlichkeit, für die sogar die Kunst nicht ein idealistisch vergötterter Selbstzweck, sondern nichts als eine der reichen und vielen Möglichkeiten der Ausgestaltung und der Auskostung dieses individuellen Daseins bedeutet. Nichts aber liegt der Begriffsgrenze des modernen Menschen ferner als gerade eine solche Individualität. Wir sind so eingeschachtelt in ästhetische Dogmen und ästhetisch-literarische Empfindungen, daß wir es nur schwer zu fassen vermögen, wenn jemand sein eigenes Leben — mag es arm oder reich, glücklich oder unglücklich sein — mit souveräner Unbekümmertheit lebt, und die Kunst, die das Schiboleth gerade ihrer Stiefkinder zu sein scheint, nur dann zur Hilfe ruft, wenn er ihrer bedarf, und sie jeden-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

falls dem Leben selber in jedem Sinne unterordnet. Bei niemandem finde ich diesen Zug so ausgeprägt wie bei Mackay — und sicher ist das einer der Gründe, die ihn dem Verständnisse der meisten noch schwerer zugänglich machen, als es sonst der Fall sein würde. Man erkennt Mackays künstlerische Qualitäten durchweg an, aber die Anerkennung, die man ihm zollt, hat etwas Kühles und sorgfältig Abgemessenes: man rühmt ihn als einen der sprachgewaltigsten und originellsten Lyriker der Gegenwart, und von seinen Romanen und Novellen spricht man kaum anders als mit jedem schuldigen Respekt — aber alle Anerkennung, die man ihm zollt, ist nicht frei von einer leisen und gelegentlich durchbrechenden Antipathie, und die auffallend geringen Auflagen seiner einzelnen, jetzt zu der oben erwähnten Gesamtausgabe vereinigten Schriften beweisen zur Genüge, daß Mackay unter den Menschen der Gegenwart ein Fremder ist. In der Tat, es ist für den Kritiker nicht leicht, sich mit dieser seltsamen Erscheinung abzufinden.

Wenn es überhaupt einen Wert, einen Begriff gibt, der uns Mackays künstlerische Individualität anschaulich vor Augen zu stellen vermöchte, so ist es der „der Freiheit": dieses Wort zunächst nicht in irgendeinem politischen oder soziologischen Sinne, sondern rein intuitiv-instinktiv-dichterisch verstanden. Man wird sich, um sich über diesen Punkt ausreichend zu verständigen, durch einen Urwald von Mißverständnissen durcharbeiten müssen. Von einer sentimentalischen Umkehr zur Natur im Sinne Rousseaus kann bei einem so scharfen und unsentimentalischen Geiste, wie es Mackay ist, natürlich nicht die Rede sein: ihm bedeutet Freiheit, wie er das selbst einmal ausdrücklich hervorhebt, keinen Naturzustand, sondern die edelste Blüte der Kultur. Ähnlich wie Nietzsche den Übermenschen im Glanze einer fernen Zukunft vor sich sah, so erblickt Mackay den freien Menschen künftiger Zeiten vor sich, und die leidenschaftliche Hast, mit der er diesem Ideale entgegeneilt, mit der er die Schranken und Hemmungen des heutigen Lebens niederreißt, trägt typisch-dichterische Züge. Im Grunde sind — wie Mackay in der Vorrede sehr mit Recht sagt — alle Dichter von jeher Anarchisten gewesen: sie fühlen sich als freie und schöpferische Individuen, ihnen winken in der Ferne leuchtende Ziele, und sie zertreten mit der ihnen eigentümlichen Unbekümmertheit alle Vorurteile, Bedenken und Hindernisse, die sich ihrer Siegesbahn entgegenstellen. So lange die Mittelmäßigkeit die Welt beherrscht, wird der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dichter ein Revolutionär sein. Wie er die Welt gleichsam neu aus sich heraus erschafft und sie im Glanze seiner schöpferischen Kunst aufbaut, so zertrümmert er zugleich die Normen, die die vielen, die allzu vielen ihr gegeben haben, und prägt ihr seine eigenen Gesetze auf, nach denen sie die Kreise ihres Daseins vollenden soll.

Diese Stimmungen herrschen in Mackays lyrischen Dichtungen vor, in denen ich die Krone seiner Kunst erblicken möchte. Hier schlägt ein Herz voll ungestümer, elementarischer Leidenschaft, ein verwegener Mut stürmt über alle Schranken der Erkenntnis und des Fühlens hinweg, und Natur wie Menschenwelt öffnen ihre Schätze vor der gebieterischen Gebärde des Dichters. Es geht wie ein Aufatmen des zu sich selbst erwachten Menschen durch diese zum Teil gewaltig dahinfließenden Rhythmen, die auch an Glanz und Vollendung der Sprache einen Gipfel der deutschen Lyrik darstellen. Das Weltall tut sich vor uns auf: Sterne gleiten in träumender Ruhe am Firmament vorbei, Stürme brausen, phantastische Wolken schweben vorüber, geheimnisvolle Lichter aus anderen Sphären leuchten auf, in der Ferne rollt der Donner und alles zittert und bebt in unendlicher Bewegung. Und die kleine Erde, dieser enge Schauplatz unseres armen Glückes und unseres flüchtigen Leidens, sie wird mit fortgerissen in dem ewigen Rhythmus, sie hallt wider von den verirrten Tönen überquellender Freude und qualvollen Schmerzes, das Dunkle und Formlose gewinnt Gestalt und Leben, aus den Tiefen dringt der Schrei gequälter Menschen empor, Ströme des Lichtes und der Schönheit fluten dahin über Land und Meer: kurz, Dichtungen wie „Die Oase", „Weltgang der Seele", „Die Nachtfalter", „Der Stern", „Vorbei", „Am Meer", „Der Flug des Todes", „Der gefallene Stern", „Wandlungen", und aus den Gedichten die „Gesänge der Nacht" gehören mit zu dem Erhabensten, was die Weltliteratur an kosmischer Dichtung aufzuweisen hat. Mombert wie Dauthendey bleiben weit dahinter zurück. Zwar taucht auch Dauthendey tief in den geheimnisvollen Grund der Dinge und weiß uns gewissermaßen den Herzschlag der Natur hörbar zu machen, aber der feurige Schwung und die seelische Sublimität, die Flugkraft des Geistes ist ihm mehr oder minder versagt: Momberts naturselige Dichtungen verlieren sich ins Form- und Gestaltenlose, die Basis einer bewußten und durchdachten Weltanschauung fehlt ihnen vollständig, so daß schließlich nichts

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bleibt als eine große „Stimmungsmalerei" — ein schlechtes Wort für eine schlechte Sache.

John Henry Mackay hat die Freiheit, an deren Erringung er sein Leben gesetzt hat, teuer bezahlen müssen: eine grenzenlose Einsamkeit, eine tiefe Verlassenheit und eine ätzende Bitterkeit ist der Preis gewesen, den ihm das Geschick für die Erfüllung seines kühnen Wunsches abgefordert hat. Und er hat ihn gezahlt mit jenem männlichen Mute, der höher ist als jede rein dichterische Befähigung und Leistung. Aus fast jeder Strophe klingt er uns entgegen, dieses schmerzliche Gefühl der Einsamkeit, das kein Hochmut ist und noch weniger etwas mit dem sogenannten Weltschmerz zu tun hat: es ist nichts als die immer wiederholte und immer wieder aufs neue qualvolle Erkenntnis, daß jede Vereinigung von Mensch und Mensch ein Traum ist — ein Traum, der mit einem Erwachen der Verzweiflung endet. Diese Gemütsstimmung ist das natürliche Korrelat zu dem leidenschaftlichen Hunger nach Schönheit und nach Liebe, wie er jeden schaffenden Künstler verzehrt und wie er gerade in Mackays spröder und herber Natur doppelt stark wirksam zu sein scheint. Mackay ist der Mensch der Sehnsucht, nicht der Erfüllung und vielleicht ist jede Kunst vorwiegend ein Geschöpf der Sehnsucht: man wird dabei unwillkürlich an Platons wunderbares Märchen im Gastmahl erinnert, in dem Penia, die man in diesem Zusammenhange am besten als Sehnsucht bezeichnen darf, als Mutter des Eros, des künstlerischen Triebes im Menschen erscheint. Von dieser Sehnsucht nach all den schönen Sternen, die leuchtend über uns hängen, ist Mackays Kunst voll — aber es ist eine männliche Sehnsucht, die sich in das Erz großer Gedanken panzert und sich nur selten in schrankenlosem Drange verliert: beherrscht und aufrecht, ein Herr seines eigenen Lebens und Schicksals, steht der Dichter vor uns. Er zieht das Ergebnis alles menschlichen Bestrebens: es ist nichtige Torheit, wohin er auch blicken mag, nur eins bleibt: das Vertrauen zu sich selbst, das sichere Gefühl der eigenen Kraft, der Wille, nicht zu unterliegen, die schwermütig-überlegene Freude des reifen Menschen an einem Sonnenstrahl, am Lachen eines Kindes, an einer blühenden Blume — an all den zarten, seligen Dingen, an denen der kalte Durchschnittsmensch gleichgültig vorübergeht. So ist es eine Welt, die Mackays lyrische Dichtung einschließt, und alle ihre tausendfachen Er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheinungen fließen zusammen in dieser einen großen Persönlichkeit, die bei all ihrer unendlichen Wandlungsfähigkeit, bei dem Durchlaufen der heterogensten Erlebnisse und Stimmungen doch immer die gleiche bleibt, die größer ist als alles, was ihr begegnet und was sie empfindet, und aus allen Wirrungen und Leiden und Freuden stärker, stolzer und einsamer hervorgeht.

Mackays Prosa steht in ihrer schlichten und vornehmen Sachlichkeit, in ihrer meisterhaft durchgearbeiteten Form, hinter der die höchste Leidenschaft des Empfindens glüht, mit an erster Stelle unter unserer gegenwärtigen Literatur. Das bekannteste seiner Prosawerke sind „Die Anarchisten" — ein Buch, dem ich mit sehr geteilten Empfindungen gegenüberstehe. Die abschätzige Kritik, daß „Die Anarchisten" ein gestaltenloser Diskutierroman sei, ist nämlich nicht so unbegründet, wie man das bei ihrer weiten Verbreitung annehmen sollte. Gewiß darf man den Begriff der Handlung nicht allzu eng und kleinlich fassen, und Lessings beißende Bemerkung, daß die meisten nur da Handlung erblicken, wo der Liebhaber der Heldin zu Füßen fällt, hat noch heute ihre Berechtigung: aber der nahezu gänzliche Mangel an äußerer Handlung, der die Anarchisten auszeichnet und der auch nicht durch eine komplizierte und reich verästelte innerliche Entwicklung ausgeglichen wird, muß doch als eine bedenkliche Schwäche gelten. Freilich ist das eine Schwäche, die zum größeren Teile im Stoffe selbst begründet liegt: der individualistische Anarchismus trägt jedenfalls unter den zurzeit herrschenden Verhältnissen einen vorwiegend passiven Charakter, wie denn auch Mackay selbst den praktischen Kern seiner Weltanschauung in dem passiven Widerstande erblickt — und sowohl diese Tatsache wie die weitere, daß er mehr ein Produkt sachlicher Erwägungen als überflammender Begeisterung zu sein scheint — auch das betont Mackay verschiedentlich und zeigt es auf eine psychologisch sehr geistvolle Weise — lassen ihn als einen nicht gerade dankbaren Vorwurf einer Romandichtung erscheinen. Immerhin — der gewöhnliche Begriff des Romans ist fraglos einer Erweiterung fähig: wir haben bedeutende Kunstwerke dieser Art, in denen das intellektuelle und didaktische Moment überwiegt, Ideenromane, die scharfsinnige Auseinandersetzungen mit rein künstlerischen Gesichtspunkten zu verbinden wissen, und fraglos steht ein Werk wie etwa das Platonische Gastmahl oder der Phädrus dem Typus der vollendeten Novelle sehr viel näher, als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

viele Produkte mit reichlich bewegter Handlung. Aber gerade die novelliſtiſche Kunſt in der Umrahmung der Dialoge iſt in den Anarchiſten verhältnismäßig wenig entwickelt, die Phyſiognomien treten nicht mit der für einen Roman unbedingt erforderlichen Schärfe hervor, und die Verknüpfung der einzelnen Partien miteinander iſt zu loſe und zu flüchtig, als daß das Werk einen einheitlichen, in ſich geſchloſſenen Eindruck hervorrufen könnte. Gewiß ſind die Theorien des individualiſtiſchen Anarchismus, des Kollektivismus, des Sozialismus mit einer Schärfe und leuchtenden Klarheit entwickelt, wie ſie bei einem Denker vom Range Mackays nicht anders zu erwarten iſt. Gewiß ergreifen und packen die Greuelſzenen der verhungernden Millionenſtadt auf das tiefſte und nachhaltigſte — aber es fehlt die Leidenſchaft, die abſtrakte Erkenntnis und anſchauende Erfahrung zu einem furchtbaren Ganzen zuſammenſchweißt, der Wahnſinn, die ſtammelnde Wut, die Empörung, die dieſe Welt zertrümmern will, um eine neue an ihre Stelle zu ſetzen.

Freilich, das wollte Mackay, der kühne, ruhige Denker, der eben zu ſehr Denker iſt, um ganz Dichter zu ſein, nicht geben: und ſo ſind die Anarchiſten ein Werk geworden, das den Erforderniſſen objektiver Wiſſenſchaftlichkeit nicht gerecht wird — denn die Anarchiſten haben eigentlich keinen ſatisfaktionsfähigen Gegner und inſofern iſt die Darſtellung natürlich parteiiſch — und auch als Kunſtwerk nicht das volle Maß hat. Es iſt ein Zwitterprodukt, aber voll von eigentümlicher Kraft, großer Logik und reich an Formulierungen ſozialer Phänomene, die zum Teil Anſpruch auf dauernde Beachtung erheben dürfen.

Zu den Meiſterſtücken deutſcher Erzählungskunſt gehören die beiden Novellen: „Die letzte Pflicht“ und „Albert Schnells Untergang“. Es iſt eine ſehr ſimple Geſchichte, die des armen kleinen Volksſchullehrers, der nach Berlin kommt und dort in die Netze einer Kokotte gerät, die ihn mit unerbittlicher, mechaniſcher Notwendigkeit zugrunde richtet. Das alles iſt nicht neu — aber neu iſt die wunderbare, überlegene und dabei doch keinen Augenblick erkältende oder forcierte Sachlichkeit, mit der Mackay die Begebenheiten vor unſeren Augen aufrollt. Wir begreifen in dieſen Ereigniſſen, die das wirkliche Leben wohl ſchon ungezählte Male vor unſere Augen geſtellt hat, ohne daß wir ſie mit ſonderlicher Ergriffenheit bemerkt hätten, große Notwendig-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keiten kleiner Existenzen und werden durch diese Gestalten, die so still an uns vorüberziehen, von denen keiner schlecht ist und keiner gut, und die sich gegenseitig, ohne es zu wissen und zu wollen, vernichten und zerstören, tiefer ergriffen als durch die glänzenden Gebilde einer künstlich erregten Phantasie. Von den „Modernen Stoffen" ist „Nur eine Kellnerin" besonders hervorzuheben: auch hierin ist Schicksal und Notwendigkeit, und durch die verhaltene Ruhe des Vortrags klingt eine tiefe Leidenschaft, ein tiefes Mitempfinden mit den um das Glück ihres Lebens bestohlenen und betrogenen Menschen hindurch. Mackay erkennt die Sinnlosigkeit dieses Daseins, er sieht die kleinen, von Hochmut und betriebsamen Eifer geschwellten Philister, die betrogenen Betrüger, die satten „Menschen der Ehe", wie sie sich brüsten und spreizen im Gefühle ihrer Wichtigkeit und Unersetzlichkeit; er sieht, wie alle Schönheit und Freiheit und Stärke von brutalen Händen zerrissen und von plumpen Füßen zertreten wird, wie die Menschen weiter taumeln im Banne sinnloser und leerer Gewohnheiten, statt sich auf sich selbst zu besinnen. Dem allen gegenüber baut er seine eigene Welt voll Größe und Kraft auf: eine herbe, bisweilen nüchterne Welt, aber von jener Geschlossenheit und Reinheit, wie sie uns in der Zerrissenheit und in dem Schmutze unseres Lebens doppelter Sehnsucht wert erscheint. In unserer eigenen Brust fließen alle Quellen unseres Glückes und unserer Stärke: das ist das eine große Thema, das immer wieder durch Mackays ganzes dichterisches Schaffen durchklingt.

Bei einer vergleichenden Gegenüberstellung dessen, was sein könnte und dessen, was wirklich ist, wird der Dichter von selbst zu beißender Ironie gedrängt, und so übergießt Mackay die behäbige Welt des Spießbürgers mit der ganzen Schärfe seines bitteren und ätzenden Spottes. Aber auch hierbei bewahrt er die kühle Überlegenheit und die vornehme Sparsamkeit des künstlerischen Ausdrucks, die ihm eigentümlich ist: er karrikiert nicht in einer Weise wie Wedekind, sondern er begnügt sich damit, die Gestalten, so wie sie sind, hinzustellen und die Ironie gewissermaßen nach innen hinein zu konzentrieren, statt sie, wie eine Schminke äußerlich aufzutragen. Ein Meisterstück satirischer Darstellung, deren kühner Zynismus an Balzacs „Contes drôlatiques" erinnert, findet sich in dem Novellenbande „Zwischen den Zielen", es ist die Geschichte 13 bis Rue Charbonnel — diese köstliche Geschichte von dem sehr ehrenwerten Bürger und Familien-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vater, der seine verkuppelte Tochter in einem Hause der genannten Straße sucht und als ein moderner Virginius seine pathetische väterliche Entrüstung in reichlichem Absinthgenuß sanft und selig einzulullen weiß. Und so durchmustert der Dichter mit spöttischem Lächeln den ganzen Kreis des Lebens und findet überall exemplarische Typen unserer race maudite, der anzugehören manche von uns noch immer für etwas besonders Erfreuliches halten.

Aber der Spott, die Bitterkeit ist nur eine Seite in Mackays Wesen. Diese harte Natur kann sich aufschließen zu einer rührenden Zartheit und Weichheit der Empfindung, zu einer schwelgerischen Freude an all den schönen und lieblichen Dingen, die dieses Leben uns bietet und an denen wir meist achtlos und blind vorübertaumeln (ich denke dabei an Skizzen wie „Hans, mein Freund", „Der Sybarit"), zu einer schwärmerischen Sehnsucht nach dem „Weißen Hause", das uns durch all die Häßlichkeit und Monotonie des Lebens wie eine Fata Morgana entgegenleuchtet, zu einer nachdenklich-schmerzlichen Betrachtung des Daseins, wie sie uns in der „Wasserratte", einer kleinen, mir besonders ans Herz gewachsenen Skizze entgegentritt. Am reifsten und schönsten aber entfaltet sich Mackays künstlerische Eigenart in seinem Roman „Der Schwimmer", diesem wunderbaren Buche, dessen Reinheit der Linienführung und auch der Sprache der höchsten Bewunderung wert ist und das ein vielleicht nicht zu übertreffendes Meisterstück klarer, fast mathematisch-konsequenter und dabei doch über alle Begriffe lebensvoller Psychologie darstellt. Franz Felder, der arme Junge aus Berlin-O., der ein weltberühmter Meisterschaftsschwimmer wird und den der leidenschaftliche Ehrgeiz seiner Seele — einer einfachen, beschränkten, aber von der Kraft des Fanatismus durchtränkten Seele — langsam und sicher in den Tod treibt. Dieser Franz Felder ist eine Gestalt, in der wir alle ein Stück unseres eigenen Lebens wiederfinden, was doch im tiefsten Grunde das Ziel jeder hohen Kunst ist. Er versäumt, er vergeudet das Leben, das so reich um ihn her blüht, er wird aus dem sorglosen Freunde des Wassers, das ihn kosend und zärtlich umfing und trug, zu dem erbitterten Kämpfer und Ringer, zu dem finsteren ehrgeizigen Champion, der es mit wütenden Armen peitscht und keuchend dem Ruhme entgegeneilt. Aber endlich ist er ganz allein, seine Ehrenkränze modern und welken und nichts als Staub raschelt um ihn — da geht er still seinen letzten Gang

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und findet Ruhe im Schoße des Elementes, das ihm einſt ſo hold und ſo lieb war. —

Es iſt das Leben ſelber, das uns aus dieſem Buche entgegenleuchtet in all ſeinem Glanze und all ſeiner großen Traurigkeit. Und das eben iſt es, das uns Mackays Kunſt ſo teuer macht und ſie über die literariſchen Größen heraushebt — Größen, die an bloßem Talent vielfach ebenbürtig neben, ja über Mackay ſtehen —: der Hauch des Lebens, der alles, was er geſchaffen hat, von der erſten bis zur letzten Zeile erfüllt. Es iſt nur natürlich, daß Mackay bei dieſer ſeiner künſtleriſchen Artung unpopulär und unbekannt iſt: das Publikum der Gegenwart will nicht das Leben ſelbſt, ſondern ſeinen literariſchen Aufguß, es verlangt keine menſchlichen Schickſale, ſondern Rührungen und Senſationen. Und die wird man in Mackays ſpröder und herber Kunſt vergebens ſuchen. Es iſt immer wieder das Leben, das dieſer große Dichter vor uns aufſchließt — dieſes ſeltſame Leben mit ſeinen bunten Farben und ſeinen dunklen Schatten, das geheimnisvoll und unaufhaltſam an uns vorüberrauſcht und das plötzlich verklungen und verſtummt iſt, noch ehe wir es recht erfaßt und ans Herz gedrückt haben.

Herbſt

Letzte Aufzeichnungen eines tot gefundenen Mannes

Von Hans Heinrich Ehrler

Weh mir, wo nehme ich wenn
Es Winter iſt, die Blumen, und
Wo den Sonnenſchein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern ſtehen
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.
Hölderlin der Irrſinnige.

Wie ſchön dieſer Herbſt noch werden will, nach dieſem Sommer des Regens und der Wolken! Schamhaft langſam lichtet ſich der Himmel und getraut ſich wieder blau zu werden. Zärtlich gemiſchte Farben kommen aus den Dingen, die beinahe irgendwie gegenſtandslos und Erſcheinungen werden in dem ſeltſamen Duft.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist wie Vorfrühling; und wenn die Sonne, die wieder (während ihres langen Fortseins etwas gealtert und geschwächt) scheinen will, auf dem Kastanienbaum draußen liegt, dann prunkt der lauter als im April.

Kann auch das Jahr nicht sterben, ohne daß es sich noch in der bunten Erinnerung berauscht und mit Täuschung schmückt?

Und des Morgens schält sich die Welt aus den gütigen Schleiern des Nebels, der sie unmerklich und schmerzlos unter seiner Decke erkalten läßt.

* * *

Aber wehe uns, uns Menschen, wenn es Herbst geworden . . .

Ein Tag nur, eine Stunde, daß wir ihn erkennen und in unserem Mark erfrieren und im Erloschenen stehen.

Ein Augenblick, der uns jäh das entwichene Leben zeigt und unsere eingestürzte entleerte Welt.

Ein Schritt, der uns in den Winter führt, hinter dem es nimmer Frühling wird.

Ein Schrecken, der uns hinaushängt ins Verlassene, unter dem die blühende Kruste der Erde verschrumpft und die Erde Stein geworden ist.

Weh mir Armen, weh mir Mensch . . .

Ach, wie hab ich dieses Leben in Ehrfurcht und in feierlichen Händen getragen und nicht gewagt, die Blüte zu brechen noch die Frucht. Von Tag zu Tag hab ich das Schöne gehen lassen, um das Schönere zu erwarten; und das Wunderbare ließ ich laufen, um dem Wunder zu begegnen.

Jetzt plötzlich seh ich meinen Baum verdorrt, die Schönheit verdorben und das Wunder geschwunden.

Meine Augen sind Schalen mit totem Grau gefüllt, und Grauen stürzt durch sie in mich hinein.

* * *

Wie kam das? Wer riß mir alles weg? Wer sagte mir tödlich ins Ohr: Du bist alt . . .?

Du, liebes kleines Mädchen, du Menschenkind, das mir über den Weg lief? Du Liebes, das die Liebe war und dem einsamen Wanderer das Glück im Schoß entgegenhielt. Liebe und Glück, die ich nicht nehmen durfte.

Wie war das hart und grausam!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich glaubte die Liebe zu haben lange Jahre her. Die Liebe zu geben und zu empfangen. Da auf einmal, an dir, erkannte ich, daß das ja nur der Wille zur Liebe gewesen war, die Sehnsucht nach der Liebe, die sich mit einem Schein zufrieden gab. Ich trug Rosen in der Hand meiner Einbildung, die jetzt zu Papierblumen geworden sind.

Lange Jahre, unter denen ich alt geworden bin.

Wohl rief ich dich, da du, die Liebe, meine Liebe, meine versäumte Liebe, kamst: Warte, ich bin nicht alt! Ich trage noch den Frühling in mir und alle seine Sprossen. Ich bin ein Märzenbub, der erst im Herbst aufwachte.

Du aber schauteſt mich an, weinteſt und liefſt davon.

* * *

Jetzt bin ich alt und sinnlos.

Die Stunden sind da, die auf nichts mehr horchen, außer auf das Herz, ob es nicht stockt.

Das Ticktack der Uhr füllt nicht mehr die Zeit, sondern zerschlägt sie mit dem leisen, unerbittlichen Hammer.

Er ist nur unerbittlicher, wenn draußen auf dem Kastanienbaum eine Meise singt.

Ich sehe ein Buch vor mir, das ich geschrieben habe. In Freude und Kraft, wie mir dünkte, und in geheimer Verbindung mit vielen edlen Menschen, die es hinnehmen würden als eine Offenbarung ihrer eigenen Seele. Was ist es jetzt? Ein erblindetes Stück Arbeit und eine wieder verschlossene Erregung.

Und die Bücher der anderen an der Wand drüben. Es sind Reihen schmaler Särge, in denen wie in dem meinen das Vergebliche und der Schmerz größerer und kleinerer Brüder still geworden sind. Ein verstummter Lärm der Gefühle.

Von was reden die Toten alle und ihre Geschichten? Vom zerbrochenen Glanz der Menschenschicksale.

Ich sehe sie durch ein wehmütiges Lächeln, den Hamlet, den Empedokles, den Hyperion, den Tasso, den Faust, den Wallenstein, den Cäsar, den Don Quichotte, den Abu Telfan.

Und dort hängt eine Totenmaske. Mein Meister und Prophet, der sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im schön tätigen Aufbau eines großen Lebens auch nur zu dem Dunkel fand, wo seine verarmte Seele nach mehr Licht rief.

Eine Totenmaske.

* * *

Ich stehe im Dunkel mit einem Kerzenlicht. Das Licht in der Hand leuchtet in einen kleinen Kreis der Dämmerung. Dann ist schwarz gelagerte Nacht und ausgelöschte Welt.

Mein kleines Licht, und du fürchtest dich nicht?

* * *

De profundis clamavi ad te . . .

Herr, hilf mir, ich gehe zugrund . . .

Mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Du bist von mir fortgegangen, wie du aus der ganzen Welt gingst.

O, ich wäre dir treu geblieben und ein Jünger in Demut, wenn du nicht geschwunden und zum leeren Schall einer trauernden Frage geworden wärst.

Lange saß ich in der frommen Wärme des Glaubens an deine Nähe, und meine Einsamkeit war tröstlich von dir erfüllt.

Jetzt ist meine Einsamkeit Verlassenheit und kraftloser Schauer.

Ich wage nichts mehr anzugreifen, denn es rundet sich nichts mehr in meiner Hand. Und jeder Ruf meines Mundes ist ein Schmerz für mein Ohr.

Mein Blut ist wie ein erschütterter See, und ich muß manchmal gewaltig weinen.

Kein Mensch ist mehr, zu dem ich sagen könnte: Du. Und kein Gesicht, das nicht an meiner Anrede zur Larve erstarrte.

Draußen geht der Sturm und schraubt mein Haus ein in sein arges Gewinde. In mir aber ist es still, regungslos still.

Nur das Geheimnis einer dunklen Notwendigkeit höre ich jetzt wieder drinnen. Beinahe singt es.

Beinahe wie du, mein davongelaufener Liebling.

Laß dich noch einmal an deiner Hand nehmen, und laß uns über die Wiesen hinauf zum Wald gehen.

Dort laß mich allein gehen in den Wald, der dunkel ist.

Und ich höre dich noch singen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Klassische Dichtungen

Auch die „Klassiker" sind dem Wechsel der Zeiten unterworfen. Je nach dem Geist einer Zeit werden sie sehr verschieden geschätzt und von verschiedenen Seiten betrachtet; dazu kommt das allmähliche Veralten der äußeren Formen, das immer wieder Erneuerungen, Neuübersetzungen, Anpassungen notwendig macht. Den eigentlichen Fachleuten, den Philologen und Literarhistorikern, fällt dabei in der Hauptsache lediglich das treue Bewahren der Schätze zu; sie müssen dafür sorgen, daß die alten Texte unangetastet bewahrt werden, so daß bei Verschiebungen des Geschmacks und der Bedürfnisse ein zuverlässiges Fundament wieder da sei, auf dem man bauen kann. Außerdem ist es die Aufgabe der Wissenschaftler, alles Neugefundene, alle Entdeckungen und Funde zu registrieren, zu datieren und ins Museum zu stellen, wo sie benützen kann, wer sie braucht. Die eigentliche fortwährende Neugestaltung der alten Literatur im Verhältnis zu den Bedürfnissen des Tages aber ist nicht Sache der Philologen, sondern gehört zur produktiven Literatur, wie denn auch die Mehrzahl der besten Übersetzungen der Weltliteratur von „Dilettanten" stammt.

Unter den klassischen Werken, die in neuester Zeit durch eingreifende Neuausgaben eine Veränderung und Neuanpassung erfahren haben, mag billig Homers Odyssee obenan stehen. Sie ist von Rudolf Alexander Schröder neu übersetzt worden, und zwar handelt es sich dabei nicht um den spielerischen Versuch eines Liebhabers, sondern um die ernsthafte Leistung eines wirklichen Dichters, der die Mängel und Veraltungen der Voßischen Übertragung bewußt verbessern wollte. Das Buch, anfangs nur halböffentlich für Bibliophilen ausgegeben, soll nun den Weg ins Volk wagen, der Inselverlag hat es hübsch gedruckt und sehr billig herausgegeben. Jede beliebige Versprobe zeigt ziemlich deutlich die Erneuerung:

Bei Voß:

Aber die segelberühmten Phäakier merkten ihn gar nicht,
Wie er die Stadt und sie selbst durchwandelte; weil es Athene
Wehrte, die schöngelockte, die furchtbare, welche mit Dunkel
Wundersam ihn umgoß, fürsorgende Huld in der Seele.

Dafür bei Schröder:

Doch die Phaieken erkannten ihn nicht, die gepriesenen Schiffer,
Ob er auch mitten durchs Volk daherkam. Pallas Athene
Ließ es nicht zu, daß einer ihn sah, und deckte mit blindem,
Göttlichem Nebel ihn zu, die Schützerin, freundlichen Herzens.

Man sieht, unser Ohr gibt Schröder recht, und so bleibt es durchs ganze Buch, soweit ich darin las und es mit Voß verglich. Was gegen Schröder zu sagen ist, scheint mir daneben nicht so wichtig. Er neigt gelegentlich zu unnötigen Revolutionen, er wählt zuweilen eklatant moderne Wörter, wo die alten mindestens ebenso gut waren. Möglicherweise — ich kann das nicht richtig nachprüfen, aber es scheint mir so — ist er auch da und dort weniger wörtlich als Voß, nimmt sich eher kleine Freiheiten. Aber das scheint mir neben den Verdiensten seiner Übersetzung nicht in Betracht zu kommen. Ich möchte keinem auf Voß eingelesenen Alten zumuten, den Homer jetzt auf Schröderisch zu lesen, und es wäre lächerlich, die unschätzbare Bedeutung der Voßischen Übersetzung schmälern zu wollen; Schröder wird nie zu dieser Bedeutung kommen. Aber

Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

als Modernisierung, als Umguß und Anpassung, scheint mir seine Odyssee eine ganz wundervolle Arbeit zu sein, die ich ruhig jungen Lesern an Stelle des Voß in die Hand geben würde.

Der größte und schönste literarische Fund der letzten Jahre, die erste Fassung des Wilhelm Meister, ist unter dem ursprünglichen Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" bei Cotta in einer von Harry Mayne besorgten, schönen und billigen Ausgabe erschienen. Man sollte meinen, so ein Fund müßte ganz Deutschland aufregen und man hätte eine Zeitlang unter gebildeten Männern und Frauen von nichts so viel reden hören müssen, als von diesem herrlichen Funde. Aber es steht anders um unsre Kultur, und wie soll ein Leservolk, das zwar Schundblätter zu hunderttausenden verschlingt, den Wilhelm Meister aber in seiner alten, seit bald hundert Jahren vorliegenden Form wenig mehr kennt, wie soll dies Leservolk sich viel um die ursprüngliche Fassung dieses größten deutschen Romans bekümmern! Nun, ein paar Tausend werden immerhin da sein, denen dieser „Urmeister" ein Erlebnis und eine innige Freude bedeutet. Man hat darüber gestritten, ob er schöner und wertvoller sei als Goethes spätere Fassung, aber man kann ebenso gut darüber streiten, ob der Frühling schöner sei als der Sommer. Hier, in diesem Urmeister, ist Goethescher Frühling, reich und blühend, aber ich möchte doch den späteren Meister dafür nicht hergeben; allein schon sein Anfang, jene paar namenlos suggestiven, zwingenden Seiten, ist dem Anfang des neugefundenen Werkes weit überlegen. Was der Urmeister Neues bringt, ist vor allem die Jugendgeschichte Meisters und dann eben ein unersetzliches, prächtiges Stück Goethescher Jugendprosa; wir tun am besten, nicht zu vergleichen und namentlich nicht zu kombinieren, sondern den neuen Fund als ein Werk für sich zu nehmen. Es gewinnt auch biographisch und psychologisch ein Interesse dadurch, daß es die heimliche Arbeit jener zehn Weimarer Jahre ist, in denen Goethe fast völlig auf die poetische Arbeit verzichten zu müssen meinte. Für den Goethe der Zeit zwischen dem Werther und den „Lehrjahren" ist nun diese „Sendung" entschieden das wichtigste Dokument. — Die Ausgabe ist schön und, von dem wertvollen Vorwort abgesehen, ganz frei von philologischem Ballast.

Goethes „Dichtung und Wahrheit" hat der Münchener Verleger Martin Mörike in einer musterhaften populären Ausgabe ediert, beinahe achthundert Seiten mit Bildern gebunden für zwei Mark. Man sieht, Volksausgaben können billig sein, ohne häßlich sein zu müssen. Und man freut sich und wünscht diesen Mörikedrucken viele Nachfolger. Einer davon ist schon da, der „Anton Reiser" von Moritz, ein autobiographischer Roman vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts, der zur Goethezeit in jedermanns Händen war, den Goethe gelesen und hoch gerühmt hat und dem wohl wieder neue Leser zu wünschen sind.

Von demselben „Anton Reiser" hat der Verlag Georg Müller in München eine feine Liebhaberausgabe gemacht, zwei Bände mit den faksimilierten Titelkupferchen der ersten Ausgabe von 1785, ein Leckerbissen für verwöhnte Bücherfreunde. Beide Neuausgaben seien empfohlen; nachprüfen konnte ich freilich die Texte nicht. Ich besaß den Reiser seit langem in der Reclamschen Ausgabe, und indem ich in dem alten Bändchen wieder blättere, finde ich manche Stellen angestrichen, die mir einst bei der Lektüre Eindruck machten, darunter die schöne: „. . sobald das Dort nun Hier wurde, hatte es auch all seinen Reiz verloren".

Hier sei auch auf die beste Neu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller aufmerksam gemacht, sie ist von Albert Leitzmann besorgt und beim Inselverlag erschienen, zwei Bände Text und ein Band Kommentar und Register. Wer sich biographisch näher mit Goethe und Schiller befaßt, wird für den sehr reichen Kommentar dankbar sein; erfreulich ist auch, neben dem Personenregister, ein Register über alle Werke und Arbeiten der beiden Dichter, die im Briefwechsel irgend erwähnt werden. Die ganze Herausgeberarbeit steckt bescheiden und praktisch im dritten Bande beieinander, die zwei Textbände sind frei von störendem Beiwerk und sehr gut gedruckt.

Schöne Fortschritte haben die musterhaften Ausgaben des Tempelverlags gemacht. Der Schiller in zwölf Bänden verdient alles Lob, und von den vier Mörikebänden sind drei fertig. Im vierten ist wohl eine Auskunft des Bearbeiters über seine Texte zu erwarten; der „Maler Nolten" dieser Ausgabe nämlich zeigt bedeutende Abweichungen von den beiden bisher üblichen Fassungen, ist also neu bearbeitet. Die Tempelausgaben sind entschieden die einheitlichsten und geschmackvollsten Klassikerneudrucke unsrer Zeit. Sehr zu wünschen wäre eine baldige Fortsetzung ihres Goethe. Als hervorragende Leistungen seien nochmals das Nibelungenlied und die von Emil Strauß besorgte Hebelauswahl des Tempelverlags gerühmt.

Zahlreich sind die Einzelausgaben populärer Art, sehr viele davon machen einander unnütze Konkurrenz. Von kleinen, billigen, hübschen Taschenausgaben fielen mir eine von „Aucassin und Nicolette" auf (Verlag Amelang, Leipzig) sowie die „Bücher als Gefährten" im Verlag von Fritz Heyder in Berlin, deren letztes Bändchen den „Michael Kohlhaas" bringt. Für die Reise und zu kleinen Büchergeschenken gibt es neben den Drucken des Verlags Mörike nichts Hübscheres. Den Herausgebern dieser kleinen, hübschen Bändchen sei Hebels Schatzkästlein empfohlen, ebenso Eichendorffs Novellen und die Grimmschen Märchen.

Überall wird gedruckt, entlegene und vergessene Romantiker kommen neu heraus, Luxusausgaben und Volksausgaben entstehen, aber einige Dichter und Werke scheinen dabei mit Grundsatz übergangen zu werden. Von Hebel, den Strauß sehr gut ausgewählt hat, wäre eine schöne Gesamtausgabe dennoch sehr zu wünschen, und an Jean Paul wagt sich niemand! Indessen eilt es ja nicht so sehr; vom Nibelungenlied, von Eichendorff und Lenau und anderen schönen Sachen, an die ich seit manchen Jahren immer und immer wieder erinnerte, sind allmählich gute Ausgaben gekommen, so wird es mit der Zeit vielleicht auch Jean Paul zu einer solchen bringen.

Hermann Hesse

Bankiertag

Vom 17. bis zum 19. September ist in München der vierte „Allgemeine Deutsche Bankiertag" abgehalten worden. Nach den verwaschenen Sommerkongressen — den Pathetiker-, Ethiker- und Volksbeglückerparaden —, hatte sich der mit Schaum Gefütterte nach kompakten Bissen gesehnt. Eine Versammlung von Realpolitikern, ein Konvent von Golddirigenten. Da mußte doch etwas Genießbares herauskommen. Ein universelles Aufgebot. Von Rießer über Mendelssohn, Helfferich, Warburg, Schwabach, Dombois, Heiligenstadt, Lumm, bis zu den Ängstlichen, den Kleinen, denen, die ihre Fäuste hinter dem Rücken der Großbanken ballen. Im weiten Parkett Parlamentsleute, Professoren, Schriftstellerwelt- und Halbwelt unter die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geldfürsten, Fürstchen und Knechte gemischt. Ein prachtvolles Vortragsmenü. Alles gespannt, durch Presseankündigungen und Publizistenwünsche vorbereitet und angeregt: „Geeignete und ungeeignete Mittel zur Hebung des Kurses der Staatspapiere". — „Stellung und Aufgaben des Privatbankiers im heutigen Wirtschaftsleben". — „Die zeitweise übermäßige Inanspruchnahme der Reichsbank, ihre Ursachen und die Mittel zur Abhilfe". — „Die Bekämpfung des Bucketshopunwesens und des Mißbrauches der Bezeichnung Bankgeschäft". Schwere Themata, von eminentester Bedeutung. Jede Lösung eine Befreiung. Was haben wir gehört, was haben wir erhalten, was können wir verwenden, wird Deutschland nun geholfen werden?

Nichts Neues hat der Bankiertag uns gebracht. Nicht eine klare Antwort und nur wenig klare Fragen. Langatmige Resolutionen, Verlegenheitswindungen. Die Praktiker haben versagt. Aus Unvermögen, aus Mangel an Bekenntnismut? Herr Warburg, der Hamburger Bankier, hat nichts als die alten, abgeleierten Mittelchen gewußt, als die Medikamentchen und Mixtürchen, die den kranken Anleihen eingeflößt werden sollen, sie aber nicht gesund machen können. Tilgungsverbesserungen, Marktöffnungen, Reklame und dergleichen. Hübsche Sächelchen, an denen die Banken noch was verdienen können. Vater Staat als Inszenator gedacht. Und die Banken selbst? Hat Herr Warburg vergessen, in all seiner Besorgnis für den Staat vergessen. Ja, ihr kennt den Altruismus, die Fiskalbegeisterung des Bankiers noch nicht. Er bescheidet sich. Er will sich an dem Handel nicht mästen. Er empfiehlt nach alter guter Sitte Industriepapiere, Neuemissionen und ähnliche liebe Dinge. Nur Auslandswerte, Marokkaner, Chilenen und sonstige Exoten, nimmt er liebenswürdig auf, weil wir doch den Ruf nicht verlieren wollen, das freundlichste Volk der Welt zu sein. Dann kam Herr Leiffmann auf Düsseldorf. Geheimer Kommerzienrat und nichts als lauterste Herzlichkeit. Ein Privatbankier. So habe ich mir ihn immer vorgestellt, den Privatbankier. Als ich noch ein Knabe war. Geheimer Kommerzienrat muß er sein, zufrieden muß er sein, strahlen muß er, Geld streuen und Sekt trinken muß er. Herr Leiffmann, das ist der richtige Mann, der versteht die Not der Genossen, der hat das Mitleiden mit ihnen, der hat den nötigen Zorn des Getroffenen, des Bedrängten. Nur Herr Leiffmann durfte das Plaidoyer halten. Jetzt ist der Privatbankier gerettet. Nein, von all der Bitterkeit, dem Groschenzittern, der Pleitefurcht, von der brutalen Konkurrenz der Großen, dem Kuckuckseierlegen, dem grausamen Schreiten des Großbankmechanismus, von all diesem hat man nichts gehört. Und wie er dem lieben Zentralverband die Wangen gestreichelt! War das nicht rührend? Kein Auge blieb tränenleer, jedes Herz schlug höher. Vergessen alle Mißgunst, aller Neid, vergessen die Filialgemeinheiten, die kalte Halsdrückerfaust, und schüchtern konstatiert, daß der Privatbankier einen Anspruch auf Dasein habe. Und dann Herr Frenkel aus Berlin. Nur Kommerzienrat und etwas deutlicher. Aber wie wußte er die Hörer vom Trüben zu befreien, wie löste er die Heiterkeit aus, wie hatte er die Lacher — auf der Gegenseite. Und dann kam das schwere Geschütz, dann dröhnte Herr Carl Helfferich, Wirklicher Legationsrat, Professor, Doktor, Gelehrter, Staatsbeamter, Direktor der Deutschen Bank. Eine Glanzkarriere. Beinahe Gwinnerglorie. Gerühmter Praktiker und in einer Reihe mit Lotz, Lexis. Kein Tiefentaucher. Aber doch ein guter Kenner und Erklärer. „Das Geld". — „Reform des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Geldwesens nach der Gründung des Reiches". Studiosen und Reifere können aus den Büchern schöpfen. Ihm hatte man es anvertraut, das Peinliche, die Verteidigung des Schuldkontos, und er hat die Aufgabe prompt gelöst. Wie rein stehen sie da, die Banken, nichts Reineres kann es auf Erden geben.

Er hatte auf den Kern zu stoßen, er hatte die Kreditsünden zu geißeln, er hatte an die Brust zu schlagen und „peccavimus" zu rufen. Hat er das getan? Nein! Weshalb rast der Kreditsturm um die Reichsbank, weshalb wälzt sich, wellenüberschlagend, der Wechselstrom? Die Ursache sieht Helfferich „in der gewaltigen Steigerung aller wirtschaftlichen Verhältnisse". Was kann helfen? Die Reform der Zahlungsorganisation, die Sanierung des Goldbestandes der Reichsbank durch Mätzchen, die Gewöhnung des Volkes an andere Zahlungstermine, die erhöhte Geldvernunft der Behörden und dann — sanft verlangt — eine Verbesserung der Kassenliquidität der Banken und sonstigen Kreditinstitute sowie die „Vermeidung einer übermäßigen Ausdehnung der Kreditgewährung". Krediteinschränkung, das ist es, das andere ist sekundär, ist Mittelchen, aber nicht Hauptmittel. Man soll uns doch mit den ewigen Klagen über den Scheckstempel vom Leibe bleiben. Als ob sich eine Wirtschaft, die von beinahe 70 Millionen Menschen betrieben wird, aus solcher Lapperei etwas machte, und man soll doch nicht alles Heil in dem schon zum Einschlafen empfohlenen bargeldlosen Verkehr sehen. Das kann mithelfen, aber helfen kann es nicht. Diese ganzen Surrogatverlegenheiten muten an wie Schuldkaschierungen. Die Sache muß an der Wurzel gepackt werden. Mit der Konstatierung einer „gewaltigen Steigerung aller wirtschaftlichen Verhältnisse" ist es nicht getan. Wer hat die Steigerung verursucht? Außer der Bevölkerungsvermehrung und außer unkontrollierbaren Triebkräften und psychischen Einflüssen. Das war unsere Kreditüberhitzung, die Stimulierpeitsche, der schärfste Anreiz, den eine Volkswirtschaft je bekommen. Und die Peitschenschwinger waren die Banken, die Großbanken voran. „In den letzten Jahrzehnten hat das deutsche Wirtschaftsleben an Solidität und Stabilität ganz erheblich gewonnen, nicht zum wenigsten durch das gewachsene Verantwortlichkeitsgefühl und die strengere Selbstzucht der Banken."

So Herr Helfferich. Das ist nicht wahr, Herr Helfferich. Selbstzucht haben die Banken nicht geübt und Verantwortlichkeitsgefühl haben sie nur verflucht wenig gehabt. Sie haben im Gegenteil Milliarden unnützer Werte geschaffen, haben eine ungeheure Übergründung veranlaßt und haben die Märkte mit zwecklosen Papieren überfüttert. Das sind Nachweisbarkeiten. Dagegen ist nichts zu sagen. Und gerade die Deutsche Bank, deren Direktor Herr Helfferich ist, hat die Selbstzucht und das Verantwortlichkeitsgefühl vermissen lassen. Es sei nur an die von dieser Bank verursachten Unnatürlichkeiten auf dem Terrainmarkte erinnert. Die Deutsche Bank hat in Berlin eine höchst ungesunde Bodenagiotage getrieben und hat geholfen, eine der größten Städte der Welt in Riesengefahr zu bringen. Ist das Selbstzucht und Verantwortlichkeitsgefühl? Etwas mehr Objektivitätsdistanz könnte man von jemand, der als Ergründer wirtschaftlicher Wesenheiten auftritt, doch verlangen. Wenn man aber eine Kalmierung dieser Wildheiten fordert, so heißt man Gruselpeter, Angstbold, man hat das Zittern vor der Fortschrittsgewalt. Vor der nicht, aber Fortrennen ist kein Fortschritt und Hohlheiten sind

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keine Worte. Die Banken müssen erst beginnen, Selbstzucht zu üben, bis jetzt haben sie das noch nicht getan. Sie sind die eigentlichen Erreger der Spekulationskrankheit und haben schon die Sparkassen, die Genossenschaften und andere angesteckt. Das ist ein netter Fortschritt, der Leichenwege geht. „Die Banken haben sich während der Marokko-Krisis bewährt." War die Krisis ein Krieg? Was will das besagen?

Wie hat man auf dem Bankiertag vor dem Gesetz gezittert! Nur keine Reglementierung. Selbstgesundung. Wann wird die kommen? Sollen wir bis zum Debacle warten, bis die Banken den Nationalwohlstand noch mehr verwässert haben? Sie haben wirtschaftliche Verdienste, große Verdienste. Gewiß. Aber ist es eine Heldentat, mit Milliarden die Industrie zu spicken, wenn man die Milliarden hat, wenn die ursprüngliche Volkskraft sie in die Kassen wirft? Viel heldischer wäre es, verlustlos zu schalten und das Geld nicht wahllos zu zerstreuen. Daß die Banken ohne Gesetzeshilfe gesunden können, hat der Bankiertag nicht bewiesen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Die Faustkämpfer

Im ungarischen Reichstag sind alle Lärmgeister los: vom Waldhornsolo bis zum Pistolenschuß. Der Schrei überwältigt das Wort, der Tönewahnsinn der Pfeifen, Knarren, Trompeten den Schrei. Man argumentiert mit „Hund!", „Schuft!", „Feigling!"; wenn die Stimme überdröhnt wird: mit Fäusten. Zum zweitenmal binnen wenigen Monaten dringen Tag für Tag Polizeischaren in den Saal; Hunderte zuletzt. Täglich rollt das äußere Bild eines Staatsstreichs sich ab. Was im preußischen Abgeordnetenhause nicht ohne peinliche Komik war, wirkt hier, im Riesenmaßstab, wild und ausdrucksvoll. Und, in all seinem Paroxysmus, auch folgerichtig. Es kam System in das brüllende Chaos. Meinungen gehen in der Gesamtgeste unter, Reden pressen sich in einen einzigen Krampf. Trotz seines schrillen Getöses wird dieser Parteienkampf stumm geführt ...

Was will das bedeuten? Auch im Glaubenssicheren stutzt das Urteil. Wären die Ausschreitungen der ungarischen Volksvertreter harmloser, die Weise vom „Niedergang des Parlamentarismus" würde siegessicherer klingen. Aber Faustkämpfe? Polizeischlachten? Katzenmusiken einer ganzen Opposition? Dem Bannspruch: die Ungarn sind Barbaren und der Parlamentarismus verwildert, wird es diesmal — zu leicht gemacht. So bleibt er stecken.

Wo vor einem Ereignis die Maßstäbe versagen, liegt es an den Maßstäben. Wir haben geglaubt, eine Volksvertretung sei einer Konferenz gleich. Die stufenweise Widerlegung dieses Irrtums nennen wir: „Niedergang des Parlamentarismus". Das Parlamentsideal von 1848, der Austausch professoraler Abgeklärtheiten, rächt seine Enttäuschung mit diesem Wort. Ein Ideal, das allem, nur nicht dem Wesen einer Volksvertretung ähnlich war. Meinungen, glaubten wir, werden sich im Beratungssaal mit Meinungen messen. Darlegungen Ansichten ändern. Reden auf Überzeugungen wirken. Die Abstimmung war schon etwas Grobes; nur eigentlich als Notbehelf zu entschuldigen. — Ist irgend etwas an diesem Bilde verwirklicht worden? Ja: solange die Vertretung ohnmächtig war.

Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Solange die Worte zu nichts verbanden. Im Frankfurter Vorparlament und in der Paulskirche. Seitdem nicht ein Zug mehr. Das Parlament ist ein Massenwesen, geschaffen um Macht zu üben. Nicht einzelne haben das Wort, sondern Gruppen. Nicht Meinungen sind vertreten, sondern Willensrichtungen. Nicht Einsicht ist abzuwägen, sondern Macht. Wir sollten uns mit dieser Sachlage doch abfinden. Die Hälfte unserer Mißverständnisse stammt daher, daß Meinungen mit Dingen anderen Wesens verwechselt werden. Der Durchschnittsdeutsche, zum Exempel, gibt für Überzeugung aus, was zur Not eine Meinung ist; er kann sich nicht räuspern, ohne einen „Standpunkt" klarzustellen. — Der Komplementärfehler: Für Meinung auszugeben, was Willensausdruck ist. Dieser Ausdruck, nur er, herrscht in den Parlamenten. Alles was Meinung war, Darlegung und Überredung, ist vor den Wahlen erledigt. Sollen alle Prozesse noch einmal geführt werden? Die zusammengefaßten Willenskörper, die wir Parteien nennen, sich wieder auflösen? — Es gilt, einen politischen Glaubenssatz rundumzustülpen: Nicht im Parteienhaus haben Wort und Darlegung Wert, sondern am Verwaltungstisch; nicht die Regierung: das Parlament ist stumm. Daran ändern die vortrefflichsten Reden nichts. Wo die Gesamtrichtung vorgeschrieben, der Wille einheitlich ist: da müssen Meinungen ausgetauscht werden. Also bei den Verwaltenden. Von einer solchen Körperschaft mag es gelten, daß sie nicht temperamentslos genug sein kann. Denn ihre Aufgabe ist: Einheit zu verwirklichen. Die Abgeordneten aber haben das Stadium der Darlegung hinter sich, sobald sie ins Volkshaus eintreten. In Nebenfragen mögen auch sie sich als Verwalter fühlen; allen großen und einfachen Angelegenheiten entspricht der einfache Willensausdruck. Der Mund der Überredung verstummt, und ein Abstimmungsresultat, ein Aufbäumen der Obstruktion, wenn es zum Äußersten kommt: ein Faustschlag sagt das Wesen dieses Willens besser aus als alle Verhandlungsberichte. — —

Soll man das Tun der Herren Justh, Andrassy, Apponyi, Kossuth, Frater, Kovacs darum loben? Der Energie des Grafen Tisza Beifall klatschen? Nein. Wir wissen von ihren Motiven nicht viel und trauen nicht jedem Lärmmacher gleich heldenhafte Hingabe zu. Aber wir wissen auch, daß Krieg nicht mit Überredungsmitteln geführt wird. Der Ton der Parlamente wird rauher. Überall. Nicht, weil die Unreife der Völker zum Parlamentarismus sich zeigt, sondern umgekehrt: weil sie reifer werden. Reif ist ein Parlament, das begreift: Die Abgeordneten sind nicht dazu da, um einander zu überzeugen, sondern um etwas durchzusetzen. Ausgeglichenheit ist anderweitig besser zu haben. Die Volksboten könnten ebensogut zu Hause bleiben, wenn das ihnen fehlt, was das politische Handwerk erst adelt: die zornige Liebe. Der verzeiht man, als letztes Mittel, auch ihren Wutschrei und Faustschlag. Unser junges Parlament ereifert sich nicht. Auftritte, wie die ungarischen, sind bei uns unmöglich; noch. Das mag beruhigend sein. Aber — ob wir gar so stolz sein dürfen darauf?

Hermann Friedemann

Vogel Straußpolitik

Nach den jetzt amtlich publizierten Ergebnissen der letzten österreichischen Volkszählung haben die Deutschen nicht schlecht abgeschnitten. Ihre Zahl ist im Jahrzehnt 1890 — 1900 von 8461580 um 709359 Köpfe auf 9170939, im

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahrzehnt 1900 — 1910 aber um 779327 Köpfe auf 9950266 gestiegen. Der perzentuelle Zuwachs, der im vorigen Jahrzehnt nur 8,38 betragen hatte und damit um 0,82% hinter dem allgemeinen Durchschnitt geblieben war, betrug im letzten Jahrzehnt 8,50% und blieb hinter dem allgemeinen Zuwachs nur mehr um 0,59% zurück. Der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung ist in stetem Rückgange begriffen. 1890 sprachen von 1000 Österreichern noch 360,5 deutsch, 1900 357,8 und 1910 355,8. Es ist also selbstverständlich, daß man nur im Hinblick auf die allgemeinen politischen Verhältnisse sagen kann, daß die Dinge nach den Ziffern der Volkszählung für die Deutschen nicht schlecht stehen, zumindest nicht so schlecht, wie von deutscher Seite befürchtet, von nichtdeutscher erhofft wurde. Dieses Ergebnis könnte bei den Deutschen auch darum mit Befriedigung aufgenommen werden, weil es trotz schwerer Verluste in Galizien (120000 Juden haben dort statt der bisherigen deutschen die polnische Umgangssprache angegeben), kleinerer in Krain und hinter dem Durchschnitte bleibender Vermehrung in Böhmen, Mähren zustande kam. Der deutsche Zuwachs erscheint am größten in Tirol und Niederösterreich — abgesehen von den Küstenländern, wo es sich nur um kleine Minderheiten handelt. Der Zuwachs beträgt in Tirol etwa 65000 Köpfe oder fast 14%, übersteigt also den Durchschnitt um nahezu 5%, in Niederösterreich beträgt er etwa 420000 Köpfe oder fast 15½%, der Durchschnitt wird hier fast um 6½% überschritten. Die niederösterreichische Ziffer ist nun jene, welche das deutsch-österreichische Gesamtresultat entscheidend beeinflußt hat, sie hat es „herausgerissen". Darob großer Jubel, besonders in der christlichsozialen Presse, die aus dieser Ziffer den Beweis dafür ableiten will, daß die in Niederösterreich herrschende christlichsoziale Partei das Deutschtum besser als die deutschnationalen Parteien zu schützen und zu stärken verstehe. Und doch ist gerade Niederösterreich die Achillesferse des österreichischen Deutschtums, sein schwächster Punkt. Es ist nationale Vogel Straußpolitik, die da getrieben wird. Gewiß ist das Deutschtum in Niederösterreich auch gewachsen und rascher gewachsen, als in irgend einem anderen Kronlande — aber es ist nicht in jenem Umfange gewachsen, den die amtliche Statistik angibt und der ja hocherfreulich wäre, wenn er wahr wäre. Das ist er aber nicht. Der nationale Radikalismus der nichtdeutschen Völker, voran der Tschechen, hat auf die Deutschen ein wenig abgefärbt und sie beginnen manche Tricks ihrer Gegner nachzuahmen. Nach dem Muster „Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden" hat man besonders in Wien bei der Volkszählung von deutscher Seite ein bißchen „nachgeholfen". Daher das Ergebnis: Die Zahl der Tschechen hat um 10639 abgenommen. In einer Zeit, wo das Wiener Tschechentum national, politisch, gesellschaftlich und wirtschaftlich besser organisiert ist, als die Deutschen, speziell als die Deutschen in und um Wien. Hier seien drei Zahlen eingeschaltet. Aus Böhmen sind in den letzten zehn Jahren 171513, aus Mähren in demselben Zeitraume 93928 Personen ausgewandert, die Einwanderungsziffer für Niederösterreich beträgt 158872. Der Hauptstrom der Wanderbewegung aus Böhmen und Mähren geht südwärts, nach Niederösterreich, und der weitaus überwiegende Teil der mehr als 265000 Auswanderer der beiden Sudetenländer besteht aus Tschechen, die daheim keine Existenzmöglichkeit mehr finden und in das industrielle deutsche Gebiet ziehen müssen. Wird es einen wirklich ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

künftigen deutschen Politiker geben, der angesichts dieser Ziffern behaupten wollte, von diesen Hunderttausenden ausgewanderter Tschechen wäre keine sehr bedeutende Verstärkung des Wiener Tschechentums ausgegangen? Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß mit der Zunahme des tschechischen Nationalbewußtseins die Assimilierung der in deutsches Gebiet Wandernden nahezu gänzlich aufgehört hat. Von deutschnationaler Seite selbst wird heute schon zugegeben, daß es in Wien 15000 tschechische Schulkinder gebe, jeden Tag wissen die nationalen Zeitungen über einen tschechischen Erfolg in Wien zu berichten, tschechische Banken machen in Wien die besten Geschäfte — auch mit deutschen Kunden — Hunderte von Vereinen bestehen für die Entwicklung des Tschechentums, ein ganzer Wald tschechischer Blätter sorgt für das Zusammengehörigkeitsgefühl und ein Narodni dum nach dem andern ersteht mit Hilfe tschechischer Adeliger deutscher Abstammung. Und da will man glauben machen, das Tschechentum gehe in Wien zurück! Das ist Selbstbetrug, nicht nationale Politik. Man täuscht sich, um die Gefahr nicht sehen zu müssen, man verkleinert sie — — auf dem geduldigen Papier und inzwischen wächst sie unverdrossen fort bis sie eines Tages übermächtig groß vor den erschreckten Augen der erfolgreichen Deutschtumsschützer und Mehrer aufragt und jede Abwehr zu spät kommen muß. Heute schon ist eine wirkliche Hinausdrängung der Tschechen aus Wien und Niederösterreich eine kaum mögliche Sache — ein Wunder müßte da den Deutschen zu Hilfe kommen. Geht es so weiter und stecken die niederösterreichischen Deutschen auch weiterhin den Kopf in den Sand und trösten sich mit ein paar unechten Zahlen — — dann stehen wir im Herzen der Donaumonarchie in zehn oder bestimmt in zwanzig Jahren sehr nahe den Verhältnissen, die in Böhmen und Mähren so erfreuliche Formen angenommen haben. Wird das eucharistische Wien sich wehren? Wien deutsch oder doppelsprachig — — das ist eine Frage von internationaler Bedeutung, davon kann mehr abhängen als sich die Führer des Wiener Volkes auszudenken vermögen — — —

Alfred von Mehrn

Balkanjapaner

Im Lehrzimmer des bulgarischen Klosters Zographos auf Athos hängt eine eigentümliche Wandkarte: eine Darstellung des „Großbulgarischen Reiches". Aber nicht jenes Bulgarien ist darauf verzeichnet, das dem Koburger gehorcht und ganz kürzlich noch dem Sultan tributpflichtig war, sondern ein großes, mächtiges Phantasie-Bulgarien, ähnlich jenem bulgarischen Kaiserreich, das einst, vor tausend Jahren, Serbien und Byzanz unter sein Joch zwang und heute noch in den politischen Liedern und Träumen des Bulgarenvolkes weiterlebt. So ziemlich die ganze Balkanhalbinsel ist in dieses Größer-Bulgarien aufgenommen; seine Hauptstadt aber ist Saloniki.

So beschaffen ist der Geographieunterricht, der den jungen bulgarischen Mönchen auf Athos erteilt wird.

Bisher waren Kirche und Schule die ergiebigsten Agitationsfelder der großbulgarisch-nationalen Säearbeit; und ging es nicht mit „moralischen" Eroberungen, so behalf man sich mit ... gewaltsamen. Noch tönt im Ohr des abendländischen Europäers jener Glockensturm von Anchialos nach, der vor sechs Jahren das fanatisierte Volk von Burgas zur Vertreibung und Massakrierung friedlicher Bewohner in die Griechenstadt rief. Die griechischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kathedralen im Lande wurden kurzerhand bulgarisiert, in der Hafenstadt Varna verhinderte der Pöbel den griechischen Bischof Neophytos ganz einfach an der Landung. All dies unter den Augen der schmunzelnd zusehenden Behörden, die auch gegen den Philippopler Griechenpogrom keinen Finger rührten. Begreiflicherweise: denn Philippopel, die Hauptstadt Ostrumeliens, ist seit 1902 der Haupsitz des mazedonisch-bulgarischen Revolutionskomitees, das vornehmlich von bulgarischen Offizieren und Unteroffizieren der Reserve geleitet wird.

Um Mazedonien aber ging es schon damals und geht es auch heute wieder. Schritt für Schritt sieht der großbulgarische Chauvinismus seine kühnsten Träume sich erfüllen; und er hilft in der Wirklichkeit nach, wo immer sich ein Angriffspunkt darbietet. Ein solcher ergab sich aber, als im Jahre 1872 durch einen Erlaß des Sultans das bulgarische Exarchat in Konstantinopel gegründet wurde, das die Bulgaren in kirchlicher Beziehung vom Patriarchen in Konstantinopel, dem Oberhaupt der griechischen Christen in der Türkei, unabhängig machte: damit waren Bulgarien, Ostrumelien und der von Bulgaren bewohnte Teil Mazedoniens zur national-kirchlichen Einheit gelangt; der spätere Übergang der türkischen Provinz Ostrumelien in die Verwaltung Bulgariens und die schließliche Verschmelzung der beiden Länder zum Königreich wiesen dann mit untrüglicher Klarheit das Ziel, dem die vom kulturellen Gebiet ausgehende Eroberungspolitik Bulgariens in beharrlicher Konsequenz — wenn auch vorläufig noch ohne jede Gewähr des Erfolgs — zusteuert. 1906 handelte es sich darum, für die nicht unerheblichen Fortschritte der rivalisierenden Griechen in der mazedonischen Kirchen- und Schulpolitik — und wohl auch für einige von ihnen angezettelte Plünderungs- und Brandstiftungsorgien — auf irgendwelche Art Revanche zu nehmen. Denn auf Mazedonien, oder vielmehr auf die unter diesem traditionell-europäischen Begriff zusammengefaßten türkischen Wilajets Kossowo, Monastir und Saloniki, glaubt Bulgarien die erste Hypothek zu besitzen, obwohl die Bewohner des Landes in ihrer Mehrzahl türkischer und griechischer Nationalität sind, und obwohl andererseits auch Serbien aus nationalpolitischen Gründen auf einzelne Gebietsteile Anspruch erhebt. Darum „eroberte" man damals die griechischen Kirchen und steinigte die hellenischen Einwohner Bulgariens. So daß schließlich der Souzerän in Konstantinopel (trotz vorhergegangenem Techtelmechtel mit Ferdinand) über Veranlassung des ökumenischen Patriarchats an die Großmächte und an den ungebärdigen Vasallen selbst eine energische Protestnote richten mußte, um dem Berliner Vertrag von 1878, der den unbehinderten Fortbestand der kirchlichen Einrichtungen in Bulgarien verbürgt, Geltung zu verschaffen.

Und nun entdeckt Bulgarien plötzlich sein Herz für eben diesen von ihm selbst durchlöcherten Vertrag. Der verheißt nämlich im § 23 die berühmten, seit vierunddreißig Jahren verschleppten mazedonischen Verwaltungsreformen. Und an diesem Punkte gedenkt Herr Danew den Hebel anzusetzen, um Bulgariens angebliche „kulturpolitische Balkanmission" zu erweisen. Ob die bisher ausgeworfenen 35 Millionen Francs an außerordentlichen Rüstungskrediten zur Führung dieses Beweises ausreichen werden, ist ja allerdings sehr fraglich; aber genug von dem: der gute (oder wenn man will, der böse) Wille ist vorhanden. Die „Agence Balcanique" dementiert zwar gewohnter Weise; gleichwohl ist die Tatsache, daß eine bulgarische „Reformaktion" bezüglich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mazedoniens bevorsteht, oder mindestens geplant wird, verbürgt. Vielleicht nach den großen Manövern bei Schumla . . .

Schon beginnt man in Sofia mit dem altbewährten Trick des unwiderstehlichen Nationalwillens zu arbeiten. Ein bißchen auffallend a tempo kommt denn auch richtig eine Broschüre von Atanasow hereingeschneit: „Der jetzige günstige Moment für den Krieg mit der Türkei und die Rolle des Königs Ferdinand", worin das bulgarische Volk aufgefordert wird, den Kampf mit dem Erbfeind selbst gegen den Willen des Königs zu erzwingen. Im Ernstfalle wird König Ferdinands Regierung sich vermutlich mit der Ausrede behelfen: sie sei geschoben worden. Und wer weiß, hätte Graf Berchtold nicht beizeiten die Blicke der Welt auf die interessante Situation an der Hintertreppe Europas gelenkt — unsere Balkanjapaner befänden sich vielleicht, Ordnungsfanatiker, wie sie nun einmal sind, längst auf dem Marsche nach Saloniki und Konstantinopel! (Künftigen Historikern und Diplomaten sei die originelle Art, wie hier ganz allgemein — so; als wüßte man gar nichts Bestimmtes und folgte bloß einer inneren Eingebung! — zu einem „Meinungsaustausch" unter den Mächten aufgefordert wurde, zu gründlicher Vertiefung und entsprechender Danachachtung empfohlen . . .)

Einen bereits angebrochenen, von dunklen Instinktquellen genährten Feldzug zum Stillstand zu bringen, ist auf alle Fälle schwierig; im hellen Licht der europäischen Kontrolle gedeiht der Kriegsbazillus nicht so leicht. Nimmt die Diplomatie die Grenze südlich des Hämus auch weiterhin scharf unter den Tubus, so muß es gelingen, allzu weit aufgerissene Kriegsmäuler zu stopfen und den Herren Sofioten das schwierige Geschäft des Ordnungstiftens abzunehmen. Dr. Max Adler

Der kranke Krieg

Es ist nichts rechtes mehr mit dem Kriegführen. Wie auf allen anderen Gebieten verdirbt die Konkurrenz das Geschäft. Es hilft auch nichts, ihr durch einen raschen Streich zuvorzukommen. Sie mischt sich hinterher so sicher ein, wie vorher. Was hat Italien all seine Keckheit und Heimlichkeit nebst allen Opfern geholfen? Nichts! Es hat sich viel Sympathie und Vertrauen verscherzt, hat die Aufmerksamkeit der Konkurrenten geschärft, und gerade den Hauptzweck des Krieges, einen vorteilhaften Frieden zu erzwingen, hat es bis heute verfehlt. Dafür aber hat es eines aufgedeckt: die Wunden des Krieges. Seine unheilbare Schwäche und Blöße. Und so ward aus der blutigen Faust ein unblutiger Zeigefinger.

Ja, der Krieg ist wund und matt, es geht ihm nicht gut, er siecht an dem Übermaß der Friedensinteressen dahin. Er schleppt sich blaß wie ein Mythos durch die Welt. Seine Drohungen waren lange Zeit schreckhaft. Neunundneunzig Prozent von denen, auf die es nicht ankommt, glauben noch heute an den Ernst seiner Grimasse, zittern mit, wenn die Bühne unter seinem unaufhörlich nahenden Schritte zu erbeben scheint, schweben jahraus, jahrein in der Bängnis der allgegenwärtigen Gefahr. Und zahlen Steuern. Für Possen haben sie von je die höchsten Eintrittsgelder bezahlt.

Je weniger sie den Krieg erleben, um so fester glauben sie an ihn. So viel auch an dem sog. europäischen Gleichgewicht herumgezerrt wird, bald hier, bald da etwas fortgezogen oder zugelegt — es erweist sich in Wirklichkeit genau so zähe, wie man es für empfindlich ausruft. Seit den Jahren der Neuordnung des europäischen Planetariums 1871 und 78 sind so viele

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kostbare Gelegenheiten, das Gleichgewicht durch einen heiligen Krieg zu retten, verpaßt worden, sind so viele Gelegenheiten, endlich einmal den Sünder festzunageln, ungenutzt verstrichen, daß es nach und nach unmöglich wird, an das noch vorhandene Leben des Krieges zu glauben. Es ist wirklich niemand da, der anfangen möchte, und es ist schon fast vorauszusehen, daß einst die ganze glorreiche Rüstungspolitik aus Mangel am Objekt versumpfen wird. Wären nicht so gewaltige technisch-geistige Interessen damit verbunden, so viel wirtschaftliche Macht und positives Schaffen — die Lächerlichkeit wäre schon heute bloßgelegt.

Es gibt heute keine Interessen mehr in Europa, die durch den Krieg mehr gefördert als zerstört würden. Darum gibt es heute — allem Bündnisspielen zum Trotz — keine andere Kriegsgefahr, als etwa Abenteuerlust. Aber die Abenteurer sind nicht so dicht gesät, daß sie die unentbehrliche Bankwelt mit sich fortreißen könnten. Die deutschen, britischen und französischen Chauvinisten — sie haben die Hände überall, nur nicht in den Tresors der vorsichtigen Großfinanz. Und das ist so lange entscheidend, ehe nicht die Möglichkeit eines lohnenden Raubzuges zehn gegen eins bewiesen ist. Womit aber sollte der Beweis heute belegt werden? Bei der internationalen Verflochtenheit der Kapitalsinteressen eine unmögliche Aufgabe.

Darum ist auch der internationale Schrecken, den der italienische Handstreich zunächst hervorgerufen hatte, einer vergeßlichen Langeweile gewichen. Aus dem Zorn gegen den mutwilligen Friedensstörer wurde das aufrichtige Bedauern mit dem Blamierten. Aber nicht der Italiener ist schuld an seiner Blamage, der Krieg ist schuld. Er will einfach nicht mehr. In unserer entgötterten Welt ist auch für den Kriegsgott kein Platz mehr. Aus dem Dienste der Rassen, der Dynastien, der religiösen und der politischen Einheiten ist er nacheinander entlassen worden — wer sollte ihn noch in seinen Dienst nehmen? Der Einzelkrieg — siehe Tripolis — wird nicht mehr gestattet, der Gesamtkrieg hat keinen Sinn, und wo er unter dem Namen der friedlichen Durchdringung umherschleicht, schämt er sich vor sich selber. Wozu denn also die unwürdige, alle Männlichkeitsphrasen Lügen strafende Angst? Es ist wirklich zu drei Vierteln die steuerzahlende Angst, die Europa in Rüstung hält; in das letzte Viertel teilen sich nationale Leidenschaften, schlecht rechnende Gewinnsucht und die sonstigen Reste ehemals kriegsbestimmender Faktoren. Die Angst also vor einem armen, kranken Gespenst, dessen Erbärmlichkeit das blamierte Italien zum Besten aller bloßgelegt hat. Hätten wir noch die antik-naive, mythenbildende Gabe der Personifikation — im Nu würde die Lächerlichkeit des europäischen Kriegsspukes in das Gefühl der Völker übergehen. Man würde den Krieg rücklings auf einem Esel reitend durch die Gassen führen oder unter den Fenstern des Auswärtigen Amtes in effigie verbrennen.

Hermann Gottschalk

Die Selbstverwaltung englischer Kolonien

In einer Rede, die Lord Beaconsfield im Jahre 1872 gehalten hat, heißt es: „Die Gewährung von Selbstverwaltungsrechten an die Kolonien sollte meiner Meinung nach begleitet gewesen sein von einer Konsolidierung des britischen Reiches im großen, von einem Reichstarif, von einer Sicherung des Genusses an dem herren-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

loſen Land, das dem Herrſcher als Verwalter anvertraut iſt, für das Volk von England, und von einem Militärgeſetz, das genau die Mittel und Verantwortlichkeiten feſtſetzte, durch welche die Kolonien verteidigt werden ſollten, und worauf hin dieſes Land, wenn nötig, Unterſtützung ſeitens der Kolonien fordern dürfte. Sie ſollte ferner begleitet geweſen ſein von der Bildung irgendeines repräſentativen Rats in der Metropole, der die Kolonien in dauernde enge Verbindung mit der heimiſchen Regierung gebracht haben würde. Alles dies jedoch wurde unterlaſſen, weil die Berater dieſes Volkes — und ich glaube, ihre Überzeugung war aufrichtig —, in den Kolonien Englands, ſogar in Indien, eine Laſt für dieſes Land ſahen, indem ſie alles unter einem finanziellen Geſichtspunkte betrachteten und ſich gänzlich ſolcher moraliſchen und politiſchen Erwägungen enthielten, welche Nationen groß machen und durch deren Einfluß allein die Menſchen ſich von den Tieren unterſcheiden." Seit Disraeli dies ſagte, haben die engliſchen Kolonien auf dem Wege zur Selbſtverwaltung neue große Fortſchritte gemacht, ohne dem britiſchen Imperialismus nennenswerte Zugeſtändniſſe zu gewähren, und ſtatt daß ſich die Londoner Regierung getraute, von den Kolonien Opfer für die Reichsverteidigung als Dankeszoll für das leicht errungene Maß jetziger Selbſtändigkeit zu heiſchen, läßt ſie ſich willig auf Verhandlungen wegen einer weiteren beträchtlichen Ausdehnung der kolonialen Selbſtverwaltungsrechte ein.

Die Urſache der Nachgiebigkeit des Mutterlandes iſt freilich eine andere als die, die Disraeli anführt. Kanada war von jeher der Schrittmacher der Selbſtverwaltung engliſcher Kolonien und in Kanada war es die Nachbarſchaft des Volkes der Vereinigten Staaten, was das Verlangen nach Unabhängigkeit weckte und rege erhielt. Schon gleich nach Beginn der Streitigkeiten Englands mit den Neuenglandſtaaten im Jahre 1765, zwei Jahre nach dem Pariſer Frieden, in dem Kanada britiſch wurde, mußte die Treue der kanadiſchen Bevölkerung mit dem Widerruf einer Akte erkauft werden, welche Kanada denſelben Beſtimmungen unterworfen wiſſen wollte, die in den anderen nordamerikaniſchen Kolonien den Geiſt des Aufruhrs erzeugt hatten. Seitdem iſt die Selbſtändigkeit Kanadas noch jedesmal ausgedehnt worden, ſobald in London neue Befürchtungen, es zu verlieren, geweckt worden waren. Im großen und ganzen beruht heute die Verfaſſung auf der am 1. Juli 1867 in Kraft getretenen britiſch-nordamerikaniſchen Akte. Die vollziehende Gewalt liegt danach bei der Krone, die im Dominion einen Vertreter unterhält. Dieſer wird unterſtützt durch den Privy Council of Canada, einer aus 15 Mitgliedern beſtehenden Körperſchaft. Das Parlament beſteht aus einem Ober- und einem Unterhaus. Die Mitglieder des Oberhauſes (22) werden vom Generalgouverneur ernannt, doch müſſen die einzelnen Provinzen ihrer Größe gemäß vertreten ſein. Für das Unterhaus wählt Quebec dauernd 65 Mitglieder, die andern Provinzen ſoviel, daß das Verhältnis zwiſchen der Zahl der Abgeordneten und der Bevölkerung dasſelbe iſt, wie in Quebec; die entſprechende Ziffer wird von Zeit zu Zeit neu ermittelt.

Im Commonwealth von Auſtralien iſt auch der Senat eine gewählte Körperſchaft. Sie beſteht nur aus ſechs Vertretern, je einem für jede der ſechs Kolonien. In Südafrika beſteht der Senat ſowohl aus ernannten als gewählten Mitgliedern; acht werden vom Generalgouverneur ernannt, je acht

Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

von den vier ursprünglichen Provinzen gewählt. Während sich das kanadische Parlament an das englische Vorbild hält, hat man sich in Australien genau nach amerikanischem Beispiel gerichtet. Danach werden die einzelnen Provinzen Staaten genannt, gelten als souverän, während die Rechte und Befugnisse der Bundesregierung nur als von den Staaten verliehen betrachtet werden. Man sieht also, daß der Geist der Gesetze der nordamerikanischen Union das politische Leben Australiens zwar später, aber noch viel gründlicher infiziert hat, als das Kanadas. Genau wie in der Union ergeben sich auch in Australien fortwährend Streitigkeiten über „State rights" und „boundary problems". Naturgemäß richtet sich der Oberste Gerichtshof bei seinen Entscheidungen nach amerikanischen Juristen. Die englische Rechtsgelehrsamkeit, die sonst soviel dazu beiträgt, in den Kolonien das Gefühl der Abhängkeit vom Mutterlande zu erhalten, kann darum in Australien nicht recht gedeihen.

Sowohl in Kanada wie Australien haben sich die gesetzgebenden Körperschaften in den letzten Jahren fast völlig von der Vormundschaft des Mutterlandes zu befreien gewußt. Die Londoner Regierung wagt selbst die ihr gebliebenen formellen Rechte nur noch selten in Fällen anzuwenden, wo sie mit größerem Widerstande in den Kolonien rechnen muß. Das stärkste Bindemittel zwischen dem Mutterlande und den Dominions bildet immer noch die Krone. Der König ernennt die kolonialen Gouverneure und ihre Stellvertreter, für Australien außer dem Generalgouverneur auch Gouverneure für die einzelnen Staaten. Er darf sein Veto einlegen gegen jeden Beschluß einer kolonialen gesetzgebenden Körperschaft. Der Wille des Königs ist die einzige Quelle für Ehren und Auszeichnungen in den Dominions wie im Mutterlande. In zweiter Linie kommt als Bindeglied das englische Parlament in Betracht, das die konstituierende Körperschaft für die Verfassungen aller Kolonien bildet und auch über die Selbstverwaltungskolonien noch für solche Maßnahmen die gesetzgebende Gewalt ausübt, die das Reich als Ganzes angehen, oder in anderer Weise die Zuständigkeit einer einzelnen Kolonie überschreiten. Ein weiteres Bindeglied ist der Privy Council in England, dessen Rechtskomitee die höchste Berufungsinstanz für das Rechtsleben aller Kolonien bildet. Schließlich kommt in Betracht, daß Fragen der auswärtigen Politik, der Abschluß und die Interpretation von Verträgen mit fremden Mächten, ausschließlich der Krone und den Ministern des Mutterlandes zur Erledigung anvertraut sind.

Viele dieser Rechte und Befugnisse der Londoner Machthaber besitzen nur noch geringe tatsächliche Bedeutung, da es an Mut fehlt, sie anzuwenden. Kanada hat längst angefangen, auswärtige Politik auf eigene Faust zu treiben, und das Commonwealth von Australien macht Anstalten, sich die gleiche Freiheit herauszunehmen. In bezug auf die Vereinigten Staaten hat sich Kanada vor einigen Jahren schon ein formelles Vetorecht gegen alle seine Interessen berührenden Abmachungen zwischen der Londoner und der Washingtoner Regierung ertrotzt. Daß es sich nicht zufrieden geben will, bevor es nicht völlige Bewegungsfreiheit erlangt hat, erhellt aus einer Erklärung, die der kanadische Premierminister Bordon während seines Aufenthaltes in England abgab: „Ich erinnere Sie daran", sagte er, „daß die, die verantwortlich für die Reichsverteidigung sind oder werden, ganz naturgemäß irgendwelche Stimme in der Politik haben müssen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von der die Entscheidungen über Krieg oder Frieden abhängen. Ich möchte Sie darüber aufklären, daß Kanada kein ‚Anhängsel', selbst nicht vom britischen Reich sein will, sondern ein großer Teil in einem größeren Ganzen."

Die kolonialen Staatsmänner sind nie um ein Druckmittel verlegen, um die Londoner Machthaber zur Nachgiebigkeit gegenüber ihren Selbständigkeitsbestrebungen zu bewegen; sie brauchen nur immer von neuem mit dem Gedanken eines politischen Anschlusses an die Vereinigten Staaten zu spielen. Das zieht stets. In den Beziehungen Australiens zum Mutterlande ebenso gut wie in denen Kanadas. Schon vor einigen Jahren konnte man in der Londoner Morningpost Betrachtungen wie diese lesen: „Man sollte darüber nachdenken, daß Australien Amerika viel näher liegt als England und daß die neue imperialistische Politik der Vereinigten Staaten die australische Regierung eines Tages zu dem Versuche veranlassen könnte, in freie und freundschaftliche Handelsbeziehungen zu der anderen weißen Gemeinschaft des Pacific zu kommen, so daß Australien bald völlig zu den Vereinigten Staaten hinneigen würde." In Wirklichkeit liegt wohl der Politik der führenden Köpfe im Commonwealth eine ähnliche Idee zugrunde, die den französischen Kanadier Bourassa einmal von einer kanadischen Politik nach seinem Herzen in folgendem Bilde sprechen ließ: „Wir sollten zwischen der alten britischen Fregatte, die an dem Felsen des Imperialismus zu scheitern droht, und dem amerikanischen Korsarenschiff, das sich bereit hält, die Trümmer aufzunehmen, unsere Barke so behutsam und standhaft steuern, daß wir weder mit der ersteren in den Abgrund gerissen werden, noch in das Fahrwasser des letzteren fortgerissen werden . . ." Otto Corbach

Heiliger Christophorus hilf!

In Geburtsnöten nämlich, die jede gläubige Empfängerin kirchlicher Gnadenmittel mindestens achtmal in ihrem Leben durchgemacht haben muß —, so ungefähr stellt sich oberhirtliche Betrachtung eine christliche Ehe vor, die des Heilandsegens über die Völker teilhaftig werden will! Und im Schweif dieser Gnade, unter dem die Frucht des Ehebundes reift, blitzen Irrlichter und Beschwörungsmittel auf, ungereimte, phantastische Gebilde in krausen, vielgestaltigen Formen, die der Aberglaube im Laufe der Jahrtausende hat entstehen lassen. Die altdeutsche Mythologie kennt ihn bereits und Donar, der Helfer, wie Freya, die Himmelsgöttin, sind die Patrone. Man legt von ihnen stammende oder ihnen geweihte Gegenstände in das Bett der Gebärenden, Donner- oder Klappersteine, Strohwische, das Zeichen der Freya, und die nirgends fehlende Alraunwurzel. Im Zeitalter des Christentums liefern Legende und geschriebenes Wort göttliche Hilfsmittel: Kreisende legen auf Haupt oder Brust das „kräftige Gebet von den sieben heiligen Himmelsriegeln" oder die „Gewisse und wahrhafte Länge unseres lieben Herrn Jesu Christi" („so eine schwangere Frau solche bei sich trägt oder zwischen der Brust umbindet, die wird ohne Schmerzen gebären und mag ihr nicht mißlingen in ihrer Geburt") oder aber die „Rose von Jericho", das getrocknete Gezweige einer palästinensischen Kruzifere, die man auf den Devotionalienmärkten im Verein mit Rosenkränzen und geweihten Dornenkronen käuflich erhält, wird als Panazee und gottgefälliger Anruf benutzt. In der Pfalz, in Österreich, Dalmatien und Griechenland steht diese Pflanze in höchstem Ansehen, stirbt ihre Anbetung nicht aus. Unser wirtschaft-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liches Zeitalter hat für all diese Gebräuche und Kulte Tauschwerte gefunden, ihre Herstellung erfolgt warengemäß, ihr Verschleiß im Sinne des Handels. Man begnügt sich nicht mehr mit dem bloßen Anruf der Jungfrau Maria, der hl. Anna, des hl. Gothart und Christophorus, man braucht eindrucksfähigere Symbole seines frommen Glaubens, und Kirche wie „fromme Geschäftskatholiken" liefern dieselben scheffelweise. Für Detailliſten und angehende Hausierer gibt es keine geeigneteren Lehrstätten wie unsere modernen Wallfahrtsorte zu Zeiten von Prozessionen, was dort an Kitsch feil geboten, eingehandelt und gekauft wird, ist ein Massenverschleiß und Umsatz, der mit den Tageseinnahmen eines Warenhauses rivaliſiert. Und da das Geschäft gottesfürchtig und einträglich — wenige Handelsartikel vereinigen in sich diese beiden Eigenschaften — machen es sich auch Klöster- und Ordensgenossenschaften zu eigen, und selbst in strengster Zölibatur lebende Heilige sorgen in von Herzen gehender Nächstenliebe für ihre Schwestern in Christo, die da eines Knäbleins oder Mägdeleins genesen sollen. In den rheinischen Landen — also nicht in Waldsee in Württemberg, wo Herr Liebel senior (vgl. Heft 30 des „März") Rosenkränze aus dem Heiligen Land Stück für Stück für zwei Mark und Korbflaschen mit vier Liter Inhalt Wasser aus der Gnadenquelle von Lourdes in stets frischer Füllung versendet — existiert ein solch heiliges Haus, von dem man für eine Mark und fünfzig Pfennige ein wehenbeförderndes Devotionale in Gestalt einer in Lourdes geweihten Kerze und eines Bandes erhält. Das Band muß während der Schwangerschaft an der Wäsche getragen werden, die Kerze wird in den Stunden der Geburtsnöte entzündet.[1]) Ist die „Rose von Jericho" nur ein prognostisch zu deutendes Mittel — je nachdem die auf Wasser gelegte Pflanze schnell oder langsam aufblüht, geht die Entbindung schnell oder langsam vonstatten —, haben wir es bei der Düsseldorfer Rezeptur mit einem direkten Heilagens zu tun, denn so lautet die Verkündigung: Wenn beide Bedingungen — Band und Kerze — erfüllt sind, dann hilft die Mutter Gottes, und zwar so segensreich, daß noch vor Niederbrennen der Kerze das Kindlein zur Welt gekommen ist. Da die Brenndauer der Kerze etwa zwei Stunden beträgt, ist die Kalkulation auf das Zusammenfallen von Wirklichkeit und Mystik nicht ungeschickt, wenigstens soweit es sich um normale Geburten handelt. Und wenn die Hebammen des Rheinlands, die auf diese klösterliche Unterstützung dressiert sind, mit dem Anzünden der Kerze etwas zuwarten, wird die Wirkung um so augenfälliger, die Handlung um so gottesdienstlicher sein. Wenn allerdings die Natur — und sie ist häufig merkwürdig taub all diesem Spuk gegenüber — Schwierigkeiten macht und die Geburt sich in die Länge zieht, dann ist durch derartige unverantwortliche Manipulationen das Leben von Mutter und Kind gefährdet, und die Geburtshelfer Düsseldorfs kennen manchen Text zu diesem frommen Gebaren! Aber was hilft's, selbst Menschenopfer heilen nicht vom Irrwahn, der hemmungslos waltet!

Julianus

[1]) Auf seinem Streifzug „Aus der Geschichte der menschlichen Dummheit" (Verlag: Albert Langen) hat Max Kemmerich einen weiteren Skalp zu diesem Artikel mit heimgebracht, das „Weihwasser des heil. Ignatius von Loyola", das als „Ignatiuswasser" gegen Viehseuchen, Cholera, Sterilität und Schwergeburten mit „glücklichstem Erfolg" angewandt wird!!

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

AP30
.M15
6. Jahrg.
1912
3. Bd.

Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

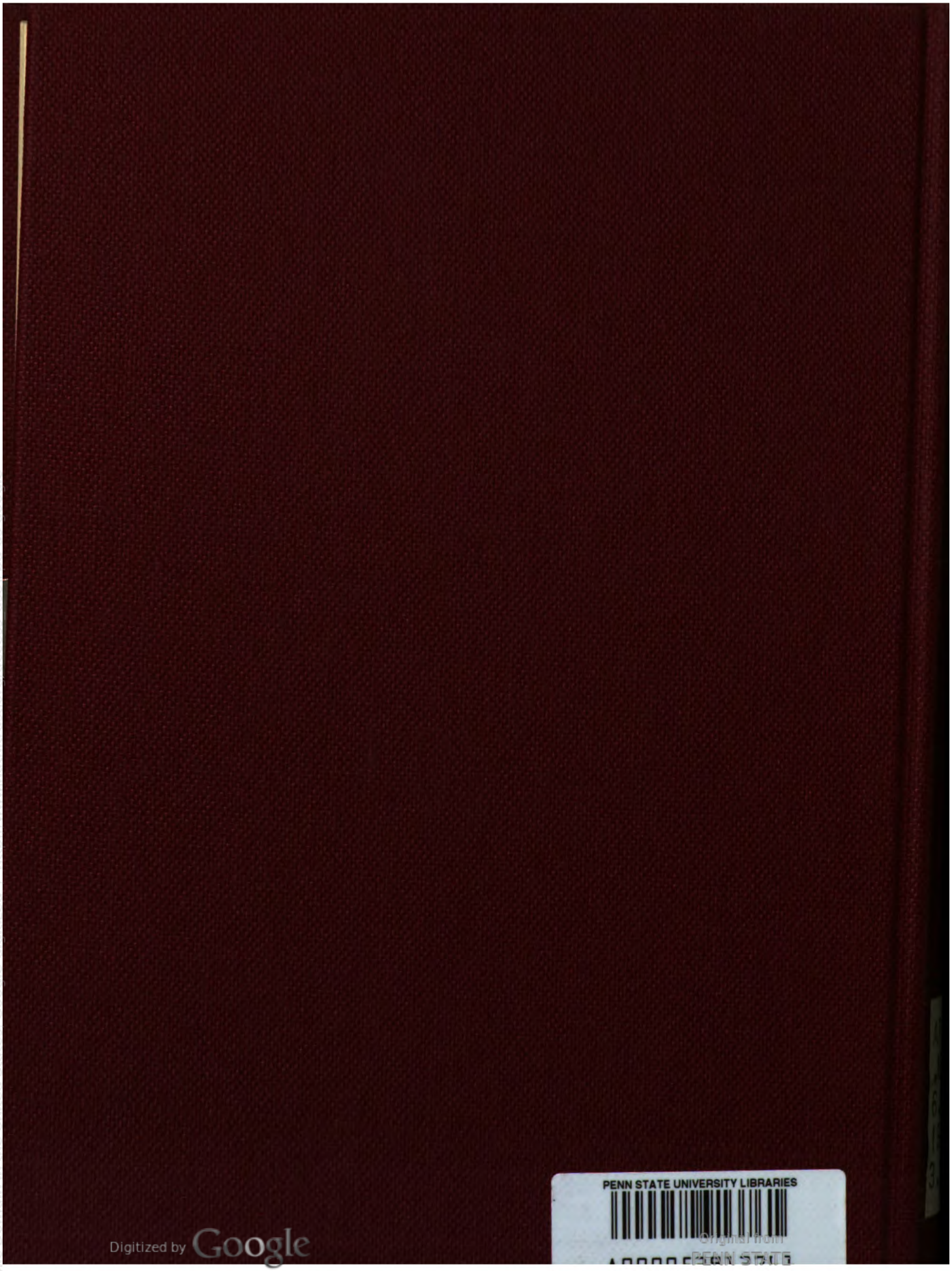
Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
Digitized by Google
Generated on 2019-10-27 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913761
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google